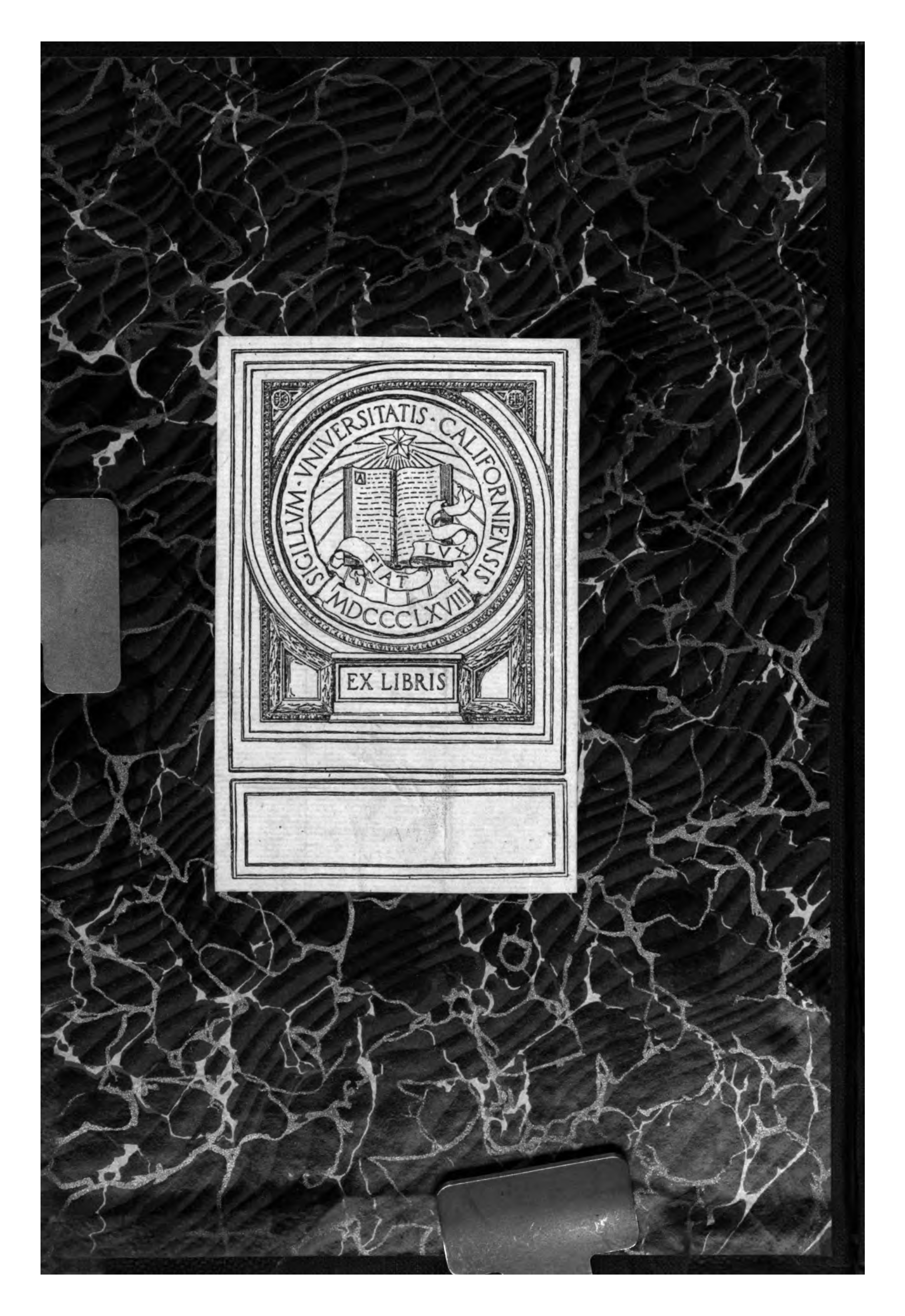
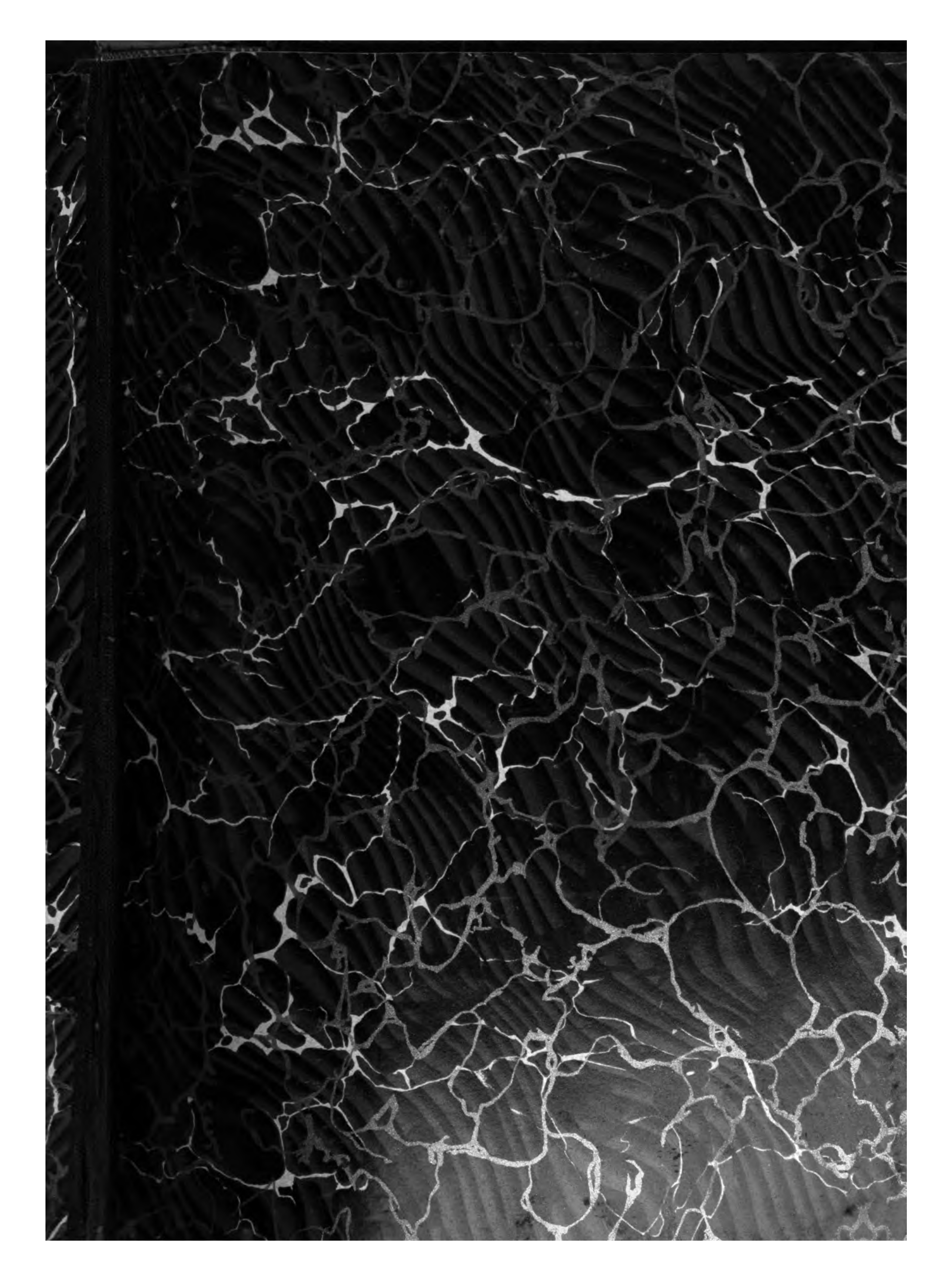
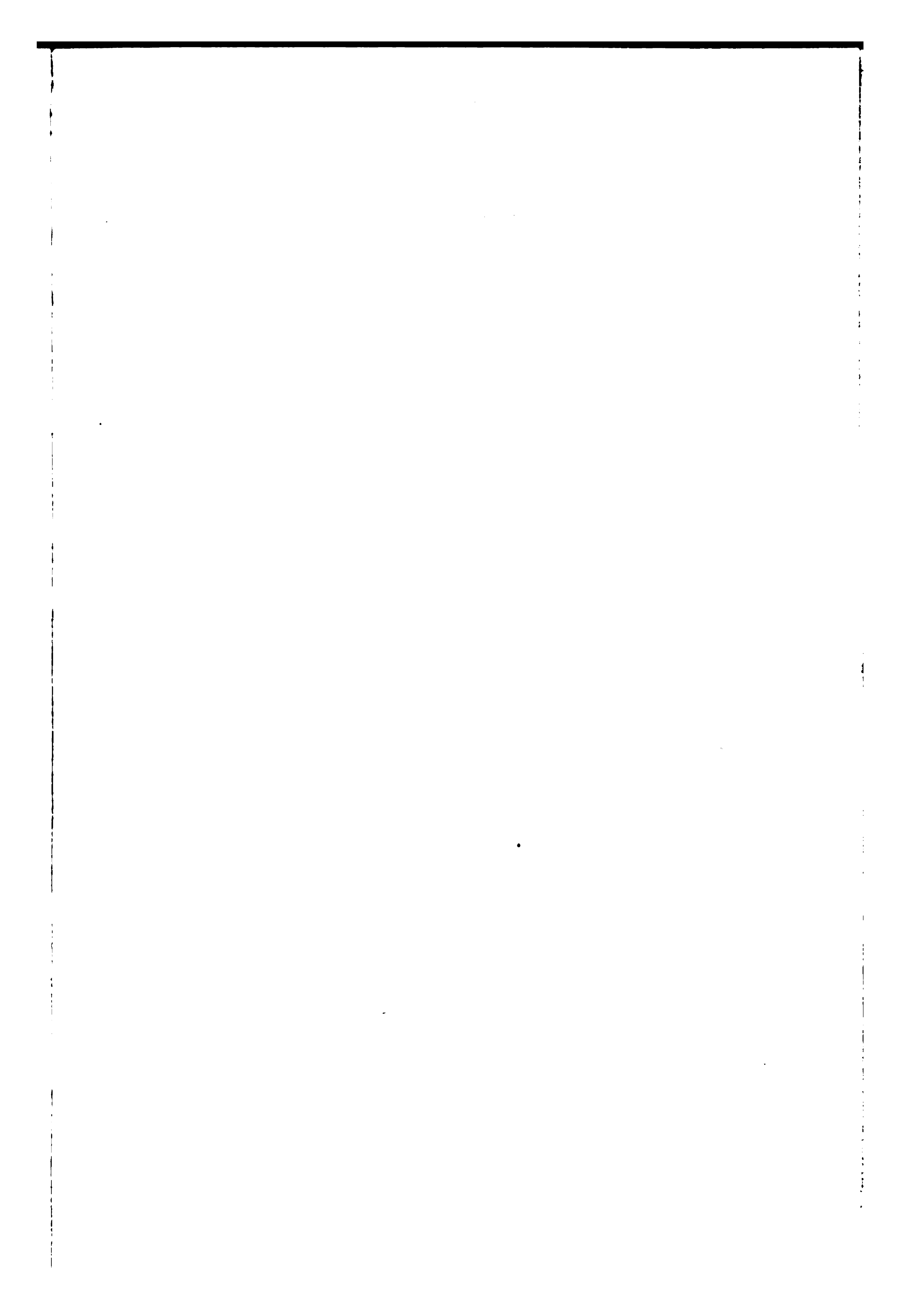

UC-NRLF
B 2 889 431


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Arena

Oktav-Ausgabe

von

Über Land und Meer

Jahrgang 1913|14

Zweiter Band



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

II. Band. 1913–1914. Heft 6–9

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien. Porträte

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst

Baukunst

Bildnerkunst

Malerei

Gemälde

Zeichnungen und Radierungen

Mehrfarbige Reproduktionen

Kunstgewerbe

Künstlerische Aufnahmen

Gesundheitspflege, Heilwissenschaft

Technik, Industrie, Handel und Verkehr, Landwirtschaft

Militär und Marine

Sport und Jagd, Mode

Poesie

Theater

Musik

Verschiedenes

Literatur

Erziehung und Schule



In der Matinee

Nach einem Gemälde von Frederick Bezin



Zum neuen Jahr

Von Emil Weber

Da fragen sie ohn' Unterlaß:
Wie wird das neue werden?
Und wissen sollten sie doch, daß
Umsonst nichts ist auf Erden.

Ein Tor ist, wer da lange fragt —
Wer Kraft noch spürt und Leben,
Der fährt am besten, wenn er sagt:
Ich werd' dem Jahr was geben!

Der Ochsenkrieg

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Ludwig Ganghofer

I

Er nahm den Zügel straffer und versetzte dem schnaubenden Gaul einen Hieb mit der Reitpeitsche. Das Tier zuckte zusammen, bewegte aber keinen Huf, stierte mit vorgequollenen Augen auf die grauen Lachen des moosigen Sumpfbodens und fing zu zittern an.

Dem jungen Reiter brannte der Zorn im Gesicht. Wieder hob er die Peitsche. Doch er schlug nicht, ließ die Gerte sinken und schob sie hinter den Ledergürtel. Während er unter beruhigendem Zureden dem Pferde den Hals tätschelte, sah er prüfend an dem Tier hinunter.

Der schlanke Pongauer Rappe hatte ein reichlich Teil seiner glänzenden Schwärze eingebüßt. Die Beine waren bis an den Bauch herauf in das Grau des Schlammes gewickelt, durch den der Weg des Tieres gegangen war.

Die Hand auf die Kruppe des Pferdes stützend, sah der Reiter hinter sich. Zwischen Moosbüscheln konnte er auf eine weite Strecke, bis hinüber zum Waldsaum, die Spuren seines Rittes gewahren, diese tiefen, schon mit Wasser vollgelaufenen Stapfen des Pferdes. Die fernsten dieser kreisrunden

Wasserlöcher glänzten in der späten Sonne des Sommertages wie blanke Goldstücke.

Umkehren? Der Reiter schüttelte den Kopf. Er guckte über die unruhig bewegten Ohren des Pferdes hinüber. Da vorne war der Boden nicht besser als da hinten. Aber nur vierzig, fünfzig feste Sprünge müßte der Pongauer machen. Dann wäre der gute, grüne Almboden da! Und wie zum Hohn für den ratlosen Reiter schritt da drüben das Weidevieh gemütlich umher: junge, blökende Kalben, Kühe mit schwer schlenkernden Eutern, mächtige Ochsen mit blechig rasselnden Glocken. Der diese heiseren Schellen gehämmert hatte, das war kein guter Glockenschmied.

Der Reiter machte einen gütlichen Versuch, das Pferd in Gang zu bringen. Doch der Pongauer zitterte und wollte die tragende Insel, die er nach diesem grauenvollen Einsinken gefunden hatte, nicht verlassen. Sie war so klein, daß der Gaul keinen Schritt nach vorne oder rückwärts machen konnte, ohne in dieses linde Grau zu treten, das keinen Boden hatte.

„Moorle," sagte der Reiter, während er das Pferd an der dicken Mähne zauste, „da wird nichts helfen! Hinüber müssen wir! Oder im Dreck das Jüngste Gericht erwarten!"

Langsam gab er dem Pferd die Eisen, immer schärfer. Der Pongauer keuchte. Doch er stand, als wären seine Beine in Stahl verwandelt.

„In Herrgotts Namen, so tu noch rasten, ich will geduldig sein!"

Der junge Reiter besah sich die Gegend. Hinter ihm lag der stille Waldberg, über den er von der Berchtesgadener Grenzwach am Hallturm herübergeritten war — ein Ritt, so herrlich wie töricht. Aber das ist so: alles Schönste des Lebens braucht immer als Vater den Leichtsinn, den man schelten möchte.

Und vor ihm, in der Ferne da drüben, stiegen die blauen Bergriesen auf: die Mühlsturzhörner, der Hochkalter und der Steinberg. Da mußte in dem sonnendunstigen Tal dort draußen der Hintersee liegen?

Und gleich da drunten, wo sich die lange Waldschlucht gegen halbversteckte Felder weitete, blitzte eine große, weiße Wassersichel, von Röhricht umstanden. Der Taubensee? Dann mußte der böse Boden, auf den er da geraten war, das verrufene Hängmoos sein, auf das sich die Berchtesgadener Herren bei ihren Pirschgängen nicht gerne verirrten?

Verrufen? Und da drüben lag die schönste Weide, die eine Herde von Kühen und Ochsen nährte! Und aus einer Grasmulde des tieferen Almgehänges stieg wie ein feiner blauer Strich der Rauch eines Herdfeuers zum Himmel auf.

Mit klingender Stimme schrie der Reiter nach dem Hirten. So ein Viehhirt kennt doch die Wege im Sumpf, wie Gott das Gute kennt im Herzen eines schlechten Menschen.

Doch niemand antwortete. Und hinter den westlichen Bergen ging die Sonne hinunter.

„Moorle! Jetzt müssen wir vorwärts."

Der Pongauer war andrer Meinung. Kein Zureden, kein Zorn, kein Eisen, keine Peitsche half. Da gab es keinen andern Rat mehr, als absteigen und den Moorle führen.

Der Reiter tappte gleich beim ersten Schritt hinunter bis übers Knie; mit Widerstreben gehorchte das Pferd der ungeduldigen Kraft, die den Zügel straffte; unsicher trat es über den Moosbuckel hinaus, versank bis an die Gurten, schlug verzweifelt mit den Hufen, machte kehrt und kletterte, den am Zügel hängenden Menschen hinter sich her reißend, wieder empor auf

die tragende Insel. Und der Reiter, bis an die Hüften mit Schlamm behangen, schwang sich in den Sattel, um von der Unruhe des Pferdes nicht in den Sumpf gestoßen zu werden. Während der Pongauer heftig zitterte, drehte er den Kopf mit einem Blick, der zu fragen schien: „Wer war jetzt der Klügere von uns beiden?“ Dann schüttelte sich der Gaul, daß die abgeschleuderten Schlammflocken weit hinausflogen über das sumpfige Gehänge.

Irgendwo ein Lachen.

Der junge Reiter drehte flink das Gesicht. Oberhalb des Bruchbodens sah er zwischen dicken Wacholderbüschen einen roten Fleck — zu groß für eine Blume. Da drüben hockte wohl die Hirtin? Und die saß wohl schon lange da und guckte zu? Und lachte?

In Zorn wollte der junge Reiter da hinüberschreien. Aber da klang bei den Wacholderbüschen eine Stimme: „Tu warten, Mensch! Ich komm.“ Eine kräftige Stimme war's — gleich dem Laut eines halbwüchsigen Buben, der noch immer auf dem Kirchenchor den Engel singt, aber schon mannen will.



Phot. Franz Grainer, München

Ludwig Ganghofer,
der Verfasser unsers neuen Romans „Der Ochsenkrieg“

Sehr leichtfüßig kam die Hirtin über den Sumpf herüber, von einem Moosbuckel zum andern springend. Die mußte fest und gesund sein! Sie bewegte sich, wie frohe Menschen singen. Die Füße waren nackt. Ein grauer Zwilchkittel hing bis zu den halben Waden hin. Sie trug kein Wams, kein Mieder; über dem groben Hemde war nur mit Lederriemen und kleinen Hirschhornknebeln ein roter Tuchstreifen um die Brüste geschnürt, die leise zitterten, so oft das Mädchen von einem Moosbuckel zum nächsten hinübersprang. Das straff gezopfte Schwarzhaar lag wie eine dicke, schwere Haube um das strenge, sonnverbrannte Gesicht, in dem die blauen, wunderlich ruhigen Augen sich ansahen wie verläßliche Sterne.

„Beim Wald da drüben,“ sagte sie mit ihrer herben Knabenstimme, „wo der Weg ausgeht, da hättest umwegs gegen den Berg hin müssen. Der grade Weg ist nit allweil der beste.“ Sie sprach so bedächtig, wie kluge Menschen reden, die schon in Jahren sind.

Er sah sie an und dachte: Tut wie ein Altes und ist ein paar Jährlein über die Zwanzig!

Sie hatte den letzten Moosbuckel erreicht, blieb mit dem einen Fuße drüben und stellte den andern auf des Pongauers Insel neben den Huf des Pferdes hin.

Da fragte der Reiter: „Bist du die Hirtin auf dem Hängmoos?"

Sie gab keine Antwort. Ihre geschickten Hände lösten flink eine Schnalle des Riemenwerkes und streiften das Zaumzeug über den Kopf des Pferdes herunter. Mit Tieren verstand sie umzugehen. Moorle wurde ruhig, sobald er diese Hände spürte, und drehte schnuppernd die Schnauze gegen die Hirtin hin. Sie zog dem Reiter den Zügel fort, den er noch immer festhielt, hängte das Zaumwerk über die Schulter und sagte: „Absteigen mußt! Lang hab ich nit Zeit. Vor Nacht muß ich meine siebzehn Küh noch melken."

Der kühle Bergschatten wanderte schon über das Sumpfland hinaus, und im Tale draußen bohrten sich die schwarzblauen Schattenkegel immer tiefer in den gelben Sonnenduft.

„Absteigen? Und der Gaul?"

„Ohne Bürd hat er's leichter, als wenn er tragen muß."

Während der Reiter auf der andern Seite des Pferdes aus dem Sattel glitt — ein bißchen vorsichtig — zerrte die Hirtin rasch die Schnallen des Gurtes los und nahm den Sattel auf ihren Nacken.

„Nein, du! Den laß mich tragen!"

„Du wirst Augen und Händ für den Weg brauchen." Sie wandte sich und machte wieder diese raschen, sicheren Sprünge über die grünen Mooskissen im Schlamm.

Ein bißchen lachend, schlüpfte der Reiter unter dem Bauch des Pferdes durch, wobei sein grünes Hirschlederwams über den Rücken hin eine Färbung ins Graue bekam. Nur an der Brust dieses Wamses und auf der Oberseite der mit violettem Tuch geflügelten Ärmel blieb noch schöne Farbe. Alles andre — die gelb gestulpten Reitschuhe mit den Stachelsporen, die violetten Strumpfhosen und der Ledergurt mit dem Wehrgehenk — alles war grau geworden. Diese Graumannsfärbung wurde auf dem weiteren Wege noch befördert. Die Hirtin hatte richtig prophezeit: nicht nur die Augen, auch die Hände wurden ihm nötig. Bald lachte er, bald schalt er wieder, wenn er bei einem Sprung daneben trat, und immer warf er einen Blick nach der Hirtin, wie in Sorge, ihr spottendes Lachen hören zu müssen. Aber sie wandte keinen Blick nach ihm, sie sprang und sprang, wobei die Eisenbügel des Sattels leise klirrten, und kümmerte sich nimmer um den Weglosen, den zu führen sie gekommen war.

Moorle, auf seiner kleinen Insel, betrachtete diesen Vorgang mit wachsendem Erstaunen. Er streckte den Hals und wurde ungeduldig. Und als er die Hirtin neben seinem Herrn, der das schlanke Mädchen noch um einen halben Kopf überragte, auf den schönen grünen Almboden treten sah, stieß er ein Gewieher aus und machte einen verzweifelten Sprung. Bis an die Schultern versank er, schlug und arbeitete, kam in die Höhe, tauchte wieder hinunter, fand eine hilfreiche Insel, zögerte und ließ sein Wiehern klingen, hörte den sorgenvollen Lockruf seines Herrn und machte rasende Sprünge. Und als der Rappe den sicheren Almboden erreichte, bis über den Hals herauf in einen Eisenschimmel verwandelt, begann er wie in bewußter Rettungsfreude ein so irrsinniges Umhertollen, daß die Kühe, Kalben und Ochsen vor Schreck mit gehobenen Schwänzen davonrannten, unter rasselndem Schellenklang. Moorles junger Herr begann bei diesem Bilde heiter zu lachen. Auch den strengen Mund der Hirtin kräuselte ein Lächeln. Die Kühe, die vor dem lebensfreudigen Moorle Angst bekamen, liefen ihr zu, und während sie den Weg zur Hütte nahm, war die halbe Herde des Almfeldes um sie herum, ein dicker Kranz von fetten Rücken und gehörnten Wackelköpfen.

Da tauchte hinter einem Steinhügel eine kleine, verkrüppelte Menschen-

gestalt herauf. Ein Knabe? Oder ein Greis? Das Gesicht war blaß und runzlig, aber die Augen waren jung — es waren die gleichen blauen Augen, wie sie in dem strengen, sonnverbrannten Gesicht der Hirtin glänzten. Arme und Beine waren mager und kurz, der von schwarzen Haarsträhnen umhangene Kopf saß tief zwischen hohen Schultern, und der Rücken war zu einer häßlichen Krümmung entstellt. Doch dieser Krüppel war besser gekleidet, als sich die Bauernsöhne in den Tälern da drunten zu tragen pflegten; fast sah er aus wie ein verzärteltes Herrenkind, das man durch schmuckes Gewand für die Mißgestalt seiner Glieder entschädigen wollte. In der einen Hand hielt er ein kurzes, gebogenes Messer, in der andern ein Stück weißen Lindenholzes, aus dem eine fliegende Schwalbe halb herausgeschnitten war.

Die Hirtin ging mit dem Sattel auf eine hölzerne Hütte zu und machte dem Krüppel, der sich hinter einem Felsblock verbergen wollte, rasche Zeichen mit der Hand. Er schien zu verstehen, schien ruhiger zu werden, nickte, sah hinüber, wo der Fremde stand, und schnitt von dem Lindenholz einen Span herunter. Dann legte er Holz und Messer auf einen Fels, näherte sich mit gaukelndem Säbelgang dem fremden Jüngling und begann ihm, ohne ein Wort zu sagen, mit der Spankante den grauen Schlamm von den Kleidern herunterzuschaben.

Der Fremde ließ sich das eine Weile lachend gefallen. Dann fragte er: „Wer bist du?" Und weil er keine Antwort bekam, faßte er den Krüppel an der Schulter. „Du! Red doch ein Wort! Wer bist du?"

Das Gesicht erhebend, lallte der Krüppel mit schwerer Zunge ein paar sinnlose Laute und machte mit dem graugewordenen Span ein Zeichen gegen Mund und Ohr. Dann fing er wieder zu schaben an.

Ein Taubstummer?

Schweigend betrachtete der Fremde den kleinen fleißigen Kobold, und weil er an ihm diese blauen Augen sah, wandte er in fragendem Verwundern das Gesicht zur Hütte hinüber.

Da drüben stand die Hirtin und reinigte am Brunnentrog den Sattel und das Riemenzeug. Dann ging sie auf den grasenden Moorle zu, streckte die Hand und lockte mit leisen Lauten. Das Pferd streckte den Hals und schnupperte, ließ sich an der Mähne fassen, folgte der Hirtin willig zum Brunnentrog und hielt verständig unter den Wassergüssen aus, mit denen ihm die Hirtin den Schlamm von Leib und Gliedern spülte. Und ließ sich trocknen mit einem Tuche, ließ sich satteln und zäumen.

Die Hirtin schien die Tiere lieb zu haben, auch dieses fremde. Unter leisem Schwatzen faßte sie den Moorle an der Schnauze, und in ihrem stillen, strengen Gesicht erwachte eine warme Herzlichkeit, während sie dem Pferd die Nüstern streichelte und ihm die Büschel des dicken Stirnhaars aus den Augen strich. Dann hängte sie die Zügel über den Brunnenstock, gab dem Pferd einen leichten, zärtlichen Schlag auf den schwarzglänzenden Hals und trat in die Hütte.

Moorle sah der Hirtin nach und wieherte.

Sie kam aus der Türe, zwischen den Händen eine hölzerne Schale, die mit Milch gefüllt war, und ging zu der Stelle hinüber, wo der Fremde sich schaben ließ. Bei seinem Anblick mußte sie ein bißchen schmunzeln. Aber dieses leichte Gekräusel ihrer Lippen war schon wieder verschwunden, als sie die Milchschale auf eine Steinplatte stellte mit den Worten: „Wenn dich dürsten tät?" Sie deutete gegen das Waldtal hinunter. „Dort geht der Karrenweg. Da kannst du nimmer fehlen. Jetzt muß ich zur Arbeit. Gottes Gruß!"

Sie wollte gehen.

„Du!" sagte er mit raschem Laut.

Ruhig wandte sie das Gesicht.

„Laß dir Vergelt's Gott sagen für alle Treuung, an mir und meinem Gaul."

„Ist gern geschehen. In der Einöd müssen die Leut einander helfen. Wo viel beinander sind, müßten sie's auch. Aber da tun sie's nit. Und plagen und keifen und beißen wie die hungrigen Hund bei der Schüssel."

Er sah sie mit wachsendem Staunen an. Diese seltsamen Worte! Aus dem Mund einer Zweiundzwanzigjährigen! Aber es war in diesen Worten weder Groll noch Bitterkeit. Ganz ruhig hatte sie das gesagt. Und wieder, weil sie gehen wollte, rief er hastig: „Du!" Er hätte gerne noch geschwatzt mit ihr. In diese blauen, ruhigen Augen war ein gutes Schauen.

Sie lächelte. „Jetzt muß ich schaffen."

„Da muß ich dich gehen lassen, freilich. Man wär bei dir gut aufgehoben. Der arme kranke Bub da, der ist wohl bei dir in Pfleg?"

Die Hirtin schüttelte den Kopf, während sie mit einem Blick voll heißer Liebe an dem Krüppel hing. „Das ist mein Bruder." Dann ging sie davon.

Er blickte auf den eifrig schabenden Krüppel hinunter und sah der Hirtin nach. Wie ist das möglich? Daß aus dem Schoß der gleichen Mutter solch eine Mißform ins Leben fallen kann? Und solch ein festes, helles und aufrechtes Menschenkind?

Freundlich fuhr seine Hand über das Schwarzhaar des Krüppels hin. Er schob den Buben, der noch immer zu schaben hatte, von sich fort und ging, mit einem violetten und einem grauen Bein, zu der hölzernen Milchschale hinüber, tat den Trunk eines Durstigen und legte eine Silbermünze neben die Schale. Der Krüppel lallte einen zornigen Laut, griff nach der Münze, schob sie in die Gürteltasche des Fremden und säbelte mit den kurzen Beinen zu dem Stein hinüber, auf dem sein Messer neben der geschnitzten Schwalbe lag.

„Guck nur, wie stolz!" Es war wie Ärger in diesen Worten. Das lange, lichte Braunhaar aus dem erhitzten Gesicht schüttelnd, schritt der Fremde zum Brunnen hinüber und stieg in den Sattel. Moorle benahm sich ein bißchen ungebärdig, mußte aber flink dieser kräftigen Faust und dem Druck dieser festen Schenkel gehorchen.

Bei der Hütte bückte sich der Reiter, um durch die Türe schauen zu können. Er sah einen Raum, in dessen Zwielicht eine versinkende Flamme flackerte. Seine Augen suchten, während er weiterritt. Er gewahrte die Hirtin auf dem höheren Almgehänge. Mit dem kupfernen Milchzuber und einem dreibeinigen Stühlchen ging sie einer aus plumpen Steinen aufgeschichteten Stallung zu. Viele Stücke der Herde trabten ihr mit heiseren Schellen nach. Und aus dem ganzen Almfeld, von überall, zogen die Kühe mit Gebrüll und Schellengerassel dem Steinbau entgegen, zu dem die Hirtin wanderte.

Während Moorle vorsichtig über den groben, steilen Weg hinunterkletterte, wandte der Reiter immer wieder das Gesicht.

Nun nahm der Wald ihn auf.

Als er beim Taubensee das offene Feld erreichte, fing der Abend zu dämmern an. In einem gezäunten Wiesgarten war ein Bauer mit seinem Weib dabei, das Gras zu mähen. Der Reiter verhielt den Gaul. „Bauer! Komm her da!"

Die Sense flog ins Gras, der Bauer sprang, und sein Weib fing in dunkler Sorge zu bangen an. Wenn ein Herr befahl, das war für einen Bauer immer ein übel Ding.

„Weißt du, wer die Hirtin ist auf dem Hängmoos droben?"

Der Bauer atmete auf. „Das ist die Jula vom Runotter, den man heuer

wieder zum Richtmann der Ramsauer Gnotschaft gewählt hat. Sein Vater ist Erbrechter worden vor dreißig Jahr."

Sinnend sagte der Reiter: „Die Jula?"

„Die, ja! Könnt's besser haben und müßt nit sennen. Die geht aus Fürlieb almen, um ihres bresthaften Bruders willen. Der mag nit unter Leut sein."

Ohne zu antworten, ließ der Reiter dem ungeduldigen Pongauer die Zügel schießen. Und der Bauer kehrte zu seiner Sense zurück. In Sorge fragte das Weib: „Was hat er wollen?"

„Von mir kein Hälml. Gott sei Dank! Bloß nach der Jula droben hat er mich ausgefratscht. Aber da wird ihm der glustige Herrenschnabel trücken bleiben."

„Schrei nit so!" tuschelte das ängstliche Weib. „Was war's denn für einer?"

„Ich glaub, der jung Someiner."

„Dem Gadener Amtmann der seinig?"

„Der, ja! Aber 's Zwielicht kann mich genarrt haben. Es heißt doch allweil, der jung Someiner wär auf der Prager Magisterschul."

„Was geht uns der Bub des Amtmanns an?" Das Weib bekreuzte sich. „Gott sei gelobt, daß wir nit Kinder haben. Nit Buben, die Eisen fressen müssen für die Herren, und nit Töchter, die man zu Lustföhlen macht."

Der Bauer brummte was in den dicken Bart und schwang im sinkenden Abendtau die Sense wieder. —

In gleichmäßigem Takte klang der Hufschlag des trabenden Pferdes.

Der Reiter achtete des Gaules wenig und war nachdenklich.

„Die Jula?"

Hatte er nicht die Jula vom Runotterhof einmal gesehen, vor sieben Jahren, noch als ein halbes Kind? Wie das magere, trutzäugige Ding sich ausgewachsen hatte! Aber so stolz und so sparsam mit Worten wie damals war sie noch immer.

Auf der besseren Straße, in die der Taubenseer Karrenweg einbog, klang der Hufschlag des Pongauers fester und heller.

Die ersten Sterne schimmerten, und es schlich die stahlblaue Nacht um die Berge, als der Reiter zu den Wohnstätten der Ramsau kam. Neben der Straße rauschte die Ache. Und auf der andern Seite des Weges huschten armselige Hütten vorüber, die nicht Zaun und Gärtlein hatten; dann kamen fest umgatterte Höfe mit hohen Dächern, es kam die kleine Kirche und das große Leuthaus, in dem noch Licht war und trunkene Knechte beim Dünnbier sangen. Und dort, auf dem Hügel droben, das große Gehöft mit den starken Planken und dem steilen Moosdach? War das nicht der Hof des Richtmanns Runotter? Dessen Vater einst, als das Stift zu Berchtesgaden unter drückenden Schulden zu leiden begann, das alte Schupflehen um einhundertvierzig Pfund Pfennig als Erbrecht und Eigengut erworben hatte?

Der Pongauer, in dem die Sehnsucht nach dem Stall erwachte, fiel in einen sausenden Trab.

„Die Jula!"

Und daß die schlanke, aufrechte Jula einen Krüppel zum Bruder haben mußte? Die klösterlichen Hofleute, die gut von den Herren redeten, erzählten es so: Die Frau des Runotter mit ihrem vierjährigen Dirnlein wäre eines Tages, als die Erdbeeren reif geworden, im Hochtal des Windbaches hinaufgestiegen zur Alm ihres Mannes; am selben Tage hätten die berchtesgadnischen Chorherren dort oben eine Hetzjagd auf Hirsche abgehalten; und ein Rudel eilends flüchtenden Hochwildes hätte die Runotterin, die seit drei

Mondzeiten gesegneten Leibes war, zu Boden geworfen und über eine stubenhohe Steinwand hinuntergestoßen; das kleine Dirnlein wäre über den Unfall der Mutter so arg erschrocken, daß ihm durch lange Zeit ein seltsames Zittern blieb, eine blinde Angst mit atemwürgenden Schreikrämpfen; und nach sechs Monden gebar die Runotterin den taubstummen Krüppel, und blieb ein stilles, trauriges Weib, und starb.

Aber die Bauern, wenn sie keinen Herrn und Hofmann in Hörweite wußten, erzählten es anders. Und das wußten alle im Land: daß damals ein junger Chorherr, Hartneid Aschacher, plötzlich nach dem Kloster Chiemsee hatte verschwinden müssen, weil er seines Lebens im Berchtesgadener Lande nimmer sicher war.

Ein dumpfes, donnerähnliches Rauschen in der schönen Nacht. Das war der Windbach, der seine Wasser herunterstürzte durch die enge Klamm.

In dem jungen Reiter erloschen die Bilder des Erinnerns. Er mußte scharf nach der Straße spähen, die zwischen den hohen, schwarzen Waldmauern kaum noch zu sehen war.

Nun kam die freie Höhe der Strub. Kleine, rötliche Lichter, weitzerstreut durch das finstere Tal hin; große, funkelnde Sterne im tiefen Blau des Himmels; und zwischen den Flammen der Höhe und den trüben Laternchen des tiefen Lebens, das zu schlummern anfing, dehnten sich die schwarzgrauen Wälle der Berge in die Ferne, vom klobigen Untersberg bis hinüber zum scharfen Zahn des Watzmann.

Das erste Haus von Berchtesgaden. Der Reiter mußte den Pongauer zu ruhigem Gange zwingen, weil das Pflaster der Marktstraße begann. Zwischen den groben Steinen drohten Löcher, die für einen Pferdehuf wie Fallen waren.

Die meisten Häuser standen schon in schlafendem Dunkel. Nur selten ein Licht. Bei einer Wende der engen Gasse sah man in lauschiger Ecke ein schmales, hohes Gebäude, aus dessen geschlossenen Läden zu ebener Erde es rötlich herausdunstete: das Badhaus. Im zweiten Stockwerk waren zwei Fenster offen und hell erleuchtet. Da droben war heiteres Lachen. Man hörte das Geklimper einer Laute und eine trällernde Mädchenstimme.

Hier wohnte die Pfennigfrau eines Chorherrn.

Noch immer war das Stift gelähmt unter schweren Schulden, aber soviel an Einkünften, die aus Holzschlägen, Salzgefäll, Steuern, Holdenzins und Erbrechtskäufen erflossen, hatte es noch immer, daß man sich das Leben heiter machen konnte.

Die Gasse wand sich, und es kam der stille Marktplatz. Schulter an Schulter standen da die schmucken Häuser der Handwerker und Kaufleute, mit schweren Eisenstangen und Hängschlössern vor den Gewölbläden.

Von den Mauern widerhallte der klirrende Huftritt des Pongauers.

In der Tiefe des Marktplatzes, hinter dem schwarzen Umriß eines steinernen Brunnens, flackerte ein Pfannenfeuer vor der Pförtnerstube des Stiftstores.

Es kamen zwei Wächter, die halblaut miteinander schwatzten. Der eine von den beiden, ein magerer, baumlanger Spießknecht, grüßte den Reiter: „Schön gute Nacht, Herr Magister!“

Der dankte: „Vergelts, Marimpfel!“ Und eine kleine Eitelkeit erwachte in ihm: „Aber weißt du, der Magister liegt in der Truhe. Jetzt mußt du Doktor sagen.“

„Gotts Teufel und Bohnenstroh!“ Ein breites Lachen. „Da tu ich Glück ansagen, Edel Herr Doktor Someiner!“ Wieder dieses Lachen. „Sucht sich ein

Kind die richtig Mutter aus, so wird das Leben ein lustigs Aufwärts-schupfen."

Der Huftritt des Pongauers klirrte. Und von irgendwo aus der Luft klang eine besorgte Frauenstimme: „Bub, bist du's? Bist du's?"

„Wohl, Mutter!"

„Endlich! Gott sei Dank! — Vater, so schau doch! Hast wieder umsonst gebrummt. Der Bub ist doch lang schon da."

Die Stimme erlosch, und man hörte das Geklapper eines Schubfensters, das herunterfiel.

Der Pongauer blieb vor einem dunklen Tore stehen, und der Reiter stieg aus dem Sattel.

Lampert Someiner, Magister artium und Doktor des kanonischen und gemeinen Rechtes, hatte das Haus seines Vaters erreicht, des Amtmanns zu Berchtesgaden.

Der eichene Torflügel rasselte auf. Ein Knecht mit einem Windlicht erschien und nahm den dampfenden Moorle in Empfang. Und Lampert sprang über die Schwelle mit dem flinken Schritt des Sechsundzwanzig-jährigen, der sich der Heimat freut und weiß: Jetzt hab ich mein Tischlein Deckdich!

Ein Flur mit gewölbter Decke, erleuchtet von einer kleinen Hirschtalg-lampe. Eine Tür — die Türe der Amtsstube — war schwer vergittert. Über ein steiles, enggemauertes Trepplein ging's hinauf. Und durch den gleichen Flur, in dem diese Herrentreppe war, wurde der Pongauer zu seinem Stall geführt.

Oben auf der Treppe stand Mutter Someiner mit hoch erhobenem Leuchter, dessen Teller einen schwarzen Schattenkegel über die Frau herunter-warf. „Ach, Bub, wie kannst du denn nur so lang ..." Da sah sie den Zustand seiner Kleidung und erschrak. „Ums Himmelschristiwillen! Bub? Ist was geschehen? Dir?"

„Nichts, Mutter, nichts!" Er lachte. „Der Moorle und ich, wir haben nur ein lützel durch schiechen Honig müssen. Süß ist er nicht gewesen, aber gepickt hat er. Tu mich nicht anrühren, sonst werden deine weißen Tüchlein grau." Lachend schob er sich an der Mutter vorüber, sprang die andre Treppe hinauf und trat in eine kleine, weiße, von zwei dicken Kerzen erleuchtete Stube. Die schwere, weiß umhangene Bettstelle nahm fast ein Drittel des Raumes ein; in der Ecke ein kleiner Tisch mit kupfernem Becken und kupferner Wasserkanne, die von der Handzwehle bedeckt war. An der Wand eine große eisenbeschlagene Truhe. Darüber ein Zapfenbrett mit Gewand und Waffen. Und dann ein Erker, der halb ein kleines, vergittertes Fenster und halb eine niedere Türe war, die zu einer Altane führte. Das Stübchen duftete herb. In das Wachs der Kerzen war Räucherwerk ein-geschmolzen, dessen strenger Wohlgeruch in dünnem Rauchfaden aus den zuckenden Feuerherzen der beiden Dochte stieg. Solche Kerzen goß man, seit durch das deutsche Land der Schwarze Tod gegangen, der jeden dritten Menschen unter den Boden warf.

Drunten, auf der ersten Treppendiele, war die Amtmännin stehen-geblieben, bis sie vernahm, daß droben die Türe geschlossen wurde.

Nun betrat sie die Wohnstube.

Frau Someiner war in dunkles Braun gekleidet. Und dennoch war sie weiß. Die leinene Glockenschürze bildete eine Art von Übergewand, und weiße Ellbogenschoner waren um die Ärmel gebunden. Ein rundes, aufgeregtes Muttergesicht mit lebhaften Braunaugen. Und über dem leicht-ergrauten Haar die weiße Fältelhaube mit der Kinnbinde.

Der Tisch in der Wohnstube war schon gedeckt. Aber Frau Someiner hatte da noch immer was zu richten, während sie von ihrem Buben schwatzte.

Der Amtmann nickte zu allem. Doch er sah dabei sehr aufmerksam auf das Schachbrett, das in dem kleinen Erker auf einem spreizfüßigen Tischchen vor ihm stand. Die untere Hälfte des Herrn Ruppert Someiner trug noch die Amtstracht: schwarze Strumpfhosen und rote Schuhe, während die Herzgegend des Gestrengen in eine braune, pelzverbrämte Hausschaube gewickelt war. Graue Haarsträhnen hingen schütter über die Wangen herunter. Herr Someiner, den der Bader mit dem besten seiner Messer zu rasieren pflegte, hatte kein böses, nur ein müdes Gesicht, das ein bißchen gelb war von stetem Ärger. Das Schuldenwesen des Stiftes, dessen Wirtschaft er zu führen hatte, machte ihm schwere Sorgen. Und bei dem vielen Handel und Wandel mit gefährlichen und unbotmäßigen Menschen hatte Herr Someiner zwei kalte, ungläubige Augen bekommen.

Neben der flinken, frohen Stimme der Amtmännin war in der Stube noch der langsame, schwere Schlag eines Uhrpendels. Bei jedem Schlag sagte das Pendel in dem hohen Kasten: „Bau!“ Dann tat es für eine Sekunde lang einen seufzenden Atemzug. Und sagte von neuem: „Bau!“

Ein Ungeheuer von grünem Kachelofen wuchs mit abgesessenen Bänken aus der Wand heraus. Decke und Wände der Stube waren braun getäfelt, nur oben herum lief ein weißer Streifen der Mauer. Fast so groß wie der Ofen war der Anrichtkasten. Überall funkelte Zinn und Kupfer, überall leuchteten weiße Tüchelchen mit mühsamen Stickereien. Und über dem weißgedeckten Tische brannten auf schwebendem Eisenreif vier Wachskerzen mit dem gleichen herben Wacholderduft, wie er in Lamperts Schlafkammer war.

Der junge Doktor des kanonischen und gemeinen Rechtes betrat die Stube in der schwarzen Tracht seiner akademischen Würde. Das lange Braunhaar war sorgfältig gescheitelt, und in dem kräftigen, etwas erhitzten Jünglingsgesicht mit dem dunklen Bärtchen auf der Oberlippe und dem sprossenden Kinnflaum glänzten die gleichen Augen, wie Frau Someiner sie hatte. Ein zärtlicher Blick des jungen Mannes überflog die Stube. Vor drei Tagen war Lampert von der Prager Schule heimgekommen. Und noch immer hatte das alte elterliche Haus etwas Neues für ihn, jeder Blick entdeckte eine liebe Kostbarkeit.

Stolz betrachtete die Mutter den Sohn, während der Vater sagte: „Komm her ein lützel! Der hochwürdigste Herr Dekan hat mir eine Schachaufgabe gestellt. Weiß zieht an und soll matt setzen nach drei Zügen. Aber ich komm nicht drauf.“

Lampert musterte die Stellung der Figuren. Dann griff er zu. „So, Vater! Und so! Und so!“

„Richtig! Er hat's!“ Herr Someiner lachte. „Bub! Wenn du im Amt so flink und sicher zugreifen lernst, dann tut der Hof mit dir als neuem Aktuario einen guten Fang. Und du kannst ihm die Schulden schupfen helfen.“

Glückliche Freude glänzte in den Augen der Amtmännin.

Eine alte Magd brachte das Nachtmahl, und es kam eine gemütliche Tafelstunde. Lampert erzählte von seinem Ritt zum Hallturm und zu der bayrischen Feste Plaien. Das Abenteuer auf dem Hängmoos überspringend, erzählte er von seinem Waldritt über den Bergsattel zum Taubensee. Dabei legte ihm die Mutter reichlich vor. Und einmal fragte sie: „Schmeckt es, Bub?“

„Ja, Mutter! Allweil ist Mutters Tisch die beste Herberg. Und ich hab einen gesegneten Hunger heimgebracht. Seit dem mageren Frühmahl, zu dem mich der Hallturner eingeladen, hab ich nur am Abend auf dem Hängmoos ein Schöppel Milch getrunken."

„Milch?" Vater Someiner zog verwundert die Augenbrauen in die Höhe. „Ist der Ochsenhirt auf dem Hängmoos solch ein Schlemmer, daß er sich Milch auftragen läßt, bis von der Ramsau her?"

Lampert lachte. „Aber Vater! In der Käserhütt auf dem Hängmoos brauchen sie doch nur zu melchen."

„Auf dem Hängmoos steht kein Käser."

„Ich bin doch an der Hütt vorbeigeritten."

„Da mußt du dich verschaut haben. Oder wo du gewesen bist, das war nicht das Hängmoos."

„Wo der grobe Sumpf ist, den die Jäger meiden? Hinter dem Taubensee droben? Ist dort das Hängmoos?"

„Ja."

„Dort bin ich gewesen. Und die Hütt ist dagestanden. Und die siebzehn Küh, die sie auf dem Hängmoos melchen können, hab ich selber gesehen."

Der Amtmann runzelte die Stirn. Dann schüttelte er den Kopf. „Du magst viel gelernt haben auf der hohen Schul zu Prag. Aber mir scheint, du hast dabei vergessen, wie sich die Kuh vom Ochsen unterscheidet?"

Lampert wollte erwidern. Doch die Mutter zwinkerte ihm heimlich zu; sie erinnerte sich der heftigen Meinungskämpfe, die es in früheren Ferienzeiten zwischen Vater und Sohn gegeben hatte, kannte die strenge Rechtskrämerei ihres Mannes und besorgte, daß ein unbehaglicher Wortwechsel entstehen könnte. Doch Lampert schwieg nicht nur, weil es die Mutter wollte. Er wußte, daß es zwischen dem Stift und den Almholden immer Reibereien um die Deutung der Rechtsbriefe gab. Und wenn nun irgendwas auf dem Hängmoos droben nicht in Ordnung war, so wollte er nicht zur Ursache werden, daß man der hilfreichen Jula einen stacheligen Pfahl vor die Hüttentüre setzen könnte. Drum schwieg er. Und es blieb eine wunderliche Sorge in ihm zurück.

Mutter Someiner schwatzte eifrig von allem, was ihr gerade einfiel, war glücklich, weil sie die dunkle Gefahr des Augenblicks überbrückt sah, und wollte sich was erzählen lassen von Prag und dem übermütigen Studententreiben in den Bursen. Lampert erzählte auch, doch er blieb zerstreut und kam nicht in rechte Laune. Auch der Vater war nachdenklich und wortkarg. Sogar der Würzwein, der nach der Mahlzeit zum üblichen Schlaftrunk aufgetragen wurde, verbesserte des Amtmanns Stimmung nicht. Und plötzlich murrte er: „Das Ding mit den Kühen auf dem Hängmoos will mir nimmer aus dem Kopf. Ich muß da auf reinen Tisch kommen. Sag mir —"

Die Mutter witterte gleich wieder eine Gefahr und unterbrach: „Geh, Ruppert, laß die Sach heut gut sein! Ob Küh oder Ochsen —"

„Das verstehst du nicht."

„Aber ich versteh, daß unser Bub nach so einem schweren Ritt die Müdigkeit in allen Knochen haben muß. Er soll zur Ruh gehen."

„Ja, Mutter!" Rasch erhob sich Lampert. „Gute Nacht, Vater!" Er ging zur Türe. Als er schon die Klinke in der Hand hatte, zwang ihn die wunderliche Unruhe, die in ihm wach geworden, zu einer Frage. „Vater! Auf dem Heimweg bin ich durch die Ramsau gekommen. Und hab den Runotterhof gesehen. Und hab vernommen, der Runotter wär wieder

Richtmann in der Ramsauer Gnotschaft. Was ist der Runotter für ein Mensch?"

„Das ist von den Verläßlichen einer!" sagte der Vater, dem der seltsame Klang in der Stimme des Sohnes aufzufallen schien. „Viel Kummer ist dem Mann ins Leben gefallen. Aber er ist ein Treuer und Redlicher geblieben."

Lampert atmete erleichtert auf. „Gute Nacht, Vater!"

„Bub?" Der alte Someiner erhob sich. „Die siebzehn Küh auf dem Hängmoos? Hast du die wahrhaftig selber gesehen? Mit eignen Augen?"

Lampert sagte ruhig: „Ja, Vater! Wenn der Runotter so ein Redlicher ist, da brauch ich doch nicht zu lügen."

Er ging. Und die Mutter in ihrer Sorge lief ihm nach und fragte draußen auf der Treppendiele: „Was ist denn los?"

„Ich kenn mich selber nicht aus. Es ist mir gäh eine Sorg ins Herz gefahren, ich weiß nicht, warum. Aber jetzt bin ich wieder ganz in Ruh."

„Gelt, ja!" Die Mutter streichelte dem Sohn die Wange. „Was schieren dich am End die Ochsen oder Küh der Ramsauer Bauren?" Sie lachte ihren Buben an. Doch als sie zurückkam in die Stube, wo Herr Someiner nachdenklich auf und nieder schritt, sagte sie ein bißchen verdrießlich: „Allweil mußt du aus jedem Bläslein eine Blatter machen!"

„Das verstehst du nicht! Recht muß Recht sein und Unrecht ist Unrecht. Freilich, es könnt auch sein, daß ich selber mich irr. Ich hab den Hängmooser Weidbrief schon lang nimmer angeschaut. Aber ich muß das wissen —" Während dieser Worte hatte der Amtmann an einer Kerze des Deckenleuchters einen Span entzündet. Er brachte das Licht einer kleinen Laterne in Brand.

„Aber Mann! Wo willst du denn heut noch hin?"

„Hinunter in die Amtsstub, den Hängmooser Weidbrief nachlesen."

„Da ist doch morgen auch noch Zeit dazu."

„Unrecht soll keine Nacht überschlafen."

Während Frau Someiner seufzend den Kopf schüttelte, nahm der Amtmann aus einem Wandkästlein des Erkers einen dicken Schlüsselbund heraus.

Drunten zu ebener Erde mußte er drei Schlösser aufsperren, am Gitter, an der Tür und an dem großen, schwer mit Eisen beschlagenen Aktenschrank der Amtsstube. Aus einem Gewirr von Papieren und Pergamenten suchte der Amtmann ein gesiegeltes Blatt heraus, den Hängmooser Almbrief. Und kaum hatte Herr Someiner beim trüben Schein der Laterne zu lesen begonnen, da ließ er im Zorn seine Faust auf das Schreibpult niederfallen. „Das ist eine Frechheit ohnegleichen!"

Hier war es seit fünfundsechzig Jahren verbrieft und gesiegelt: auf dem Hängmoos durfte kein Käser stehen, keine feuerbare Hütte, nur ein Wetterschlupf für den Ochsenhirten, und Milchkühe durften nicht aufgetrieben werden, nur zwanzig zwiesömmerige Kalben und an mastbarem Galtvieh sechzig Ochsen.

Und nun stand wider Recht und Fug auf dem Hängmoos eine Käserhütte! Und Milchkühe wurden aufgetrieben! Wider Fug und Recht! Wohl litt das Stift keinen rasch erkennbaren Schaden dabei. Aber Recht ist Recht! Und was die Ramsauer da verübten, war unbotmäßiger Eigenwille und grobes Verbrechen wider die Hoheitsrechte des fürstlichen Stiftes. So sah es für den Amtmann Someiner aus, dem die anmaßende Willkür der Holden und Eigengütler das Leben verbitterte. Seit das Stift um der Last seiner Schulden willen gezwungen war, ein Schupflehen ums andre an vermöglich ge-

wordene Bauern als Erbrecht zu verkaufen, wurde der Untertanen Übermut und Anspruch ärger von Jahr zu Jahr. Neben Herrenstand und Bürgertum begann sich als ein dritter Stand die Bauerschaft emporzustrecken. Schon hatten sich in der Scheffau, zu Bischofswiesen, in der Schönau, in der Gern und Ramsau die Erbrechter und Eigengütler zu Gnotschaften zusammengetan, hatten Fürständ und Sprecher gewählt. Und in den Zeiten der üblen Wirrnis, da das ganze Berchtesgadener Land an das Salzburger Erzbistum verpfändet war, hatten es die trutzbeinigen Bauernschädel durchgesetzt, daß man den Gnotschaften Wort und Vertretung im Rat der Landschaft zubilligen mußte. Und seit sie mitschreien durften, meinten sie auch mitbefehlen zu dürfen, vermaßen sich umzustoßen, was verbrieftes und gesiegeltes Recht war, und meinten ihren Trutzwillen durchsetzen zu können wider des Fürsten Gebot und Eigentum.

Was da nun wieder die Ramsauer gegen Wort und Meinung eines gesiegelten Weidebriefes verübten, war ein grobes und übermütiges crimen juris laesi. Man mußte da ein heilsames Exempel statuieren. Ohne Erbarmen! Oder Hoheit und Besitz des Stiftes mußten an solcher Anmaßung und Schröpferei verbluten.

Während Amtmann Someiner beim trüben Laternenschein das alte brüchige Pergament wieder im Schrank verwahrte, erwog er schon den Gedanken, den Ramsauern am Morgen die bewaffnete Exekution über den frechen Hals zu schicken und die siegelwidrig auf dem Hängmoos weidenden siebzehn Kühe pfänden und davontreiben zu lassen.

Aber der Ramsauer Richtmann Runotter? Dieser Verläßliche und Redliche? Wie kam es, daß der solch eine schreiende Rechtswidrigkeit geschehen ließ? Konnten die Ramsauer vielleicht doch ein Fähnlein der Entschuldigung aushängen? Und auf den Richtmann Runotter, der trotz schwerem Unrecht, das der Chorherr Hartneid Aschacher ihm angetan, noch immer in Treu zu Stift und Recht gestanden, mußte man verdiente Rücksicht nehmen.

Als der Amtmann zu dieser wohlmeinenden Erwägung kam, hörte er draußen auf dem Gassenpflaster den klirrenden Schritt der Stiftswache.

Er ging in den Flur, riegelte das Haustor auf und rief in die Nacht hinaus: „Höi, Wachleut!"

Die beiden Spießknechte kamen gesprungen.

„Wer ist Wachführer?"

„Ich, Gestreng Herr Amtmann, der Marimpfel."

„Gut! Auf dich ist Verlaß. Komm herein zu mir!" Herr Someiner hob dem baumlangen Kerl, der in den Flur trat und mit dem Spieß salutierte, die kleine Laterne gegen das Gesicht. Im Lichtschein funkelten des Knechtes Armschienen, die Brustplatten und der blanke Eisenhut, der mit zerzauster Feder über einem verwitterten, von Narben durchrissenen Bartgesichte saß. Der Amtmann sagte: „Um Mitternacht laß dich ablösen und vergönn dir ein lützel Schlaf. Doch eh der Morgen aufsteht, sollst du hinausreiten zum Taubensee und hinauf zum Hängmoos."

Der Knecht lachte. „Da muß ich acht haben, Herr, daß ich mein Rössel nit in die graue Supp hineinreit."

„Wir haben nicht Spassenszeit!" sagte der Amtmann streng. „Auf dem Hängmoos zählst du die Kalben und Ochsen. Aber halte dein Maul vor dem Hirten! Und tu ihm keinen Trutz an! Und siehst du auf dem Hängmoos einen Käser stehen und tät es wahr sein, daß da droben Milchvieh weidet, so bring dem Richtmann Runotter eine Ladung vor mein Amt."

„Soll ich Beistand mitnehmen? Wenn's nötig wär, daß man zugreift."

Someiner schüttelte den Kopf. „Der Runotter wird im guten kommen. Er soll bei mir sein, morgen, solang noch Amtszeit ist.“

„Wohl, Gestreng Herr Amtmann! Wird geschehen.“

Als Marimpfel wieder draußen auf der Gasse war, tuschelte sein Kamerad die Frage: „Ist was Lustigs los?“

„Ich schmeck, man will einen Baurenschädel zwiefeln. Einen, dem ich's gönn! Weil er die Nasenlöcher gar so weit auftut. Solcher Hochmut wachst, seit die Herren zu gut sind. Wär ich der Propst, ich möcht den Mistbrüdern einen Flohbeiß auf die Haut setzen, daß sie springen müßten, wie man winkt.“

Der so redete, war selber ein Ramsauer Kind und eines leibeigenen Bauern Sohn. Was die Schärpenfarbe für üble Wunder wirkt! Geschworener Knecht eines Herren werden, eines Herren Wehr und Farben tragen, und schlagen und stechen müssen auf des Herren Wink — das heißt: ein Hofmann sein, und heißt: verachten dürfen, was tiefer steht, und heißt: was Besseres werden, denn man gewesen als seiner Mutter Kind.

Die beiden Spießknechte schritten über den Marktplatz gegen das Stiftstor hin, vor dem das Pfannenfeuer brannte.

Im Widerschein der roten Loderflamme waren die Kanten des Gemäuers und die Säume der steilen Dächer wie von rinnendem Blut übergossen. Und hinter den dunklen Firsten stiegen die Türme des Münsters und der neuen Pfarrkirche in die sternschöne Nacht hinauf, gleich schwarzen, himmelhohen Riesen, die sich in der Finsternis aus den Schlünden der Erde erhoben hatten, um Ausschau zu halten über das Tun und Leben der kleinen Menschen.

In des gestrengen Amtmanns Hause hatte Herr Someiner das Flurtor wieder fest verriegelt. Und hatte die drei Hängeschlösser wieder gesperrt: am Pergamentenkasten, an der Tür der Amtsstube, am eisernen Gitter.

Als er mit dem schwankenden Laternchen die enge steile Treppe hinaufstieg, war er des redlichen Glaubens, daß er im Dienste seines fürstlichen Herrn, des Erzpropstes zu Berchtesgaden, eine dringende Pflicht seines Amtes gewissenhaft und mit klugem Bedacht erfüllt hätte.

In der Wohnstube war der Tisch geräumt. Auf dem Eisenreif brannte nur noch eine einzige Kerze — die Hausfrau hatte die drei andern Lichter ausgelöscht. Und leise sprach bei diesem sparsamen Zwielicht das Pendel in dem alten Uhrkasten: „Bau! Bau!“

Herr Someiner verwahrte den Schlüsselbund, löschte das Laternchen und blies auf dem Eisenreif die letzte Kerze aus.

Nun war die Stube finster. Nur um die verbleiten Scheiben des Erkers zitterte, vom Pfannenfeuer des Stiftes her, ein matter, rötlicher Schein.

Im Uhrkasten sagte die schwingende Stimme unablässig: „Bau! Bau! Bau!“

Diese Uhr, deren Räderwerk kein lebendes Herz, nur stählerne Federn und wirkende Gewichte hatte, war klüger, als Menschen sind. Immer wieder sprach sie in der stillen Nacht ihr schlummerloses Mahnwort. Doch in dieser stillen Nacht, in der ein Rechtsbeschützer seine Pflicht gewissenhaft erfüllt zu haben wähnte, begann im Berchtesgadener Land ein sinnloses Zerstören und grauenvolles Vernichten.

II

Als der Morgen dämmern wollte, jagte ein Reiter gegen die Ramsau hinaus. Bevor er das Ziel seines Späherweges erreichen konnte, stieg hinter den östlichen Bergzinnen der schöne Tag herauf.

Über dem Hängmoos lag die erste Morgensonne.

Das Gras der trockengelegten Weideflächen hatte einen Goldton in seinem Grün, und die frische Luft war zart erfüllt vom süßen Wohlgeruch der Kohlröschen. In der mild erwachenden Wärme begannen die Wasserflächen des nahen Sumpfes zu dunsten, und um die Mooskissen des Bruchbodens, um ihre besonnten Vergißmeinnichtbüschel und Dotterblumen gaukelten graubraune Schmetterlinge in so reicher Zahl, daß ihre Menge manchmal anzusehen war wie ein dunkelwehender Schleier.

Die Kalben, Ochsen und Kühe weideten mit leis tönendem Schellenklang, und aus der Rauchscharte des Käsers stiegen blauquirlende Wölklein in die Sonne hinauf. Der Brunnen murmelte und goß den blitzenden Wasserstrahl in den Spiegel des Troges.

Auf der höchsten Stelle des Almfeldes zog vertraut ein Rudel Gemsen gegen das Latschendickicht. Hoch in der Sonne kreiste ein Weihenpaar. Und als möchte auch das Leben der Tiefe einen Gruß heraufsenden in diesen schönen, heiligen Frieden der Bergfrühe, so klangen, mild und kaum noch hörbar, aus weiter Ferne her die raschen Laute einer rufenden Kirchenglocke.

Im aufziehenden Sonnenwinde fingen die nahen Wälder sanft zu rauschen an.

Was der Morgen an Hirtenwerk verlangte, war getan. Jedes Rind hatte Salz bekommen, die Kühe waren gemolken, die Milch war aufgestellt in hölzernen Schalen.

Ein leuchtender Streifen der Sonne fiel durch die offene Tür in das Zwielicht des Hüttenraumes. Neben dem Feuer saßen Jula und ihr Bruder Jakob in der Herdmulde und aßen die Morgensuppe. Dann beteten die beiden mit geneigten Gesichtern.

Jula erhob sich, warf die schweren Zöpfe zurück, die ihr auf die Brust gehangen, und sprach mit der Hand. Jakob nickte. Und während Jula die abgerahmte Milch des verwichenen Tages in den kupfernen Sudkessel schüttete und ihn mit dem Balken, an dem er hing, über die Herdflamme zog, verließ ihr Bruder die Hütte. Neben dem Brunnen setzte er sich in die Sonne und begann an der fliegenden Schwalbe zu schnitzen, die sich schon bald aus dem Holze lösen wollte.

In der Hütte sang Jula mit halber Stimme:

Ich weiß ein Buben hübsch und fein,
Hüt du dich!
Der kann so falsch wie freundlich sein,
Hüt du dich!

Er hat zwei Augen, die sind braun,
Hüt du dich!
Die gucken allweil durch den Zaun,
Hüt du dich!

Er hat ein lichtbraunfarbnes Haar,
Hüt du dich!
Und was er redt, das ist nit wahr,
Hüt du dich!

In der Tiefe des Almfeldes rasselten viele Schellen wirr durcheinander. Jula, beim Klang ihrer Stimme und beim Geprassel des neugeschürten Herdfeuers, achtete dieses Lärmes nicht. Und Jakob konnte ihn nicht hören.

Doch als er einmal von seinem Schnitzwerk aufblickte, sah er da drunten die flüchtenden Rinder und sah, daß am Waldsaum ein Reiter seinen Gaul an eine Lärche band.

Jakob erhob sich, säbelte aufgeregt in die Hütte, lallte einen schweren Laut und sprach mit den Händen.

Betroffen sah Jula den Bruder an. Eine leichte Röte glitt über ihr strenges, sonnverbranntes Gesicht. Dann lachte sie ein bißchen und steckte rasch die hängenden Zöpfe hinauf. Sie trat aus der Hütte. Doch als sie den dunkelbärtigen Spießknecht über das Almfeld heraufkommen sah, machte sie verwunderte Augen, schüttelte den Kopf, redete mit den Händen zu ihrem Bruder und kehrte wieder an den Herd zurück.

Es dauerte eine Weile, dann fiel ein schwarzer Schatten über die sonnige Türschwelle.

Mit freundlichem Gruße trat Marimpfel in die Hütte. Er sah nur die Hirtin. Jakob, um seine Mißgestalt zu verbergen, hatte sich hinter dem Sudkessel in den Herdwinkel gedrückt.

Jula erwiderte den Gruß des Spießknechtes. Der Anblick dieses Gastes war ihr keine Freude. Sie wußte: Hofleut sind wildes Volk, vor dem man sich hüten muß. Doch ruhig fragte sie: „Woher des Wegs?"

„Bei einem Grenzstein hab ich nachschauen müssen." Marimpfel ließ sich auf eine Bank nieder, wobei das Eisenwerk seiner Rüstung klirrte. Er guckte in der Hütte herum. „Ein schöner Herd! Ein feiner Käser! Wann ist denn der gebaut worden?"

„Das weiß ich nit." Jula begann mit langer Holzspachtel den dampfenden Inhalt des Kessels aufzurühren. „Willst du Zehrung haben?"

Marimpfel lachte und seine schwarzen Augen musterten die Gestalt der Hirtin. „Vergelts deinem Gutwillen! Aber Baurenkäs ist saurer Fraß."

Jula furchte die Brauen. „Ich kann dir auch süßen geben, wenn du so schleckig bist."

„Viel süßen Käs wirst du nit aufstellen können? Von den vierzehn Kühen, die ich gesehen hab? Oder hast mehr?"

„Siebzehn hab ich."

„Und wieviel Ochsen?"

„Dreiundvierzig hab ich aufgetrieben. Und zwanzig Kalben dazu. Gottlob, es ist mir heuer noch kein Stückl im Bruchboden versunken. Hab einen friedsamen Sommer heuer, Gott soll ihn segnen."

Marimpfel erhob sich. „Zwanzig Kalben? So?" Unter kurzem Lachen faßte er mit flinker Faust den Arm der Hirtin. „Und dazu noch ein Gaislein, mit dem gut bocken wär! Was meinst?"

Was Jula meinte, brauchte sie nicht zu sagen. Marimpfel las es in ihren zornblitzenden Augen. Und plötzlich fühlte er an seinem Handgelenk einen groben Schlag. Jakob, das Gesicht verzerrt, stand zwischen der Schwester und dem Spießknecht, mit dem Schnitzmesser in der kleinen, zitternden Faust.

Marimpfel wollte an den Gürtel greifen. Aber da fiel ihm das Wort des Amtmanns ein: „Tu dem Hirten keinen Trutz an!" Er war ein verläßlicher Hofmann. Drum nahm er die Sache spaßhaft. „Guck, wieviel Schneid die haben!" Er lachte. „Dirn! Bei dir sind die süßen Beeren gut verzäunt!" Zur Türe schreitend, sagte er heiter über die Schulter: „Ein andermal!"

Jula legte den Arm um ihres Bruders Hals und knirschte durch die Zähne: „Die Leut sind schlecht."



Neujahrs-Deputation. Nach einer farbigen Zeichnung von Hans Stubenrauch

In der schönen Morgensonne ging Marimpfel mit klirrendem Schritt über das Almfeld hinunter. Als er den Gaul von der Lärche losband, sah er schmunzelnd zum Käser hinauf. „Die wär eine Todsünd wert!"

Während der Gaul auf dem steilen Karrenwege vorsichtig durch den Wald hinunterkletterte, sang der Spießknecht eine zärtliche Weise. Auch diesem Wildfang quoll die Schönheit des leuchtenden Morgens durch Eisen und Haut. Und als er auf dem Weg eine junge Amsel sitzen sah, die unflügg aus dem Nest gefallen war und angstvolle Äuglein machte, lenkte er barmherzig die Hufe des Gaules auf die Seite.

Wo der Taubensee zwischen grünem Röhricht blitzte, kam Marimpfel zu dem Wiesgarten, in dem der Bauer das am Abend gemähte Gras mit dem Rechen umwarf. Sobald der Heuer den Spießknecht aus dem Wald heraustauchen sah, lief er an den Straßenzaun und kreischte: „Bruder? Bist du's oder nit?"

Marimpfel ließ das Roß ein paar Galoppsprünge machen, um sich vor dem Bruder als Hofmann zu zeigen. „Ei wohl, ich bin's." Dann verhielt er den Gaul und fragte von oben herab: „Wie geht's dir allweil?"

„Nit schlecht. Es tut's. Hab dich lang nimmer gesehen."

„Ein Mistbreiter und ein Herrschaftsreiter haben Weg, die auseinand laufen." Marimpfel wollte nichts Böses sagen, nur etwas Selbstverständliches. Und spähend beugte er sich im Sattel hin und her. „Man sieht wahrhaftig das Häusl nimmer. Wie ich Bub gewesen, hat man's noch gesehen von der Straß. Jetzt ist alles zugewachsen. Bäum, Viech und Leut werden allweil mehrer. Bloß das Geld wird minder. Lebt die Mutter noch?"

„Wohl! Aber mit dem Schaffen ist's lang schon aus. Hockt allweil im Sessel. Und kein Tag, daß sie nit redt von dir. Vom Malimmes redt sie nie. Hast lang nichts mehr gehört von ihm?"

„Vier Jahr lang nimmer. Da ist er bei den Nürnbergern gewesen als Stadtknecht. Ist kein fürnehmer Dienst. Hofmann sein ist feiner. Aber die Städt haben allweil die größeren Geldsäck. Da wird's dem Bruder nit schlecht gegangen haben."

„Das tät die Mutter wohl anhören. Magst nit ein lützel hereinkommen?"

„Ich hab nit Zeit."

„Die Mutter tät sich freuen."

„Tu das Weibl grüßen. Herrendienst hat's eilig." Marimpfel straffte den Zügel des Gaules.

„Du?" sagte der Bauer hastig. „Tust was gelten bei deinem Herren?"

„Dem bin ich der Liebst von allen."

In den müden Augen des Bauern glänzte eine Hoffnung. „Da könntest bei deinem Herren für mich eine Fürbitt machen."

„Mareiner!" Der Spießknecht wurde kühl. „Bist Holdenzins oder Lehent schuldig blieben?"

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Noch allweil bin ich ein rechtschaffener Zahler gewesen. Und hab den Magen geschnürt und hab ein lützel was auf die Seit gebracht."

Marimpfel wurde aufmerksam.

„Und tätest du bei deinem Herren für mich ein gutes Wörtl reden," sagte Mareiner, „und tät das Stift sich genügen an einem christlichen Gebot, so möcht ich mein Schupflehen auf Erbrecht kaufen."

Jetzt lachte Marimpfel. „Narr! Wem willst du denn was vererben? Kinder hast doch nit."

„Was nit ist, kann werden."

„Freilich, ja! Oft kriegt die Bäuerin Kinder, der Bauer weiß nit wie."
Dem Taubenseer flog es heiß über die Stirne. Doch er sagte ruhig: „Ist auch nit der Kinder wegen allein, die mir der Herrgott erst schenken müßt. Aber was ein richtiger Mensch ist, hängt auch ein lützel an der Ehr. Hätt ich Eigengut und wär ein Erbrechter, so dürft ich in der Gnotschaft mitreden und müßt nit allweil das Maul halten."
„So?" Der Spießknecht wurde heiter. „Erbrechter werden? Und den Brotladen aufreißen? Und wider die Herrschaft schreien? Und da soll ich helfen dazu?"
In den Augen des Bauern brannte die Sehnsucht. „Bist nit mein Bruder?"
„Richtig, ja, das hätt ich als Hofmann schier vergessen." Und freundlich sagte Marimpfel: „Wieviel kannst dem Herren bieten fürs Erbrecht?"
Zögernd, an jeder Silbe klebend, sagte der Bauer: „Sechzig Pfund Pfennig. Mehr hab ich nit."
„Sechzig Pfund hast? Da kannst dem Herrn bloß vierzig bieten."
„Wieso?"
„Tust vergessen, daß ich dein Bruder bin? Und daß ich in Hösl und Hemd aus dem Haus gegangen? Und daß ich Anspruch hab an Acker und Wiesfrucht? Mareiner! Sechzig Pfund? Da wirst wohl dritteln müssen. Mit mir!"
Der Bauer sah den höfischen Bruder an und wurde mauerbleich über das ganze Gesicht. Und ohne noch ein Wort zu sagen, drehte er sich um und ging durch die Wiese davon.
Marimpfel hob sich im Sattel und rief dem Bauer lachend nach: „Gotts Gruß, Mareiner! Ich komm bald!" Dann ritt er davon.
Der Taubenseer ging an seinem Rechen vorüber, unter schattenden Bäumen hindurch, und kam zu einem grauen Balkenhaus, über das ein großes Moosdach herhing, wie eines Mannes Hut ein kleines Kind bedeckt.
Neben der Haustür saß, von Sonne umspielt, in einem grob gezimmerten Holzsessel eine alte weißhaarige Frau mit gichtisch verkrümmten Händen, zermürbt von der schweren Arbeit eines langen mühsamen Lebens.
„Kindl?" sagte sie zu dem vierzigjährigen Manne. „Was hast?"
Der Bauer biß die Zähne übereinander und schien sich auf eine Antwort zu besinnen. Dann sagte er: „Mutter! Der Marimpfel ist dagewesen."
„Und ist nit herein zu mir?"
Mareiner schüttelte den Kopf und trat ins Haus.
Ohne sich zu regen, murmelte die alte Frau vor sich hin: „Ist dagewesen. Und ist nit herein zu mir. Ein Weg, schier kaum ein halbes Vaterunser lang. Und steht am Zäunl. Und geht nit herein zu mir." Sie hob das zerfallene Gesicht, und ihre trockenen, fast schon erloschenen Augen suchten irrend im Blau des Himmels. „Heilige Mutter! Was sagst denn jetzt?"
Geduldig blickte die alte Frau in dieses schöne, reine Blau empor und wartete auf Antwort.
Vor sechzig Jahren, als vierzehnjähriges Dirnlein, hatte sie die Gottesmutter zur Patronin ihres Lebens erwählt, war Marienträgerin gewesen bei jedem Bittgang in und außerhalb der Kirche, hatte sich, eine Dreißigjährige, zum Ehestand segnen lassen an einem Marientag und hatte jedem der drei Buben, die sie geboren, bei der Taufe einen Festtag der Mutter Maria als segensreichen Namen in das Leben mitgegeben. Mareiner hieß Mariä Reinigung, Malimmes hieß Mariä Lichtmeß, Marimpfel hieß Mariä Himmelfahrt.

Auf dem Moosdach gurrten die Tauben, kleine Vögel sangen in den Kronen der Bäume, es krähte der Hahn und die Hühner gackerten, es rauschte der nahe Wildbach, die Bäume flüsterten, am Waldsaum grunzten die wühlenden Schweine — alles redete, was Natur und Leben hieß. Nur dieser schöne, blaue Himmel schwieg.

Und als die Augen der alten Frau den Schmerz des Lichtes fühlten und wieder heruntersanken zur Erde, sah diese Mutter ihr vierzigjähriges Kindl Mareiner scheu hinüberspringen zum Walde, mit Hacke und Spaten.

Unter dem Kittel trug der Bauer einen schweren Ledersack, in den das Spargut seines Schweißes eingeschnürt war: dreiundachtzig und ein halb Pfund Pfennig in rheinischem Gold, in Silber und schwarzem Blech. Weil Mareiner einen Bruder hatte, der Hofmann war, vergrub er diesen Sack im Dickicht des Waldes zwischen den Wurzeln einer alten Fichte, die er unauffällig mit dem Messer merkte, als er den Boden geebnet und wieder mit Moos bedeckt hatte. Kein Fuchs hätte da einen Wandel der Dinge wahrgenommen.

Während Mareiner beruhigt sein unsichtbares Werk betrachtete, erfreute sich Marimpfel auf seinem trabenden Gaul immer wieder des gleichen Rechnungsschlusses: „Von sechzig ein Drittel ist zwanzig!"

Was konnte man im Leben nicht alles haben für zwanzig Pfund Pfennig! Der adlige Chorherr Jettenrösch bezahlte seiner Hübschlerin und Pfennigfrau für alle Lieb und Freud eines langen Jahres nur fünfzehn Pfund. Freilich war, wie die Leute munkelten, Herr Jettenrösch bei dem krummen Fräulein Rusaley nicht der einzige Zahler.

Marimpfel lachte.

Von den Herren, die klug sind, kann man lernen. Gute Kameraden und Gnoten müssen teilen können ohne Neid, bei Trunk und Schüssel, bei Mühsal und Pfennigsack. Warum nicht auch bei der süßesten von allen Freuden? Wie mehr sich teilen in des Lebens Kosten, um so billiger wird des Lebens Rausch.

Und Marimpfel wußte nun eine, die ihm gefiel. Warum sollte man die nicht zum Pfennigweibl machen können? Jungferntrutz ist wie Maienschnee. Um ein freudenreiches Leben ist alles feil. Und wie gut ihr das stehen muß, wenn sie das schwere Schwarzhaar im grünen Schleier hat! Und reitet ein hoher Fürst durch Berchtesgaden, so muß ihm die schöne Hübschlerin des Marimpfel das rote Stricklein spannen und die lustige Ehr erweisen. Große Herren haben kleine Lustbarkeiten gern. Und wissen, wie man danken muß.

Während Marimpfel diese goldenen Zukunftspläne schmiedete und durch die einseitige Häusergasse der Ramsau ritt, schien ein stummer Lebensschreck vor ihm herzutraben. Wo Leute oder Kinder vor den Türen waren, verschwanden sie flink im Haus. Und ein Hund, der mit schwerem Holzknebel am Hals auf der Straße in der Sonne gelegen hatte, wurde durch einen schrillen Pfiff in das Gehöft gerufen, zu dem er gehörte.

Hinter dem Haus des Leutgeb lenkte Marimpfel von der Straße weg und ritt zu einem hohen Hag hinauf, der ein auf grünem Hügel liegendes Gehöft umschloß. Der Reiter stieß mit dem Fuß an das versperrte Hagtor. „Auf! In des Herren Nam!"

Holzschuhe klapperten. Ein junger Knecht öffnete das Tor, machte scheue Augen und sagte rasch: „Der Richtmann ist nit daheim."

„Wo ist er?"

„Im Holz. Bis zur Mahlstund kommt er."

„Solang kann ich nit warten. Spring ins Holz hinaus und hol den Richtmann! Ich tu derweil einen Trunk beim Leutgeb." Der Spießknecht ritt zur Straße hinunter.

Zwischen den Stauden und Bäumen, die den Weg in der Richtung gegen Berchtesgaden geleiteten, sah er ein Leuchten bunter Farben und blanker Waffen. Wer kam da? Keiner von den Hofleuten des Gadens. Die trugen sich anders.

Der gesprenkelte Stieglitz, der da zwischen den Stauden einherschritt, schleppte sich mit schwerer Last. War also wohl ein fahrender Kriegsknecht, der seinen Dienst verlassen hatte und zu einem neuen Soldherrn wanderte. Nun bog er auf die freie Straße heraus: ein langes, braunbärtiges Mannsbild in der bunten Tracht der städtischen Soldknechte, Wams und Hosen bunt gezwickelt, wie es bei den Kriegsleuten in der großen Welt draußen neue Mode wurde. Er ging barhäuptig, das braune Langhaar gescheitelt. Den flachen, mit einer gelben Kräuselfeder umwundenen Hut hatte er an einer Kordel auf der Brust hängen, neben dem Knauf des hochgebundenen Zweihänders. Den Dolch und das Kurzeisen trug er am Gürtelgehenk. An dem langen Spieß, den er geschultert hatte, schleppte er eine Last, die man auf einen Zentner und darüber schätzen konnte: den Eisenhut, die Brustplatten und Armschienen, den braunen Gugelmantel und dazu das dicke, stramm gedrosselte Lederbündel seiner Kriegsmannshabe. Einen schwächlichen Menschen hätte solche Last erdrückt. Doch dieser lange Kerl hatte trotz der heißen Sommersonne keinen Tropfen Schweiß auf der sonnverbrannten Stirn und ging unter dem schweren Gewicht mit so federndem Schritt, als trüge er Schwanenflaum auf seinem Rücken. Und Augen hatte er, die heiter in den schönen Morgen schauten. Sein von Narben zerfetztes Gesicht erzählte, wie oft dieser Fröhliche schon unter dem Streich des Todes gestanden. Die jüngste seiner Narben, noch dunkel gerötet, ging von der Stirn über das rechte Auge mit geradem Strich herunter bis zum Kinn und wäre schrecklich anzusehen gewesen, wenn sie in diesem gesunden und vergnügten Mannesgesicht nicht eine Art von groteskem Humor bekommen hätte.

Als dieser fahrende Söldner den berittenen Hofmann kommen sah, blieb er breitspurig stehen und fing zu lachen an.

Auch Marimpfel lachte. „Wenn eins den Wolfen nennt, kommt er gerennt! Malimmes! Kein halbes Stündl ist's her, da hab ich mit dem Mareiner geredet von dir. Und jetzt bist da. Herzbruder! Gottes Gruß im Land!"

Malimmes streckte dem Reiter die Hand hinauf. „Gott grüß dich, Bruder! Ich hab dich schon gesucht im Gaden draußt. Hätt gern zum Einstand ein Häflein mit dir gelupft. Und hab gehört, du wärst in der Ramsau. Bist bei der Mutter gewesen? Wie geht's dem guten Weibl?"

Marimpfel erkannte in den Augen des Bruders die ehrliche Sehnsucht, wurde ein bißchen verlegen und sagte: „Es geht der Mutter nit schlecht. Allweil schnauft sie noch."

Das Gesicht des andern strahlte. „Gute Botschaft! Will dem lieben Herrgott danken dafür. Am Sonntag werf ich dem Meßpfaffen einen Goldpfennig in den Bettelsack. Ich hab's. Einen Winter lang kann ich mich auf die Faulhaut legen und kann der Mutter ein gutes Leben machen. Komm, Bruder, kehr um! Laß uns selbander heim!"

„Ich kann nit, hab eilfertigen Herrendienst. Aber auf ein Ständerlein beim Leutgeb hab ich Zeit."

„So komm! Ein Bruder ist auch ein kostbar Ding. Dreh dich, Schätzlein,

dreh dich!" Malimmes faßte lachend den Zügel und wandte den Gaul des Bruders. „Auftragen laß ich dir, als wärst ein römischer Delegat. Friß und sauf und tu mich anlachen! Not und Hader sind draußen in der Welt. Daheim ist daheim. Und was ich anguck, ist liebreich und friedsam." Er schrie einen Jauchzer in die sonnige Luft hinaus, so gellend, daß Marimpfels Gaul einen scheuenden Sprung machte.

Auf dem Wege zum nahen Leuthaus schwatzte Malimmes in seiner frohen Laune immerzu. Marimpfel war nachdenklich geworden. Und plötzlich, den Bruder von der Seite musternd, fragte er: „Einen Winter lang willst feiern? Bist in Ehren ledig worden von Herr und Dienst? Oder mußt dich verstecken? Hat's eine Sauerei gegeben?"

Malimmes sah ernst an dem Reiter hinauf. „Da wär allweil ein andrer die Sau gewesen."

„Meine Frag war nit schiech gemeint."

„Muß ich halt dumm gehört haben." Malimmes lachte schon wieder. „Ich will einmal für ein Zeitl mein eigner Herr sein. Viel Gründ sind gewesen, daß ich gegangen bin. Der letzte war, daß mich das Heimweh angefallen hat, derweil ich sechs Wochen im Spittel gelegen bin. Wegen dem da!" Er deutete auf den frischen Narbenriß, der wie ein roter Feuerstrich in dem braunen Gesichte glomm.

„Ein böser Streich! Bruder, da mußt dich schlecht gedeckt haben?"

Lustig zwinkerte Malimmes mit den Augen und schüttelte den Kopf. „Es hätt ein feiner Hieb sein können! Hätt aus meinem Hirndach schier zwei Apfelschnitten gemacht. Aber grad, wie der Hieb schön kunstvoll ansetzt, hat der ander, ein Pegnitzer Heckenreiter, meinen Spieß in der Seel gehabt. Seine Faust hat nur noch ein lützel rutschen können. Für sechs Wochen hat's bei mir noch ausgegeben. Aber der ander ist nimmer aufgestanden. Ist ein braver Kerl gewesen, mit dem ich oft gebechert und geknöchelt hab. Hat mir's nit schlecht vermeint, hat halt auch nur seinem Fähnl die Treu gehalten. Wegen sieben Ballen flandrisch Tuch, die sein Edelherr gekrapst hat." Malimmes lachte nimmer.

Verwundert guckte Marimpfel auf den Bruder hinunter.

„Kriegsmann sein wär ein gutes Handwerk!" sagte Malimmes. Er hob den belasteten Spieß auf die andre Schulter. Die Eisenstücke klirrten. „Man sollt nur allweil wissen, daß es hergeht um eine Sach, die nötig und ehrlich ist. Da wär das Dreinhauen eine Freud. Aber die meisten Händel müßten nit sein. Und geht's nit um einen städtischen Pfeffersack, so geht's um einen herrischen Hennendreck. Mich freut's schon lang nimmer. Im Ausland solden, wie's andre tun, das mag ich nit. Ich mag nit wälschen, hab das Deutsche lieb. Aber bei uns im Reich, da ist's ein Elend. Der König, sagen die Leut, wär bloß ein Schatten noch. Die Fürsten reißen ihm den letzten Fetzen aus dem Mantel. Von denen trachtet ein jeder nach dem wärmsten Hosenfleck für seinen eignen Hintern. Jeder ist seines Nachbarn Feind und Neider. Daß man zusammengehört im Reich, das weiß man nimmer. Ein Grausen, wo man hinschaut! Hab mir's oft schon denken müssen. Und jetzt, derweil ich sechs Wochen im Spittel gelegen bin, und es hat der Feldscher so grob geschustert an meinem Hirnkastl, da hat mich allweil gedürstet nach einer Hand, die linder nähen tät." Nun lachte Malimmes wieder. „Da ist mir die Mutter nimmer aus dem Sinn gefallen. Und jetzt bin ich daheim. Und will meinen lustigen Fried haben ein Zeitl."

Marimpfel gab dem Bruder einen Puff. „Ein Kerl wie du! Wirst doch

kein Sinniervogel sein! Elend im Reich? Was geht denn uns das an? Wie mehrer das Gold, so fester der Sold, wie feiner der Brei, so besser die Treu, wie größer die Ehr, so blanker die Wehr! Die als Kriegsleut anders denken, sind Rindviecher."

Malimmes lachte. „So bin ich halt eins."

„Geh, Bruder, sei ein lützel stolzer! Aber ich weiß schon, wo's fehlt bei dir. Als Stadtknecht bist du gut bei Gold und Brei gewesen, aber mager bei der Ehr. So was wurmt einen festen Kerl, der aufwärts möcht. Tu den Kopf heben! Ich schaff dir einen fürnehmen Herren. Hofmann sein bei guter Farb, das ist allweil das Beste. Da kannst herunterspeien auf die, wo minder sind."

Die beiden lenkten von der Straße in den Hof des Leuthauses ein. Und wieder hob Malimmes das braune, von dem feurigen Strich durchsägte Gesicht und sah hinauf zu dem höfischen Reiter. „Du!" Er schmunzelte. „Ich hab einmal einen Frosch gesehen. Der ist der stolzeste gewesen unter allen Fröschen. Und weißt, warum? Weil ihn der Ochs getreten hat. Und die andern Frösch, die haben nur den Tritt der Kuh gespürt. Drum sind sie minder gewesen." Heiter lachend trat Malimmes in den Flur des Leuthauses und machte lustige Späße über Bauch und Doppelkinn des Wirtes, der den Kriegsknecht unterwürfig begrüßte. „Und jetzt trag auf, du Gauner! Bring Würst und Selchfleisch! Her mit dem Besten aus deinem Keller! Nimm die größte von deinen Bitschen! Ich weiß wohl: Saufen ist der Deutschen Spott, vor der Welt wie auch vor Gott! Aber wenn mich halt dürsten tut! Was soll ich machen? Ist nit der liebe Gott dran schuld, wenn an siedheißem Sommertag dem Menschen die Leber brandig wird?"

Der heitere Rumor, den Malimmes anhub, brachte gleich das ganze Haus in vergnügten Aufruhr. Die Wirtin kam gezappelt, die zwei jungen Mägde kicherten und sprangen. Und der Knecht, der den Gaul Marimpfels versorgen mußte, trug die Freudenbotschaft in den Stall: „Der lustige Malimmes vom Taubensee ist heimgekommen!"

In der großen Leutstube ließ der Soldknecht seine schwere Last auf eine Tischplatte hinklirren. Marimpfel trat mißmutig zur Türe herein; des Bruders Gleichnis von den Fröschen hatte ihn geärgert, und er schien nicht recht zu wissen, wie er den Heimgekehrten nehmen sollte. Doch als er prüfend den Spieß des Bruders mit der daranhängenden Last zu lupfen versuchte, wandelte sich sein Verdruß in ehrliches Staunen. „Gotts Teufel und Bohnenstroh! Herzbruder! Da hast dich aber schuftig schleppen müssen! Und hast bei solcher Hitz kein Tröpfl Wasser auf deiner Näs!"

Malimmes rückte hinter den Nachbartisch. „Die hurtig schwitzen müssen, sind leichtfertige Leut und Schwächling. Wer mannsfest lebt, dem bleibt auch in harter Mühsal das Häutl trocken."

Für diese Lebensweisheit hatte Marimpfel kein hörendes Ohr. Er musterte neugierig den strotzenden Lederbinkel am Spieß, statzte ihn fest auf die Tischplatte hin und öffnete weit die Augen, als er dieses leicht zu deutende Geklirr vernahm.

„Gelt," rief Malimmes lachend, „da drin, da klinglet's!"

Der Wirt und seine Leute begannen aufzutragen, als wären zwei große Hansen zu Gast gekommen. Malimmes, immer schwatzend, immer lachend, schnitt dem Bruder das Selchfleisch und die Würste in großen Brocken vor und füllte ihm fleißig den zinnernen Becher. Auch der Leutgeb, sein Weib und die zwei jungen Mägde mußten mithalten. Jeder Knecht und Stallbub,

der kudernd zur Türe hereinguckte, wurde zu dem gastfreien Tisch herangewunken, und jeder Bauer wurde angerufen, der draußen auf der Straße vorüber wollte — mancher schüttelte den Kopf und ging seines Weges, doch mancher kam. Bald saßen an die dreißig um die lange Tafel, zu der man Tisch neben Tisch zusammenrückte. Marimpfel, um dem lustigen Bruder gefällig zu sein, bezwang seinen Hofmannsstolz und gab sich als Herr, der sich gnädig niederbeugt zu den Minderen. Doch Malimmes hatte eine Art von kameradschaftlicher Freude an der randalierenden Gesellschaft, nannte sie seine Kump- und Dumpaney, war der Obrist Schluckhauptmann und kommandierte mit drolligen Sprüchen den Becherlupf.

Der städtische Soldknecht und der gadnische Hofmann vertrugen viel. Sie schluckten munter und behielten klare Köpfe, während die andern bald in einen feuchtfröhlichen Dusel gerieten. Ein altes, dürres Bäuerlein, das die billige Schluckstunde eifrig nützte, kam bald in eine so mutige Laune, daß es, neben scheuer Ehrfurcht vor Marimpfel, gegen den lachenden Stadtknecht spöttische Redensarten zu werfen wagte.

Wieder ließ Malimmes die leergelupfte Bitsche füllen. „Leutgeb! Spring! Und bring! Ich zahl's. Ich bin ein redlicher Kriegsmann und hab's! Bin nit der deutsche König, der Atzung, Trunk und Herberg schuldig bleiben muß, seit ihm die Fürsten das letzte Hellerlein aus dem Säckel gerissen."

„Haben tust du's?" schrie das mutige Bäuerlein. „Woher denn hast du's! Vom Sold wirst dir's nit abgespart haben! Wie, Mensch, zeig deine Händ her! Hast Christennägel oder Geierkluppen? Kriegsleut sind schieche Greifer."

„Wozu hätt's denn der Bauer und Pfeffersack," fiel Marimpfel ein, „wenn's ihnen der Kriegsmann nit nehmen sollt?"

Malimmes lachte. „Denen man nimmt, die verstehen's nit."

Der gadnische Hofmann wartete mit Sprichwörtern auf. „Rauben ist keine Schand, das tun die Besten im Land. Mir flecket's nit die Händ, wenn's einen Ritter nit schändt."

„Ist aber schon oft so ein Ehrenschilder gefangen worden und hat verschnaufen müssen im Hanfsamen." Ein Griff, den das Bäuerlein nach dem Halse tat, erklärte deutlich, wie das Wort vom Hanfsamen gemeint war.

Marimpfel verlor die gnädige Laune und wollte mit der Faust über den Tisch hinüberschlagen. Doch Malimmes fing den Arm des Bruders auf. „Tu Fried halten, Herr Hofmann! Der Bauer hat recht. Wie die Fürnehmen das Beispiel aufstellen, so machen's die Minderen nach. Drum ist es Gesetz worden im Land: Schlupf durch, und alles ist erlaubt, laß dich fangen, und alles ist verboten."

„Und du?" kreischte das Bäuerlein. „Bist noch nie nit erwischt worden?"

„Schon oft! Bin viermal schon im Hanfsamen gelegen, und jedesmal bin ich wieder ledig worden." Malimmes spreizte auf dem Tisch die Fäuste auseinander und lachte vergnügt. „Ich stirb nit am Rappenholz. Vor achtzehn Jahr, auf meinem ersten Kriegszug, hat mir's ein Zigeunerweibl im Ungerland geweissagt aus der Hand, es täten mich sieben Strick nit umbringen, erst vor dem achten müßt ich mich hüten."

Ein lustiges Geschrei erhob sich um die Tafel her, man witterte abenteuerliche Schwänke und rückte neugierig zusammen.

„Vier Hänfene haben mir keinen Schaden getan. Drei kann ich noch ausprobieren und lachen dazu. Und eh sie den achten für mich drehen, schlupf ich in ein Kloster und laß mich zum Franziskaner weihen. Da hab ich den achten Strick um den Bauch, darf mir erlauben, was ich mag, und brauch keine Angst nit haben um mein Hälsl!"

Im Dutzend kreischten die neugierigen Fragen durcheinander. Und Malimmes fing zu erzählen an.

„Den ersten Hänfenen haben sie mir selbigsmal im Ungerland geflochten, sieben Tag nach der Weissagung, die mir das Zigeunerweibl gemacht hat. Achtzehn Jahr alt bin ich gewesen. Aber gut gewachsen sein ist ein Segen Gottes."

Eine aufgeregte Stimme schrie: „Was hast denn verbrochen selbigsmal?"

„Für meinen Herren hab ich wie ein blinder Narr gefochten und hab mich tief in den ungerischen Haufen hineingeschlagen, bis mir der Bidenhänder in Scherben gegangen ist. Da haben sie mich bei den Ohren erwischt. Und fünf andre fromme Gnoten dazu. Und weil sich von uns sechsen der Längste gewesen bin, drum haben mich die Ungern für den Schlechtesten gehalten und haben mich zur Bußverschärfung aufgehoben auf die Letzt. Hab zuschauen müssen, wie sie die fünf hinaufgezogen haben auf einen Birnbaum neben der Straß. So große Birnen hat er noch nie getragen wie selbigsmal. Für jeden von den fünfen hab ich ein Vaterunser gebetet. Sind brave Kerle gewesen. Unser Herrgott wird sie selig haben in Gnad und Barmherzigkeit. „So," sagt der Drosselmeister, „jetzt haben wir gleich das halbe Dutzend voll!" Sagt's. Und wirft mir den Hänfenen übers Köpfl. Mir ist ein lützel dumper zumut worden. Anfangen müssen ist allweil schwer, beim Sterben nit anders als bei der Lieb oder sonst bei einem kunstvollen Ding. Und derweil mir übel gewesen, hab ich aufs Beten für mich selber ganz vergessen. Und muß meine Hand noch anschauen und muß mir denken: Jetzt wird's aufkommen, ob mein Zigeunerweibl eine Gans gewesen oder meine Hand ein Lugenschüppel! Und da haben die vier Löwen des Drosselmeisters zugegriffen und haben mich auf den dicksten Ast hinaufgezogen."

Um die Tafel her war eine fiebernde Spannung. Und eine junge Magd, der die blonden Zöpfe dick um die Ohren lagen, betete angstvoll: „Heilige Mutter, steh ihm bei!"

„Hinaufgezogen! Ja! Hängt einem ein feines Maidl um den Hals, ihr lieben Leut, das druckt linder als ein Hänfener! Und wie mir schon ein lützel blau wird vor den Augen, saust eine Staubwolk her übers Feld, und die Unsrigen sind da und schlagen drein wie fleißige Bauren mit der Drischel. Aushalten! schreit's in mir. Ich pluster den Hals auf wie ein Truthahn. Und seh durch farbigen Nebel noch, daß einer auf hohem Gaul zu uns sechsen herreitet. Ich will noch sagen: Guck, mein Zigeunerweibl war ein gescheites Luder! Da geht mir kein Schnaufer nimmer durch den Hals, und es ist mir eine süße Finsternis durchs Leben geronnen. Gählings tu ich die Augen auf, lieg im schönsten ungerischen Gras, neben meiner liegen fünf stille Gnoten, die nimmer haben aufwachen mögen, und mein dicker Hauptmann steht vor mir: „Wie geht's, Malimmes?" Ich heb mich aus dem Gras und sag: „Nit schlecht, Herr, aber krieg ich nit gleich ein Mäßl Wein, so wird mich das Zäpfl kitzeln, daß ich räusperen muß."

Ein freudiger Jubel erhob sich am Tisch. Es macht den Menschen die Seelen warm, wenn sie einen lachen sehen, der dem kalten Tod entronnen. Zärtlich sagte die blonde Magd: „O heilige Mutter, dem hast beigestanden!" Marimpfel, in dem das Abenteuer des Bruders ein stolzes Wohlgefallen weckte, schob ihm die Kanne hin: „Schluck, Herzbruder, schluck, daß dich das Zäpfl nit kitzelt!" Und als Malimmes nach festem Trunk die Kanne niederstellte, drängten die aufgeregten Stimmen schon: „Das andermal? Wie war's das andermal?"

„Das ist im Clevischen gewesen, vier Jährlein nach dem ungerischen Handel.“

Die Zärtliche fragte: „Hast im Clevischen auch so treu gefochten wie im Ungerland?“

„Nein, Maidl!“ Malimmes bekam einen Zug von Ernst im Gesicht. „Da hab ich im trunkenen Übermut eine schieche Sach verübt.“

„Was denn für eine?“

„Dir sag ich's nit! Junge Maidlen müssen nit alles wissen. Dem Kapuziner hab ich's gebeichtet. Der hat arg geschumpfen. Und hat gesagt: „Ich absolvier dich bloß, weil du sterben mußt!“ So schiech ist die Sach gewesen, daß mein eigner Hauptmann mich zum Baum hat führen lassen, derweil ein grobes Unwetter am Himmel gehangen hat. An mein Zigeunerweibl hab ich gar nit denken mögen. Denn meine Straf ist redlich verdient gewesen. Auf dem Weg zum Eichbaum, der nit weit vom Geläger war, hat's grau zum schütten angehoben. Derweil ich Reu und Leid gemacht hab, ist das Wasser von mir niedergeronnen. Unter dem Eichbaum bin ich neben dem Meister Ungut auf der Staffel gestanden. Und wie der Hänfene an den Ast gebunden war, tu ich ein Kreuz machen und sag: „Stoß mich hinaus, Meister, ich hab's verdient!“ Und grad, derweil ich den Stoß verspür, da tut's in den Lüften einen Böller als wie von der Cölnerin Unverzagt, und Feuer ist vom Himmel gefallen, daß die Welt wie in blauer Glut geschwommen hat. Der mächtig Eichbaum ist ein Scherben gewesen. Wie die Fliegen, wenn's zum Frieren anhebt, sind die Leut auf dem Boden gelegen und ich dabei, ich weiß nit wie. Viere hat der Blitz erschlagen. Und mit den andern, die sich aufrappeln, lauf ich ins Geläger hinein. Meine Zeltgnoten haben mir gesagt: wie das Feuer gefallen wär, da hätt ich am Ast gehangen und hätt einen großen Heiligenschein um den ganzen Leib herum gehabt. Jetzt denket, Leut! Ein grauslicher Sünder! Und schaut wie ein Benedeiter aus! Viel Ding im Leben sind hart zu verstehen, ist schon wahr! Und ich geh zum Herrenzelt und sag: „Herr Hauptmann, morgen, da wird's wohl wieder trücken Wetter geben, da muß man's halt zum andernmal mit mir versuchen.“ Und da ist mein grober Hauptmann wie ein gütiger Heiland worden und sagt: „Geh hin und sündige nimmer! Ich muß vergeben, wenn der Herrgott mit himmlischen Pulverbüchsen nach deinen irdischen Richtern schießt.“

Schweigen blieb an der Tafel, während Malimmes trank. Von seiner Geschichte, die ihn selber ernst gemacht, war's wie der Hauch eines Wunders ausgegangen. Sogar Marimpfel schwieg. Aber sein Stolz auf den Herzbruder war im Schwinden. Hatte die Geschichte sich wirklich zugetragen? Oder verstand sich Malimmes nur so fein aufs Lügen? So oder so — Marimpfel begann auf den Bruder eifersüchtig zu werden, begann es ihm zu neiden, daß diese Gruselnden am Tisch mit großen Augen und offenen Mäulern zu ihm aufstaunten.

Die Zärtliche hatte einen feuchten Schimmer unter den Wimpern und fragte leis: „Hast nimmer gesündiget?“

„Ein lützel schon. Weißt, Maidl, Mensch bleibt Mensch.“ Malimmes schmunzelte. „Aber so grauslich wie selbigsmal im Clevischen ist's niemals nimmer ausgefallen.“ Er ließ die Bitsche kreisen. „Und wie sie mich das drittmal hätten hängen mögen, das ist bei Ulm gewesen, vor sieben Jahr. Da hab ich das feindliche Geläger ausspähen müssen. Und da haben sie mich hopp genommen.“

Marimpfel reckte sich. „Wirst es halt dumm gemacht haben!“

„So? Meinst?“ Der Bruder blinzelte ihn heiter an. „Mach's achtzehn Jahr lang mit, und nachher komm und sag mir, wie's am besten ist.“

Ein Gelächter surrte um den langen Tisch, und Marimpfel tat, als wäre ihm das Mitlachen ein Vergnügen. Da erschien der junge Knecht des Runotter in der Tür und rief dem gadnischen Hofmann zu: „Mein Bauer ist heimgekommen, jetzt kannst ihm Botschaft sagen.“

Marimpfel schlug mit der Faust auf den Tisch. „Die soll er sich holen! Der! Wo ich sitz, das siehst. Da kannst es ihm sagen. Fahr ab!“

Der Knecht verschwand.

Die am Tische guckten. Und verwundert sah Malimmes den Bruder an, beugte sich zu ihm hin und tuschelte: „Du! Es wird dir doch so ein Tröpfl Wein nit den Kopf verdösen! Hast mir nit gesagt, du hättest eilfertigen Herrendienst? Mensch, tu verständig, was deines Amtes ist!“

„Was meines Amtes ist, das weiß ich schon!“ Marimpfel wurde verdrießlich. „Das weiß ein Herrschaftsreiter besser wie du, Herr Baurenfreund! Schau deine lieben Knospen an der Tafel an! Die gluren auf deine Possen —“

„Bruder!“

„Wie Kinder in der Fasnacht auf die Schembarter! Erzähl doch! Erzähl! Wie hat's denn gangen mit dem dritten Strick?“

Auch die Ungeduldigen am Tische riefen: „Erzähl! Erzähl!“

Malimmes sah den Bruder schweigend an. Dann legte er sich mit breiten Ellenbogen über die Tafel.

„Also, die Ulmer haben mich hopp genommen! Und flink hat's da geheißen: Ans Rappenholz, der Lump muß hängen! Aber der Ulmer Meister vom letzten Hanf ist ein junges Schaf gewesen. Hat gemeint, er verstünd was, und hat seine nötige Kunst traktiert wie der Sautreiber die Nachtigall. Und weil er allweil so dröselt an mir und bringt die Sach nit füreinand, da ist mir die Geduld vergangen. Und ich schlag dem Hammel eine Maulschell über den Schnabel. Und schrei: Du! Richten muß flinke Barmherzigkeit sein. Komm her, du Lapp, ich will dir zeigen, wie man's macht! Da geht ein lustiges Lachen durch den Leuthaufen, der um uns her gewesen ist. Die Schwaben sind ein verständigs Völkl. Ein Sprüchl sagt: Der Schwab ist froh, und ist er arm, so tanzt er noch mit leerem Darm. Und wie die Leut so lachen, streckt sich ein junges, sauberes Maidl in die Höh und schreit: Um den wär schad, den sollt man gnadigen. Und hundert Mannsleut schreien es gleich dem Maidl nach. Und richtig! Die Ulmer haben mich laufen lassen.“

Am langen Tisch erhob sich ein glückseliges Gelächter. Und Malimmes, während er gemütlich mitlachte, sagte zu Marimpfel: „Jetzt nimm mich in die Lehr, Herzbruder! Wärst du auf dem Ulmer Schragen gestanden, wie hättst es denn du gemacht?“

Was Marimpfel brummte, war bei dem heiteren Rumor der Tafelrunde nicht zu hören. Die blonde Magd hatte ein heißes Gesichtl und lachte: „Für das schwäbische Maideli bet' ich heut nacht drei Vaterunser!“ Und viele sprangen von den Stühlen und Bänken auf, vergaßen das Selchfleisch und die billige Bitsche, drängten sich um Malimmes her und wollten aus nächster Nähe hören, wie die Geschichte des vierten Strickes ihr glückliches Ende finden würde.

„Das ist in Landshut gewesen, vor dritthalb Jahr,“ erzählte Malimmes, „und Landshut, Leut, das ist eine gefährliche Stadt. Da haben einmal die Wölf den Schultheiß auf offenem Markt gefressen. Die Landshuter haben zugeguckt aus ihren Fenstern. Und wie der Ärmste gefressen war, hat ein barm-

herziges Kindl gesagt: Der Schultheiß ist mager gewesen, die lieben Wölflein müssen noch Hunger haben. Im selbigen Landshut, in so einer gefährlichen Stadt, hätt ich schier mein Leben lassen müssen. Da haben wir Nüremberger, nit weit von Regensburg, einem Ritter die Burg gebrochen. Der ist mit dem Landshuter Herzog Heinrich im Bund gewesen. Auf dem Heimweg hab ich mit zwölf braven Gnoten die Nachhut gedeckt. Wir kommen zur Donau. Die Zwölfe hocken schon im Fährboot. Da sprengt ein Häufl von des Herzogs Reitern auf uns ein. Ich stoß das Fährboot ins Wasser und will nachspringen. Aber weil mein Binkel ein lützel schwer gewesen ist, bin ich zu kurz gesprungen. Das Fährboot rinnt davon, ich platsch ins Wasser hinein, und die Landshuter greifen mich."

„Jesus!" stammelte die blonde Magd erschrocken. Und das magere Bäuerlein kreischte: „Gänsl, dummes! Ist ihm doch nichts geschehen! Er hockt doch bei uns und lacht."

„Aber selbigsmal ist mir nit zum Lachen gewesen. In meinem Binkel haben sie fünf goldene Becher und viel schönes Geschmeid gefunden. Drum haben sie mich mitgezerrt bis auf Landshut. Zwischen den Nürembergern und des Herzogs Räten hat's eine endsmäßige Schreiberei um mein Leben abgesetzt. Und derweil sie viel gutes Papier verdorben haben, bin ich zu Landshut vom Juli bis zum Jänner im Turm gehockt. Selbigsmal hab ich mir ein bayrisches Mäusl dressiert. Ist mir ein lieber Gesell gewesen bis zum Heiligdreikönigstag, an dem mir die Landshuter den Stab gebrochen haben. Am letzten Morgen hab ich mit dem bayrischen Mäusl noch meine Himmelfahrtswurst geteilt. Dann hat mich der Freimann zum Karren geholt. Die Richtstatt ist ein halbes Stündl weit vor der Stadt gelegen. Und eine schauderhafte Kält ist gewesen. Mir hat's nit viel gemacht, im Turm gewöhnt sich einer ans Frieren. Aber den Meister Freimann hat die schieche Kält auf dem Karren gebeutelt, daß ihm die Zähn gescheppert haben. Und da hab' ich lachen müssen. „Freilich, du kannst lachen," sagt der Freimann, „du hast es gut, du brauchst bei so einer Kält den weiten Weg heut nimmer heimfahren!"

Am Tisch ein heiteres Gelächter. Sogar die blonde Magd, obwohl sie zitterte vor barmherziger Sorge, mußte schmunzeln.

„An die tausend Leut sind um das Rappenholz her gestanden. Und auf den Herzog Heinrich hat ein kostbar Zelt mit einem Glutpfändl gewartet, daß der hohe Herr bei der schönen Lustbarkeit nit frieren müßt. Das Glöckl hat geläutet, und der Herzog, ein kleines, braunes, flinkes Manndl, ist dahergeritten mit stolzem Gefolg. „Also, Freimann," sag ich, „fangen wir an in Gottesnamen, fürnehme Herren därf man nit warten lassen." Der Weg zum Schragen hinauf ist ganz vereist gewesen. Und da tut der Freimann einen Rutsch. „Du," sag ich, „das bedeutet nichts Gutes, heut' wirst noch eine Dummheit machen!" Und richtig! Wie der Freimann auf dem Spreißel hockt und kletzelt mir den Hänfenen um das kitzlige Zäpfl, da tut die Leiter gählings auf dem hailen Eis einen Fahrer. „Hoppla!" schreit der Freimann und will sich halten an mir. Aber für so ein schweres Paarl ist der Hänfene nit berechnet gewesen. Und ist gerissen. Und derweil der Freimann einen Purzelbaum über den Schragen macht, bin ich auf dem schönen Glatteis schlittengefahren bis vor das warme Glutpfändl des Herzogs hin. Der schaut, ich weiß nit wie. Und fragt mich: „Nüremberger, woher so flink?" Ich sag: „Gradaus vom Himmel her. Und einen schönen Gruß vom heiligen Petrus' bring' ich." Der Herzog macht ein Paar Augen, als wüßt er nit, ob er lachen oder sich ärgern soll. Und sagt: „Warum bist du, wenn du schon

vor des Himmels Tor gestanden, nit auch hineingegangen?" Ich sag: „So hab ich tun wollen, gnädigster Herr! Aber der Petrus hat mich nit durch die himmlische Maut gelassen. Und hat befohlen: Kehr um, ich darf dich nit allein in den Himmel lassen, es ist so fürgesetzt im Buch der Ewigkeit, daß du selbander kommen mußt mit dem Herzog Heinrich von Landshut."

Malimmes mußte warten, bis sich der lustige Aufruhr am Tisch ein bißchen gelegt hatte.

„Ich sag's. Und der Herzog verfärbt sich ein lützel, schmunzelt aber gleich und ruft: „Der Mann soll leben! Hütet seine Gesundheit und gebt ihm sicheres Geleit bis Nüremberg!" Und wie ich mit dem Freimann wieder heimgefahren bin nach Landshut, schauet, da hat mich, weil ich so lang mit meiner dünnen Hos auf dem kalten Eis gesessen bin, halt auch ein lützel gefroren. Und ich sag zum Freimann: „Gelt, da siehst du's, man soll den Tag nit vor dem Abend loben, schau, jetzt geht's mir auch nit besser als dir!"

Am Tische ging ein Spektakel los, so laut, daß man das einzelne Wort nicht mehr verstand. In heiterem Aufruhr schrien sie alle durcheinander und fingen darüber zu streiten an, ob der Herzog Heinrich von Landshut einen abergläubischen Schreck verspürt oder den Galgenspaß mit einem barmherzigen Herrenscherz erwidert hätte. Während dieses Streites schlich sich die blonde Magd mit heißem Gesicht zu Malimmes hin, schlang ihm plötzlich den Arm um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Magst mich haben?" Er lachte, küßte sie schnell auf die glühende Wange, gab ihr einen Schlag auf die runde Seite und sagte: „Dummes Gänsl, du! Aber ein richtiges Weibl bist! Lauft der Tod einem Mannsbild nach, so rennt dem Tod noch allweil ein Weibl voraus, das flinker ist." —

Der Knecht des Runotter war in die Stube getreten. Marimpfel sprang auf und schrie: „Wo ist dein Bauer? Warum kommt er nit?"

„Mein Bauer laßt dir sagen, er wartet noch, bis ich heimkomm. Dann muß er wieder zur Arbeit ins Holz." Gleich nach dem letzten Worte machte der Knecht sich wieder davon.

Dem gadnischen Hofmann schwoll der Kamm. „Wart, Bauer! Dir sag ich ein Wörtl!"

Da faßte Malimmes den Arm des Bruders und mahnte freundlich: „Tu dich besinnen! Sei gescheit!"

„So gescheit wie du bist, bin ich schon lang gewesen." Marimpfel befreite seine Faust, stieß ein paar der lustig Streitenden aus seinem Weg und verließ die Leutstube. Draußen fluchte er wie ein Bauer bei der Fron. Und als er im Sattel saß, bekam der Gaul so grob die Sporen, daß er ein paar rasende Sätze machte.

Zugleich mit dem jungen Knecht erreichte Marimpfel das Hagtor des Runotterhofes. Ein weites, sauber gehaltenes Gehöft. Wie ein viereckiger Hügel lag der von Geflecht umhürdete Düngerhaufen vor den zwei niederen Stallgebäuden, in denen es stille war. Eine große Scheune. Und daneben das Wohnhaus, ein schwerer Holzbau, fest und klobig, grau vor Alter. Weiße Tauben gurrten auf dem steilen Dach, das halb die Sonne hatte und halb im Schatten von drei alten, mächtigen Ulmen träumte. Hinter den Bäumen lag ein Gärtchen mit blühenden Blumen.

Außer dem jungen Knecht, der mit dem Reiter gekommen war und gegen die Ställe ging, war niemand zu sehen.

„Bauer!" schrie Marimpfel und hatte mit dem ungebärdigen Gaul zu schaffen.

Keine Antwort ließ sich hören, und niemand kam.

„Gotts Teufel und Bohnenstroh! Was ist denn? Bauer! Bauer!"

Da rief der Knecht von den Ställen her: „Der Bauer ist im Haus. Wirst wohl hinein müssen."

Marimpfel sprang aus dem Sattel, warf den Zügel des Gaules über einen Pflock und trat in den dunklen Flur. Zur Linken stand eine Tür offen. Die führte in einen großen, niederen Raum mit fünf kleinen Fenstern. Der Boden war mit Lehm glatt ausgeschlagen und mit rötlichem Sand bestreut. Wände und Decke bestanden aus dem braunen Gebälk des Hauses. Ein großer Ofen, gemauert. Und eine Bank um den ganzen Raum herum. In der Fensterecke ein schwerer Tisch mit vier dreibeinigen Stühlen davor. Und im Mauerwinkel ein hölzernes Kreuz mit frischen Wacholderzweigen.

Bei einem der kleinen Fenster saß Runotter, die Faust über die Tischplatte hingestreckt, ein Fünfzigjähriger, schwer, fest und knochig, in verwittertes Lederzeug gekleidet. Das glatt auf die Schultern fallende Haar war halb ergraut, das Gesicht von Gram und Arbeit hart versteint.

Doch in diesem Gesicht glänzten die gleichen Augen, ruhig und blau, wie in den Gesichtern seiner beiden Kinder.

Als der Bauer den Spießknecht kommen sah, erhob er sich. „Gottes Gruß in meinem Haus!"

Schon auf der Schwelle fing Marimpfel zu brüllen an: „Du Kerl! Was bist denn du für einer —"

„Der Richtmann Runotter bin ich. Oder muß ich meinen weißen Stab holen, daß du merken kannst, mit wem du redest?"

Diesem ruhigen Ernste gegenüber kam Marimpfel zur Besinnung. Eines Richtmanns Stab und Würde mußten auch einem Hofmann heilig sein. Der Spießknecht schwieg. Er musterte den Mann mit funkelnden Augen, und sein Zorn erstickte in einem halben Lachen. Dann sagte er grob: „Bauer! Du bist befohlen vor meines Herren Spruch. Und mußt mir folgen. Auf der Stell."

Runotters ernster Blick schien in dem Gesicht des Spießknechtes lesen zu wollen. „Meines Herren Wort in Ehren! Ich komm." Er rief zu einem Fenster hinaus: „Heiner, tu mir den Schimmel zäumen!" Und sagte zu Marimpfel: „Gleich bin ich wegfertig." Er trat in eine Kammer.

Als er wiederkam, war er zum Ritt gestiefelt, trug auf dem Kopf die geschirmte Eisenschaller und um die Brust den plump geschmiedeten Holdenkürriß, über dem das Schwert an stählerner Kette hing.

Marimpfel machte zuerst verdutzte Augen, dann fragte er spottend: „Willst fechten mit dem Amtmann?"

„Das nit. Aber was Weg heißt, ist unsicher. Man sieht sich für." Draußen klang der Hufschlag eines schreitenden Pferdes. „Komm!"

In der Sonne führte Heiner den Schimmel vom Stall herüber, ein kleines festes Rössel, das mit einem Strick gezäumt war und keinen Sattel hatte, nur einen Gurt, an dem die Bügel hingen.

„Bauer!" Marimpfel lachte. „Dein Gaul hat einen schiechen Heubauch. Da wird er schnaufen müssen neben meinem Roß."

„Fest schnaufen ist gesund."

Die beiden stiegen auf, und als sie zum Hagtor ritten, warf der Bauer einen sorgenvollen Blick über sein Gehöft.

Vom Leuthaus hörte man den Lärm der lustigen Kumpaney.

Marimpfel drehte den Kopf nicht. Auf der Straße brachte er seinen Gaul in jagenden Trab. Der Schimmel schnaufte wohl, blieb aber hinter dem Roß des Hofmanns nicht zurück.

Doch plötzlich, als der Wald begann und das dumpfe Rauschen des nahen Windbaches den Hufschlag der Pferde übertönte, blieb der Schimmel stehen.

Lachend fragte Marimpfel: „So, Bauer? Mußt deinen Heiter schon rasten lassen?“

„Das nit.“ Mit ernsten Augen sah der Bauer den Spießknecht an. „Der Schimmel ist stehenblieben, weil er das so gewöhnt ist, daß ich halten und ein lützel lusen muß, so oft ich da vorbeikomm, wo der Windbach rauscht. Und wo ich an einen denken muß, der Hartneid Aschacher heißt.“

Der Hofmann gab keine Antwort und guckte in den Wald hinein.

Mit schwerer Hand über die Mähne des Pferdes streichend, sagte der Bauer: „Komm, Schimmel! Heut ist nit Lusenszeit, heut rufen die Herren.“

Die beiden Pferde trabten. Und immer war der Schimmel um eine feste Nase voraus. Das Roß des Hofmanns fing zu galoppieren an, und seine Flanken pumpten.

„Gotts Teufel, Bauer,“ knirschte Marimpfel, „tu langsamer ein lützel!“

„Gern, Hofmann!“ Runotter straffte den Zaum.

Nun trabten die beiden Seite an Seite. Und als sie hinauskamen auf die offenen, von der Sonne überglänzten Wiesen, flossen die Schatten der zwei Reiter zu einem schwarzen, wunderlichen Ungetüm zusammen, das acht kurze, wirbelnde Beine, einen grotesk veränderlichen Drachenleib und zwei nickende Geierköpfe hatte.

III

In dem kleinen, schmucklos eingerichteten Gemach, das hinter des Amtmanns großer Schreibstube gegen den Hofraum lag, saßen Herr Someiner und Lampert am Tisch, der bedeckt war mit aufgeschlagenen Büchern.

Der Amtmann führte den Sohn, der seinen Dienst als Aktuarius beginnen sollte, in das verwickelte Wirtschaftswesen des kleinen Reiches ein und hatte dabei viel mehr von böser Schuldenlast und Rechtsbedrückung zu reden als von friedlichen Lebensgütern und erfreulichem Besitz. Mißwirtschaft im Innern und ruhelose Fehden nach außen hatten den Landbestand des Stiftes beschnitten, die Einnahmen geschmälert, den Verbrauch gesteigert, die Schulden vermehrt. Es war eine böse Zeit, ein hartes Leben. Nie war Friede an den Grenzen. Nahm sich das Stift der Seinen kräftig an, so gab es blutige Händel, war es geduldig und nachgiebig, so stellte es sich der Unbill und Willkür auf allen Seiten bloß.

Die Brüder vom heiligen Zeno zu Reichenhall versäumten keine Bedrängnis Berchtesgadens und schluckten bald einen Grenzwald und Bauernhof, bald einen strittigen Jagdberg. Und Salzburg, das auf Betreiben der bayrischen Herzöge das gadnische Land nur widerwillig aus langer Pfandschaft entlassen hatte, erschwerte ihm eifersüchtig den wachsenden Salzbau und wartete auf eine günstige Stunde, um als fetter Wolf das magere Lamm zu verspeisen.

„Allweil sind wir wie ein gehetztes Schaf. Wehrt sich das arme Vieh mit dem Maul, so wird ihm der Schwanz beschnitten. Zieht es den Schwanz ein, reißt man ihm die Woll von den Lusern. Und wo wir uns hinwenden um Beistand, werden die hilfreichen Händ zu Klauen, die man fürchten muß.“

Es war die Politik der bayrischen Fürsten, Berchtesgaden nicht an Salzburg und nicht an Österreich fallen zu lassen. Und Politik der österreichischen Herzoge war es, den Hinfall Berchtesgadens an Bayern zu verhindern

Solchem Schutz zu Danke hatte das Stift die Fürsten von Österreich als Erbvögte und Schirmherren Berchtesgadens anerkannt. Doch diese Erbvögte wurden so gnädig, daß Berchtesgaden wieder Schutz bei den Herren von Bayern suchen mußte, die es seine Stifter und Patrone nannte. Auf der Kanzel des gadnischen Münsters wurde vor der Predigt für die österreichischen Erbvögte und wider ungenannte Feinde, nach der Predigt wider ungenannte Feinde und für die bayrischen Patrone gebetet.

„Und glaub mir's, Bub, wir wären lang schon an Landshut, Ingolstadt oder München gefallen, wenn nicht die bayrische Faust fünf Finger hätt, die sich feindselig spreizen, statt daß sie einträchtig miteinander greifen. Seit sie das Löwenfell des großen Ludwig in Lappen gerissen haben, macht der ewige Vetternzwist die bayrischen Herren schwächer mit jedem Tag. Ein Glück für uns, daß es in Östreich drüben nicht besser ist. Und so ist's überall im Reich. Kein Wachsen nimmer, überall das Auseinanderfallen in Neid und Zwist. Was hab ich für böse Zeiten mitgemacht! Drei Könige im deutschen Land! Und in der Kirch drei Päpst!"

„Gott sei Dank, Vater, das ist vergangenes Elend! Und König Sigmund ist ein Herr, von dem die Deutschen ein Aufleben hoffen dürfen."

„Wer glaubt, wird selig. In dir ist Hoffnung, weil du jung bist, in mir ist Mißtrauen, weil ich Menschen und Leben kenn. Im Reich gibt's keine Auferstehung nimmer. Der große deutsche Traum? Der liegt noch tiefer versunken als bloß im Untersberg. Die zu Rom haben's durchgesetzt. An der Goldenen Bull ist zu Scherben worden, was deutsche Einheit geheißt. Von den Fürsten schmort sich jeder den eignen Gockel. Und der deutsche König ist ein armer Mann, fristet mühsam sein Leben, reitet im Land herum und brandschatzt eine Stadt nach der andern. Aber was tät mich die Wirrnis kümmern im Reich da draußen! Hätten wir nur in unsrem Bergwinkel ein leidlichs Leben!"

„Vater!" Lamperts junge Augen blickten ernst. „Das ist von den Elendsgründen einer, daß so viel tausend allweil sagen: was kümmert mich die Wirrnis im Reich! Tät jeder die Not des Reiches spüren wie eine Not des eignen Lebens, so wär bald alles anders."

Herr Someiner zog zuerst erstaunt die Brauen in die Höhe, dann lächelte er nachsichtig. „Jeder Redliche spürt die Not des Gemeinwesens und möcht helfen. Aber jeder spürt auch die Übermacht der Widerständ und ermüdet dran."

„Widerstände sind da, um überwunden zu werden. Streit um ein nichtsnutzig Ding ist Verbrechen, aber Kampf um ein herrlich Gut ist das Beste des Lebens."

Wieder lächelte Herr Someiner. „Wart erst, bis du im Amt bist! Und bis die Widerständ dich seufzen machen, so oft du ein Gutes willst! Wie Mauern stehen sie da. Jetzt renn mit dem Schädel hin!"

„Vater?" fragte Lampert, sich erregend. „Ist ein Kriegsheer von hunderttausend Mann nicht ein Widerstand? Und kein Jahr ist's her, da hat ein Häufl schlecht bewaffneter böhmischer Bauren die mächtige Ritterschar vor sich hergejagt wie einen Hasenschwarm. Und weißt du, von wo diesen Bauren solche Kraft gekommen ist? Weil in ihren Reihen ein Gedanke war, eine Hoffnung und ein Glaube. Vater, ich hab viel gesehen in Prag und viel gelernt. Auf dem Scheiterhaufen zu Konstanz hat man bloß einen Leib zu Rauch gemacht. Aber des Hussen Geist lebt weiter in seinem Volk und wirkt ein Großes. Wir Deutsche müssen lernen von den Böhmen."

Vor Schreck über diese Worte hatte der Amtmann ein fahles Gesicht

bekommen. Er machte eine wehrende Bewegung, die den Sohn verstummen ließ. Nun war Stille in der kleinen Kammer. Lange blieb Herr Someiner unbeweglich. Dann öffnete er die Tür der Schreibstube und sah hinaus. Der Schreiber Pießböder war schon zur Mahlzeit fort. Aufatmend verriegelte der Amtmann draußen die Flurtüre und kam mit brennendem Gesicht zurück. „Lampert?" Seine zitternde Hand faßte den Sohn an der Schulter. „Bist du ketzerisch?"

Ruhig sah Lampert in die angstvollen Augen des Vaters. „Nein! Ich bin gutgläubig. Bei meiner Mutter Leben, das ist wahr!"

„Dem Himmel sei Dank!" unterbrach ihn der Vater. „Einen schönen Schreck hast du mir eingejagt." Herr Someiner rüttelte den Sohn an der Schulter. „Sei fürsichtig! Verdacht ist eine Maus, die zum stoßenden Stier wird, eh man sich umschaut. Zu Regensburg haben sie heuer den Kaplan Grünsleder, bloß weil er den Hus verteidigt hat, auf dem Markt verbronnen. Überall ist das ketzerische Elend los. Bei uns hat's auch schon angefangen. „In der Woch, eh du heimgekommen, hat man einen Salzkärrner gefaßt. Der ist ein Bruder vom freien Geist gewesen und hat eine höllische Lehr ins Volk geredet: er wär durch die Gnad des Himmels völlig eins mit Gott geworden und tät nimmer sündigen können, und wenn der Mensch bloß allweil lebt nach seiner Natur Geheiß, so dürft er sich alles erlauben, und es gäb für ihn kein kirchliches und kein menschliches Gesetz mehr! — So eine Verruchtheit! Der Mann ist gestäupt worden, daß er an seiner Buß versterben hat müssen."

Lampert sah das angstvoll erregte Gesicht des Vaters an. Und plötzlich sagte er: „Zu Prag, in der bayrischen Burse, hat einer eine wunderliche Frag getan. Er hat gefragt: Wenn Gott allmächtig ist, warum hat er die Menschen nicht bloß zum Guten erschaffen, warum auch zum Bösen? Gott muß doch stärker sein, als der Teufel ist? Weil Gott allgütig sein muß, kann er das Böse nicht zulassen, nicht selber schaffen. Aber das Böse ist da. Oder sagen bloß wir Menschen: bös? Und Gott sagt: gut? Zu allem? Weil alles sein Werk und Kind ist?"

„Und was für Antwort hast du dem Tropf gegeben?"

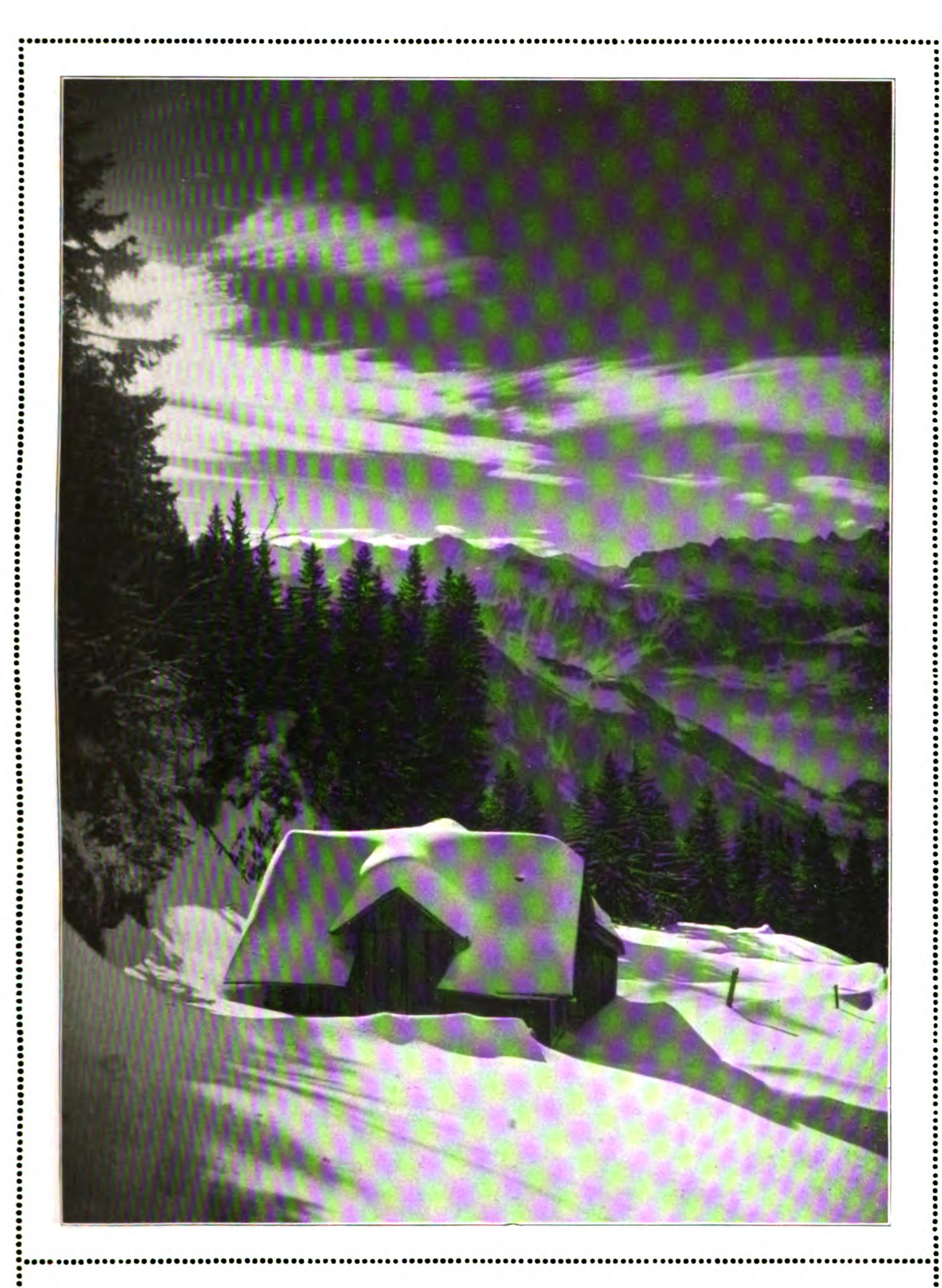
„Ich hab geschwiegen." Lampert lächelte. „Aber einer hat mit der Faust auf den Tisch gehauen und hat geschrien: Eine Frag tun, auf die man nicht Antwort wüßt, wär Hinterlist und Niedertracht. Und da hat's dann Händel und blutige Ohren gegeben."

Herr Someiner schüttelte mißbilligend den Kopf und nahm seinen Platz am Tisch wieder ein.

„Vater! Das war zu Prag ein friedloses Leben in der letzten Zeit. Böhmisch und hussitisch, deutsch und katholisch, das hat man allweil für ein Ding genommen. Hie Freund, dort Feind! Auf der Straß, im Rat, in der Herberg, in den Bursen, überall ist der ewige Hader gewesen, und kein Tag ist vergangen ohne Schlagen und Stechen. Auf der Straß einmal, da bin ich in so einen Handel hineingeraten, ich weiß nicht wie. Und derweil ich dreinhauen will, da packt mich einer am Arm. Ist ein junger Mensch gewesen mit blassem Gesicht. Und hat mich angeschaut mit großen, traurigen Augen und sagt: Nicht schlagen! Denken!"

Der Amtmann nickte: „Das ist einer gewesen von meiner Art! Aber hast nicht unrecht, in Händel kommt man, man weiß nicht wie. Weil die Leut das nicht lernen mögen: erst denken! Bis sie vor Weh und Müdigkeit zu denken anheben, ist das ärgste Unglück schon allweil geschehen."

Als Lampert wieder zu sprechen begann, kam etwas Traumhaftes in



Auf Rigis Höhen

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Aug. Rupp, Saarbrücken



den Klang seiner Stimme, so daß jedes Wort erfüllt war wie vom Hauch eines Geheimnisses. „Wir zwei sind gute Kameraden worden. Er ist ein Medikus gewesen, und sein Lieblingswörtl hat geheißen: Tu die Augen auf! War ein Rechtgläubiger. Und hat doch gut von den Feinden der Kirch gesprochen. Eines Tages hat er mich beredet, daß ich mit ihm hinausgeritten bin zum Taborberg. Und wie wir hinkommen zum Zeltgeläger der Hussiten, sagt er wieder: Tu die Augen auf! — Vater, da hab ich ein seltsam Ding gesehen."

Tief aufatmend streckte Lampert die Fäuste über eines der aufgeschlagenen Schuldbücher hin.

„Wie tausend goldne Lanzen sind die Zeltspitzen in der friedsamen Sonn gestanden. Ein großes Volk beisammen! Und du hast keinen Hader und Zwist gesehen, hast kein Johlen und kein Geschrei vernommen. Ruhig haben die Leut geredet, und jeder ist seiner Werkung nachgegangen. Unter den Bauren sind Bürgersleut gewesen und adlige Herren. Aber die hat man nimmer auseinandergeschieden. Und die Frauen ohne Putz, ohne Gold und Edelstein. Das haben sie niedergetan auf den Tisch der Sach, von der sie sagen, daß es die gute wär'."

„So ein Wörtl ist bald gesagt!" Herr Someiner wurde verdrießlich.

„Und da sind wir zu der Mahlstätt gekommen, wo die Priester auf grüner Wies und in der Sonne den Kelch gereicht haben. Du weißt, sie sagen, daß man das Göttliche nicht nur speisen müßt, auch trinken. Das heilige Buch ist ihnen die einzige Lehr. Und Gleichheit vor Gott und Menschen verkünden sie, Gemeinschaft der Güter in Friedsamkeit."

Der Amtmann schüttelte den Kopf. Von dem, was in Lamperts leiser Stimme zitterte, quoll nichts hinüber zu ihm. „Narren, Narren!" sagte er hart. „Gefährliche Narren!"

„Zu Tausenden sind die gewaffneten Mannsleut und die Maiden und Frauen auf den Knien gelegen. In Inbrunst haben sie gebetet und den heiligen Trunk genommen. Und bald da und bald dort ist einer aufgestanden, vom inneren Geist entzündet, und hat mit flammender Red gesprochen zu den Herzen des Volks. Und allweil ist die Anred gewesen: Brüder und Schwestern!"

„Hätt heißen sollen: Verdrehte Köpf und hirnkranke Föhlen! Lang wird der ketzerische Wahnsinn nimmer dauern. In Österreich rüstet man schon. Man wird ihnen predigen mit Eisen und Feuer."

Lampert erhob sich. „Mit Feuer und Eisen wird man nimmer tot machen, was lebendig geworden in vielen. Hat man den Hus nicht totgemacht? Schau jetzt nach Böhmen hinüber! Ketzer? Mag sein, daß du recht hast! Aber ist nicht auch in den Gutgläubigen die Einsicht, daß es besser werden muß mit Kirch und Lehr? Und du, Vater? Bist du zufrieden mit deinen geistlichen Herren?"

Der Amtmann trommelte ärgerlich auf einem Buche. Die Antwort fiel ihm schwer. Der Propst, der alte Dekan und ein paar von den Herren im Stift, das waren feste, redliche und aufrechte Männer. Aber diese jungen Chorherren und die übermütigen Domizellaren! Die entschlugen sich lustig der Regel und lebten, als wäre ihr Wunsch, das Kloster in ein weltliches Stift verwandelt zu sehen, schon erfüllt. Sie vergeudeten das Gut des Stiftes, kümmerten sich keinen Strohhalm um ihren geistlichen Beruf, so daß man zur Übung der Seelsorg bezahlte Kapläne anstellen mußte, derweil die Chorherren den Tag mit Jagen, Fischen und Beizen verbrachten, die Nacht mit Mummereien und Maidenspiel. Um den bürgerlichen Frauen

und Töchtern leidliche Ruh vor diesen heiteren Herren zu schaffen, mußte die gadnische Gemeinde im Badhaus die freie Wohnung stiften für die Hübschlerinnen, für die „geschuhten Wachteln", die von Salzburg geflogen kamen. Um solcher Dinge willen hatte Herr Someiner schon manch einen zornigen Fluch verschluckt. Jetzt sagte er mürrisch: „Da redet man nicht davon. Im Amt muß Fürsicht allweil das erste sein."

„Ein Amt ist überall, Vater! Und drum ist überall die Fürsicht und das Dulden. Und überall die Sittenwildnis der Geistlichkeit."

Herr Someiner verlor die Geduld. „Die heilige Kirch und die Klerisei sind zwei verschiedene Ding. Ein Knecht, der mißraten ist, macht den Herren nicht schlechter."

„Aber auch nicht besser."

„Bub!" Der Amtmann sprang auf. „Bist du heimgekommen, um mich in Gefahr zu bringen?"

„Nein, Vater!" Lampert redete ruhig. „Aber das ist ein Ding, das mich schmerzt. Sollt man da nicht denken dürfen an Hilf?"

„Du wirst den schmierigen Hafen der Zeit nicht sauber machen!" Dem Gestrengen schwoll die Zornader an der Schläfe. „Laß du die Hilf von denen kommen, die dazu berufen sind."

„Wären die geistlichen Herren nicht berufen als die ersten? Geistlich? Kommt dieses Wort nicht her vom Geist? Aber sie mästen den Leichnam eines faul gewordenen Lebens und lassen der Menschheit redlichen Geist versterben! Wer und was soll helfen, Vater?"

Herr Someiner wollte heftig erwidern. Da hörte er Stimmen und vernahm von der Schreibstube draußen ein Pochen an der Türe. Erschrocken flüsterte er: „Sei still, Bub! Da kommen Leut." Der Zorn zitterte noch in seiner Stimme. „Laß dir raten! Red solch unbeschaffen Zeug nicht vor andern Leuten! Auch nimmer vor mir!"

Während Lampert die Hand über die Augen preßte, ging sein Vater in die Schreibstube hinaus und sperrte die Flurtür auf. Und als er an Stelle Marimpfels und des Ramsauer Richtmanns, die er erwartet hatte, einen alten Mann und einen jungen Burschen in der schwarzen Tracht der Salzknappen gewahrte, brach der mühsam verhaltene Zorn aus ihm heraus. „Gotts Nöten, was ist das für ein Unfürm? Wie trauet ihr euch zu lärmen vor meiner Tür?"

Der junge Bursch lachte verlegen und zog den Kopf zwischen die Schultern. Und der Alte sagte scheu: „Gestreng Herr Amtmann, der Bub da, das ist der Uli Eirimschmalz, ist Stollenknecht bei uns seit Lichtmeß, ist ein Ausländischer, vom Rhein her, und ist in Herberg bei mir. Und der hat ein Ding gemacht, daß ich gemeint hab, ich müßt es dem Gestreng Herren Amtmann weisen."

„Was für ein Ding? Ein schlechtes?"

„Ich weiß nit, Herr! Schauet selber!" Und der Alte reichte dem Amtmann ein mürbes, zerknittertes Blättlein Papier.

Herr Someiner nahm das Blatt, sah es an, zog die Augenbrauen in die Höhe und trat zum Fenster.

„Komm, Bub! Mußt nit Angst haben!" sagte der Alte beruhigend, trat mit dem jungen Burschen in die Amtsstube und drückte behutsam die Türe zu.

Am Fenster betrachtete Herr Someiner das Blatt, auf dem drei schwarze Reihen dicker, gleichgroßer Schriftzeichen waren, plump und unsauber, schief aneinandergereiht, ähnlich der ungeübten Schrift eines schlechten, schwer-

händigen Schreibers. Aber lesen konnte man's. Und jede der drei untereinanderstehenden Zeilen sagte das gleiche:

ullri eirimsmalz der menzer
ullri eirimsmalz der menzer
ullri eirimsmalz der menzer.

Herr Someiner schüttelte den Kopf. „Was ist das für eine Narretei?" Er guckte das Blatt wieder an, während Lampert aus der Kammer trat. „Das sieht aus, als hätt's ein Gaisbock geschrieben mit dem Huf!"

„Red, Bub!" sagte der alte Bergmann. „Tu dem Gestreng alles weisen! Gelt, Herr, das ist ein erstaunlich Ding!"

„Erstaunlich?" fragte Lampert. „Was?"

„Daß einer schreiben kann und keine Feder nit braucht."

Lampert nahm das Blatt, das der Vater ihm reichte, und besah die wunderliche Schrift.

Der junge Knappe, dem bei der Sache nicht recht behaglich zumute war, begann zu erzählen, immer scheu den gestrengen Amtmann musternd.

Er wäre zu Mainz daheim, Sohn eines Zinngießers, von zwölf Geschwistern das jüngste. Vor zwei Sommern, mit achtzehn Jahren, wäre er auf die Wanderschaft gegangen, hätte ein Jahr lang dem Stadthauptmann zu Würzburg als Pavesenknecht gedient, ein Jahr lang dem Bischof von Chiemsee als Pulverstößer und als Zeltpflöcker bei Jagd und Beizwerk. Die blauen Berge hätten an seiner Seele gezogen. Und so wäre er nach Berchtesgaden gekommen und Stollenräumer im Salzwerk geworden.

„Un do haw ich, drei Woche kann's her sin, vor de Knappe bei der Mahlzeit erzählt, ich hätt in der Menzer Vorscheschul en Kamerad gehatt, den Hennichen Gensfleisch von Guteberg. Der hätt was Richtigs nich lerne woll, haw ich erzählt, und hätt deß allerweche finde mög, daß mer schreiwe kann un kee Feder nich braucht."

„Halt auch so einer von den Tagdieben," murrte Herr Someiner, „die nicht wissen, wie sie die kostbaren Stunden totschlagen."

„Wird schun so sein, Herr, jo! Awer gefunnen hot er's. Un weil die Knappe deß nich hawe glaube mög, daß mer schreiwe kann un kee Feder nich braucht, un weil ich mer nich der Lug hab zeihe laß, drum haw ich mer fürgenomm, daß ich's ihne weise will, wie's der Hennichen Gensfleisch gemacht hot. Un hab die Schriftzeiche nach Spiegelweis ussem Buchsbaumästche erausgestoche, wie's der Hennichen Gensfleisch gemacht hot. Und hab mit Essich und Ruß e Farb gerührt, hab die Stäbcher eneingetunkt un hab die Schriftzeiche uf e Blättche gedruckt, wie's der Hennichen Gensfleisch gemacht hot. Un do hawe's die Knappe lese könn."

„Aber schlecht!" sagte Herr Someiner. „Mach, daß du weiterkommst mit deiner mühsamen Narretei!"

„Vater!" Lampert hatte große Augen. „Das sollte man besser beschauen. Ich mein', das ist —"

Ein dröhnender Hall wie vom Einschlag eines schweren Blitzes krachte durch die Lüfte, und dann hörte man ein dumpfes Echo hinrollen über den Untersberg.

Ein Ungewitter? In der schönen Sonne und bei blauem Himmel?

Die viere, die in der Amtsstube waren, rannten zum Haustor und sprangen auf die Straße hinaus. Über ihren Köpfen klirrte ein Fenster, und da droben klang die angstvolle Stimme der Frau Someiner: „Was ist denn? Um Jesu Christ! Was ist denn da?"

Aus allen Fenstern der Marktgasse fuhren Kindergesichter und weißbehaubte Frauenköpfe heraus. Buben und Mannsleute kamen aus den Türen gesprungen, und alle redeten wirr durcheinander.

Nun wieder der gleiche, die Menschen erschreckende Hall — er dröhnte vom Hirschgraben des Stiftes herüber — und man hörte das donnernde Echo vom Untersberg über das Tal hinausrollen bis zum fernen Watzmann.

Viele Leute rannten gegen den Hirschgraben hin. Und von dort her kam an der Häuserzeile ein kleiner, magerer Mensch gesprungen, der mit dem wehenden Mäntelchen einem bubengroßen geflügelten Insekt vergleichbar schien. Das war der Amtsschreiber Piesböcker, dem die Gadener den Spitznamen „der Item" gegeben hatten.

Der fuchtelte mit den Armen und kreischte in dünnen Fistellauten: „Gestreng, kommet flink hinüber zum Hirschgraben! Item, da probieren sie die neue Kammerbüchs, die gestern von Augsburg gekommen ist." Das Männlein, dem der Atem versagte, schnappte nach Luft. „Item, sie haben mit dem ersten Schuß eine Mauer gebrochen, item, mit dem zweiten haben sie den großen Vierzehnender im Graben totgeschossen, item, das Viech ist bloß noch ein Klumpen Fleisch und Blut gewesen. Item, Herr, das neue Ding ist eine mächtige Hilf wider Feind und Burgen! Kommet, Gestreng! Kommet, kommet!" Und aufgeregt, mit wehendem Mäntelchen, gaukelte das magere Männlein wieder davon.

„Eins nach dem andern!" brummte der Amtmann. „Erst muß ich den Mainzer Buben seiner Narrheit überweisen." Und während er in das Haus trat, sagte er zu dem jungen Knappen: „Hast du den Hall vernommen? Da ist auch ein lützel Ruß dabei. Ist aber ein mächtig Ding! Was anders als dein rußiger Zeitvergeud!"

Lampert stand noch immer auf der Straße und sah verloren in das schöne Blau hinauf, das über den steilen Dächern glänzte.

Wieder donnerte die Kammerbüchse im Hirschgraben.

Ein alter Handwerker in grobem Schurzfell und mit nackten Armen nickte stumm vor sich hin. Er wandte das müde, freudlose Gesicht und flüsterte seinem neugierig guckenden Weibe zu: „Sie sagen, das hätt ein Pfaff erfunden. Da wird's der Welt einen Schaden tun."

Als Lampert in die Amtsstube kam, saß Herr Someiner am Pult, tauchte die Feder ein, und während er zu kritzeln anfing, fragte er den Ulrich Eirimschmalz: „Jetzt sag, wie lang hast du gebraucht zu deiner federlosen Schreiberei?"

„Durch dritthalb Woche haw ich an jedem Feierawend geschnitt un gestoche, bis die Stäbcher fertig ware. Drei Feierawend haw ich gebraucht zum Farbreibe un zum Drucke. Viel Blättcher haw ich verschmiert."

„Drei Wochen? So?" Der Amtmann reichte dem Buben ein kleines Blatt. „Und das da hab ich geschrieben im Viertelsteil eines Paternosters. Was du geschrieben hast — schau her da!" Herr Someiner fuhr mit einem Federlappen über das bedruckte Blatt, und die Schrift war ausgewischt zu einem rußigen Fleck. „Was aber mein Kiel mit guter Tint geschrieben hat, das bleibt! Das kannst dir aufbewahren für Kind und Kindeskind!"

Auf dem Blatte stand mit zierlicher Schrift geschrieben: „Hennichen Gänsbraten der Menzer ist ein Tagdieb. Und du bist auch einer!"

Herr Someiner sprach: „Flink! Weiter mit euch!"

Die beiden trollten sich, und der junge Bergknappe, mit dem Zettel in der Hand, sah stumm den alten Bergmann an. Der sagte: „Ich hab gemeint, es wär eine nutzbare Sach. Aber so ein Herr versteht's halt besser."

Wieder dröhnte der Hall der Kammerbüchse.

„Komm, Bub!" sagte der Amtmann. „Jetzt wollen wir hinüber in den Hirschgraben und das neue Ding betrachten. Der Pießböcker hat schon recht: das ist eine große Sach! Und sei verständig, Bub! Tu im Hirschgraben die Herren geziemend komplimentieren." Er fügte mit leiser Stimme bei: „Auch die Jungherren, die dir nicht gefallen."

„Vater!"

„Was?" fragte der Amtmann mißmutig.

Lampert legte die Hand auf den Arm des Vaters. „Das Ding mit dem Buben will mir nicht aus dem Sinn. Ich weiß nicht, ob das recht gewesen, was du da getan hast."

In der reizbaren Seele des Amtmanns kam plötzlich der nur halb unterdrückte Zorn wieder obenauf. „Willst du mucken wider deinen Vater?" schrie er. „Werd erst ein festes Mannsbild! Bist Doktor und Magister! Aber allweil bist du noch wie ein seidnes Fähnl, das sich rührt vor jedem neuen Wind, mag's ein guter oder ein schlechter sein. Ich denk zuerst! Verstehst du! Und was ich tu, das ist —"

Herr Someiner schwieg und sah zum Fenster hin. Da draußen verstummte der Hufschlag zweier Pferde.

Lampert, der bei seines Vaters Wort vom seidenen Fähnlein bleich geworden, wandte sich schweigend ab und verließ die Amtsstube. Als er schon bei der Treppe war, hörte er das Eisengeklirr zweier Männer, die das Haus betraten. Er drehte das Gesicht und schien in seiner Erinnerung zu suchen.

Da kam der Ramsauer Richtmann auf ihn zu, streckte ihm die Hand hin und sagte freundlich: „Gottes Gruß, Jungherr! Euch kenn ich noch allweil. Aber Ihr wisset wohl nimmer, wer ich bin. Freilich, es ist schon an die sieben Jahr her, daß wir uns nimmer gesehen haben. Ich bin der Runotter von der Ramsau."

Während Lampert rasch die Hand des Richtmanns umklammerte, fuhr ihm das Blut ins Gesicht. „Doch, ich weiß schon, Ihr seid es!" In der Erregung, die ihn befallen hatte, sagte er „Ihr", als wäre der Bauer von den Herren einer. Lampert warf einen fragenden Blick auf den Spießknecht hinüber, der in die Amtsstube trat. „Runotter? Bist du vor das Amt gerufen?"

„Wohl, Jungherr!"

„Warum?"

„Ich weiß nit."

In der Amtsstube flüsterte Marimpfel: „Gestreng! Auf dem Hängmoos steht ein Käser, und siebzehn Melchküh sind aufgetrieben. Der Kerl da draußen muß ein schlechtes Gewissen haben. Er ist grob gewesen, und seine Wehr hat er angetan." Herr Someiner winkte mit den Augen. Da ging der Spießknecht auf die Tür zu und rief hinaus: „Richtmann! Kommen sollst!"

Runotter trat in die Stube. „Gottes Gruß, Gestreng Herr Amtmann!"

Mit dem Bauer war auch Lampert gekommen. Er sagte rasch: „Hier wird geamtet?" Seine Stimme klang gepreßt. „Ich soll doch lernen? Nicht? Da kann ich wohl bleiben und hören?"

Herr Someiner nickte. Und sagte zum Richtmann: „Gottes Gruß! Du bist in Wehr? Warum?"

Der Ramsauer sah zum Fenster hinaus. „Herr? Sollt nit der Spießknecht acht haben auf die Gäul da draußen? Der meinig ist ein lützel hitzig. Da könnt er schlagen oder beißen."

„Beißt er," murrte Marimpfel, „so kriegt er eine aufs Maul." Klirrend verließ der Spießknecht die Stube.

Runotter nahm die eiserne Schaller ab, legte sie auf das Fenstergesims und sagte ruhig: „Warum ich in Wehr bin, Herr? Aus Fürsicht. Für Hofleut ist ein Bauer allweil der Minder. Um Händel zu verhüten, hab ich die Wehr angetan, wie mir's zusteht als Erbrechter."

Lampert, der gegen die Tür der Kammer gelehnt stand, verwandte keinen Blick vom Gesicht des Bauern.

„Soo?" sagte Herr Someiner. „Fürsicht ist eine löbliche Tugend." Er musterte den Mann. „Ein festes Eisenzeug! Wirst bald noch einen zweiten Holdenkürriß brauchen. Heut hab ich im Wehrbuch gelesen, daß dein Bub im Winter zu achtzehn Jahren kommt. Vermerkt steht, daß er nicht wehrfähig ist."

Runotters Augen suchten im Leeren. „Das ist nit meine Schuld." — Das Wort war ruhig gesprochen, und dennoch schien es unbehaglich auf den Amtmann zu wirken. Er benahm sich wie einer, der nicht gehört haben will, und sagte: „Willst du für deinen Buben das Erbgut aufrecht halten, so mußt du für ihn zur Holdenwehr im Winter einen Ersatzmann stellen. Da wirst du dich beizeiten umschauen müssen."

„Wohl, Herr! Könnt sein, es wär da grad ein guter Weg. Heut hat mir der Heiner, mein Knecht, von einem Soldmann erzählt, der in die Ramsau kommen ist. Will reden mit dem. Mag er bleiben, so zahl ich ihm gern die Löhnung fürs Warten bis zum Winter. Für meinen Buben tu ich alles."

„Freilich, du kannst es!" Herr Someiner lächelte. „Der beste Steuergeber in der Ramsau!"

„Dem Himmel Vergelts! Gott segnet meinen Schweiß."

„Wieviel Ochsen hast du?"

„Sechs für den Zug, zwei davon für den Acker, der mein ist, viere für Jagdfron und Scharwerk. Sieben Stückl Jungzeug hab ich auf der Alben."

„Wo tust du sennen? Im Windbachtal?"

„Nein, Herr!" Die Brauen des Bauern zogen sich hart zusammen. „Da droben soll kein Stückl Vieh mehr fressen, das mein ist." —

„Ist da die Weid so schlecht?"

Runotter zögerte mit der Antwort. Seine Stirne färbte sich. „Nach der Hoflag tät ich sennen müssen beim Windbach. Aber die Gnotschaft hat mir's zulieb getan und hat mir das Hängmoos zugewiesen."

„Das Hängmoos?" Herr Someiner wuchs auf seinem Sessel. „Da sennest du selber?"

„Wohl, Herr!" Runotter schien das Wunderliche im Klang dieser Frage nicht zu begreifen. „Wir sind unser sechse, die auf dem Hängmoos sennen, der Taubenseer, des Mareiners Schwager, die zwei Hintermöser, der Schwarzecker und ich."

„Da hast du einen schlechten Tausch gemacht."

Wieder furchten sich die Brauen des Bauern. „Ist mir lieber, als am Windbach sennen."

„Auf dem Hängmoos ist schlechter Boden."

„Der ist besser worden. Wir haben Gräben geschlagen und viel Boden trücken gemacht. Freilich, viel Sumpfland ist noch allweil droben. Ist oft schon ein Stückl Vieh versunken."

„Da wirst du selber dein gutes Melchvieh wohl nicht auftreiben?"

„Doch, Herr! Drei Küh hab ich im Stall für die Heimleut, achte sind auf der Alben."

„Auf dem Hängmoos?" Herr Someiner erhob sich.

Verwundert sah Runotter den Amtmann an. „Wohl, Herr! Auf dem Hängmoos."

„Runotter," sagte Herr Someiner streng, „du bist mir bekannt als redlicher Mann. Drum will ich vorerst noch gütig bleiben. Aber ich muß jetzt doch —"

„Vater!" stammelte Lampert, dem vor Unmut das Gesicht brannte. „Du wirst mir das nicht antun wollen, daß ich —"

„Hier wird geamtet!" klang es würdevoll über das Pult herüber. „Da redet bloß der Amtmann und wer gerufen ist."

Die erstaunten Augen des Richtmanns glitten zwischen den beiden hin und her. „Ihr Herren! Was ist denn da?"

„Das wirst du hören!" Herr Someiner öffnete den eisenbeschlagenen Schrank, holte den Hängmooser Almbrief hervor und legte das alte, mürbe Pergament auf das Pult hin. Er wollte sprechen. Doch das Gebaren des Sohnes machte ihn aufblicken. Lampert, an der Lippe beißend, tat einen Schritt gegen den Vater hin, sah ihm in die Augen, wandte sich ab und trat in die Kammer hinaus. Herr Someiner bekam einen roten Kopf. Auch im Klang der Stimme verriet sich sein Ärger.

„Wieviel Vieh ist aufgetrieben zum Hängmoos?" fragte Herr Someiner.

„Achtzig Köpf, Herr, nach unserm Weidrecht. Heuer sind zwanzig Kalbeln droben, dreiundvierzig Ochsen und siebzehn Melchküh," entgegnete Runotter.

„Achtzig Köpf?" Der Amtmann sah in den Almbrief. „Das stimmt. Aber Melchvieh? Seit wann wird Melchvieh aufgetrieben zum Hängmoos?"

„Das ist wohl allweil so gewesen, ich weiß es nit anders."

„So?"

„Den Hängmooser Sauerkäs, den hab ich schon gegessen, da bin ich noch Jungbauer gewesen und —" Auf der Brust des Richtmanns hob sich langsam der schwere Kürriß. „Und ein Mensch im Glück! Lang ist's her. Noch länger, wie daß mein Bub ein Krüppel sein muß."

Der Amtmann mochte diese Erinnerung an das Glück des Runotter nicht gerne hören. Er sagte verweisend: „Tu nicht reden von Dingen, die nicht vors Amt gehören!"

Der Bauer biß die Zähne übereinander, und seine sonnverbrannten Fäuste klammerten sich härter um den Knauf des Holdenschwertes, das er vor sich stehen hatte.

„Und in der Sach, um die es da hergeht," fuhr der Amtmann fort, „da mußt du dich irren, Runotter! Sauerkäs vom Hängmoos, sagst du? Man kann nicht käsen, wo kein Käser steht."

„Auf dem Hängmoos steht doch einer."

„Seit wann?"

„Seit allweil."

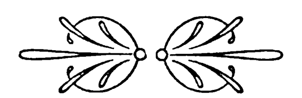
„Weißt du auch das nicht anders?"

„Nein."

Die kurzen Antworten mißfielen dem Gestrengen. „So? Dann schau dir einmal den Weidbrief an!"

Der Bauer nahm das Blatt und las. Das dauerte lang.

(Fortsetzung folgt.)



Variationen über das Thema „Neues Jahr"

Allerhand Gedanken von Moritz Goldschmidt

Marterl

Hier ruht in Gott das alte Jahr,
Das so wie tausend andre war.
Das Beste, das es als Gewinn
Zurück uns ließ: es ist dahin!

*

Das neu' Jahr ist der bekannte „Wald":
Wie du hineinrufst, so dir's widerschallt!

*

Stets macht sich das Neue breit,
Bis ihm Neures bringt Vernichtung:
Einst war eine neue „Richtung"
Auch die gute alte Zeit! —

*

Bleigießen

Bleigießen! — Gern, ich bin dabei!
Ein reizend Spiel! Warum denn nicht!
Zwar nur zu Rätselbildern ewig wird der Guß;
Was immer dir verheißt die neue Zeit
In dieser wunderlichen Formen Fluß,
Und wie dich auch der Zukunft Bild besticht,
's ist einerlei!
Stets bleibt zurück das schwerste Stück von Blei
Als peinlich-träger Erdenrest:
Das Bleigewicht
Vergangenheit!...

*

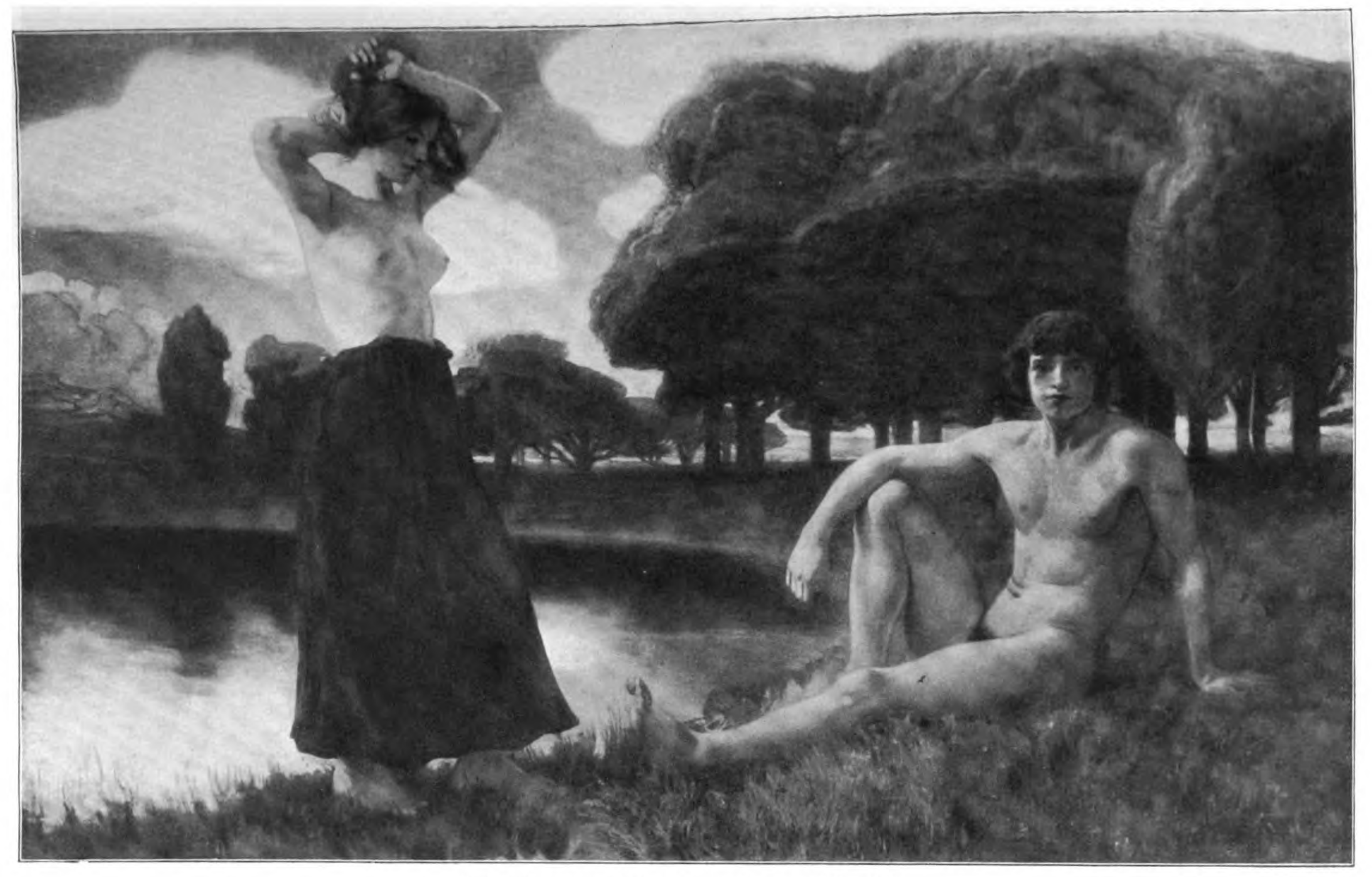
Hoffnung

Mög' sich das Herz der Hoffnung stets erfreun!
Doch sie allein beut nicht Gelingens Pfand,
Und unsre Ernte wird sich nicht erneun,
Wenn wir auf unser Ackerland
— Wie viele tun mit träger Hand —
Als einz'ge Saat — nur Hoffnung streun!
Du darfst nicht von der Zukunft viel begehren;
Was du ihr gibst nur, kann sie dir gewähren!
Du mußt mit aller deiner Ernte säen,
Soll Ernte dir aus deiner Saat erstehen!

*

Neujahrswunsch

Der beste Wunsch, den ich dir weiß,
Mein lieber Freund — ich sag' dir's leis —
Es möge lang im Herzen dein
Noch heiß die Kraft — zu Wünschen sein!



Ludwig von Hofmann: Junge Menschen
(Zu dem nachfolgenden Artikel „Ein Musiker der Malerei“)



Ludwig von Hofmann: Lebenslust. Gemälde

Ein Musiker der Malerei

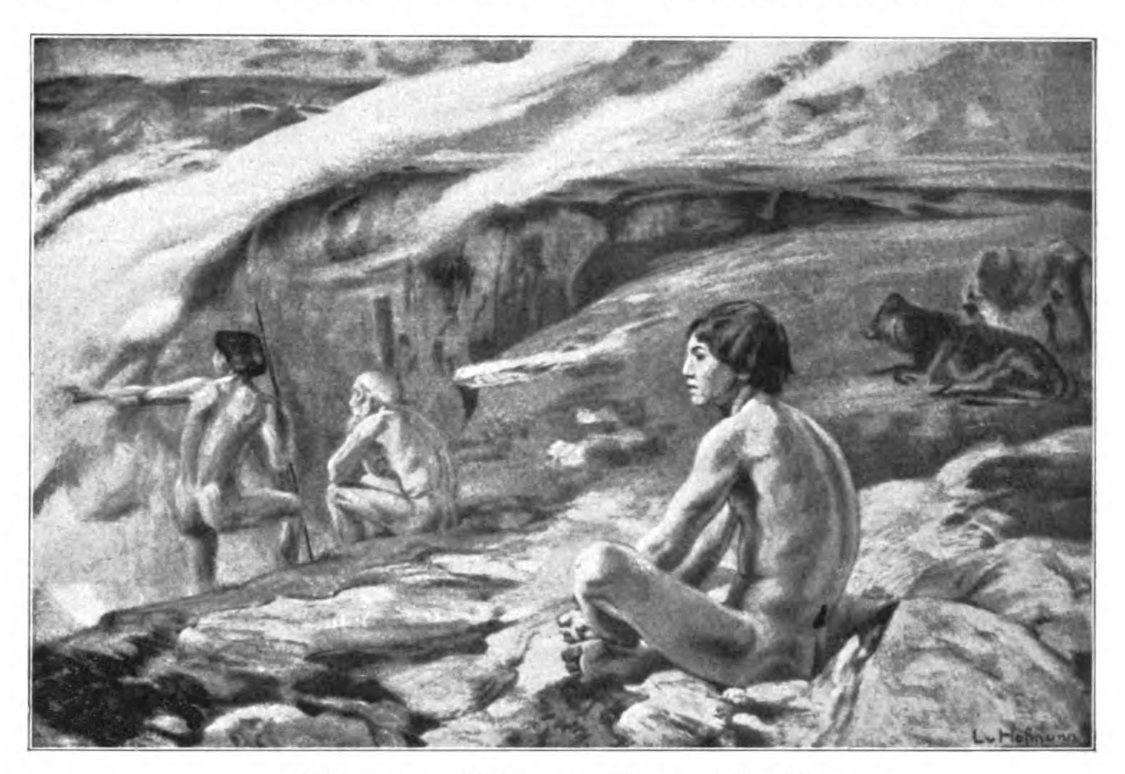
Von

Theodor Clemens

Wenn man vor den Werken Ludwig von Hofmanns steht, erstaunt man sogleich über die Melodie, die in ihnen allen ist. Man könnte ohne Übertreibung Ludwig von Hofmann den musikalischsten unter den neuen Meistern nennen. Seine Bilder sind beinahe mehr Musik als Malerei, eine unsagbar schöne Harmonie wogt in ihnen, in den Landschaften, nicht weniger auch in den Gestalten. Man könnte sagen, daß er der Chopin der Malerei sei, denn seine Bilder sind Balladen, Nocturnes und Präludien, nur daß bei ihm weniger Moll vorherrscht als bei Chopin. Ludwig von Hofmann liebt das Dur des Frühlings, der hellen Tage und der stillen blauen Nächte. Und es gibt nur wenig Arbeiten von ihm, wie zum Beispiel die Ölstizze „Gretchen im Kerker", die ein tragisches Geschehnis zum Stoff haben, mit unruhigen und zerrissenen Linien. In der weitaus großen Mehrzahl seiner Bilder sind die Linien ruhig, überaus edel, überaus gelassen.

Aber auch der Chopin der Malerei hat etwas Sentimentales in seinem Wesen. Wie etwa die G-Moll-Ballade erst mit einem ruhigen Gleiten anhebt und wie dann unerwartet der Sopran eine weiche, klagende Melodie übernimmt, so fühlen wir das Erlebnis dieser Mollklänge konkrete Form annehmen, wenn wir etwa vor dem Ölgemälde „Küste" stehen. Unglaublich zart und weich, wie ein Sopran, liegt da eine junge weibliche Gestalt auf der Küste, auf einem steilen Hügel, hinausspähend und etwas erwartend, während die dumpfen Akkorde des Meeres unten aufsteigen. Die Küste zieht mit einem großen Bogen weit in die Ferne hinaus, eine große Perspektive öffnet sich, und es scheint, als ob die Welt kein Ende hätte, kaum daß der Horizont gezeichnet ist. Auch dieses Uferlose, Unabgeschlossene erinnert an Musik, an Harmonie, die keine rhythmischen Grenzen hat.

Dieses rein Musikalische zeigt sich am klarsten in jenen Bildern, die nur Meer und Himmel darstellen. Für die Entwicklung des Künstlers, wenn auch nicht



Ludwig von Hofmann: Hirten. Gemälde

für die Schätzung seines Gesamtwerkes, sind sie von Bedeutung. Sie sind seltsam, diese Bilder. Sie zeigen nichts als Meer und Himmel, selbst die Küste fehlt bei vielen. Ein feiner, dünner, belichteter Strich, der das Leuchten des aufgehenden Mondes reflektiert, gibt den Horizont. Aber Hofmann hat zu diesem „Largo" einen Rahmen gezeichnet, und in der Mitte seines oberen Randes thront, wie die Sonne selbst, Beethoven. Der Beethovenkopf muß hier sein; ohne ihn würde das Ganze haltlos erscheinen. Durch seine Gegenwart wird es verständlich und erhält einen Inhalt, wenngleich die künstlerische Bedeutung deswegen absolut nicht gesteigert wird. Zwei Gestalten, links und rechts auf dem Rahmen, blicken den ernsten Beethovenkopf an und lauschen. Musik! Das Bild stellt wohl die Sonate in Cis-Moll „quasi una fantasia" dar. Es ist nur Stimmung in diesem Bild, alles ist ebenso nichts als Stimmung, wie im ersten Satz jener „Mondscheinsonate". Aber ich glaube, in der Musik wirken dieser Stoffmangel und dieser Stimmungseffekt viel schöner als in der Malerei, die die Ärmlichkeit des Gehaltes nicht überglänzen kann mit dem phosphoreszierenden Leuchten des Mondes. Wie dem auch sei, als wir zum ersten Male vor solchen Bildern standen, waren wir nicht wenig ergriffen und hatten schon damals das klare Gefühl, in Ludwig von Hofmann mehr einen Musiker als einen Maler zu besitzen.

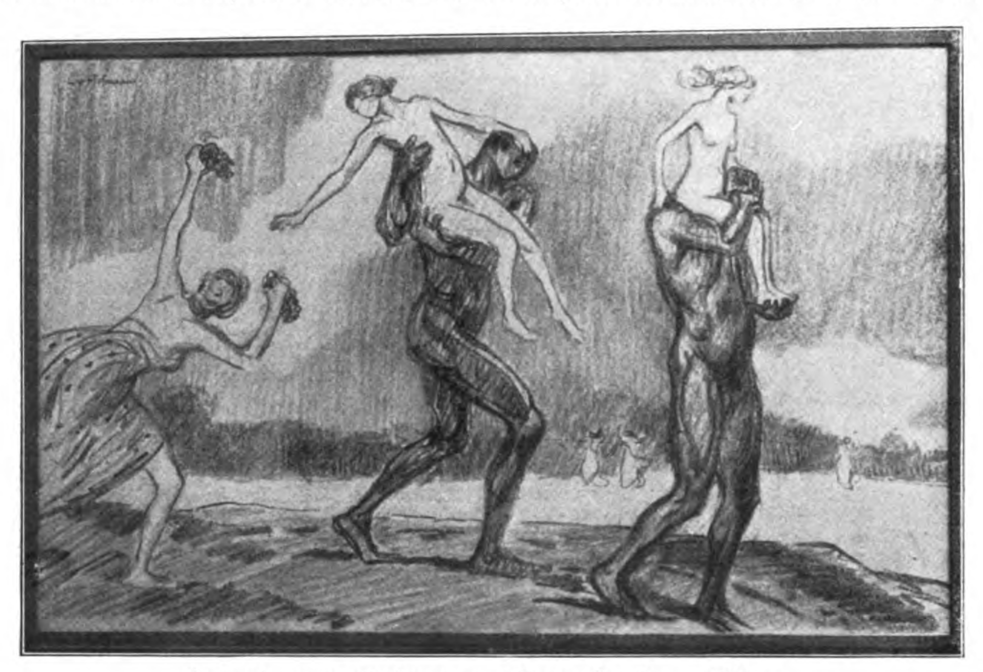
Mit der Zeit hat sich diese Vergeistigung des Sujets etwas verloren. Seine Körper sind körperlicher geworden, seine Stimmungen weniger stimmungsvoll. Das ist ein Schritt nach oben, weil es die Musik des Sichtbaren zugunsten seiner natürlichen Plastik in den Hintergrund drängt. Denn was wir sehen, ist ja in erster Linie Plastik, und so muß auch die Wirkung sein. Mit den späteren Arbeiten wird auch die Darstellungsweise Hofmanns körperlicher, reifer, weil er selbst, sein Sehenkönnen reifer geworden ist, sich mehr an das Leben hält, an das Konkrete. Er hat, gewitzigt durch die Erfahrungen am Leben nicht weniger als durch die Erfahrungen an der Leinwand, das Visionäre der Objekte immer weniger hervorgehoben, sie immer mehr an das echt Lebendige genähert. — —

Aber seltsam. Auch dort, wo Ludwig von Hofmann so lebensecht als nur möglich zu sein scheint, selbst dort wirkt etwas rein Geistiges am Eindruck mit. Er bringt es nicht ganz fertig, „lebenswahr" darzustellen, wie es die sogenannten „Naturalisten" tun. Immer schwingt in seinem Bilde etwas mit, was über dem Leben steht, was die Agitation des Lebens zu einer gewissen Verklärtheit idealisiert. Man nennt auch seine Auffassung eine „neu-idealistische". Nicht ohne Berechtigung, aber auch nicht ganz zutreffend ist dieses Schlagwort gefunden, weil es eben nur ein rubrizierendes Schlagwort ist und einseitig wie alle diese Wörter. Wir dürfen nicht einmal sagen, daß Hofmann reiner Idealist sei, obgleich seine Landschaften und Gestade wirkliche Ideallandschaften sind und seine Menschen ohne Fehl. Und er liebt auch sehr den Frühling, den er beinahe schon wie eine Allegorie des glücklichen Lebens zeichnet, er liebt ihn, wie ihn alle Idealisten lieben. Trotzdem ist er es nicht ganz, ist dem Leben näher, als wir es beim ersten Anblick seiner Werke glauben wollen. Denn alle diese glücklichen Landschaften und körperlich vollkommenen Menschen fußen doch auf dem wirklichen Leben und nicht auf einem erträumten, wir fühlen Erdgeruch in diesen Ländereien, und auch seine Gestalten sind lebendig; das Blut schlägt in ihnen, was man deutlich und lebenswarm empfinden kann. Während die im geläufigen Sinne genannten „idealen Gestalten" eher steinernen Statuen gleichen als lebendigen Menschen.

Das trifft bei Ludwig von Hofmann durchaus nicht zu. Vielmehr bewirkt ein andres Moment, daß seine Landschaftsbilder mit Menschen so wenig den andern Bildern desselben Inhalts gleichen. Was die Gestalten in der Ludwig von Hofmannschen Landschaft auszeichnet, ist, daß sie selbst zur Landschaft gehören. Ihr Körper ist verwoben mit dem Körper der Landschaft, der gleiche Rhythmus geht durch beide. Man könnte sich diese Landschaft ohne diese Gestalten nicht denken, ebensowenig diese Gestalten ohne eben diese Landschaft. Beide sind viel-



Ludwig von Hofmann: Jugend. Gemälde



Ludwig von Hofmann: Sinnenfreude. Skizze

leicht etwas zu paradiesisch, die Landschaften und die Menschen, aber deswegen sind sie auch so gut zueinander gestimmt wie zwei Töne, die keine Dissonanz ergeben. Ja, man kann sagen, daß die Landschaft und die Gestalten auf einem Ludwig von Hofmannschen Bilde so rein ineinander klingen wie Oktaven.

Diese Reinheit zeigt sich am schönsten bei seinen Frauengestalten, die wundervoll weiche und süße Linien haben und deren Gesichter nicht in jenem Sinne schön sind, den man allgemein als den „schönen Typus" bezeichnet, sondern ihre Verklärtheit, ihr wundervoll sanftes Leuchten macht sie schön. So wirken selbst die Ölgemälde mit diesen mädchenhaften Gestalten duftend leicht wie Pastell. Diese zarten Gesichter erinnern ein wenig an Renoir, aber nur in ihrer durchsichtigen Form, sonst scheint Ludwig von Hofmann eher von der erlauchten Monumentalität eines Puvis de Chavannes beeinflußt zu sein als von Renoir.

Jedenfalls steckt Französisches in ihm, das er sich im Pariser Atelier des Maître Julian angeeignet hat. Nur zu seinem Vorteil, wie es sich überhaupt herausstellt, daß alle großen deutschen Künstler, und gerade jene besonders, die später ihre ganz persönliche Sprache fanden, in Paris die erste künstlerische Weihe empfingen.

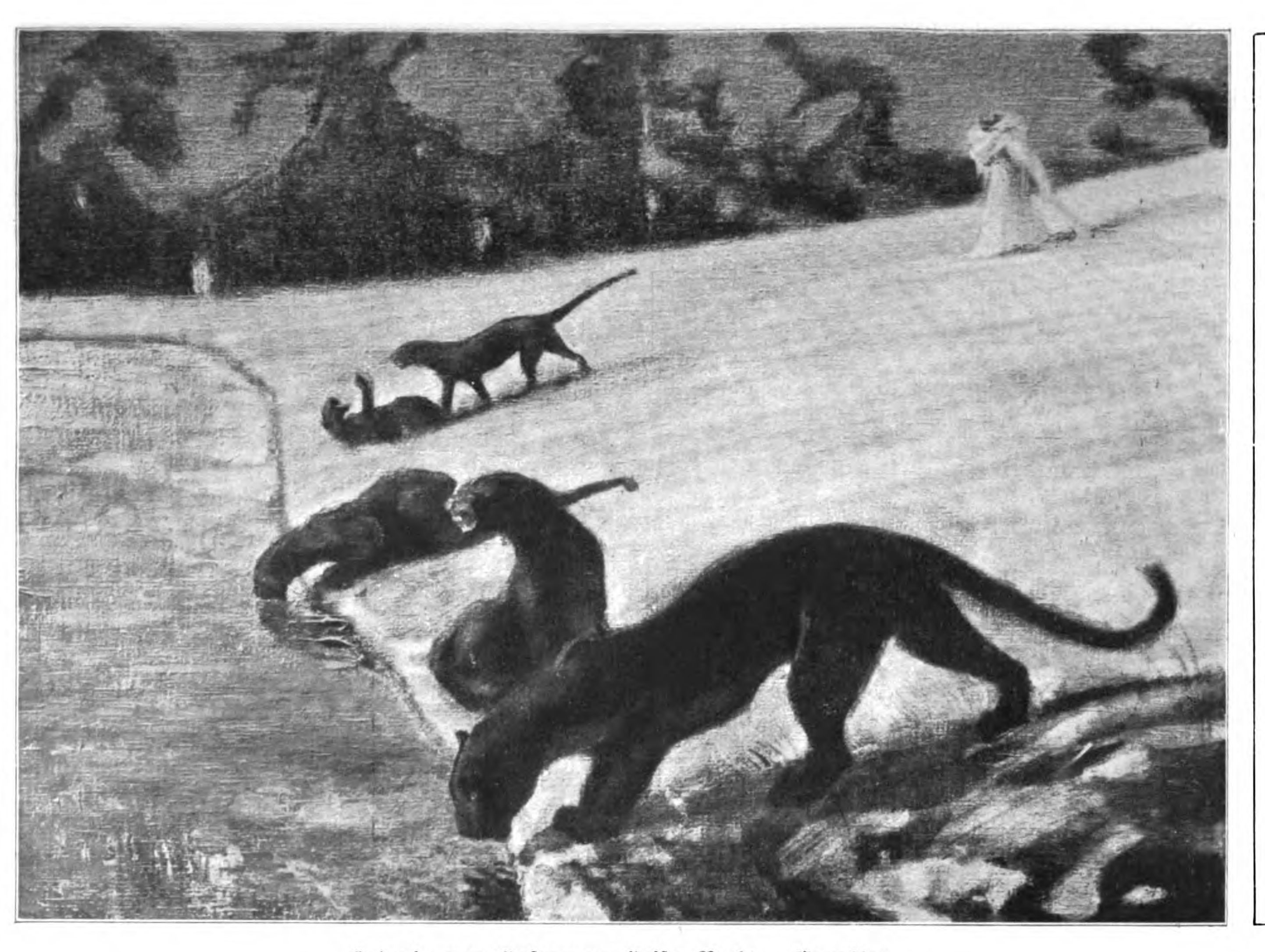
Aber lang ist Hofmann nicht in Paris geblieben. Sehr bald sehen wir ihn schon als selbständigen Maler in Berlin sein Atelier haben. Leicht wurde es ihm da allerdings nicht gemacht. Man war über seine Farben, die „nirgends vorkämen", entrüstet; über diese unsagbar schönen Farben, die wir gerade heute an ihm so sehr bewundern, wenngleich er in der Zeichnung doch mehr und selbständigere Resultate erzielt hat.

Auch in diesem farbenarmen Norden hielt es ihn nicht lang. Er hatte die Bilder Italiens gemalt, noch bevor er Italien kennen gelernt hatte. Er fand die Wärme des Tones, den Reichtum der Entfaltung, die nur der südlichen Landschaft eigen sind, er fand sie als eine Art Vision, während er noch durch die eintönige, rauhe Mark wanderte. Da darf es uns nicht wundernehmen, daß er plötzlich nach Italien floh.

Seine reifsten Werke sind unter dem blauen italienischen Himmel entstanden. Hier fand er die Musik der Landschaft, die so sehr bei seinen Bildern Ausdruck fand.

*

Von allen seinen herrlichen Werken können wir an dieser Stelle, die so sehr räumlich in Anspruch genommen ist,



Ludwig von Hofmann: Heiße Nacht. Gemälde

nicht sprechen. Aber wir wollen einige zumindest erwähnen, und da steht sofort jene „Heiße Nacht" vor unsern Augen, die zu den unvergeßlichsten Eindrücken gehört. Sie existiert in zwei Fassungen: als Pastellskizze (einen geringeren Raum umfassend) und in Öl. Schwarze Panther stürzen sich auf den Fluß, vor Durst verbrennend, während im Hintergrund sich stürmisch zwei Gestalten umschlingen: „Heiße Nacht!" Vielleicht ist dieser Begriff noch nie so greifbare Form geworden wie hier bei Hofmann.



Ludwig von Hofmann: Badende. Gemälde

Wunderschön sind auch seine Reiter am Meer. Die moderne Malerei liebt dieses Thema, wir erinnern an Liebermann, der auch zahlreiche Bilder dieses Inhalts malte. Hofmann zeichnet schlanke stolze Pferde mit wundervollen Linien und edlen Bewegungen.

Manchmal wird Ludwig von Hofmann zu sehr dekorativ. Wir glauben, daß das Dekorative im Grunde seinem Wesen fremd ist: jedenfalls gelingen ihm diese Bilder weniger gut als die andern, die ja alle ein wenig dekorativ sind. Aber selbst seine zahlreichen Tänzerinnenbilder haben nichts rein Dekoratives an sich. Vielmehr tritt gerade hier jener Ludwig von Hofmann wieder deutlich hervor, von dem wir am Anfang dieses Textes gesprochen haben: der Musiker. Diese Tänzerinnen in antiken Gewändern sind ganz Rhythmus, aufgelöst in Musik. Sie tanzen eine von den dreistimmigen Masurken Chopins; man fühlt es, hört es im Rhythmus ihrer Schritte und in der Musik ihrer Glieder. Oder sie tanzen Glasunoff... Auf eine sehr wundersame Art sind hier die Bleistiftlinien auf rauhem Papier zum Tönen gebracht. Das ist der echteste Ludwig von Hofmann, der Musiker, der Rhythmiker; und wir glauben, daß man auch später, bis die Historie unsrer Zeit überblickt und zusammenhängend beschrieben werden wird, daß man auch dann zuerst sich des herrlichen Musikers erinnern dürfte, wenn man von dem Maler Ludwig von Hofmann sprechen wird.

Das Krönlein im Haar

Eine Liebfrauengeschichte von Eugen Stangen

— — — und was meine Muhme sagt, das ist wahr,
Und das Märchen wahr nicht minder, —
Wir alle tragen das Krönlein im Haar
Der irrenden Königskinder.
Wir haben den traurigen Königssinn,
Und das Heimweh zieht immer vor uns hin
Wie blühende Abendröte — — —

Gertrud Le Forts wunderschönes Gedicht in der geheimnisvollen Vertonung von Fritz Fleck — da brach es plötzlich ab — erstarb wie in einem Seufzer . . .

Ein fehlgegriffener Akkord ging wie ein zerbrochener Schrei durchs Zimmer — dann stand Irene Hartwig auf, schritt quer durchs Zimmer, ließ sich wie erschöpft auf den Diwan sinken und blickte hinüber zu dem gestickten Wandschirm, auf dem ein segnender Christus einer knienden Magdalena die Hand auflegte . . .

Wend von Werbach beugte sich vor.

„Diese Lieder liegen Ihnen nicht, Irene! Sie müssen Chansons singen, elegante, pikante, scharmante! Es muß knistern und sprühen und leuchten um Sie! Sie sind noch immer — Frau Sonne!"

Da ging das Lächeln auf in dem verschatteten Frauengesicht. Und in dem Sonnenschein des Lächelns sah es schön und jung aus. Sonst — wenn es so grübelnd und gramvoll war, sah man in den tiefen Linien, die von den Augenwinkeln hinab zu den Mundwinkeln liefen — in den zarten, leisen Welkheiten um Kinn und Unterkiefer, daß es schon später, ganz später Sommer war in Irene Hartwigs Leben.

Wend von Werbach blickte hinein in das Sonnenscheinlächeln und rief:

„Wenn Sie so — so vom Podium herablächeln, muß es ja schon ein Erfolg sein! Sie sind überhaupt die geborene Chansonniere, Sie wären in dieser Art einzig!"

Irene sprang auf.

„Verschaffen Sie mir bloß ein Engagement, Wend! Sie sind meine einzige Hoffnung! Ich kenne ja auch niemand, nur Sie!"

„Wenn es bloß von meinem Willen abhinge —"

Wend lächelte trübe.

„Sie mit Ihrem Dichternamen — ach — Ihnen wird es schon gelingen."

„Dichternamen" — Wends Stimme klang bitter — „damit lock' ich keinen Hund hinterm Ofen hervor! Aber ich tue ja, was ich kann! Bis jetzt habe ich mit all meinen Briefen und Anfragen keinen Erfolg gehabt — gar keinen . . ."

Irene sank wieder auf den grünen Diwan.

So still war's im Zimmer, daß das Ticktack der kleinen Stutzuhr ganz laut und wie angstvoll klang. Auf dem viereckigen Granitblock, in den das Ührchen hineingemauert schien, starb ein wunderschöner Genius in seltsamer Verlebendigung.

Die brechenden Jünglingsaugen schienen die Frau anzublinzeln, die in ihrem nachtviolenblauen Faltenschleppkleid auf dem Diwan saß — so starr im Schmerz wie eine Niobe.

Wie eine lange Gedankenkette zu Ende spinnend, murmelte Irene:

„Nur ein Engagement haben — ein Engagement! Ich will ja so gern arbeiten! Ich mit meinem Organ, meiner Sprechkunst! Ich will ja auch als Heldenmutter gehen, wenn nichts als Heroine vakant!“

„Die heutigen Bühnenstücke haben fast gar keine Rollen mehr für Heldenmütter, darum lassen die Bühnenleiter dieses Fach sparsam meist unbesetzt,“ meinte Wend von Werbach traurig.

Der starre Blick der weitgeöffneten Frauenaugen suchte jetzt den schlanken sterbenden Genius.

„Aber was soll werden? Was soll werden? Einen Monat reicht's noch — dann hab' ich nichts mehr — nichts! Und ich halt's ja auch nicht mehr aus in diesen engen kleinen zwei Zimmern, immer allein, immer allein. Ich sterb' — oder — Herrgott, ich mach' wieder eine Dummheit ...“

Sie war wieder durchs Zimmer geschritten. Jetzt legte sie beide Arme auf den Sims des kleinen schwarzen Schränkchens mit Perlmuttereinlagen, das die Marmoruhr mit dem sterbenden Jüngling trug. Ihr helles, schaumig-blondes Haar bauschte wild und lockenkraus von der Stirn zurück —

„Ich kann doch nicht so allein sein — ich kann nicht,“ klang's wie ein verwehender Nachhall — und wie sie das Haupt nun auf beide Arme legte, berührte der goldene Genius das aufbauschende Frauenhaupt — es sah aus, als schwebe er über dem blonden Haar —

Da glitten vor Wend von Werbachs geistigen Blicken Jahre vorüber ... Er sah in diesem hellschimmernden Frauenhaar ein Krönlein blitzen — ein wundersam Krönlein aus großen Türkisen, ringsum von Brillanten umsprüht.

Türkisen und Brillanten — die liebte sie. Ebensolcher Schmuck zierte ihren Hals, die Brust, die Arme, die Finger — alles ...

Sie konnte sich also schmücken — sie war die Gattin eines alten reichen Geheimrats.

Als er starb, bekam sie nur ein Pflichtteil. Die Ehe war ja kinderlos.

Irene nahm das leicht. Sie hatte ja ihre Stimme gut ausbilden lassen — sie ging zur Bühne! Sie wurde eine erste Koloratursängerin! — Wenige Jahre ...

Immer öfter stellte sich die Neigung zu anhaltenden Halserkältungen ein ... Sie mußte die Laufbahn als Sängerin aufgeben ... Kurz entschlossen stellte sie eine Varietenummer zusammen, reiste mit der, verdiente ihr Geld, war gesund und wangenrot — da — kam das „große Ereignis ihres Lebens“. Ein Süditaliener kreuzte ihren Weg — schlank und geschmeidig und sehnig wie ein Jaguar — das todbleiche Gesicht von nachtschwarzen Augen durchglüht. Man nannte ihn „das ewige Fieber“. Denn sein Körper erbebte immer unter dem Vibrato unerhörter Leidenschaften. Etwas Versengendes ging von ihm aus. Der Jaguar packte die blonde Frau mit seinen Pranken und versengte mit seinem Geifer, seinem Gierhauch ihr Leben. Irene durfte nicht mehr auftreten! Der Jaguar schloß sie ein, bewachte sie und — peinigte sie mit seinen Eifersüchten, die sich bis zu den Paroxysmen einer sinnlosen, wahnwitzigen Wut steigerten. Man lebte nur von Irenens Kapital ... Schließlich wäre die Not gekommen — schließlich hätte der Jaguar auch wohl in einem seiner Wutanfälle Irene getötet — wenn er nicht plötzlich hätte in Familienangelegenheiten nach Süditalien müssen. Und da kam das Erdbeben von Messina. — Das verschlang auch ihn ...

Irene war frei ...

In jener Zeit fand Wend von Werbach die blonde Freundin wieder! Seit jener Stunde stand er ihr treulich zur Seite als echter, rechter Kamerad ... Es ist schwer, ein Engagement zu finden, wenn man jahrelang der Bühne fern war. Und es geht ja heute die Engagementslosigkeit durch die Kunstwelt und die Künstlerleben wie eine sehrende, zehrende, schleichende Seuche. Namentlich in Berlin. Selbst die berühmtesten Namen schützen nicht mehr davor ...

„Irene!"

Die blonde Frau hob den Kopf. Der goldene Genius schien zurückzufliehen auf seinen weißen kalten Marmorsockel...

„Am Nord-West-Theater will man den „Glöckner von Notre-Dame" geben! Wollen Sie darin die Gervaise spielen? So gehen Sie doch einmal hin! Der gerade Weg ist der beste!"

„Gern, Wend, gern, aber —"

„Was denn, Irene?"

„Mir fällt ein, der Theaterdirektor dort soll auch einer von denen sein, die immer erst das Weib wollen, ehe sie die Künstlerin engagieren —"

Wend legte ihr beide Hände auf die Schultern.

„Eine so geistreiche Frau wie Sie dirigiert das wohl richtig. Gehen Sie nur ruhig hin! Und machen Sie nur sonst keine Dummheiten! Die Liebe ist eine Dummheit, und — Sie wissen ja — die Liebe pflegt mit Kummer meist Hand in Hand zu gehen."

Irene lachte jetzt wieder — und sah wieder jung und schön aus — und war wieder ganz Frau Sonne.

„Ich will mir schon Mühe geben! Und die Gervaise will ich auch spielen! Alles! Alles! Am liebsten freilich trüg' ich Chansons vor und feine rezitativische Sachen. Wend — wenn ich doch noch einmal oben stünde —"

„Das Krönlein im Haar," vollendete Wend von Werbach innig... dann sprach er traurig weiter: „Ich stehe ja selbst vor dem Nichts, Irene, Sie wissen ja. Wenn ich keine Stellung finde — irgendwo in einem Verlag — was wird aus mir? — Der Kampf ums Dasein wird immer schlimmer von Jahr zu Jahr... Und das Heimweh zieht immer vor uns hin... Leben Sie wohl, Irene..."

„Leben Sie wohl, Wend, guter, lieber Kamerad. Ja, ja, wir alle tragen das Krönlein im Haar der irrenden Königskinder..."

Wend von Werbach lag krank an Influenza.

Während dieser Krankheit schrieb ihm Irene, daß sie Aussicht habe, am Nord-West-Theater zu spielen. Sie wäre dort gewesen, habe Probe gesprochen und gefallen. Fleißig studiere sie schon die Gervaise. Ob er nicht bald gesund sei, sie habe Verlangen, sich mit ihrem alten guten Kameraden auszuschwätzen...

Wend dachte sich: warum kommt wohl mein guter Kamerad mich nicht besuchen, wenn ich krank bin?

Schließlich war er wieder gesund und ging zu Irene Hartwig...

In dem gemütlichen kleinen Salon mit den Überbleibseln der einstigen Herrlichkeit war alles wie sonst... Nur der Paravent, in dessen Stickereifeld der segnende Heiland Maria Magdalenen die Hand auflegt, stand tief in das Dunkel einer Ecke gerückt...

Irene Hartwig war merkwürdig heiter — und doch waren die leisen, zarten Welkheiten um Kinn und Kiefer heute wahrnehmbarer.

Wend von Werbach fragte nach der Gervaise.

Irene sah ihn mit irrlichternden Augen an.

„Nichts ist's mit der Gervaise! Der Glöckner wird nicht gegeben. Gekommen ist's, wie ich geahnt. Der Direktor bestellte mich nachts um zwölf da und da hin! Er wolle mir die Rolle selber einstudieren!! Und da bestellt er immer alle hin — warnte mich Burgau."

„Burgau?" fragte Wend.

„Alban Burgau, ja, der spielt doch die Liebhaber dort."

Irene sprach sehr schnell.

„Und — ja — wir müssen um halb zwölf spätestens im Café Delmonico sein, Burgau kommt dorthin, er will mich heute noch sprechen —“

„Also gehen wir ins Café Delmonico,“ sagte Wend gelassen.

Im Café Delmonico, auf einem der blaßbläulichen Gobelinstühle, umklungen von einer schluchzigen, süßen, sinnestachelnden italienischen Musik, war Irene zuerst äußerst angeregt, jung und schön, ganz elegante, große Dame . . . ganz Frau Sonne . . . dann wurde sie fahrig, abgelenkt, endlich rief sie: „Da kommt Burgau.“

„Uijegerl,“ belustigte sich Wend auf süddeutsch, „der hat ja ein g'schneckeltes Angströhrl auf!“

Er haßte Zylinder! Jedoch der Zylinderherr kam näher.

Alban Burgau war sehr klein — fast zu klein für einen Liebhaber. Als er das „Angströhrl“ abnahm, sah man sehr gut dunkel gefärbtes Haar, das den Zweiundvierzigjährigen fast wie dreißig erscheinen ließ. Noch etwas andres ließ ihn jung erscheinen — eine direkt herzliche Unbedeutendheit.

Alban Burgau begrüßte Frau Irene.

„Gut'n Abend, Kindl, nu, wie geht's?“

Wend sprach kein „Uijegerl“ aus, aber er dachte es sich. Das aber regte ihn an — er riß das Gespräch an sich und sprach so vergnügt mit Irene, als säße er mit ihr als guter Kamerad zu zweit allein.

Alban Burgau kaute sein Roastbeef. Schließlich brach man auf. In Wends Augen glomm das Sprühteufelchen der Bosheit auf. Er fragte Irene:

„Wann bummeln wir denn mal wieder so vergnügt wie früher? So wie einst die halbe Nacht?“

Die blonde Frau machte sichtlich verlegen eine Pantomime, die alles sagte, und die Wend sofort verstand.

„Wie?“ lachte er zu Alban Burgau hinüber, „brauchen wir alte Kameraden neuerdings eine Erlaubnis von Herrn Burgau?“

Der Liebhaber Alban wurde knallrot und sah so noch unbedeutender und knirpsiger und nichtiger aus. Unbehilflich druckste er:

„Nnnnein — Sie nicht, aber — sie!“

Bitter-sarkastisch meinte Wend von Werbach:

„Die entmündigte Frau Irene Hartwig, der Tragikomödie dritter Teil,“ und empfahl sich . . .

Am andern Tage schrieb ihm Irene:

„Daß ich eine Dummheit gemacht habe, wissen Sie nun! Aber ich sagte Ihnen ja — ich ertrüge die Einsamkeit nicht mehr! Und wenn jemand so innig und herzlich und immerzu wirbt wie Alban Burgau — dann erhört man ihn schließlich. Bleiben Sie aber mein Kamerad! Verschaffen Sie mir ein Engagement! Dann ist alles gut! Ich muß jetzt meine verpfändeten Juwelen einlösen, sonst verfallen sie! Und — habe nichts! Burgaus Gage ist so klein, daß sie für ihn selbst kaum langt! Außerdem — würde ich von ihm keinen Pfennig annehmen! Ich sage ihm auch nicht, in welcher Not ich bin! Er ist — so kleinlich! Und so kleinlich eifersüchtig! Ich darf nicht allein ausgehen! Anders hab' ich mir's gedacht -- alles anders . . .“

Wend antwortete:

„Arme, arme Irene! Der Süditaliener hat Sie auch bewacht und gefangengehalten, aber wie ein Jaguar, rassewild, voll geschmeidiger Grazie, es war immerhin interessant — der Alban aber — bewacht Sie ohne alle Interessantheit, weil ohne die wilde Jaguargrazie, langweilig wie ein fetter, plumper, schnurrender Hauskater! Ich verbanne mich selbst, um Ihr Seufzerlaubenglück nicht zu stören . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage darauf sah er Irene und Alban sich entgegenkommen. Sie mußte Burgau pflichtschuldigst vom Theater abholen — wenn sie nicht schon in der Vorstellung war — gleichviel, ob es regnete oder stürmte und sie sich gefährlichsten Erkältungen aussetzte — alle Tage.

Wend von Werbach grüßte ironisch tief und feierlich und wollte vorübergehen. Aber Irene rief ihn an.

„Wann bummeln wir denn nun mal wieder fröhlich zusammen? Morgen?"

Wollte sie etwas provozieren?

Wend trat herzu und sagte mit Beziehung:

„Wenn Sie sich wieder so viel mündig fühlen, um mit mir allein ausgehen können zu wollen — gern! Und morgen schon!"

„Ja, was heißt das?" fuhr Burgau auf, und Irene fiel rasch ein:

„Burgau kommt dann nach der Vorstellung nach. Wir müssen ihm sagen, wo wir sind."

„Müssen? Ach nö!"

Wend von Werbach lachte amüsiert und souverän.

„Ich muß nicht! Aber Sie" — er klopfte Alban auf die Schulter — „Sie sollten sich eine Zopfgretel von sechzehneinhalb aussuchen oder einen alten, lahmen, zahmen Krippensetzer, aber kein Vollblut, keinen Edelzüchtling! Ein wirklicher Künstler sollte erst recht ein Lebens- und Liebeskünstler sein und wissen, daß man sich nie alle Tage der Liebe nahen darf, weil man ihr dann alltäglich wird!"

Alban Burgau stand mit rotfleckigem Gesicht wortstarr und betreten da — und sah noch kleiner aus.

Unendlich fein, mit gekräuselter Lippe und dem pfeifenden Klang einer Damaszenerklinge, vollendete Werbach:

„Ein wirklicher Künstler würde auch die Kunst verstehen, Sehnsucht nach sich zu erwecken! Das Gefühl, sie hat Sehnsucht nach mir, dünkt mich das Köstlichste! Nach mir — muß man immer erst — Sehnsucht haben! Eine Speise, jeden Tag genossen, wird einer so mit tausend geistigen, seelischen und körperlichen Bedürfnissen ausgestatteten Frau wie Irene bald — überdrüssig!"

Sprach's und schritt mützeschwenkend davon ...

— —

Andern Tags erhielt Wend einen Rohrpostbrief von Irene:

„Sie haben ja recht mit jedem Wort! Aber was soll ich tun? Er will sich töten, wenn ich ihn verlasse! Verschaffen Sie mir nur ein Engagement, dann löst sich alles von selbst! Nach außerhalb will Burgau nur dann ein Engagement annehmen, wenn ich mit ihm reise! Aber ich will nicht als seine Konkubine mit! Sein Kontrakt hier aber geht mit dem Winter zu Ende! Sollen wir hier beide von — nichts leben? Ich habe meine einzige Abendtoilette und meinen Pelz verkauft. Ist der Erlös verbraucht — habe ich nichts mehr. Verschaffen Sie mir bloß ein Engagement! Ich schreibe konfus, aber ich bin konfus!" — —

Das alte Lied. Verschaffen Sie mir bloß ein Engagement! Wenn er es doch könnte!

Kann er es nicht? — Er hat sie doch lieb? Ja — er hat sie lieb! Wie ein echter Kamerad den Kameraden liebt! Nicht anders! Nicht wie ein Liebhaber die Liebste liebt. Er liebt sie nicht! Nein! Aber — wenn er mit einer Lüge aus dem Leben ginge — mit der Lüge, daß er die Frau geliebt habe, so unaussprechlich geliebt, daß er in den Tod ginge, auf daß man des toten Dichters letzten Wunsch erfülle:

„Gebt der Künstlerin einen Wirkungskreis, auf daß sie leben kann?" —

Wend von Werbach lächelte seltsam vor sich hin.

Trotz seines Dichternamens ist er auch — am Ende. Alle seine Bemühungen

sind fehlgeschlagen. Er richtete sich auf — aller Lyrik und allen Dichtervorstellungen entgegengesetzt eine Hünengestalt, stiernackig; nur in dem vollen Gesicht ein eigentümlich weicher femininer Zug und Augen wie die eines treuen braunen Jagdhundes.

Einmal muß jede Komödie zu Ende gehen. Juliane Dery fiel ihm ein. Die schrieb, ehe sie sich vier Stock hoch vom Balkon stürzte, die Worte nieder: „Ich sterbe so leicht, als ginge ich zu einem Ball!" ...

Wend von Werbach trat ans Fenster. Spitze, hohe Kirchtürme zackten sich drüben in den Himmel hinein. Dahinter glomm groß und herrlich das Abendrot ... Der Schluß des Königskinderliedes klang leise in ihm auf:

„Weit hinter den Rosen am Himmel ist unseres Vaters Reich."

Das wollte er suchen mit seinem traurigen Königssinn ... Und ein Pistolenschuß scholl kurz und knapp durchs Zimmer ...

Am andern Tage stand in allen Zeitungen ein seltsamer Brief. Daß Wend von Werbach, der namhafte, so vielbeliebte Dichter, gestorben sei, auf daß man seinen letzten Wunsch erfülle, der Frau, die er über alles geliebt habe, eine künstlerische Lebensmöglichkeit verschaffe ... Wer war diese Frau? — Alle Journale brachten ihr Bild: Irene Hartwig! Schön! Sehr reizend! Dieses strahlende Lächeln! Wie mußten diese Augen erst im Leben leuchten ... Es gab eine ungeheure Sensation ... Wend von Werbach hatte ganz richtig kalkuliert: die Frau, um derentwillen ein namhafter Dichter in den Tod ging, die wollte man sehen ...

Und Irene — jetzt Frau Irene Hartwig Burgau — hat die Genugtuung, daß man sich plötzlich mit Engagementsanträgen um sie reißt ...

Im letzten Sommerglanz ihrer Jugend steht sie oben — noch einmal auf der Höhe — am Ziel — singt Chansons — und es knistert und sprüht und leuchtet um sie her — und zündet hinüber in die Herzen der Hörer ...

Alban Burgau versteht sie weniger denn je, aber er hängt an ihr als getreuer Gatte wie ein wachsamer Haushund, mit gespitzten Ohren, immer argwöhnisch, eifersüchtig, kleinlich ...

Er läßt sie nie allein.

Aber all das Beengende, Kleinliche, Glücklose ihrer „Dummheitsehe" vergißt Irene, wenn sie oben steht auf der Höhe, aufgebaut auf der frommen Lüge, die der tote Dichter in treuester Kameradschaft mit ins Grab genommen — sensationsumwittert steht Irene da, alle Reichtümer ihrer Kunst verschwendend — umhuldigt, gefeiert — das Krönlein im Haar ...



Verlag von R. Wagner, München

Kronprinzessin Maria von Rumänien mit ihrer zweitältesten Tochter Prinzeß Maria Mignon

Nach einem Pastellgemälde von B. von Szankowski



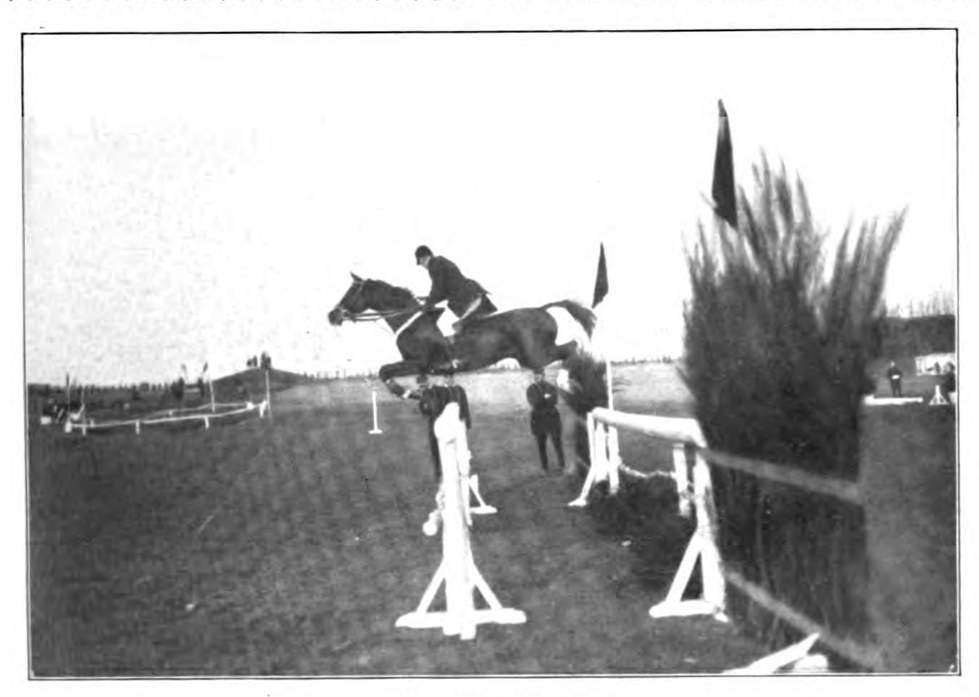
Auf der Hindernisbahn

Springende Pferde

Wir leben im Jahrhundert des Sports. Und den letzten Dezennien, die anregend auf Fußball, Tennis, Schwimmen und viele andre Zweige der Körperkultur gewirkt haben, verdankt auch der Reitsport unendlich viel. Unsre Väter kannten Rennen und Jagden, die Schul- und die Bahnreiterei, während Polospiel, Springprüfungen und Geländeritte der neueren Zeit vorbehalten blieben. Gerade die Springprüfungen bieten den passionierten Herren, denen sonst nicht Gelegenheit gegeben ist, in Steeplechases oder im roten Rock ihr reiterliches Können zu betätigen, ein reiches Feld der Tätigkeit. Der Brückensprung, den Seydlitz einst dem großen König Friedrich zeigte, ist längst überholt. Hochsprungapparate und Gräben mit verrückbarer Absprunghürde kannte man damals noch nicht, um direkt die Gäule zu Springpferden zu erziehen. Auf unsern Abbildungen sehen wir nicht nur die verschiedensten Arten fester Hindernisse, Mauern, Barrieren und englische Sprünge, wir bemerken auch die wechselnde Körperhaltung der Reiter, die von der Auffassung des Springenden und von der Art, wie der Gaul das Hindernis annimmt, abhängt.

Man muß beachten, daß ein Springpferd nicht wie ein Hürdenpferd über das Gelände fliegen wird; die festen und hohen Gegenstände, die es zu überwinden hat, zwingen es, sich die Gegenstände, man könnte sagen, erst genau zu betrachten. So springt der Hunter fast stets aus dem Stand. Das ist eine kluge Vorsicht, und man sollte sie nicht, wie es fälschlich geschieht, Stutzen nennen.

Über die Art, hohe und feste Hindernisse zu nehmen, ist viel geschrieben worden. Die Behauptung, der Reiter könne das Pferd beim Sprung nicht unterstützen, ist längst überholt. Nicht nur ist es möglich, den Absprung des Gaules in gewisser Weise zu regulieren, nein, sogar im Sprung selbst kann ein vermehrtes Herannehmen der Unter-



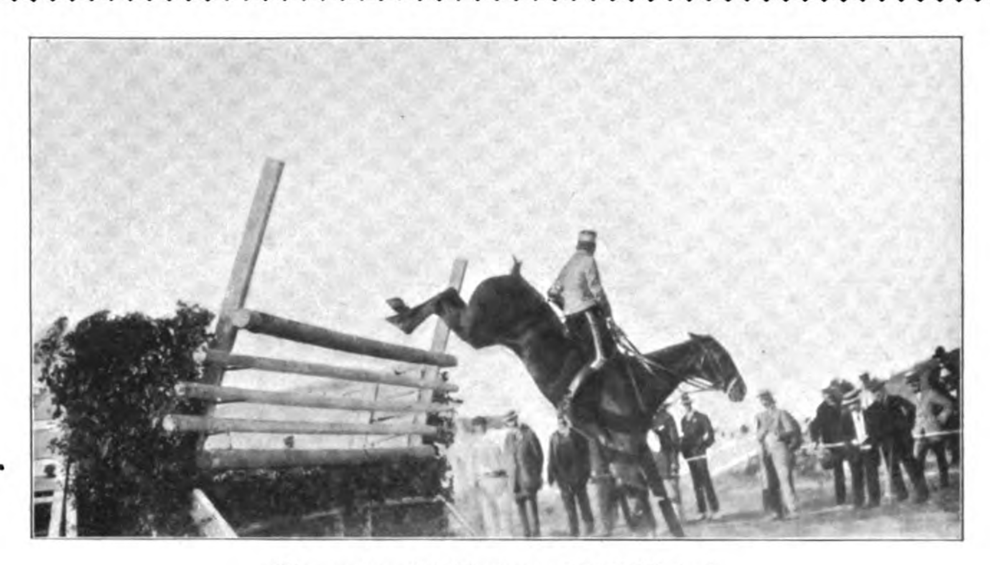
Barrierensprung

schenkel den Gaul zwingen, die Hinterbeine mehr heranzuziehen, um ein Anstreifen an eine Barriere nach Möglichkeit zu vermeiden.

Spezielle Regeln lassen sich sonst nicht für die Haltung des Reiters auf dem Springpferde aufstellen. Der eine steht in den Bügeln wie Tod Sloan, der bekannte frühere amerikanische Jockei, der Oberkörper liegt fast auf dem Hals des



Preissprung aus der Damenkonkurrenz



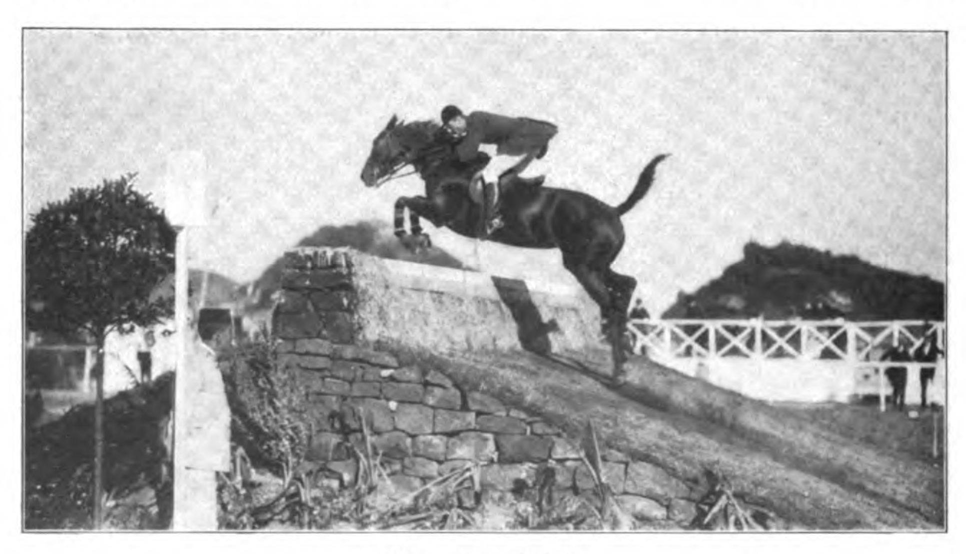
Ein guter Hochsprung (2,10 Meter)

Gaules, was einen sehr eigenartigen Eindruck macht, aber für das Karriere-reiten sehr vorteilhaft ist; ein andrer sucht sein Heil in höchster Versammlung, wenn er gegen die Hindernisse anreitet, und sitzt wie Rittmeister von Osterley im preußischen Schulsitz. Wie immer dürfte auch hier der rechte Weg in der Mittellinie zu finden sein.

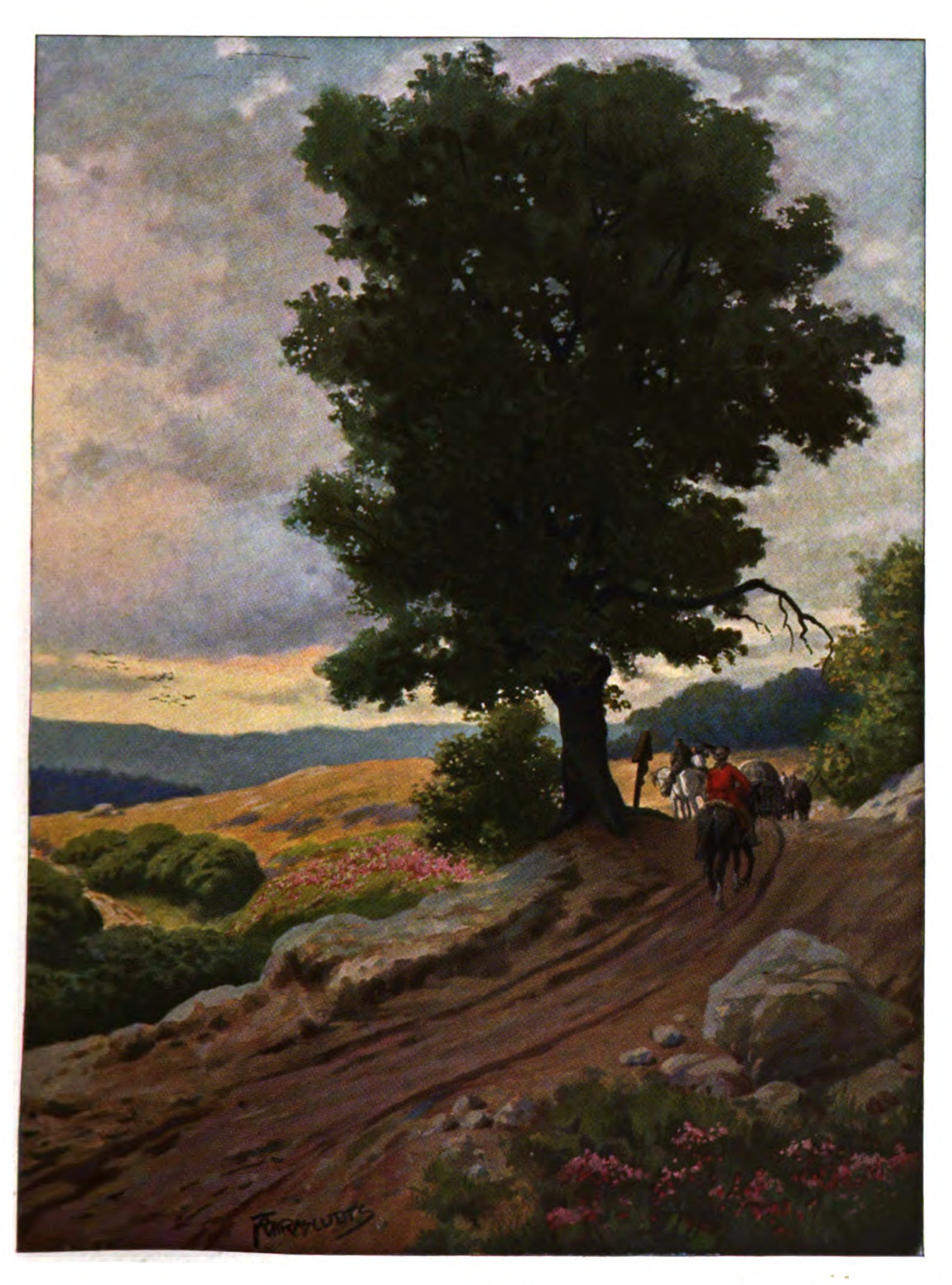
Während man vor dem Sprung das Pferd ruhig und in nicht allzu übertriebener Manier zwischen den Schenkeln halten soll, sitzt man im Fliegen wohl am besten ganz still auf dem Rücken, die Zügel mit Fühlung am Pferdemaul, aber so lose zwischen den Fingern, daß bei einem Fehler des Pferdes die Hand jeden Augenblick bereit ist, das Leder durchrutschen zu lassen.

Auf diese Art dürfte man das Pferd am wenigsten stören, zu gleicher Zeit ist der Reiter in der Lage, bei einem Rumpler sich zurechtzusetzen, will er es versuchen, das stürzende Pferd im Fallen wieder auf die Beine zu bringen.

von Winterfeld.

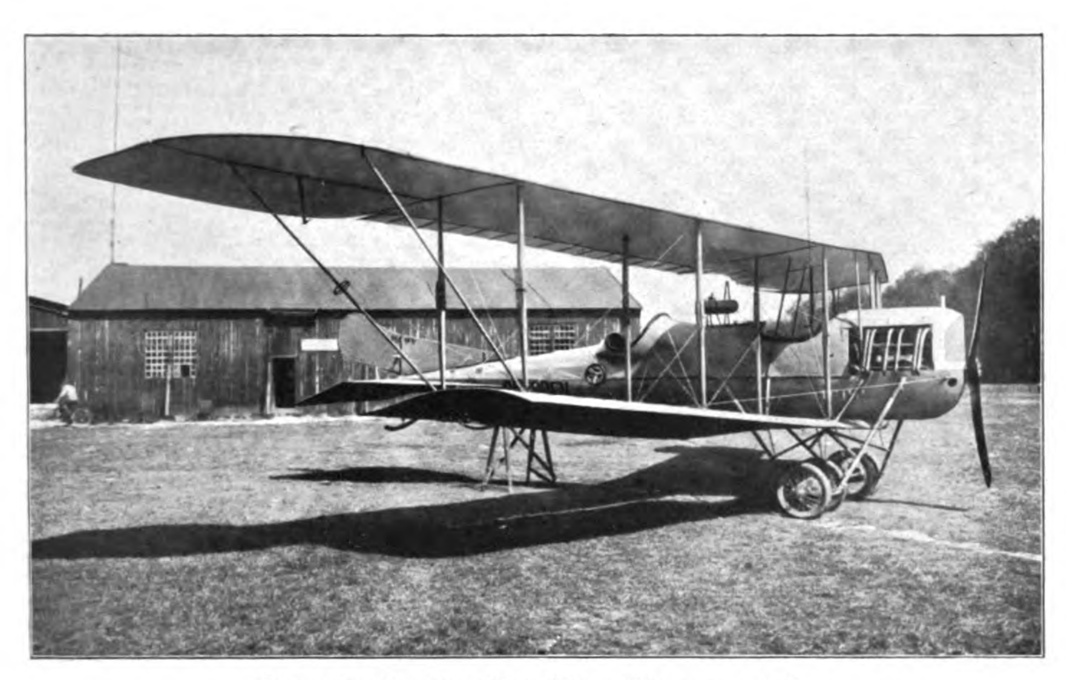


Über den Wall



Nachtrab

Nach einem Aquarell von M. Barascudts



Doppeldecker der Deutschen Flugzeugwerke

Deutsche Flugleistungen 1913

Von

Otto Romberg

Hauptmann und Batteriechef im Ostfriesischen Feldartillerieregiment Nr. 62

Das Flugzeug hat die Luft noch immer nicht restlos erobern können. Ungelöst sind noch viele Rätsel des Luftmeeres. Wetterforschung und Flugzeugtechnik müssen gemeinsam zu dem hohen Ziele streben, der Menschheit das Flugkönnen mit einer für den Allgemeingebrauch ausreichenden Betriebssicherheit zu erschließen. Aber trotz aller Mängel, trotz aller Opfer, die aus den Wolken in hartem Fall zur Erde hernieder geschleudert sind, Motorenbrausen und Propellersausen in den Lüften. Die Menschheit kämpft mit unermüdlicher Tatkraft, mit nicht ermattendem Schneid, und der endgültige Sieg muß ihr gehören.

Seit dem Herbst 1912 sind in deutschen Landen außerordentliche Fortschritte im Fliegen gemacht worden. Das gesteigerte Können der Flieger hat dieses in erster Linie bewirkt, während die Technik naturgemäß nur langsamer vorwärts kommt. Die Schwächen der Flugzeuge treten aber weniger als früher in die Erscheinung, da die gesteigerten Erfahrungen gelernt haben, mit ihnen zu rechnen und sie zu vermeiden. Die ermittelten Ursachen der Unfälle zeigten, daß noch mancher Absturz sich hätte vermeiden lassen, wenn entweder der Flieger größere Erfahrungen besessen hätte oder das Gerät einer besseren Überwachung unterzogen worden wäre. Aus diesem Grunde ist es richtig, daß die alle Luftfahrerverbände umschließende Fédération Aéronautique Internationale auf ihrer diesjährigen Tagung beschlossen hat, das erste Flugzeugführerzeugnis von der Ablegung größerer, dem Stande der



Albatros-Doppeldecker

heutigen Technik mehr entsprechender Leistungen abhängig zu machen. Auch für die Prüfungen der Militärflieger hat sich ein verschärfter Maßstab herausgebildet. Da die für die Militärflieger geltenden Anforderungen auch an die aus den Mitteln der Nationalflugspende auszubildenden Zivilflieger gestellt werden, so tritt eine allgemeine Steigerung des Könnens ein, die im Interesse der Landesverteidigung nur mit großer Freude begrüßt werden kann.

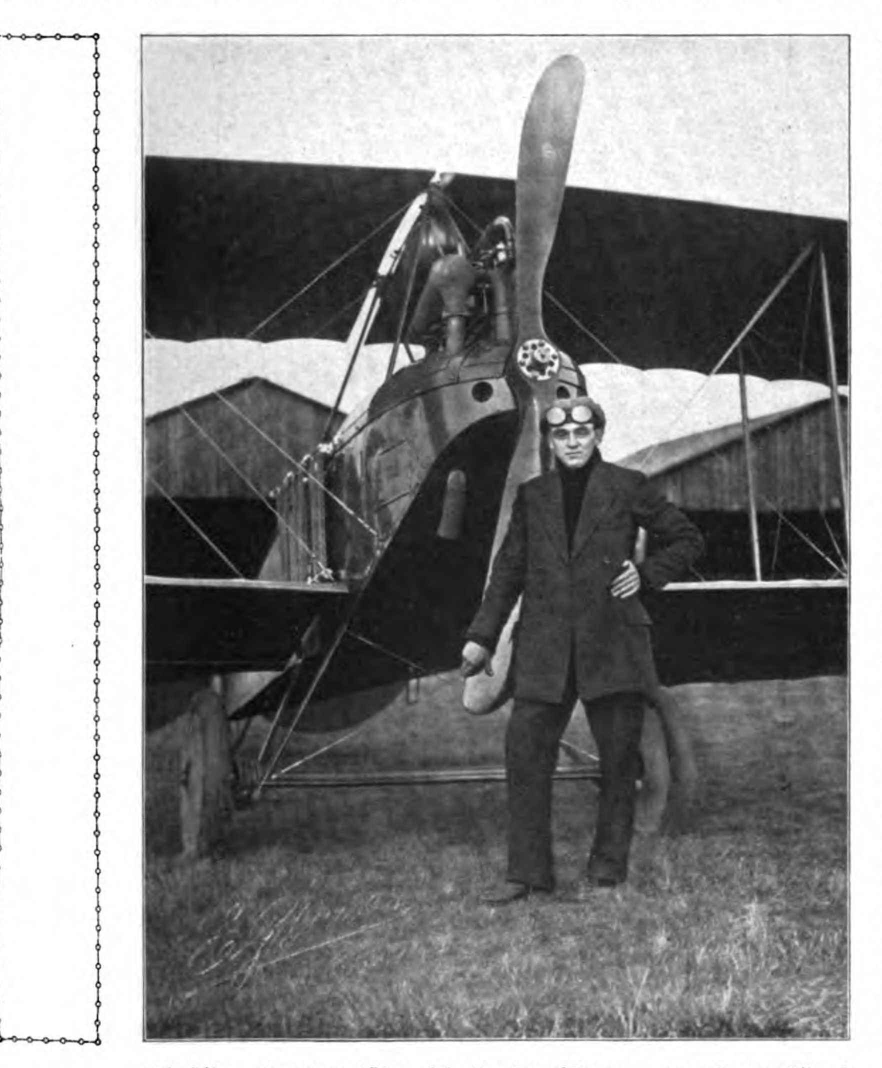
Das Fliegen ist leider eine recht erhebliche Geldfrage. Aus diesem Grunde bleibt es als Sport nur auf ganz reiche Kreise beschränkt, und diese ziehen das betriebssichere Auto vorläufig vor. Der deutsche Großindustrielle, von dem die Zeitungen meldeten, daß er sich einen Flieger mit Flugzeug als Beförderungsmittel in seine Jagdgründe hielte, bildet eine rühmliche, aber vereinsamte Ausnahme. Eigentliche Herrenflieger, die das Fliegen nur des Sports wegen betreiben, gibt es vorläufig nicht. Das Fliegen wird entweder nur dienstlich in Heer und Marine betrieben oder als Broterwerb. Die Zivilflieger müssen sich, falls sie sich nicht in leitenden Stellungen als Direktoren von Flugzeugfabriken befinden, in ein dem Chauffeurberuf verwandtes Verhältnis begeben. Als Arbeitgeber kommen nur die Flugzeugfabriken in Betracht, da es Flugzeugbetriebsgesellschaften wegen des fehlenden Verkehrsinteresses noch nicht gibt. Die Fabriken können natürlich nur eine beschränkte Zahl geprüfter Flieger zur Ausbildung von Schülern, zum Einfliegen neuer Flugzeuge und zur Bestreitung von Wettbewerben einstellen. Die übrigen Flieger sind auf Schauflüge angewiesen, deren beste Zeit vorüber ist. Das Interesse des Publikums an diesen lokalen Flugveranstaltungen geht im allgemeinen zurück, falls nicht besondere Schaustellungen, wie die Pégoudschen Sturzflüge, die Einrichtung von Totalisatorbetrieben und ähnliche Maßnahmen es neu beleben.

Flugzeuge sind vorläufig nur Kriegsmittel, und die Fabriken können lediglich das Interesse haben, diesem einzigen Verwendungszweck entsprechend kriegsbrauchbar zu bauen und möglichst viele Flugzeuge an die Heeresverwaltung und Marine abzusetzen. Die schwierige wirtschaftliche Lage, in der sich die Flugzeugindustrie in Deutschland und neuerdings auch in Frankreich befindet, gestattet ihr nicht, das ideale Ziel des Fortschritts als einzige Richtschnur zu nehmen, sondern die möglichst ergiebige Ausnutzung des gegen-

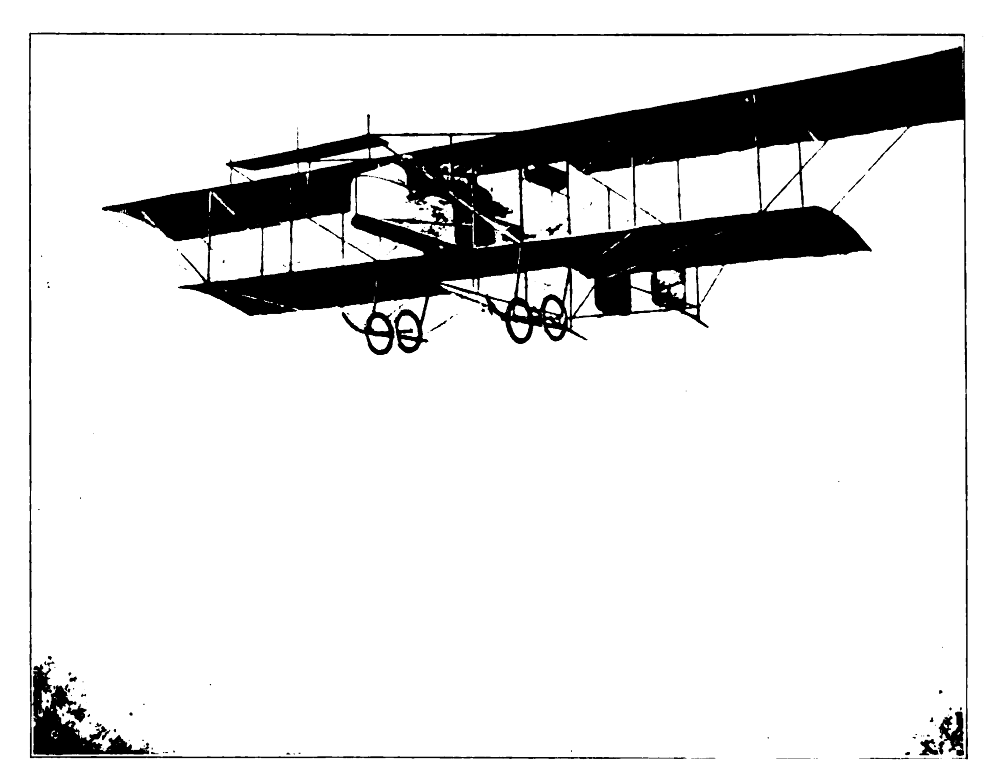
wärtig Brauchbaren muß ihr im Interesse günstiger Bilanzen in erster Linie am Herzen liegen. Heer und Marine als fast alleinige Abnehmer können aber nur eine bestimmte Anzahl von Flugzeugen jährlich unterbringen, und nur die neuesten und besten Typen sind verwendbar. Heeres- und Marineverwaltung beleben den Fortschritt durch planmäßig gesteigerte Bauforderungen, sind aber nicht in der Lage, grundlegende Forschungen und Versuche auf einem so vielseitigen Gebiet, wie es das Flugwesen ist, vorzunehmen.

Die Zentralstelle, von der alle Weiterentwicklung ausgehen muß, kann nur eine nichtamtliche sein. Wissenschaft und Industrie müssen frei von fiskalischen Fesseln gemeinsam vorwärts streben können.

In Deutschland bildet der Luftfahrerverband, der alle an der Förderung der nationalen Luftschiffahrt wissenschaftlich interessierten Kreise in sich vereinigt, diese Stelle. Innerhalb des Verbandes wird nach immer engerem Zusammenschluß durch die in den letzten Jahren begonnene, im verständnisvollen Aufbau befindliche Gruppenbildung gestrebt. Die Geschäftsführung des Verbandes ist durch die Beschlüsse des diesjährigen Luftfahrertages im Oktober den wachsenden technischen Aufgaben und der bevorstehenden Einführung einer reichsgesetzlichen Regelung



Stöffler, der deutsche Weltrekordflieger, vor dem Start Mülhausen—Warschau



Der Rekord-Doppeldecker „Aviatik“, Militärtyp D 1913

des Luftverkehrs entsprechend ausgestaltet worden. Eine erhöhte und beschleunigte Arbeitsfähigkeit ist zum Nutzen des deutschen Flugwesens gesichert.

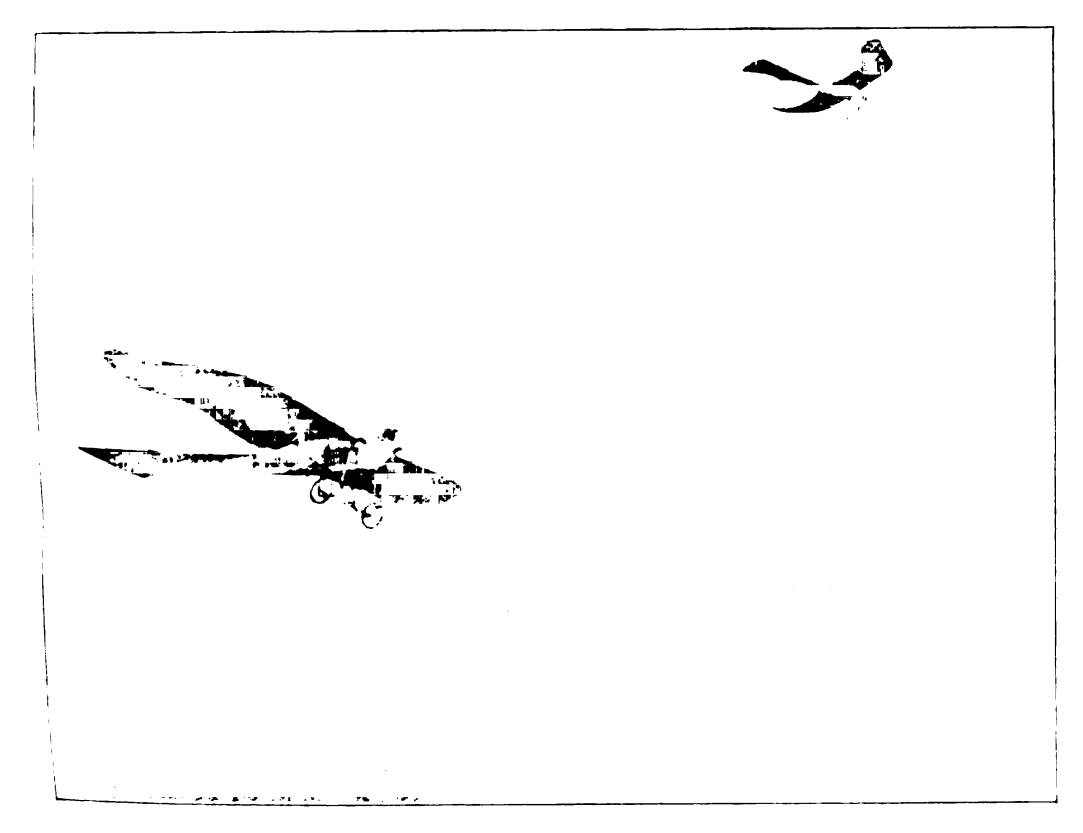
Der Förderung des Flugwesens dienen die wissenschaftliche Erforschung des Luftmeeres und der Konstruktionsbedingungen von Flugzeugen in aeronautischen Observatorien und besonderen Versuchsanstalten. Wettbewerbe wie der Kaiserpreis für den besten deutschen Flugzeugmotor, regen die Industrie zur praktischen Anteilnahme an diesen Arbeiten an, für die gar nicht genügend große Geldmittel zur Verfügung gestellt werden können. Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die überragenden Erfolge deutschen Luftschiffbaues den großen Kapitalien zu danken sind, die von den Firmen Lanz und Siemens-Schuckert und vor allem aus der Zeppelinspende für die Konstruktionstätigkeit bereitgestellt werden konnten. Der gleiche Weg kann und muß auch beim Flugzeugbau zum erstrebten Ziele führen.

Leichter erwies sich bisher die Weiterbildung des Fliegenkönnens durch Preise und Wettbewerbe. Der geeignete Weg ist in Deutschland in diesem Jahre beschritten worden. Im Jahre 1912 wurde noch geglaubt, daß sich nur im Rahmen örtlich begrenzter und zeitlich festgelegter Veranstaltungen eine Förderung des praktischen Fliegens erreichen ließe. Die Erfahrungen des Militärflugwesens und die Erfolge der französischen Preisstiftungen haben dazu geführt, Leistungs- und Rekordpreise ohne einengende Beschränkungen für Flugzeit und Flugstrecke auszusetzen. Das Kuratorium der Nationalflugspende hat in außerordentlich glücklicher Weise über die vom deutschen Volke in opferwilliger Begeisterung gesammelten Gelder verfügt. Die Stundenflugpreise und Monatsrenten haben die deutschen Zivilflieger aus ihren Schuppen herausgeholt und zum eifrigen Fliegen angeregt. Die an den Wettbewerben, wenn auch nicht an den Geldpreisen beteiligten Militärflieger haben mit ihren vortrefflichen Leistungen als unermüdliche Schrittmacher gedient. Aber noch immer stand Frankreich vor den Augen der Welt voran, noch immer las man in der Presse des In- und Auslandes von französischen Leistungen, während die deutschen nicht ebenbürtig in die Erscheinung traten. Diese bedauerlichen, den Tatsachen nicht

entsprechenden Verhältnisse, die die gerechte Bewertung unsres Flugwesens und das Ansehen sowie die wirtschaftlichen Erfolge unsrer Flugzeugindustrie beeinträchtigt haben, haben die großen Fernpreise der Nationalflugspende restlos beseitigt.

Die 300 000 Mark haben Wunder getan. Sie haben Leistungen erwirkt, an die das In- und Ausland vor wenigen Wochen noch gar nicht zu denken wagte. Es lebt in Deutschland noch der Geist, der unsre Altvorderen über die Alpen in das Römerreich hineinführte, um Neuland zu gewinnen für deutsche Arbeit und deutsche Macht. Es muß diesem Geist nur die Möglichkeit gegeben werden, sich zu betätigen. In tatkräftiger Begeisterung hat das deutsche Volk im vorigen Jahre Millionen für das deutsche Flugwesen aufgebracht, und die deutschen Flieger haben es ihm mit Taten gedankt, die der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt Raum verschaffen werden. Es flogen in der Zeit vom 15. September bis 31. Oktober innerhalb von je 24 Stunden Viktor Stöffler 2150 Kilometer, Schlegel 1480 Kilometer, Referendar Caspar 1450 Kilometer, Thelen 1330, Oberleutnant Kastner 1250 Kilometer und Stiefvatter 1150 Kilometer. Der bisher vom Franzosen Guilleaux gehaltene Entfernungsrekord von 1386 Kilometern ist also dreimal überboten und das in einer ungünstigeren Jahreszeit und unter schwierigeren Bedingungen. Die deutschen Mercedes- und Argusmotoren haben eine so große Zuverlässigkeit bewiesen, wie sie nach dem Stande der heutigen Technik überhaupt nur von einem Explosionsmotor gefordert werden kann.

Raum und Zeit schrumpfen zusammen. Die Strecke Freiburg i. B.—Königsberg ist zum Tagesflug geworden. Die volle Auswertung der gesetzten 24 Stunden hat zu Nachtflügen geführt, die wider Erwarten gut gelangen. Karte und Kompaß, von einer kleinen Akkumulatorenbatterie elektrisch beleuchtet, haben den durch die schweigende Dunkelheit dahinziehenden Fliegern den sicheren Weg gezeigt. Gegen diese Nachtflüge ist wegen vereinzelter Unfälle von einer Anzahl von Fliegern protestiert worden. Es muß dagegen gesagt werden, daß auch der Krieg dereinst



Eindecker im Fluge



Albatros-Wasserflugzeug

Nachtflüge fordern wird. Nächtliche Unternehmungen werden an der Tagesordnung sein, und der über den Unterkunftsräumen des Feindes kreisende Flieger wird dem Führer frühzeitige Kunde über den Aufbruch und die Marschrichtung des Gegners geben.

Neben den Rekordleistungen steht eine Fülle tüchtiger Einzelleistungen; Friedrichs Rundflug Berlin—Paris—London—Berlin Anfang September, Hirths hervorragende Leistungen beim italienischen Wasserflugzeugwettbewerb, die Höhenweltrekorde von Sablatnig, der mit drei Fluggästen auf 2850, mit vier Fluggästen auf 2080 und mit fünf Fluggästen auf 980 Meter aufstieg, die Leistungen unsrer tüchtigen Offizierflieger, des Leutnants Joly und andrer während ihrer Überlandflüge und in den Tagen des diesjährigen Kaisermanövers. Das sind Tatsachen, die den Fortschritt deutschen Fliegenkönnens aller Welt laut verkünden.

Angesichts der überraschenden Erfolge der Stunden- und Rekordflüge ist zu erwägen, ob die terminmäßigen Überlandflugveranstaltungen in Zukunft überhaupt noch Bedeutung für den Fortschritt behalten werden.

Noch 1912 ist diese Art von Flugveranstaltungen an ihrer zu großen Zahl und dementsprechenden Häufung mehr oder minder gescheitert. Die Flugzeugindustrie vermochte sich auf keine einzige Veranstaltung gründlich und ausreichend vorzubereiten. Finanziell auf schwachen Füßen stehend, wurde sie durch die an sie gestellten, ihre Leistungsfähigkeit bei weitem überschreitenden Anforderungen und durch den trotzdem bestehenden leichtverständlichen Wunsch, möglichst an allen Veranstaltungen teilzunehmen, dazu gedrängt, sich ohne ausreichende Vorbereitung an den großen Überlandflügen zu beteiligen. Wohlangelegte Organisationen gingen dadurch zugrunde, wertvolle Geldsummen wurden nutzlos geopfert. Aus Fehlern soll gelernt werden, und Deutschland hat gelernt, seiner Veranstaltungsfreudigkeit die erforderliche Mäßigung aufzuerlegen. So ist es gelungen, in diesem Jahre einige Überlandflüge ins Leben zu rufen, die bei teilweise vortrefflichen Leistungen in guter Weise verlaufen konnten. Der bedeutendste deutsche Überlandflug ist seit drei Jahren der Prinz-Heinrich-Flug. Er hat sich durch die Unterstützung der Heeresverwaltung in seiner Anlage am

großzügigsten entwickelt. Die breite Menge wird die Fortschritte, die in den drei Jahren gemacht worden sind, allerdings nicht in der erforderlichen Weise würdigen, sie wird immer nur erkennen, daß eine verhältnismäßig geringe Zahl von Fliegern den hohen Anforderungen entsprechen kann. Es wird ihr der gerechte Maßstab fehlen, um Leistungen und Schwierigkeiten gegeneinander abzuwägen. Der Einsatz an Arbeit und Organisationskosten bleibt daher hinter den äußeren Erfolgen zurück. Die Anteilnahme am Flugwesen wird nicht entsprechend gesteigert, die Industrie erzielt nicht die erhofften wirtschaftlichen Vorteile.

Trotzdem muß diese Art von Wettbewerben auch für die Zukunft erhalten bleiben, und sie wird sich auch mit der Zeit einen ihrer Bedeutung entsprechenden Platz in der allgemeinen Wertschätzung erringen. Es ist notwendig, zu erfahren, was verschiedene Flugzeugtypen unter ganz gleichen Verhältnissen zu leisten vermögen. Es muß dadurch ein Vergleich der durch die Rekordpreise gezüchteten Höchstleistungen auf kriegsmäßiger Unterlage ermöglicht werden. Eine einzige ganz große Flugveranstaltung im Jahre wird genügen. Die erforderlichen Mittel müssen unabhängig von Eintrittsgeldern und städtischen Garantiefonds bereitgestellt werden. Nur technische Rücksichten dürfen für die Ausschreibung bestimmend sein. Ganz große Tagesleistungen müssen gefordert werden. Nach diesen Grundsätzen wird der Prinz-Heinrich-Flug 1914 von der Südwest- und Nordwestgruppe des Deutschen Luftfahrerverbandes gemeinsam von Straßburg bis Hamburg über die Gaue des Rheins, der Provinzen Hessen-Kassel, Hannover und Westfalen geführt werden. Neben den Landflugzeugen entwickeln sich die Wasserflugzeuge in beachtenswerter Weise. Die Marinen der Großstaaten wollen des neuen Aufklärungsmittels nicht entraten. Die Notwendigkeit, auf dem Wasser landen, auch bei Seegang sicher schwimmen und vom Wasser abfliegen zu können, schafft eine Fülle von Schwierigkeiten. Die Ideen der Bootsbauer und Flugzeugkonstrukteure, die in sich vielfach noch ungeklärt sind, müssen zu einer glücklichen Kreuzung gelangen. Das erfordert viel Zeit und noch mehr Geld. Trotz der vielen gelungenen Einzelflüge mit Wasserflugzeugen haben die diesjährigen Wasserflugzeugveranstaltungen des In- und Auslandes gezeigt, daß dieses Feld noch recht unerschlossen ist. Die Flugzeugfabriken bemühen sich mit anerkennenswerter Tatkraft, zu brauchbaren Typen zu gelangen, bedürfen aber einer ganz großzügigen Unterstützung.

Die Völker ringen um die Eroberung der Luft, deren Beherrschung für ihre Weltmachtstellung von wachsender Bedeutung ist. Deutschland ist die Hochburg der Technik der Gegenwart.

Möge nun das deutsche Volk sich immer bewußt bleiben, daß es alle Mittel in der Hand hat, um auch im Flugwesen in der Welt voran zu sein. Die in opferwilliger Begeisterung geschaffene Nationalflugspende darf nicht nur von den Anforderungen der Gegenwart verzehrt werden, sondern muß auch den gesteigerten Aufgaben entsprechend noch ständig vermehrt werden.

An kühnem Geist und begeisterten Taten wird es in Deutschland nie fehlen, wie das Jahr der Jahrhunderterinnerungen mit so vielen bewundernswerten Flügen in stolzer Form in sehr reichem Maße bewiesen hat.



Fliegerdenkmal in Linz a. d. Donau. Modelliert von Bernhard Schwarz (Linz)

Kinder. Von Clara Schelper

Kinderwünsche

I

Das Bübchen

Wenn ich groß bin, werd' ich Vater
Und hab' solchen langen Rock,
Und dann hau' ich meine Jungens
Alle mit so 'n großen Stock.

Leutnant bin ich nebenbei noch
Oder Hauptmann — das wird fein!
Und die dämlichen Soldaten
Sperr' ich alle ein.

II

Das Mägdlein

Wenn ich groß bin, werd' ich Mutter.
— Vierzehn Kinder wünsch' ich mir!
Gehn wir alle dann spazieren,
Guckt sich jeder um nach mir.

Alle Tage back' ich Kuchen,
Kinder muß man gut erziehn!
Und ist eins mal krank geworden,
Gibt's nur süße Medizin.

Und sie kriegen seidne Kleider,
Schön mit Spitzen! — Das wird fein,
Und ich seife alle Tage
Meine vierzehn Kinderlein.

Die Mutter

Baubau — macht das Hundchen,
Miau — sagt die Katz,
Muhuu — brummt die Muhkuh
Und — Piep — sagt der Spatz.

Kikrih — macht das Hähnchen,
Der Rabe schreit Kraah,
Und mein herziges Bübchen,
Das sagt schon „Mama".

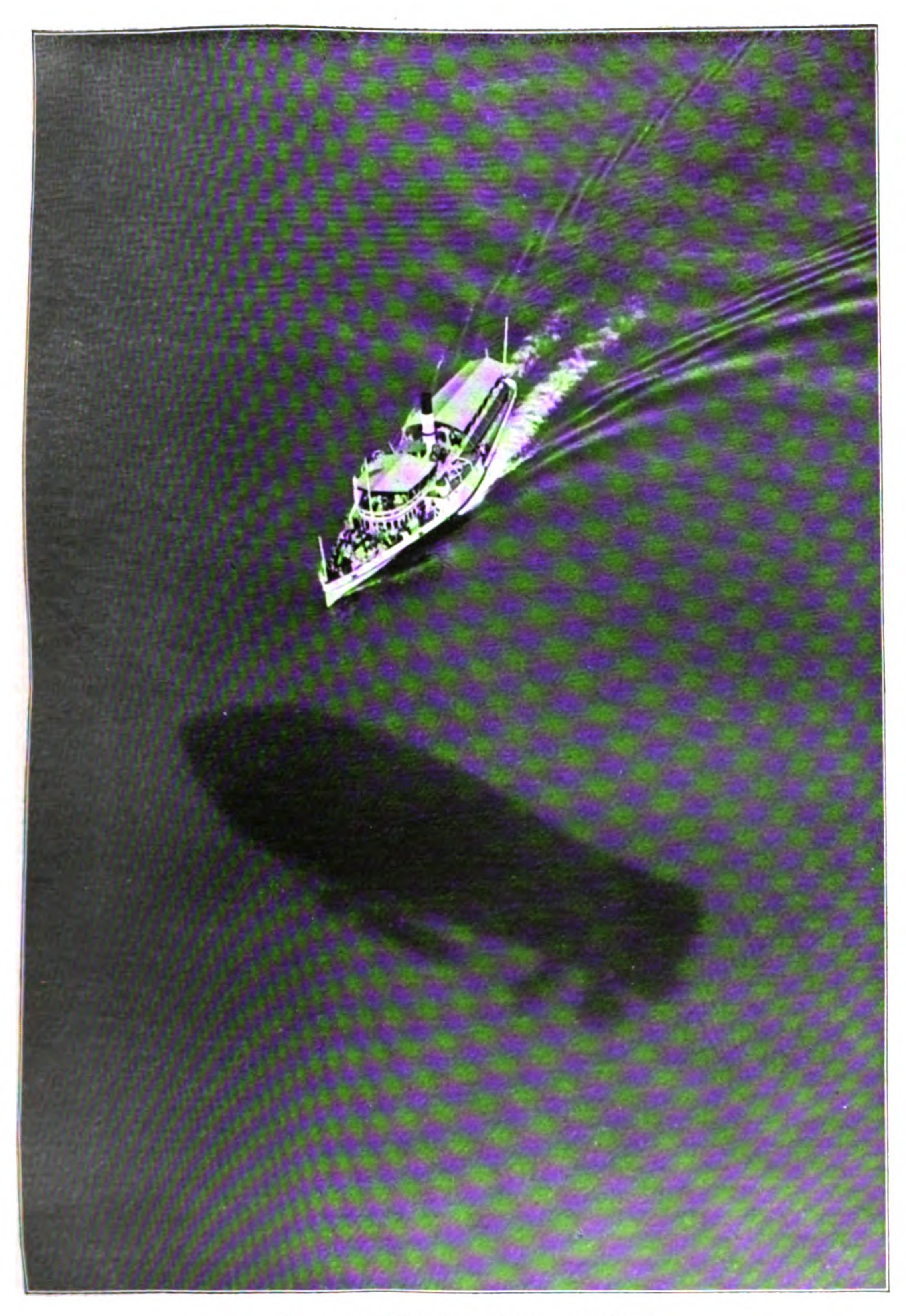
Gute Nacht!

Pausbäckchen muß ins Bababett,
Die Ticktack schlug schon sieben,
Nun komm, mein kleiner Milchkadett,
Laß dich ins Nestchen schieben.

Die Muhkuh brummt nicht einen Ton,
Baubau ist auch schon schlafen,
Und all die Vöglein schlummern schon,
Die wir heut morgen trafen.

Und wenn die wissen, Hemdenmatz
Ist jetzt noch auf den Beinen,
So fangen Hund und Kuh und Katz
Ganz schrecklich an zu weinen.

Der Milchkadett, der Milchkadett
Marschiert nun in sein Bababett,
Plumps liegt er drin! Guckaugen zu!
Ich wünsch' Pausbäckchen gute Ruh!



Ein ungefährlicher Zusammenstoß

Der Kampf um den Maulwurf

Naturwissenschaftliche Plauderei von

Wilhelm Bölsche

Da liegt der schwarze Bösewicht
Und wühlte gern und kann doch nicht,
Denn hinderlich, wie überall,
Ist hier der eigne Todesfall.

Diese klassischen Worte Buschs charakterisieren den Kampf mit dem Maulwurf. Wenn es aber eine ausgleichende Gerechtigkeit in dieser zweideutigen Welt gibt, so hat sie offensichtlich zur Sühne uns Menschen den Kampf um den Maulwurf auferlegt. Unsre Menschheit fängt gegenwärtig an, so ungeheuer klug zu werden, daß man fast mit einigen Ängsten an das Wort denkt, daß allzu kluge Kinder nicht alt werden. Wir wissen, was für Stoffe in den Sonnen des Andromedanebels glühen, wir erzählen uns, daß der Lichtdruck Tröpfchen von 0,00016 Millimeter Durchmesser bewegt und daß auf jedes solcher Tröpfchen 96 Millionen Moleküle gehen, und wir werden demnächst wohl über den Gaurisankar fliegen . . . in solchen Momenten ist es aber nützlich und spricht doch für eine etwas längere Lebensdauer, daß wir noch immer nicht genau die Geheimnisse des Maulwurfshaufens kennen.

In einer geordneten und sozusagen approbierten Wissenschaft ist der Maulwurf trotz seines blauen Fellchens immerzu bis heute der roteste Revolutionär. Mit seinem heimischen Genossen, dem Igel, hat er im System so lange rumort, bis man ihm und seinen Vettern glücklich eine ganze eigene Säugetierordnung hat einräumen müssen, die der „Insektenfresser", deren Name besonders gut auf den Maulwurf paßt, indem er nämlich hauptsächlich Regenwürmer, die bekanntlich keine Insekten sind, frißt. Auch dann aber noch sind mit ihm immerfort ärgerliche, wie Fontane sagen würde: genierliche Sachen passiert. Das ganze so sehr zu preisende neunzehnte Jahrhundert hindurch ist eine (immer dieselbe) Abbildung seiner unterirdischen Burg durch alle Fachwerke gegangen, die nach Ansicht neuester Kritiker nur den einen Fehler hatte, daß sie verkehrt war. Auch mußte gerade bei ihm der doch gewiß nicht alltägliche Fall sich ereignen, daß die Anatomen eine Zeitlang die Weibchen mit den Männchen verwechselten, eine unhöfliche Geschichte, die ich aber hier nicht näher erzählen will. Denn der eigentliche „Fall Maulwurf" beginnt erst mit einer dritten Situation, nämlich bei der Frage, ob er ein Racker oder ein Engel in seinem Verhältnis zu uns sei. In der besagten hübschen Geschichte bei dem stets warmherzigen Busch setzt der brave Gärtner sich bei dem vernichtenden Schaufelstoß gegen den Mull zugleich hinterrücks in die Spitzen der Gartenharke. Und das ist gewissermaßen ein Symbol der Maulwurfsfrage im ganzen. So leicht wir den kleinen Samtkerl hochprellen und aufs rote Näschen hauen können — dieses rote Näschen, das ein so unfaßbar feiner Fühlapparat für die leisesten Zitterbewegungen des Erdreichs ist, daß man es schon ernstlich unsern großen menschlichen Seismographen oder Erdbebenmessern vergleichen möchte —: das Problem ist, inwieweit wir uns dabei alle miteinander dauernd auf eine Gartenharke in unsrer Kultur setzen könnten, die uns tückisch ins Fleisch sticht.

Der Bauer, das „Volk" überhaupt, ist seit alters der zähen Meinung, daß der Maulwurf ein unleidlicher Schädling sei. Die Dorfgemeinden stellten wie Kreuzotterfänger so besondere Maulwurfsfänger an, in manchen Gegenden „Schärmäuser" genannt nach dem süddeutschen Maulwurfsnamen „Schärmaus", der auf scero zurückgeht und mit dem Anschluß an die Maus deutlich schon das Böse hineinschmuggelt; denn was

eine echte Maus ist, ist immer ein Unnutz. Wer nun Volkesstimme ohne weiteres in der Naturgeschichte für Gottesstimme zu halten geneigt ist, der wird darin einen vollgültigen Beweis sehen, und das Volk hat ja gewiß so manche alte Weisheit, von der auch Forscher noch lernen können. Aber daneben flattern durch die Volksnaturgeschichte auch ebenso sicher allerhand Gespenster. Der Bauer, der die Fledermaus für ein verderbliches Scheusal hält, das in die Haare fliegt und ihm im Schornstein den Speck wegfrißt, oder der die nützliche Eule als Unhold übers Scheunentor nagelt, wird uns schwerlich für den Nutzen und Schaden des Mulls, wenn er ihn für eine wurzelfressende Maus hält, kompetent sein können. Die erste Tat des Forschers war also auch der Nachweis, daß unser Mull kein Nagergebiß habe, sondern ein Raubtiergebiß, das in seiner Weise sogar das der echten Raubtiere noch übertrumpfe und jedenfalls, wie es im Märchen heißt, in seinem Reich „Vieh und Leut" fresse, aber nicht Rüben. Wie alles Wissenschaftliche auch immer einmal wieder angezweifelt zu werden pflegt (an sich kein Schaden!), so hat man diese Räubernatur gelegentlich zwar bestritten, aber doch ohne Glück. Wollte einer (wie Heck im neuen Brehm erzählt) den leibhaftigen Maulwurf gar gesehen haben, wie der Kerl halb aus seinem Loch vorkam und ein Rübenblatt nach dem andern abknabberte, so möchte man den alten Satz anwenden: es hat einer manches gesehen, und es ist doch nicht wahr. Mit einer Einzelbeobachtung auf falscher Fährte kann man auch beweisen, daß der Hund Gras fresse, und ein so famoser Beobachter wie der alte Adolf Müller hat allen Ernstes einmal sogar den Kuckuck brüten „sehen".

Wenn aber unser Mull wirklich ein „Tierfresser" ist, so scheint doch seine Nützlichkeit erwiesen; denn was soll er in seinen unterirdischen Labyrinthen, wo er das Erdreich auf wahren Atlasschultern im kleinen trägt und wälzt, anders fressen als wirkliche Schädlinge des Landmanns mit den bösesten, den Engerlingen, voran? Indessen hier kamen die Gärtner und verwiesen auf den „Wühler". Was er schließlich fresse oder nicht fresse, sei das ganz Nebensächliche. Aber mit seinem unterirdischen Pflügen und unterirdischen Bergbauen kreuze er immer das Werk des Menschen an den Stellen, wo die Erde ein Schmuck — etwa in einer prächtigen Parkwiesenfläche — und nicht ein schmutziges Bergwerk mit Stollen und Halden sein solle. Gerade hier aber war nun wieder und erst recht etwas auch nach der andern Seite Hochbedeutsames angeschlagen. Für die schöne Außenseite des Parks, dessen Ideal eine smaragdene Ganzfläche ist, oder im Beet mit seinem kleinen Pflanzenvolk, das in der Wurzel nicht gelockert sein will, mag der Bergmann im Samtröcklein verpönt bleiben. Aber wir verdammen doch nicht in Bausch und Bogen unsern menschlichen Grubenbetrieb bloß deshalb, weil es nicht hübsch wäre, wenn er vermöge deplazierter Wahl seines Arbeitsfeldes die Peterskirche zum Einsturz brächte oder den Berliner Tiergarten mit schmutzigem Schutt durchsetzte. Gerade als Bergarbeiter ist unser Maulwurf wirklich noch etwas ganz andres als bloß ein Fresser und Nutzfresser, und dieses andre scheint zunächst erst seinen eigentlichen Wert zu berühren. Mit kurzem Wort gesagt: der Maulwurf gehört hier zu den „geologischen Tieren". Geologische Tiere sind Tiere, die nicht bloß auf der gegebenen Erdscholle leben, lieben und herumfahren, sondern es sind solche, die an der Bildung und Umbildung unsrer Erdrinde selber aktiven Anteil nehmen, also im recht eigentlichen Sinne „geologisch" für jene andern mit wirksam sind. Tiere dieser Art hat es seit den ältesten Tagen der Erdgeschichte immer wieder in Masse gegeben, und durchweg war ihre Arbeit von der allergrößten Bedeutung. Die Korallentiere gehörten dazu, die schon in der Urwelt Kalkriffe gebaut haben, deren Ruinen jetzt hohe Berge bilden, und die heute noch im Stillen Ozean die Umrisse längst versunkener Inseln in zähem Konservativismus durch ihre aufgesetzten Mauern erhalten, als sei alle geologische Elementarbeit zu schwach, ihre eignen und eigensinnigen Wege zu hemmen. Nicht alle „geologischen Tiere" aber bauen selber in Korallenweise neuen Grund. Andre verarbeiten nur das Vorhandene — gerade das aber kann wieder für dritte, gleichsam bloß genießende Wesen erst recht von höchstem Nutzen sein. Sie

arbeiten mit an der Umwandlung der ursprünglich mehr oder minder starren Gesteinsrinde unsres Planeten in eine dem übrigen Leben, vor allem dem Pflanzenleben, brauchbare Erdkrume. In der vorhandenen Krume lockern und lüften, karren und fahren und bewässern sie unablässig, als wären sie selber angestellte Gärtner und Bauern im Dienste des großen Naturparks oben, ohne Wissen natürlich von dem Nutzen im irdischen Gesamtspiel, bloß auf ihren eignen Gewinn bedacht, aber durch die Verkettung der Dinge immerfort ein reger Faktor von höchstem Wert für alles, was mit Wohl und Weh des großen Erdgartens zusammenhängt. Und auf diesem letzteren Felde schafft nun auch der Maulwurf. Mit seinem Wühlen und Hochstoßen durchlüftet er den Grund und Boden aufs glücklichste und schafft auch der Feuchtigkeit besseren Eingang, so daß er überall da, wo es nicht auf das schöne Aussehen der Oberfläche oder eine sehr zarte Kultur ankommt, ein unentwegter Förderer des Pflanzenwuchses wird, dessen sich auch der Mensch in unzähligen Fällen freuen muß. Das hat schon der alte Tierkundige Gesner im sechzehnten Jahrhundert geahnt, wenn er sagte: „Ich hab von etlichen bauleuthen vernommen, daß sie kein Schärmauß auß den wisen oder matten schlagen, vermeinen, der boden in den wisen müsse also gleich wol unten erbauwen werden als das väld mit dem pflug.“ Nimmt man nun hinzu, daß der unterirdische kleine Pflüger zugleich aus jeder Furche, die er ritzt, die wirklichen Pflanzenverderber, wie den bösen Engerling, absucht und vertilgt, so meint man, es könne nicht leicht einen braveren Helfer für uns geben.

Aber der wahre Naturhaushalt ist ein verwickeltes Ding — immer noch wieder um ein Geheimfach verwickelter, als wir auf rascher Suche ahnen. Eben als solches „geologisches Tier“ kommt unser Mull auf seiner unterirdischen Jagd tatsächlich in Konflikt mit einem andern „geologischen Tier“, das jetzt als solches noch weit nützlicher für das Pflanzenleben und damit für uns ist. Mit dem wirksamsten und zugleich nützlichsten, das es von echten Tieren da unten in der Scholle überhaupt gibt — nämlich mit dem Regenwurm.

Hoch klingt heute das Lied vom Regenwurm in unsrer Bodenkultur. Der alte Darwin, den die meisten nur von seiner großen Abstammungstheorie kennen, der in Wahrheit aber auch hunderterlei andres in unsagbarem Beobachterfleiß ergründet hat, ist zuerst sein Prophet geworden. Der Regenwurm treibt zunächst ganz das gleiche als praktischer Geologe wie der Maulwurf, bloß noch gründlicher und weniger stürmisch. Er lockert den Boden, durchsetzt ihn mit senkrechten Röhrchen, die den Pflanzenwurzeln erwünschten Raum bieten, er durchlüftet und durchfeuchtet ihn, läßt das Wasser und die Kohlensäure auch an die tieferen Schichten heran. Aber noch unvergleichlich viel mehr tut er als der Maulwurf. Indem er in der bekannten Weise welkes Laub in seine Erdhöhlen zieht, düngt er regelrecht auch den Grund, in dem er lebt. In der harten Erde weiß er aber dieses Düngens noch einen praktischeren Weg. Wie der Märchenjunge im Breiberg frißt er sich durch diese Erde einfach durch, indem er sie aufweicht, in sich aufnimmt und die innerlich verarbeitete dann oben auf der Decke in natürlicher Weise wieder absetzt. Nicht ganz im Rahmen parlamentarischer Redeformen, aber nützlich, unendlich nützlich für die Güte und Ertragskraft des Bodens! Geradeso entsteht erst die allerfeinste, weichste Pflanzenerde. Zugleich wird das Erdreich unablässig von oben nach unten gearbeitet. Der Wiesenboden oben wird beständig erneuert, er glättet sich, da auf die Dauer jeder störende Stein bei dieser konsequenten Umkrempelung in die Tiefe absinken muß, ja zuletzt sind diese armen Würmer im Lauf der Jahrtausende regelrechte Erdbaumeister, die das ganze Bild da oben bestimmen, die begraben und versenken und überschütten, den Granitblock wie die gefallene Tempelsäule. Immer aber bleibt ihr Geschenk an uns die köstliche Erdkrume in vollendetster Gestalt.

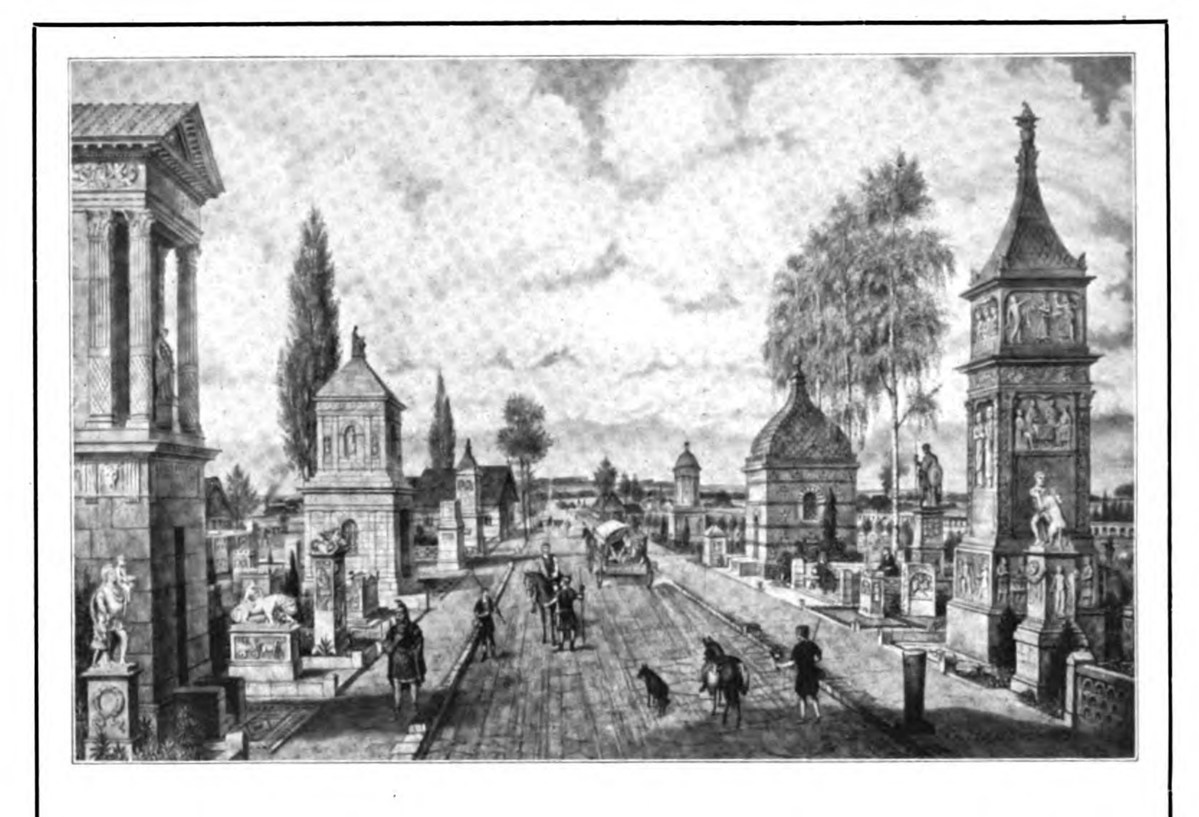
Ja wohl nun: der Maulwurf frißt Engerlinge und andre Schädlinge, aber viel mehr noch und zumeist frißt er eben diese seine geologischen Mitarbeiter, die Regenwürmer. Seine wie ein unterirdisches Spinnennetz ausgebreiteten Labyrinthgänge pflegen gerade so zu liegen, daß die Würmer sie bei ihrem Tagewerk

immerfort durchschneiden müssen, wobei sie dann wie die Fliegen unter das Messergebiß des kleinen Minotaurus fallen, während die Engerlinge nur gelegentlich einmal hineingeraten. Unglaubliche Massen von Würmern werden so vertilgt. Und der barbarische Zyklop kerkert sich sogar ganze Wintervorräte lebender Wurmopfer ein, deren ein sicherster neuerer Beobachter, Dahl, in einem einzigen Maulwurfsbau 1280 Stück in einem Gewicht von 2,13 Kilogramm gefunden hat. Und so sänke der Kurs des Maulwurfs abermals. Mancher ausgezeichnete moderne Tierkundige ist da wieder ganz und gar zum Zweifler geworden. Der treffliche Züricher Nutztierforscher Conrad Keller möchte schon die alten Schärmäuser bei den Flurkommissionen wieder anerkannt sehen, und auch Heck hat wenigstens seine Bedenken. Ich aber meine, es langt noch wieder nicht zum hochnotpeinlichen Beschluß.

Zunächst ist die Zahl der Regenwürmer derartig Legion, daß das Dezimieren im Einzelfall meines Erachtens gar keine Rolle spielt — abgesehen davon, daß im Einzelfall ihrer auch in einer Kultur zu viele werden können, also ein gewisses natürliches „Abschießen" sogar eher nutzt. Eine Rechnung von Hensen setzt auf ein Hektar Gartenland mehr als 100000 Würmer an, das gibt 130 Kilo Fleisch. Auf dieses arbeitende Stück Geologie sind jetzt seit etwa drei Millionen Jahren (diese Insektenfresser reichen sehr wahrscheinlich bis in den Ausgang der Kreidezeit zurück) die Maulwürfe gehetzt, und doch ist die Zahl und auch offensichtliche Macht der Würmer heute noch in solchem Flor. Aller Vermutung nach wird die Sache also darauf hinauslaufen, daß im bestehenden, von Menschenhand nicht veränderten Naturhaushalt die Massenproduktion des Regenwurms auch den Maulwurf noch erträgt. Vielleicht, wenn man an darwinistische Anpassungen denken will, hat sie sich im Laufe der Zeiten unmittelbar auf eine Überproduktion eingestellt, die den dort entfallenden Abzug im Gesamtspiel schon gleichsam vorsorgend ersetzt; bei einer Menge von Tieren, wo zum Beispiel die Jungen stark bedroht sind, glaubt man ja ganz deutlich solche Regulierungen wahrzunehmen, die sich in einer ungeheuren Überproduktion von Jungen kundgibt auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß von unzähligen doch nur so und so viele erhalten bleiben — wobei aber diese „so und so vielen" vollauf zur Erhaltung der Art genügen. Auf der andern Seite ersetzt aber der Maulwurf durch seine eigne nützliche geologische Arbeit selbsttätig wohl noch das, was eventuell dort bei den Regenwürmern als Manko durch ihn ausfallen könnte. Und so rückte sich dieses Konto doch wieder wenigstens ins Reine, wenn auch ohne Überschuß. Darüber hinaus aber vertilgt der gleiche Maulwurf nun doch auch Engerlinge und andre Schädlinge, und hier beginnt also wieder sein positiver Nutzen, wenn der auch vielleicht nicht so groß ist, wie man im Überschwang der ersten Entdeckung geglaubt hatte.

Das Fazit ist einfach. Man wird unsern Mull nicht verfolgen (abgesehen von feiner Schmuckkultur im Garten) wegen seiner Wühlarbeit, denn die ist nützlich. Man wird ihn nicht verfolgen wegen seiner Nahrungsweise, denn die ist zum Teil auch nützlich, zum Teil indifferent. Man wird ihn vielleicht nicht eben fördern, sondern den gegebenen Naturhaushalt an dieser Ecke möglichst lassen wie er ist. Aber ganz gewiß wird man nicht zulassen, daß er willkürlich ausgerottet werde — zumal heute nicht aus Motiven, die etwa gar überhaupt mit Landwirtschaft nichts zu tun haben, die aber, wenn sie irgendein armes Vieh erreichen, prompter das ganze Geschlecht zu bedrohen pflegen als alle Schärmäuser von ehemals die Mulle oder alle Mulle von je die Regenwürmer — also zum Beispiel Verwertung des Fells für einen Modezweck; der Versuch ist bei unserm Mull schon gemacht worden, hat sich aber zunächst wieder zum Glück verzogen, da das arme Samtfellchen nicht genug brachte.

Hier käme vor allem auch der allgemeine Heimatschutz in Frage, der dem Mull doch auch gehört und der verhindern muß, daß wir ein heimisches Geschöpf verlieren, von dem zweifellos noch eine Menge zu lernen ist und das sicherlich zu den eigenartigsten unsres Landes, ja unsres ganzen Planeten gehört.



Wie die Luxemburger Straße in Köln zur Römerzeit aussah

Rekonstruktion von Georg Heuser

In beistehendem Bilde wurde auf Grund von zahlreichen, in den Museen von Köln und Bonn bewahrten Skulpturresten der wohl erste Versuch gewagt, eine römische Gräberstraße auf deutschem Boden darzustellen.

Man fand an dieser von der Colonia Agrippinensis nach Tolbiacum, dem jetzigen Zülpich, und nach Luxemburg gehenden Heerstraße viele Bildwerke, so Äneas, mit Vater und Sohn flüchtend, Reste von Grufttempeln und Grabtürmen ähnlich der Iglersäule bei Trier, 1897 ein dicht bebautes Gräberfeld und 1899 eine unterirdische Gruftkammer bei Efferen — Eburiacum —, die dort jetzt im Bahnhof frei zugänglich ist.

Unser Bild zeigt wesentliche, hierorts mögliche Typen, darunter ein Grufthaus mit Mosaikbekleidung wie am noch erhaltenen Römerturm. Wie ersichtlich, waren oft auch die Seiten der Denkmale geschmückt, und zwar ganz anders wie die Vorderansicht. Das ist heute wenig üblich und verdient doch entschieden Nachahmung.

Parallel mit dieser schnurgerade auf das Vorgebirge zu gehenden Straße, an der auch ein Meilenstein gefunden wurde, ging die römische Wasserleitung, wovon vor Sülz noch ein 2,4 Meter hoher Pfeiler steht.

Alle andern vor den Toren der Festung beginnenden Gräberstraßen scheint diese an Großartigkeit übertroffen zu haben, doch durften Prachtbauten, wie etwa solche der Via Appia vor Rom, keine Nachbildung erfahren. — Gute Auskunft geben die Bonner Jahrbücher, so Band 108 und 109, und „Das römische Köln“ von Dr. J. Klinkenberg.

Drill

Von Joachim Freiherrn von Reitzenstein

Die sechste Kompagnie stand mit eingeschwenkten Flügeln in Hufeisenform auf dem Hofe des Kadettenkorps. Vor die offene Seite hatte sich der Hauptmann mit seinen Offizieren und dem Feldwebel postiert und hielt den Mittagsappell ab.

„Eine unglaubliche Roheit ist es, einem armen alten Mann auf dem dunklen Flur des Lehrgebäudes eine Schnur zu spannen. Professor Kniepe hat sich bei dem Sturz den Arm gebrochen. Ich weiß wohl, was ihr gegen ihn habt, aber ich werde euch den Respekt schon einbleuen.

Also nochmals, vortreten, wer's gewesen ist!" — Stille. — „Weiß einer was davon? Das ist kein Petzen. Hier handelt es sich um die Ehre der Kompagnie." — Stille. — Die Kadetten blickten stumpf und vorschriftsmäßig in die Augen des Hauptmanns.

„Ich warne euch," sagte er noch einmal als Aufmunterung. Seine Stimme klang unheimlich drohend. — Nichts rührte sich.

Da jagte ihm der Zorn das Blut ins Gesicht. Er stieß seinen Säbel hart auf den Boden und brüllte:

„Da soll euch doch gleich der Deibel frikassieren. Mich täuscht ihr nicht, ihr Halunken. Ihr wißt es — jeder einzelne von euch weiß es. — Aber wartet nur, ich werde euch schon kirre kriegen. Stilj'stann!" Wie ein Hieb sauste es herab. Und starr und undurchdringlich wie eine Palisade stand die Kompagnie.

„Also zum letztenmal: Wer — hat — die — Schnur gespannt? — Der trete vor!"

Er hatte ganz langsam gesprochen, und messerscharf fielen die Worte. Aber sie glitten ab an der unbeweglichen Stumpfheit derer vor ihm.

Da strich der Hauptmann mit einer raschen, eigentümlichen Bewegung seine Handschuhe glatt, daß es aussah, als erspähe er ein Opfer und rüste sich zum Sprunge.

„Ihr wollt Kampf!? — Gut — dann wollen wir sehen, wer der Stärkere ist. Ich werde euch aufs Leder knien und euch triezen, daß ihr am Leben verzagt. — Es gibt für euch von heute ab nicht eine dienstfreie Minute und vor allem — unter keinem Vorwand auch nur eine einzige Stunde Urlaub. Und das so lange, bis der Betreffende ans Licht gezogen ist."

So — und Sie, meine Herren," er wandte sich an die Leutnants, „werden so gut sein, sich einstweilen der Bande anzunehmen — aber mit eisernen Handschuhen — bis ich das Festprogramm entworfen habe." Ein paar Hacken klappten zusammen, ein paar Hände hoben sich an den Mützenrand und markierten: Wir sind so gut.

„Kompagnieführer!"

Ein Bursch wie eine Tanne stand mit seinem goldschimmernden Kragen vor ihm.

„Das gilt für Sie auch. — Schnicken Sie die Bande."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Dann ließ er seinen Blick noch einmal über die Kadetten schweifen. Aus deren

Augen funkelte ihm ungreifbar etwas entgegen — wie verächtlicher Hohn — das sie zu einer zähen Masse zusammenschmolz. Da wußte er, daß er gegen Windmühlen kämpfte. Er drehte sich kurz um und ging rasch von dannen.

*

Gleich nach dem Mittagessen stand ein Trüpplein auf Stube 12 zusammen und harrte gleichmütig der Dinge, die da kommen sollten.

„Das gibt ein paar langweilige Wochen, ehe der Alte sich wieder beruhigt hat," maulte der baumlange Rochow.

„Das macht nischt. Aber morgen der schöne Sonntagsurlaub ist futsch," brummte ein andrer.

„Den beiden tut es doch sehr leid," sagte ein dritter. „Sie wollten sich vorhin schon stellen."

„Ausgeschlossen. — Das hätten sie eher tun sollen," fuhr Schlagenthin, der Klassenälteste der Untersekunda, dazwischen. „Der Alte hat uns den Krieg erklärt, jetzt geht's um die Ehre der Kompagnie. Es wird nicht 'rauskommen —"

In diesem Augenblick flog die Tür auf, und der kleine Dieskau stürzte herein:

„Wo ist Schlagenthin? — Kinder, der Münchow hat geklemmt. Ich traf ihn, als er vom Hauptmann 'rauskam. Er war ganz bekniffen, als er mich sah. Und vor zwei Minuten sind Maltitz und Dirksen in den Arrest abgeführt worden."

„Mensch, Dieskau, du bist verrückt. Ausgerechnet Münchow, der anständigste Kerl aus der Penne. — Hat er dir's gesagt?"

„Nein — aber er hat's getan."

Schlagenthin blickte sich um und gewahrte zwei Tertianer:

„Vorwärts, Säcke 'raus!"

Die beiden machten sich aus dem Staube.

„Rochow, du holst den Münchow. Und, Dieskau, du trommelst die Untersekunda zusammen."

Wenige Minuten später stauten sich etwa dreißig Kadetten an den Spinden. Mitten in dem Kreis am Tisch stand Schlagenthin, ihm gegenüber an der andern Seite ein hagerer Bursch mit einer Adlernase und scharfen, kreuzbraven Augen. Das war Münchow.

Schlagenthin unterbrach die Totenstille:

„Münchow! Dieskau hat behauptet, du hättest dich verschuftet. — Stimmt das?"

Der wurde bleich bis in die Lippen, aber er senkte den Blick nicht.

„Ja," sprach er fest.

„Bei Gott, Münchow, ist das wahr?"

„Ja."

Verständnislose Gesichter glotzten, und ein Summen wurde hörbar.

„Mensch, bedenke doch, das schrecklichste Verbrechen, das kein anständiger Kerl sich auszudenken wagt, und du — Ja, wie hast du das fertiggebracht?"

Münchow kniff die Lippen zusammen und schwieg.

„Du weißt die Folgen?" fragte Schlagenthin traurig.

„Ja."

„Und —"

„Los."

Schlagenthin zog mit einem jämmerlichen Gesicht die Achseln hoch und blickte im Kreise umher. — Überall dieselbe mitleidige Traurigkeit.

Plötzlich straffte er sich auf.

„Zittwitz, vor die Tür — Schmiere stehen."

Die Tür öffnete und schloß sich.

Einen Augenblick zögerte er noch. Dann trat er zurück und kommandierte scharf: „Rutsche!"

Da sprang es herbei wie Teufel. Wie durch einen Zauber schwang unversehens jeder etwas in der Faust. Lineale, Klopfpeitschen, Seitengewehre und Schemelbeine, alles durcheinander. Und das, getrieben von muskelstarken, sehnigen Armen, sauste wild und wahllos nieder auf den armen Körper, der über den Tisch gespannt war.

Schlagenthin stand abseits und sah auf seine Uhr — zwei Minuten: „Halt!" kommandierte er in den dumpfen Hagel hinein.

Die Fäuste sanken. Münchow erhob sich taumelnd, während Schlagenthin auf ihn zutrat und seine Hand nahm: „Pax, armer Kerl," sagte er.

Dann brach Münchow auf einen Stuhl nieder, ohne Laut und Träne.

Und während die Stube sich rasch leerte, kamen einzelne heran, klopften ihm sanft auf die Schulter oder strichen ihm mitleidig übers Haar.

Es war Nacht. Die beiden verhangenen Fenster glommen, vom Mond beschienen, wie milchigweiße Vierecke in die Dunkelheit des kleinen Lazarettzimmers, in dem Münchow ganz allein lag.

Der Offizier vom Dienst hatte heute abend seinen Zustand bemerkt und ihn trotz alles Sträubens zum Arzt geschickt. Der Assistenzarzt hatte ihn untersucht. Bluterguß am Rücken und schwere Rippenquetschung. Woher? — Auf der Steintreppe gefallen. Verflucht noch eins, wenn so ein Bengel das sagte, dann war es so. Und wenn man ihm beweisen konnte, womit jede einzelne Strieme geschlagen war. Da ließ sich nicht beikommen.

Nun lag er still in den Kissen und lauschte auf den verhallenden Schritt des Wärters, der eben die Eispackung erneuert hatte.

Dann richtete er sich mühsam hoch und zog einen zerknitterten Brief hervor, den er am Mittag beim Appell bekommen. Den breitete er in das fahle Licht eines Mondstrahles, der durch einen Spalt hereinfiel. Und er las noch einmal:

„Mein lieber Sohn!

Heute war mein alter Freund Brenkendorff bei mir. Du weißt, daß seine Tochter, deine langjährige Spielgefährtin, schwer erkrankt ist.

Sie wird die neue Woche nicht erleben und wünscht dir noch einmal Lebewohl zu sagen.

Beiß die Zähne zusammen, mein armer Junge, und komm morgen früh.

Dein treuer Vater."

Seine Hand krallte sich um das Papier. Dann sank er zurück und drückte den Kopf ins Kissen. Und während er laut aufstöhnte in seiner Einsamkeit, wie ein Mann, den man ins Herz traf, liefen über seine Backen die heißen, bitteren Knabentränen.



DIE DREI KÖNIGE

Drei Könige zogen aus Morgenland
Über Berge, durch Flüsse und Steppen.
Der Stern zu ihren Häupten stand,
Kaum mochten die Füße sie schleppen.
Auf einsamem Hügel drei Palmen hoch
Ragten wie segnende Priester.
Ein riesiger Wolkenvogel flog
Schwer über den Himmel. Und düster
Ward rings die Erde. Der sieghafte Stern,
Der sie führte zum neugeborenen Herrn,
Ertrank im Dunkel. Gleich irrenden
Blinden, denen der Stab entzwei
Gebrochen, so im verwirrenden,
Pfadlosen Fühlen stockten die drei.

Sprach Kaspar und hob ein blutrostiges Schwert
In den Himmel gläubig gen Westen:
„Von dannen ich komme, für Weib und Herd
Im Kampfe sinken die Besten.
Es peitscht der Heimat Felsen und Feld
Des Krieges unmenschliche Rute.
Des Mordes verzückter Wahnsinn gellt
Wie Geiergekreisch. Im Blute
Schwelgt gräßlich die Flur. Der Reiter beraubt,
Vor Leichen die Rosse bäumen,
Und Angst um der Väter geliebtes Haupt
Erwürgt der Kinder Träumen.
Ich aber sah den verheißenden Stern!
Und wenn ich ihn finden werde,
So hoff' ich vom neugeborenen Herrn
Den Frieden, den Frieden der Erde!"

Schwarz stand die Wolke. Gleich irrenden
Blinden, denen der Stab entzwei
Gebrochen, so im verwirrenden,
Pfadlosen Fühlen harrten die drei.

Und grübelnd im Geiste sprach Melchior:
„Ich ringe nach höherem Ziele,
Und an der Erkenntnis verschlossenem Tor
Versucht' ich der Schlüssel so viele.
Tät über beschriebenes Pergament
Mein Haupt zermartert beugen
Und forschte, warum wir ohne End'
Im ewigen Kreislauf zeugen,
Warum die Sonne im Westen sinkt,
Warum wir sterben müssen,
Warum sich Mann und Weib umschlingt,
Warum wir das Letzte nicht wissen.
Doch da ich schaute den wandernden Stern,
Verließ ich Gute und Böse,
Vertrauend dem neugeborenen Herrn,
Daß das Rätsel der Welt er löse."

Schwarz stand die Wolke. Gleich irrenden
Blinden, denen der Stab entzwei
Gebrochen, so im verwirrenden,
Pfadlosen Fühlen harrten die drei.

Die jungen Augen hob Balthasar
Zum Himmel nachtumfangen:
„Ich schaute den Stern, da ich einsam war,
Und bin ihm nachgegangen.
Mir war, als ob durch bahnlosen Raum
Einen Weg meine Füße fänden,
Als hielt ich des Sternes goldenen Saum
In beiden sehnsüchtigen Händen!
Und wie ein Kind an der Mutter Hand
Trostvoll die Nacht durchschreitet,
So weiß ich, ist mir im fernen Land
Ein köstliches Wunder bereitet.
So fühl' ich dort droben den himmlischen Stern
Durch Herz und Seele brennen!
Doch was zu dem neugeborenen Herrn
Mich reißt, nicht wag' ich's zu nennen!"

Da, durch der jäh sich teilenden
Wolke schattende Lider
Strahlte der Stern auf die Eilenden
Wie ein liebendes Auge nieder.

Karlernst Knatz

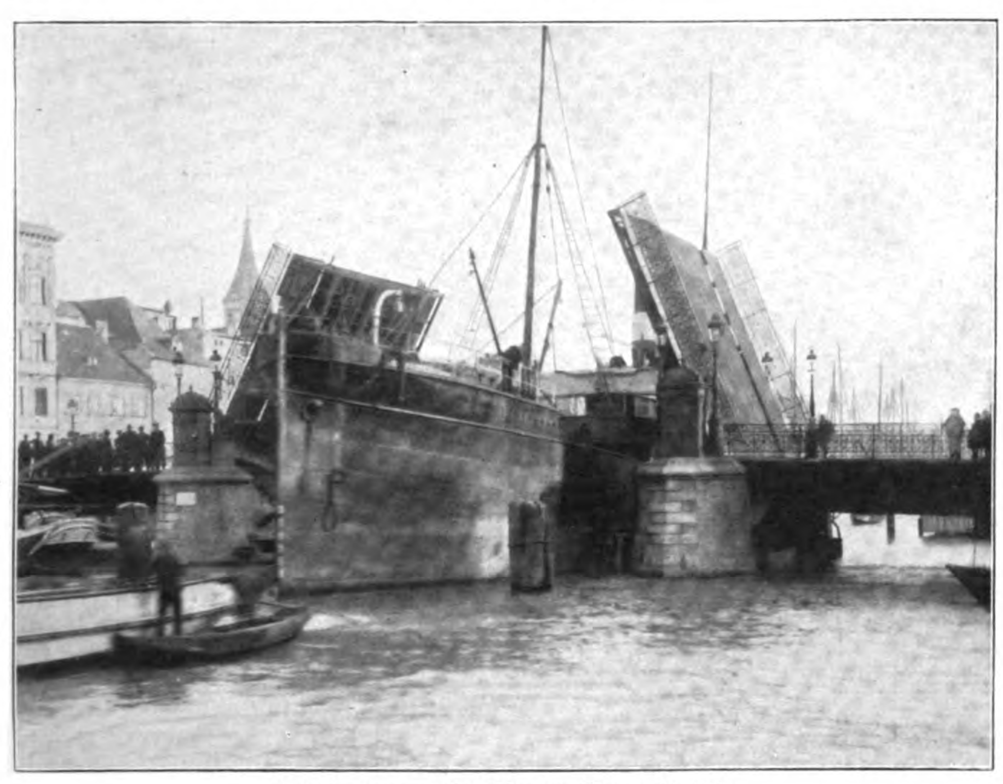
Die Weichsellinie

Von Otto von Loßberg

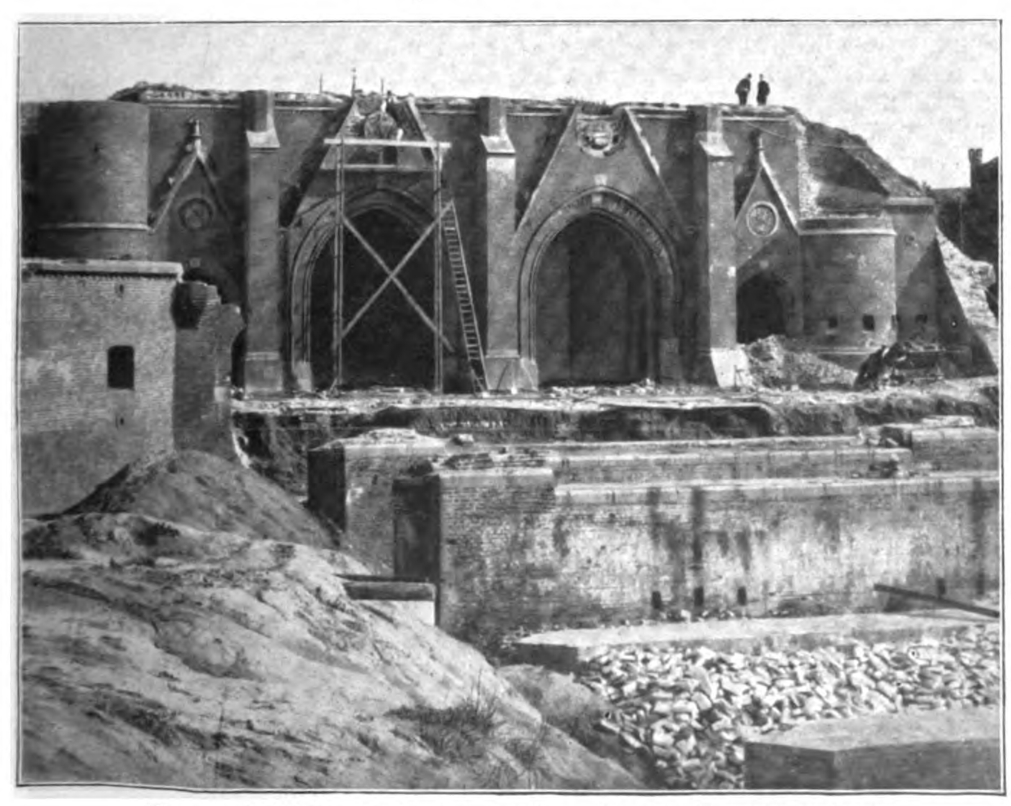
Kriegführen heißt Angreifen. Wer sein Heil hinter Wällen und Gräben sucht, dem fehlt die Empfindung der Kraft. Vor dreißig Jahren hat als junger Generalstabsmajor der Feldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz diesen Satz geprägt, als er das Volk in Waffen beschrieb. Fünfundzwanzig Jahre später lehrte er im Osten, sein gleich volkstümlicher Kriegskamerad Graf von Haeseler an den Vogesen, als kommandierender General Tag für Tag die zwanzigtausend Mann und Reiter seines Armeekorps den Satz übungsmäßig in die Tat übertragen. Trotzdem starrt Metz von Erd- und Panzerwerken, und kein geringer Bruchteil des Wehrbeitrages, den der vermögliche Deutsche in den nächsten drei Jahren dem Reichsschatzamt einliefern wird, soll in neue Festungsanlagen gehen, die diesmal in der Hauptsache die Ostmark zu schützen bestimmt sind. Das klingt fast wie ein militärischer Widerspruch in sich selbst.



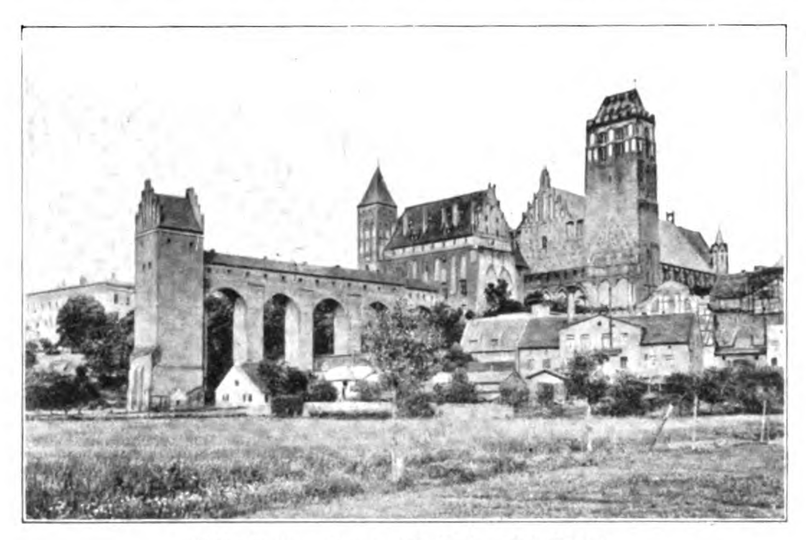
Königsberg von der Wasserseite



Königsberg: Geöffnete Pregelbrücke



Das entfestigte Königsberg: Das alte Steindammer Tor



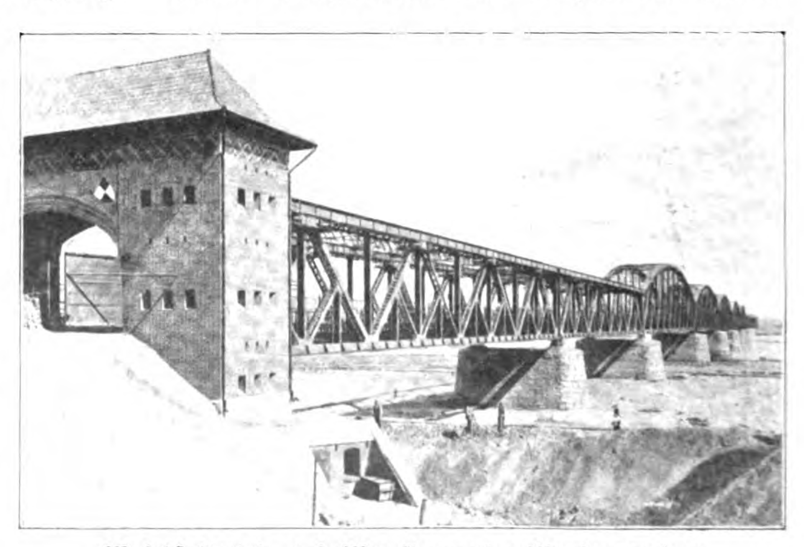
Marienwerder: Schloß, Westseite

hin die Weichsel mit Kulm und Graudenz für den Osten das werden soll, was der Rhein als innere Verteidigungslinie gegen Westen mit den Forts von Mainz und Köln seit langem schon war. Und wie es von der Saint-Privat-Höhe vor Metz nur eine Gewehrschußweite bis auf französisches Gebiet bei Saint Marie aux Chênes ist, so kann der Russe bei Thorn mit seinen viel schwereren

Und ist es doch nicht. Denn vorbei sind die Zeiten, als ein reisiger Graf sein Schloß mit nur einer lebenden Brustwehr zu umgeben brauchte, dadurch recht eigentlich Goltzsche Kriegskunstlehre vorausdenkend. Gerade das blutige Erfahrungsjahr, das mit dem Balkan und mit Adrianopel hinter uns liegt, hat die Wichtigkeit einer festungsverstärkten Verteidigung von strategisch wichtigen Geländeabschnitten schlüssig dargetan. In dem weiten Sitzungssaal der Budgetkommission des Reichstages, der in den Siegesbildern Angelo Janks einen das heutige Geschlecht mahnenden Schmuck besitzt, ist das Beispiel der langen und heldenmütigen Verteidigung Adrianopels durch Schükri-Pascha aus berufenem Munde in allen seinen Einzelheiten den Reichsboten vorgeführt worden, um ihnen zu beweisen, wie notwendig die neu angeforderten festen Plätze an unsrer Ostgrenze sind. Genug ist von den Verhandlungen dort und später durch die Plenarsitzungen des Reichstages in die Öffentlichkeit gedrungen, um zu wissen, daß künftig-

Brummern leicht und prompt zu uns hinüberlangen, wenn nach des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg Mahnung die slawische Gefahr einmal akut werden sollte.

Längst nicht ist freilich die Weichsel in dem Sinne ein deutscher Strom wie der rebengrüne Rhein. Auch bietet die alte Vistula für Auge — und Kehle — nicht annähernd die gleiche Anziehungskraft, trotzdem sie, besonders in ihrem Lauf zwischen Kulm und Mewe, vereinzelt landschaftlich schöne Ufer und reizvolle Städtebilder aufzuweisen hat. Aber nicht nur der Weinfeind und krasse Prosaiker, der nach amerikanischem Muckervorbilde am liebsten den Rüdes-



Weichselbrücke bei Münsterwalde-Marienwerder

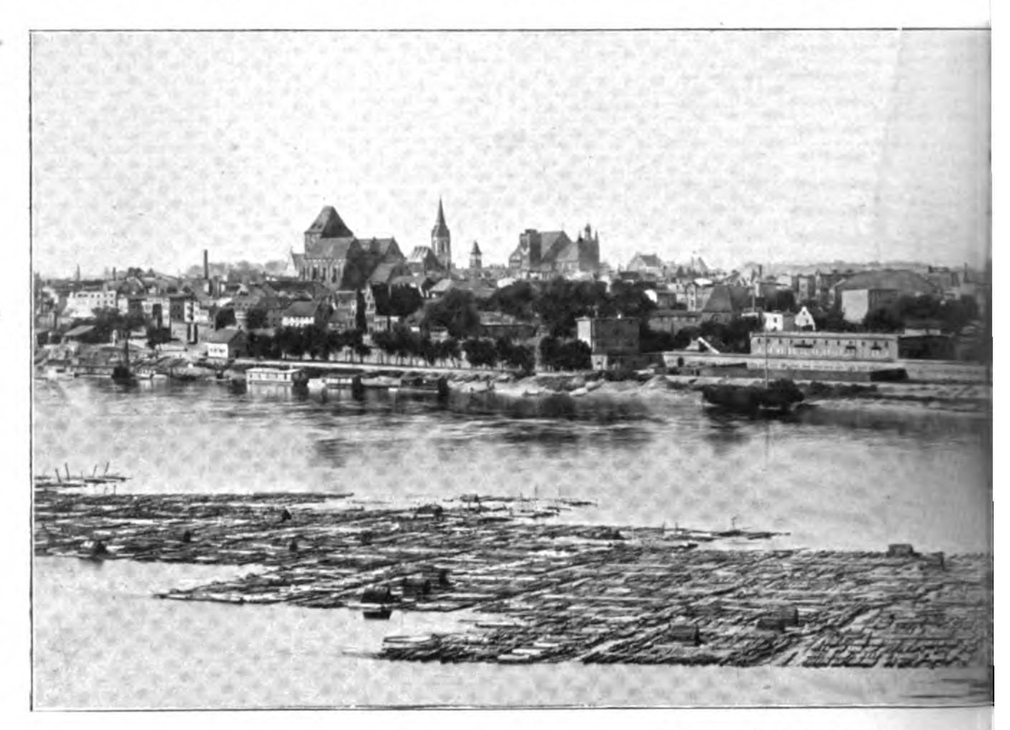
heimer köstlichen Berg zum nahrhaften Kartoffelacker machen möchte, sieht in den brotfruchtbaren Niederungen der Weichsel mehr volkswirtschaftlich Greifbares als in der Gegend des goldensündigen Mainz; jeder Deutsche, der überhaupt einmal die stille Herbheit der arbeitsamen Ostmark kennen lernte, muß zugleich die flußdurchschnittenen Ebenen des Kulmerlandes, von Pommeranien und Pommerellen lieben, jenes Westpreußen und Posen von heute, das germanischer Kulturboden geworden ist und das niemand als wir je wieder haben soll!

Über 33000 Geviertkilometer mißt das deutsche Stromgebiet der Weichsel, ihrer Nebenflüsse und Mündungen, die mit der Nogat und durch das Frische Haff das industriefleißige Elbing und die altpreußische Krönungsstadt Königsberg in diese große Abwehrlinie einbegreifen, an der früher schon sarmatischer Angriff zum Stehen kam und zerschellte. Wie ein mächtiger Wallgraben wälzt der breite Fluß seine lehmfarbene Flut, von wo die Drewenz die Russengrenze bildet, an der hohen Bastion von Kulm vorbei bis nach Neufahrwasser und in die Ostsee hinauf. Als Wahrzeichen eines ruhmreichen Jahrhunderts winken die hohen Ordensburgen von Graudenz, Neuenburg, Marienwerder und Mewe, am Nogatarm die stolze Marienburg, mit ihren roten Türmen und Backsteinmauern herüber aus dem Mittelalter zu der Zeit von 1913, die, anders in der Ausführung, aber gleich sorgsam wie einst die deutschen Ritter, das weite fruchtbare Hinterland schützen will. In Preußisch-Stargard, in Marienwerder und in Graudenz mahnen die Regimentsbezeichnungen der dort in Garnison liegenden Jünger Santa Barbaras an die Tage Heinrichs von Plauen und seines Ordensstaates. Mit dem Gelde, das in

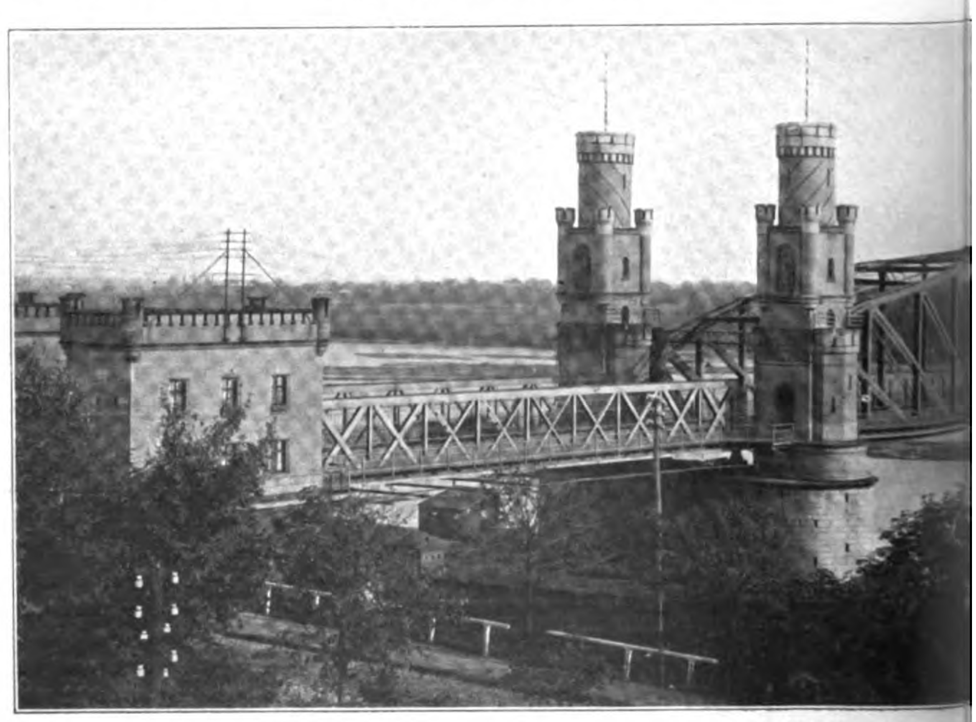


Die Marienburg mit der Pontonbrücke über die Nogat

beispiellos ertragreichen Jahren das neue Deutsche Reich erwarb, sollen jetzt viele moderne Marienburgen erstehen und, eine schwimmendbewegliche Flankendeckung, schließt die neue deutsche Flotte in der Danziger Bucht und an der Kurischen Nehrung diese Weichselgrabenwehr im Norden ab. Sechs gewaltige eiserne Brücken, bei Thorn, Fordon, Graudenz, Dirschau, Marienburg und die im Jahre 1909 fertiggestellte neueste und längste, mit den Zeichen des alten Ritterordens geschmückte Brücke bei Münsterwalde-Marienwerder, sind die Ausfalltore, an die heran zahlreiche Schienenbahnen und der Wasserweg des Bromberger Kanals das schnelle Vordringen der lebendigen Wehr erlauben, die des Stromschutzes starre Panzerkasematten und tote Wallerde erst zu wecken imstande sind. Solche Kunstbauten wollen genau behütet sein, und so war die Lage der mehrfachen Festungsgürtel ohne weiteres gegeben, die sich als große Brückenköpfe den festen Flußübergängen vorlagern.



Die nach Rußland zu bele



Die Weichsel mit der



: Stadtfront von Thorn

Sieht man jetzt, mehr noch nach ein paar weiteren Festungsbaujahren, die Weichselfront an, so muß der eben eingeweihte Haager Friedenspalast als ein arg nachgeborenes Kind erscheinen. Noch vor einem kurzen Menschenalter war Graudenz mit nur den schwachen Werken aus der Zeit des tapferen Courbière so gut wie eine offene Stadt. Auch Thorn und Danzig hätten damals einem modernen Bauban festungsbautechnisch längst nicht genügt. Seit aber der stille Kampf der Tripelentente gegen den Dreibund immer stärker in den Rüstungen der Großmächte zum Ausdruck kommt, ist auch in stets steigendem Maße das Reißbrett des Ingenieuroffiziers und des Panzerbatteriekonstrukteurs, sind Hacke und Spaten des fortsbauenden Erdarbeiters in rastlose Bewegung geraten. Wer den Frieden will, muß zum Kriege rüsten. Die Belegung der Städte und Städtchen des Weichselgebietes wurde dichter und dichter. Der bunte Rock ist jetzt oder wird bald Stammgast, nicht nur gelegentlicher Manöverbesu-

hauer Eisenbahnbrücke

cher, in Schwetz, Deutsch-Krone, in Bromberg und Kulm, in Preußisch-Stargard und Strasburg in Westpreußen. Graudenz und Thorn, wo früher nur einzelne Regimenter standen, gehören bereits zu den größten Garnisonen des Reiches und wachsen weiter an. Der Soldat hat aber auch — dieses Verdienst muß ihm selbst sein schärfster Gegner lassen — viel dazu beigetragen, die Ostmark im deutschen Sinne erschließen zu helfen. Die Berliner, Brandenburger und Westfalen, die dort einen beträchtlichen Teil des Truppenersatzes ausmachen, bilden längst einen sicheren, weil wirtschaftlichen Gegengewichtsfaktor gegen die polnischen nationalistischen Bestrebungen.

Die im Frühjahr neugebildete Danziger Armeeinspektion, die aus dem I. (ostpreußischen), dem II. (pommerschen), dem XVII. (westpreußischen) und dem XX. (ermelländischen) Armeekorps unter dem Generalobersten von Prittwitz und Gaffron besteht, ist dem militärischen Sinne nach eine Art von Oberkommando der Weichsellinie. Im Ernstfalle wird sich diese Armee, so hoffen wir, in den nichtdeutschen Gegenden zu schlagen haben, die aus den Jahren 1792 bis 1794, aus den Jahren 1806 und 1807, 1812 und aus dem polnisch-russischen Feldzug, weichselsüdostwärts, der Kriegsgeschichte wohl bekannte und vielgepflügte Felder sind.

Wie der energische i-Grundstrich steht schon im Frieden die lange Front der Landtruppen zur schnellen Abwehr gegen jeden Angriff fertig aufmarschiert. Wie der kräftige i-Punkt darauf zeigt sich im Sommer die Flotte vor den Weichselmündungen, zwischen Hela und Brüsterort, und hat in der Danziger Werft den ihr im Kriege notwendigen Erholungsstützpunkt. Von Thorn über Graudenz, von Weichselmünde über Königsberg bis nach Memel hinauf ist der deutsche Nordostschutz in guter Hut. Die Wacht an der Weichsel steht um nichts weniger fest und treu als die Wacht am Rhein!



Traft aus Kanthölzern (behauenen Stämmen) auf der Weichsel



Jagden auf Wölfe und Füchse in Rußland

Von

Egon Freiherrn von Kapherr

(Mit vier Originalzeichnungen von P. Haase)

In fast ganz Rußland ist der Wolf noch vertreten. Besonders häufig tritt er in den Steppengouvernements und am Rande der eigentlichen Waldzone auf, während er den eigentlichen Urwald, die geschlossene nordrussische und sibirische Taigà, meidet. Doch kommt er auch hier vereinzelt als Durchzügler vor und nördlich des Waldgürtels wieder am Rande der Tundra. Der Wolf des Südens ist im allgemeinen dunkler gefärbt als der sogenannte Waldwolf des Nordens, wird auch nicht so groß wie dieser und hat die Neigung, im Winter sich in größere Rotten zusammenzuschlagen, während der Waldwolf meist in kleinen Familien jagt und im Alter zum Einsiedler wird. Als Unterschlupf am Tage bevorzugt der Wolf im Süden die Schilfwälder an den Ufern großer Flüsse, Seen und Sümpfe, kleine, mit allerhand Gestrüpp bewachsene Schluchten und Niederungen in der Steppe und in den Feldern oder kleine Feldgehölze, während der Waldwolf die Vorhölzer und Ausläufer des eigentlichen Waldes liebt und besonders häufig in verwachsenen Weideländereien und mit Weidengestrüpp bewachsenen Wiesen und mit Schilf und Krüppelkiefern bestandenen Moosmooren Aufenthalt nimmt.

Während des Sommers lebt der Wolf familienweise. Die Mutter bleibt die ganze warme Jahreszeit über mit ihren Jungen allein, und erst im Spätherbst findet sich der eine oder andre ein- oder zweijährige Wolf dazu, manchmal auch ein älterer Rüde. Ganz alte Rüden stehen mit Ausnahme der Ranzzeit stets allein. Die Wölfin bringt ihre Jungen in irgendeinem abgelegenen Winkel zur Welt und versteckt sie sorgfältig vor den andern Wölfen; denn selbst der Herr Papa würde, wenn er das Geheck fände, seine kannibalischen Gelüste nicht zügeln können. Wie oft hört der russische Jäger in traumschwerer Mainacht das Heulen der Wölfe im Moor, den langgezogenen Lockton, mit dem die Alte ihre Jungen ruft! In einzelnen Gegenden gibt es Bauern und Berufsjäger, die das Heulen der Wolfsmutter wohl nachzuahmen wissen und auf diese Weise so manches Geheck Jungwölfe ausheben.

Die alte Wölfin oder der einzelgehende männliche Wolf streifen den ganzen Sommer über in der Nähe der Viehweiden herum, um ein abseits geratenes Kalb, ein Lamm oder eine Gans von der Weide zu holen, und richten unter den Viehbeständen der russischen Bauern viel Schaden an. Dabei wird mit größter

Schlauheit vorgegangen, denn der Wolf übertrifft seinen Vetter, den Fuchs, an Klugheit und scharfen Sinnen bei weitem, und nur selten wird es dem ausdauernden und gewiegten Jäger gelingen, durch Ansitz eines solchen Viehräubers und Gänsediebes habhaft zu werden. Im Sommer werden daher nur gelegentlich hier und da ein paar Wölfe gestreckt, sei es, daß sie zufällig einem Jäger begegneten, sei es, daß der Hirt von der Gemeinde mit irgendeiner alten Kartaune ausgerüstet wurde und dann dem grauen Strauchritter eine Portion Blei in den Balg schießt.

Sind die jungen Wölfe einigermaßen groß, so kommen an günstigen Tagen die Jäger des Steppengebietes zusammen und lassen wohl eine kleine Schlucht oder ein Gehölz abtreiben, um die flüchtigen Wölfe mit dem Feuergewehr zu erlegen. Weit interessanter und edler als Sport ist dagegen das besonders von den Kosaken betriebene Hetzen mit Windhunden. Die Wölfe werden durch Bracken und Koppelhunde oder durch Treiber in ihren Feldgehölzen oder im Steppenbusch locker gemacht. An den Ecken des Wäldchens halten berittene Jäger mit ihren Windhunden. Sowie nun ein Wolf das schützende Dickicht verläßt und, auf seine enorme Schnelligkeit bauend, den Koppelhunden über die offene Steppe zu entkommen sucht, werden die Windhunde, indem man die eine Seite der durch die Halsbandriemen laufenden Leine losläßt, losgeschnallt und angehetzt. Der Wolf merkt sehr bald, wes Geistes Kinder die Verfolger hinter ihm sind, und daß diese starken, langhaarigen Windhunde weit gefährlichere Gegner als die verhältnismäßig langsamen Bracken sind. Er verdoppelt seine Anstrengungen, zu entkommen, und rast nun in wahnsinniger Eile über die Steppe dahin. Ganz niedrig wird sein Körper; die Rute ist eingeklemmt, die Gehöre eng an den Nacken gedrückt, und wie ein grauer Strich saust der Verfolgte über das dürre braune Steppengras. Hinter ihm schießen die flinken „Barsi" und „ventre-à-terre" der Gaul mit seinem Reiter.

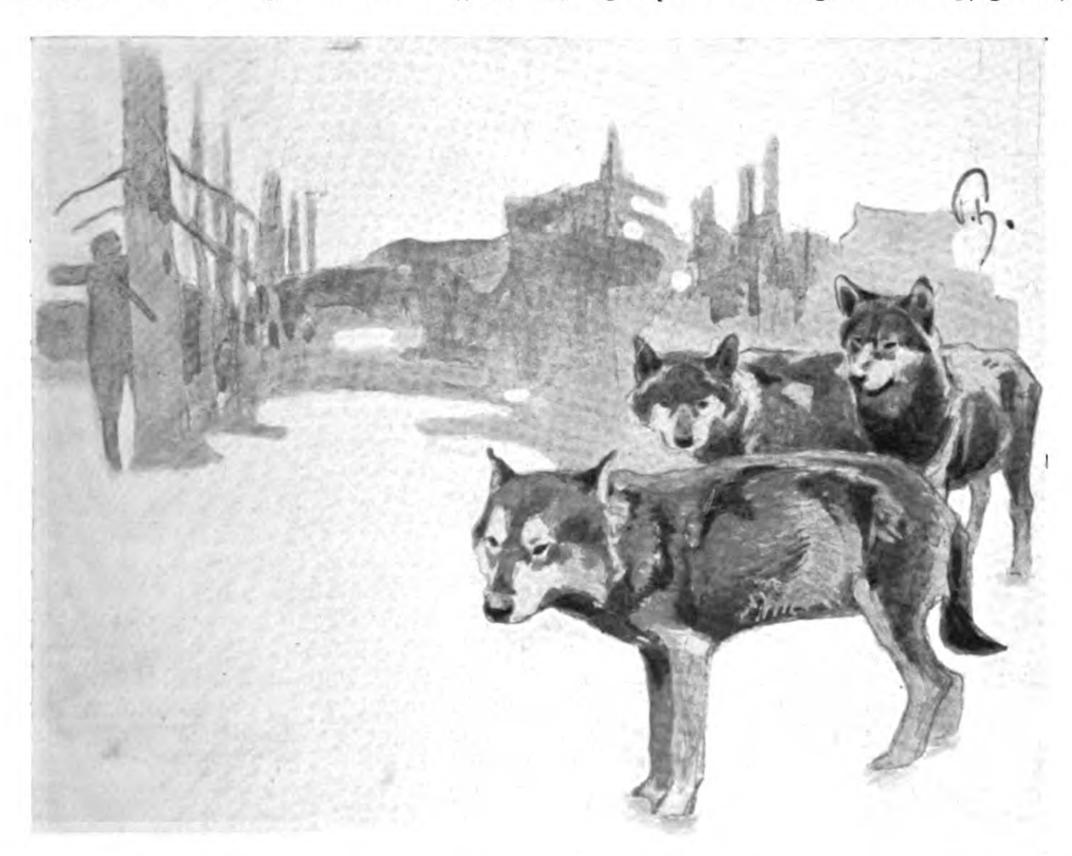
Handelt es sich um einen halbwüchsigen Jungwolf, so ist die Hetze meist bald zu Ende. Die Hunde erreichen ihn, packen ihn an den Gehören und ziehen ihn nieder. Schwieriger ist es, einen alten vollwüchsigen Wolf zu fangen. Auch er wird gewöhnlich nach einer Hatz von mehreren hundert Metern eingeholt. Geht alles glatt, so gelingt es den schneidigen Hunden, ihn am Kragen und an den Gehören zu packen, seinen Lauf zu hemmen und ihn niederzudrücken. Der Wolf hat nämlich tatsächlich ein recht steifes Genick und ist weit weniger als ein Hund imstande, seitwärts um sich zu beißen. Wehe aber, wenn er sich, am Erfolge der Flucht verzweifelnd, blitzschnell sich um seine eigne Achse drehend, den Hunden entgegenwirft! So mancher schneidige Barsoi hat schon in solchem Kampfe sein Leben gelassen. Sind aber der Hunde mehrere, etwa zwei bis drei Koppeln, so wird auch der stärkste Wolf im Anprall überrollt. Nun gibt es eine wüste Beißerei, bei der Haare und Hautfetzen fliegen, gewöhnlich aber die Hunde, wenn auch zum Teil übel zugerichtet, Sieger bleiben. Denn reicht auch das Gebiß des stärksten russischen Windhundes nicht an Stärke an die furchtbaren Beißwerkzeuge des Wolfes heran, so versteht er doch derb zuzupacken und gibt den Kampf so leicht nicht verloren. Ist aber der Wolf niedergehalten worden und hat er sich vermöge seiner großen Körperkraft wieder von den Hunden losgerissen, so setzt er seine Flucht in wahnsinniger Eile fort. Die von der Hetze und der Anstrengung ausgepumpten Hunde vermögen ihn dann nur selten ein zweites Mal einzuholen.

Ist ein Wolf gepackt und festgehalten, so springt der Reiter aus dem Sattel, stellt sich rittlings über den Wolf und wirft ihm eine Schlinge über den Fang, die er dann kunstgerecht knotet und zusammenzieht, so daß der Wolf einen förmlichen Maulkorb erhält, also am Beißen verhindert ist. Sodann werden die Läufe festgeschnürt, die Hunde abgeschlagen und die lebende Beute im Triumph nach Hause gebracht. Handelt es sich um einen sehr starken Wolf oder will man aus andern Gründen das Tier nicht lebend nach Hause nehmen, so genügen ein paar Schläge mit dem bleigefüllten Knopf der Hetzpeitsche zwischen die Lichter auf die Nasenwurzel, um dem Leben Isegrims rasch ein Ende zu machen. Lebende Wölfe, besonders jüngere Exemplare, sind aber ein begehrter Artikel.

Sie werden an den kaiserlichen Zwinger oder an Magnaten verkauft und dort zum Einhetzen junger Barsi gehalten. Dies ist ein schöner männlicher Sport, mit dem sich das Hasenhetzen oder die Fuchsjagd der modernen Parforcejäger nicht vergleichen lassen.

Gleichfalls mit Hatzhunden jagen die Kirgisen den Wolf auf der Steppe. Hier erscheint aber noch ein andrer Mitkämpfer auf dem Felde: der dressierte Steinadler. Von der Faust des Jägers in die Höhe geschleudert, schießt der mächtige Vogel dicht über dem Steppenboden dahin. Im Handumdrehen hat er den flüchtigen Wolf eingeholt, stößt auf ihn nieder und schlägt ihm seine furchtbaren Fänge ins Genick. Durch den Schmerz, die Schnabelhiebe und Flügelschläge betäubt, wirft sich der Wolf sehr bald nieder und kann nun von den Jägern eingeholt, getötet oder gefesselt werden.

Es ist schade, daß bei uns zulande die wundervolle Beizjagd so gut wie ganz verschwunden ist. Bietet doch diese heute noch von den Mongolen und Kirgisen betriebene ritterliche Jagdart neben ausgiebigster Leibesübung manch aufregendes Moment und gefahrvolle Situationen.



Eine andre, in manchen Gegenden Rußlands heute noch übliche, früher allgemein bekannte Jagdart war die Jagd mit dem Ferkel. Wenn im Winter der Schnee hoch liegt, der schwere Frost alles zu Eis erstarren läßt, wühlt der Hunger in den Eingeweiden Isegrims, und der sonst so schlaue, ängstliche Bursche wagt sich in die Gehöfte und Dörfer der Bauern, um in schlecht behütete Pferche, schlecht verwahrte Ställe einzubrechen oder in der Dorfstraße und am Schindanger Abfälle und Unrat zu verzehren oder einem Dorfköter das Genick abzubeißen; denn nichts liebt Isegrim so sehr wie das Fleisch seines leiblichen Vetters, des Hundes. Dann lungert der Wolf an den Landstraßen und verfolgt mit gierigen Blicken die Schlitten, die von Dorf zu Dorf durch die Winternacht klingeln. Doch kommt ein Überfall nur sehr selten vor, und die Geschichten von

zerrissenen Reisenden und überfallenen Fuhrwerken sind meist in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Wo ich auch in Rußland war: im Gouvernement der Hauptstadt, im tiefsten Innern oder im fernen Sibirien, überall wurde mir dieselbe Geschichte erzählt: die Geschichte von dem unglücklichen Landgendarm, der von X nach Y ging und in der Nacht von Wölfen angegriffen und gefressen wurde. Man hatte dann nur den Säbel, einen Handschuh und einen Stiefel von dem Unglücklichen gefunden. Der einzige Unterschied in der Erzählung bestand darin, daß es im einen Gouvernement der linke Stiefel und der rechte Handschuh, im andern der rechte Stiefel und der linke Handschuh war. Stets war die Sache aber vor langen, langen Jahren passiert.

Die Jagdart, die ich jetzt schildern will, die Jagd mit dem Ferkel, rechnet mit der Frechheit des durch Hunger zum Äußersten getriebenen Wolfes. Es wurden ein paar schnelle Pferde angespannt, vorn nahm der Rosselenker Platz, hinter ihn setzten sich zwei mit Gewehren ausgerüstete Jäger. Als vierter Insasse des leichten, niedrigen, mit Kippflügeln wohlversehenen Schlittens kam ein Ferkel im Sack dazu. Ein andrer mit Heu und Holzstücken vollgestopfter Sack schleifte an langer Leine hinter dem Schlitten auf der Landstraße. Nun fuhr man die von Wölfen heimgesuchten Gegenden in schlankem Trabe ab. Isegrim ließ meist nicht lange auf sich warten und trabte nun hinter dem Schlitten her, hielt sich aber stets in respektvoller Entfernung. Dann wurde das Ferkel gezwickt und am Bürzel gezupft, bis es ein lautes Jammergeschrei ertönen ließ. Der Wolf, von den fraßverheißenden Tönen angelockt, stürzte herbei und suchte den auf der Erde schleifenden Sack zu erwischen, in der Annahme, er beherberge das Ziel seiner Sehnsucht. Bei dieser Gelegenheit soll es oft gelungen sein, den einen oder andern Wolf zu strecken, oder bei dem unsicheren Mondlicht und bei dem ewigen Hinundherschleudern des Schlittens — vorbeizuschießen.

Doch von der Ferkeljagd auf unser eigentliches Thema: die Jagd auf Wölfe und Füchse, wie sie noch heute in vielen Gegenden Rußlands mit größtem Erfolge betrieben wird. In einzelnen Gegenden des Zarenreiches leben Berufsjäger, die sich ausschließlich mit der Jagd auf Füchse und Wölfe beschäftigen. Es sind die sogenannten „Lukaschi“, die ihren Namen haben von einem berühmten alten Wolfsjäger im Pskower Gouvernement namens Lukasch (Lukas). Dieser Lukasch war eine in ganz Rußland weitberühmte Persönlichkeit und erwarb sich durch seine Kunst mit der Zeit ein großes Vermögen. Er hat sein Geheimnis seinen Söhnen und diese seinen Großsöhnen mitgeteilt, so daß im Gouvernement Pskow heute mehrere Dörfer existieren, deren männliche Einwohner als Lukaschi oder „Pskowitschi“ ihren Lebensunterhalt erwerben und durch die Ausübung ihrer Kunst bereits großen Segen gestiftet haben. Die Leute ludern und kirren die Wölfe während des Winters an, verstehen sie auch meistenteils durch Nachahmung ihres Heulens anzulocken. Ist dann eine Neue gefallen, so gehen die Lukaschi daran, die Spuren der Wölfe ausfindig zu machen. Rastlos auf ihren Schneeschuhen eilend, umkreisen sie die Feldgehölze und Waldabschnitte, die Buschländereien und Moräste und kreisen die Wölfe, die sich dort ihrer Tagesruhe hingeben, mit mathematischer Sicherheit ein. Dieses Einkreisen muß aber spätestens bis elf Uhr vormittags geschehen sein, da erfahrungsgemäß der Wolf um die Mittagszeit bereits unruhig wird und an trüben Tagen schon herumzustreunen beginnt. Besonders wichtig ist die Einhaltung der Tageszeit während der Ranzperiode, Ende Januar und Anfang Februar. Dann ist der Wolf in kleineren oder größeren Rotten zusammen und außerordentlich unruhig. Sowie nun der Kreis geschlossen ist, werden um das Treiben bunte Fähnchen und Lappen an langen Schnüren gezogen. Die Jäger dampfen buchstäblich bei der Arbeit, trotz der in jenen Ländern so häufigen furchtbaren Winterkälte. Sollten die Lappen nicht reichen, so zieht wohl der Lukasch seine Pelzjacke aus, hängt seine Mütze an einen Pflock, seine Handschuhe, ja selbst seine Jacke, um den Kreis unter allen Umständen fest zu schließen. Gewöhnlich jagen die Lukaschi paarweise oder zu dreien, um möglichst schnell mit der Bestätigung des Wildes fertig zu werden.

Kaum sind die Schützen benachrichtigt, sei es durch Boten oder Telegramme, so eilen sie herbei, und das Treiben kann beginnen. Manchmal dauert es ein paar Tage, ehe die Jagd stattfinden kann; trotzdem aber sind die Wölfe, so unglaublich dies klingen mag, fast stets im Kreise geblieben, da sie es bei geschickter Anlage der Verlappung niemals wagen, den Kreis zu durchbrechen. Anders der Fuchs; er bleibt wohl einige Stunden im Kreise, sucht sich aber dann an irgendeiner Stelle zu drücken. Ist also ein Fuchs eingekreist, so tut viel mehr Eile not als bei Wölfen. Diese suchen natürlich einen Ausweg, sobald sie ihren Vormittagschlaf hinter sich haben; doch überall flattert es gelb, blau und rot, und immer wieder schlagen die geängstigten Tiere in den Kreis zurück, bis sie endlich verzweifelt und ermattet sich unter einem Busche niedertun.

Der Lukasch ist Künstler. Selbst in ganz fremden Revieren hat er mit dem ersten Blick erkannt, welche Stellen für das Durchwechseln von Wölfen in Betracht kommen. Dort öffnet er die Verlappung und postiert die Schützen; dann beginnt das Treiben. Nicht etwa, daß eine Horde brüllender Bauernjungen zu Hilfe genommen wird; der Lukasch und sein Gehilfe besorgen dies allein, er nimmt höchstens noch einen weiteren verständigen Mann mit. Der Hauptkreiser hält die Mitte, seine Gehilfen die Flanken. Dann ein lauter Ruf: „Poschoool!" (vorwärts!), und die Treiber bewegen sich langsam vorwärts. Jede Terrainfalte wird berücksichtigt, jedes Dickicht abgeklopft; bloß leises Schlagen mit den Stöcken an die Stämme ertönt oder ein schriller Pfiff, und hin und wieder der laut tönende Zuruf des einen oder andern Treibers: „Beregiß!" (Achtung!), den der Mann den Schützen zuschreit, wenn er das Wild gesehen oder gemerkt

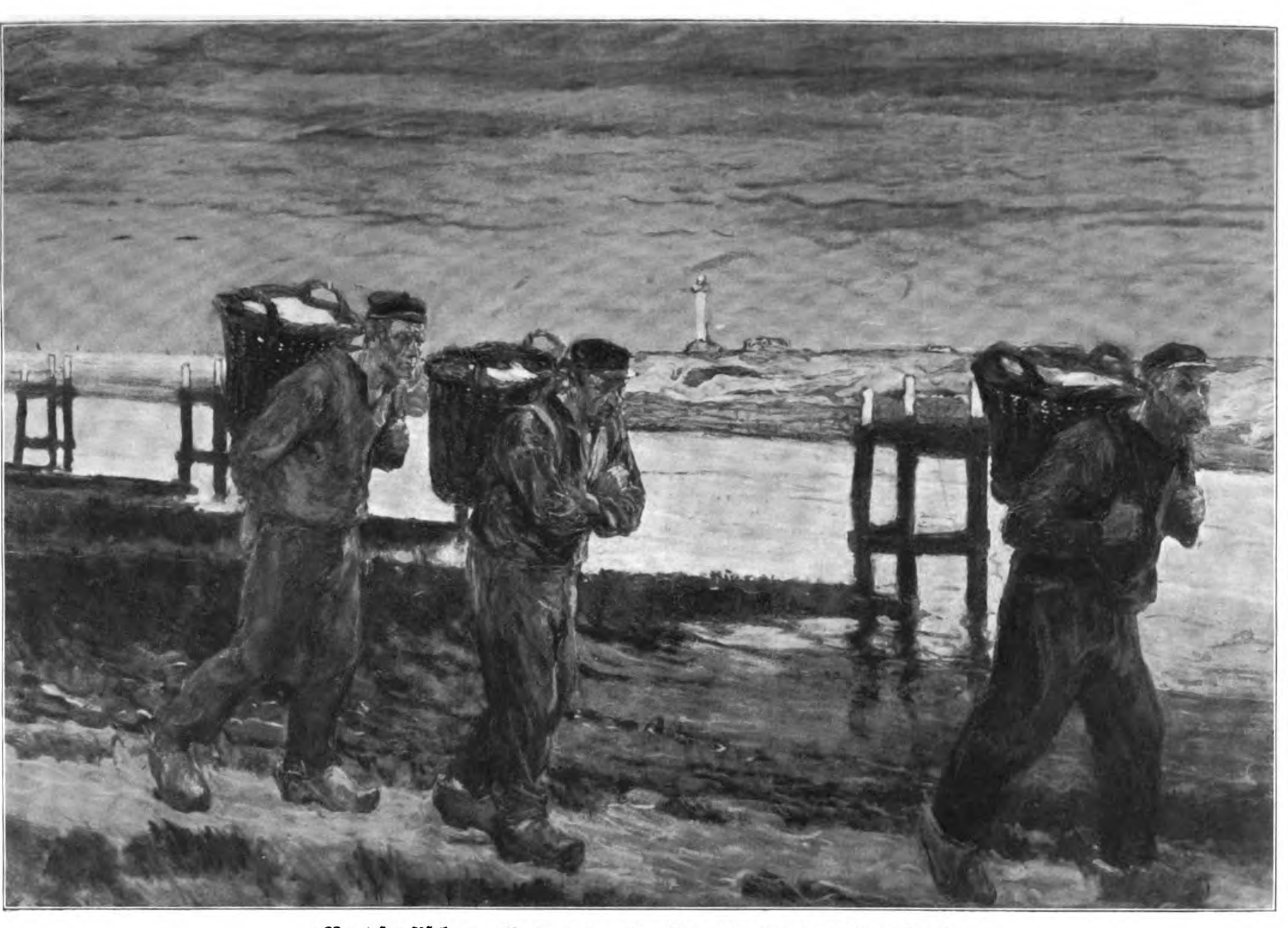
hat, daß sich die Spur der Schützenlinie zuwendet. Oder ein Ruf des Oberkreisers: „Lewo — prawo!“ (links — rechts!), je nachdem, welcher Flügel vorrücken soll. Mit der Pünktlichkeit und Genauigkeit eines Uhrwerkes arbeitet der Lukasch. Für die Wölfe gibt es kein Entrinnen, es sei denn, daß grobe Ungeschicklichkeiten oder Fehlschüsse von Schützen vorkämen.

Gewöhnlich erscheinen die Wölfe, an der Spitze der alte Hauptwolf oder eine erfahrene alte Wölfin, im Gänsemarsche auf dem Paß. Der gedeckt stehende Schütze läßt die Tiere auf zwanzig bis dreißig Gänge heran und sucht dem vordersten Wolf seine Postenladung in die Flanke zu schießen. Ein Schuß von hinten wäre meist zwecklos, ebenso der Schuß spitz von vorn, da der Wolf überaus zählebig ist. Auch schießt man möglichst in das Treiben hinein, um den Rest der Wölfe zum Umkehren zu bewegen und auf diese Weise den andern Schützen noch Gelegenheit zu geben, auf die von den Treibern wieder vorgedrückten Wölfe zum Schuß zu kommen. Man läßt also das Wild nicht die Schützenlinie passieren. Ist ein Schuß gefallen und der erste Wolf wälzt sich im Schnee, so rasen die andern in wilder Flucht zurück und zerstreuen sich, um hier und dort wieder zum Vorschein zu kommen, wagen es aber unter gar keinen Umständen, gegen das Treiben zu gehen. Immer wieder prallen sie vor den bunten Lappen zurück. So gelingt es oft, die ganze Rotte bis auf das letzte Stück abzuschießen.

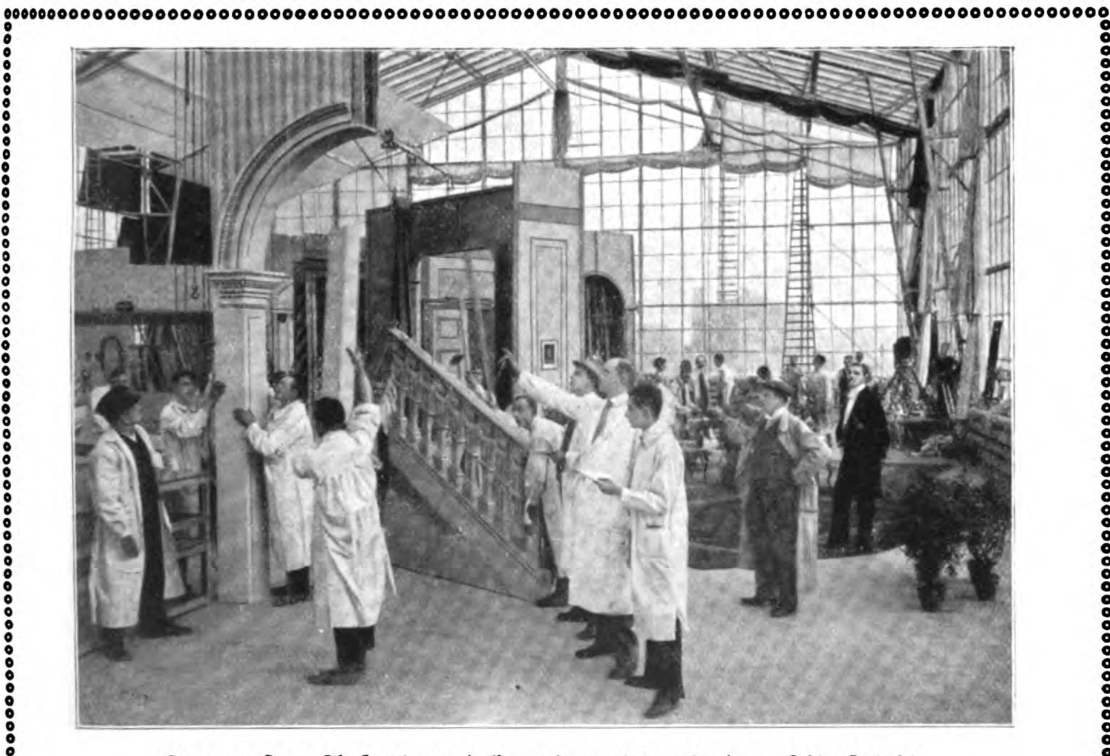


Anders der Fuchs. Dieser läßt sich zwar ebenso leicht wie der Wolf vor die Schützen bringen und hält seinen Paß ebenso gut ein, wird aber, erst einmal beschossen, die Lappen nicht respektieren und unter Umständen sogar gegen das Treiben gehen.

Beide, Wolf und Fuchs, sind trotz ihrer verhältnismäßig hohen Intelligenz viel leichter vor die Schützen zu bringen wie der Hase, gar nicht zu sprechen von Elch, Rotwild und Rehen, die sich ja bekanntlich außerordentlich schwer treiben lassen. Gute Pskowitschi bestimmen aber auch den Wechsel des Elches und den Paß des Bären, wenn sie das Wild erst einmal eingekreist haben, selbst in ganz fremden Revieren mit mathematischer Genauigkeit, und es liegt meist am Verhalten des Schützen, ob die Jagd von Erfolg ist oder nicht.



Nordseefischer. Nach einem Gemälde von Carlos Grethe †



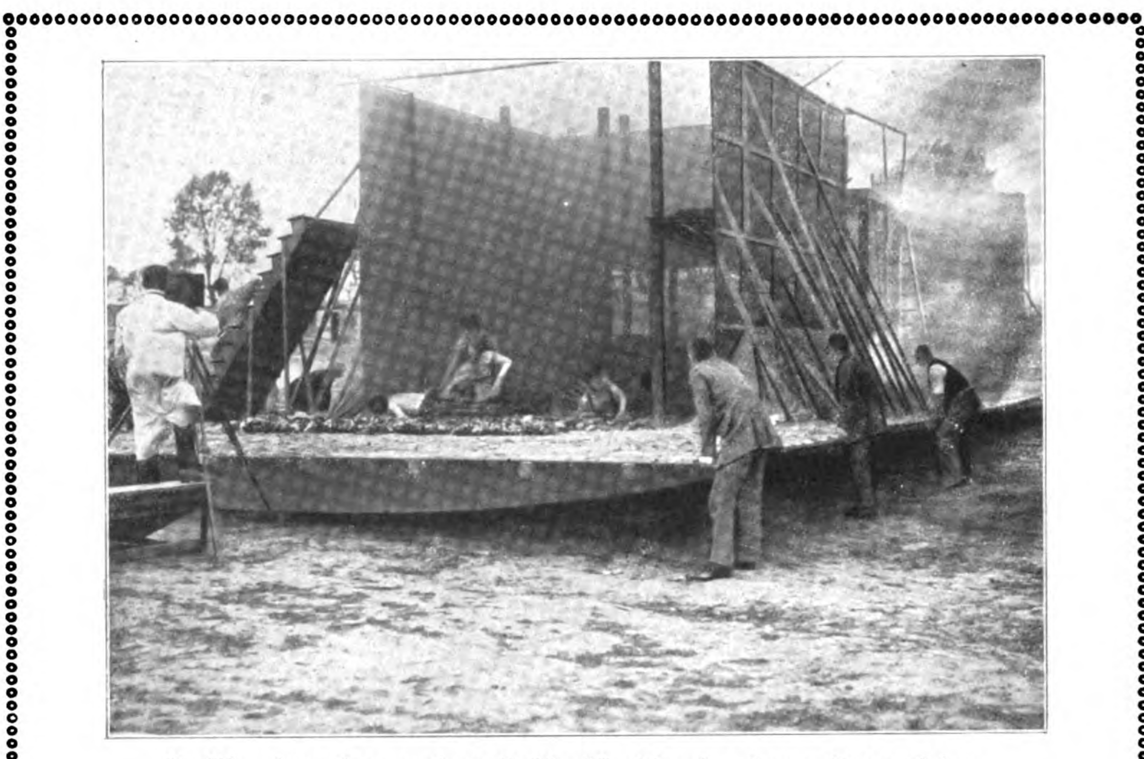
Im großen Aufnahmeatelier einer bedeutenden Filmfabrik
In einem derartigen Atelier werden oft mehrere Stücke gleichzeitig gefilmt, zum Beispiel vorn ein klassisches Stück, hinten ein modernes Sensationsdrama

Die Entwicklungsmöglichkeiten der Lichtbildbühne

Von

Johannes Gaulke

Man spricht heute von allen möglichen Umwertungen. Was gestern noch galt, gerät heute schon ins Schwanken, um morgen überhaupt als überflüssig, überwunden oder unzeitgemäß abgetan zu werden. Namentlich in bezug auf die Kunst erfreut sich das große Schlagwort der Zeit großer Beliebtheit: alle Erscheinungen, für die uns noch das rechte Werturteil fehlt, faßt man unter dem Begriff Umwertung zusammen. Von außerordentlicher Tragweite für den schnellen. Wechsel der Anschauung sind die technischen Errungenschaften und Hilfsmittel gewesen. Es hat den Anschein, als ob der Mensch mehr und mehr aus dem künstlerischen Produktions- und Reproduktionsprozeß ausgeschaltet und dafür irgendein Mechanismus eingefügt wird. Die mechanische Reproduktion in der Kunst und im Kunsthandwerk ersetzt ungezählte Menschenhände, das Grammophon und der Kinematograph reproduzieren, ein jedes in seiner Weise, die Arbeitsleistung des einzelnen in jedem Umfang und machen damit jede weitere persönliche Arbeit überflüssig. Der Kinematograph hat aber auch den bildlichen Darstellungskreis derartig erweitert, daß die alten Darstellungsmittel ihm gegenüber vollkommen in ihrer Wirkung versagen.



Kulisse eines brennenden Kohlenschachtes in einem Ozeanriesen

Die Kulisse steht auf einer Wiege, die während der Aufnahme in Bewegung gesetzt wird, um das Schwanken des Schiffes zu markieren

Wir stehen erst am Anfang dieser Entwicklung, aber wir nehmen heute schon die Wirkungen, die sie auf die Kunstanschauung und auf den Geschmack ausüben, in ihrer ganzen Tragweite wahr. Während die Theater, die vielen Generationen als das wertvollste Kunstinstitut galten, sich leeren, überfüllen sich die Lichtbildtheater. Aber es ist nicht allein der Reiz der Neuheit, dem das bewegte Lichtbild seine Beliebtheit verdankt, sondern es dürfte wohl in erster Linie die Sensation, die es auf alt und jung, hoch und niedrig ausübt, als treibender Faktor hier zu nennen sein. Die Psyche des Großstadtmenschen reagiert schnell, aber nie dauernd auf äußere Eindrücke. Der Taumel des Erwerbslebens hat ihn abgestumpft und unfähig zum behaglichen Genießen gemacht. Eine wahre Sucht nach Sensationen hat Besitz von ihm ergriffen. Daher das Überhandnehmen des Sports und der halsbrecherischen Zirkuskünste. Ein gegenseitiges Sichüberbieten, ein Paradieren mit dem Neuesten und Allerneuesten, eine Anpreisung des Unerreichten und „Nochniedagewesenen" — das ist die Signatur der Zeit.

Hatten einerseits die wirtschaftlichen Zustände die Psyche des Großstadtmenschen für den Kinematographen gut vorbereitet, so wirkt dieser wiederum nervenaufpeitschend auf sein Publikum zurück. Die Kunst stellt hohe Anforderungen an den Betrachter, ja sie erfordert den ganzen unverbrauchten und aufnahmefähigen Menschen, der Kunstgenuß setzt viel Muße und Beschaulichkeit voraus. Daran fehlt es aber dem Großstadtmenschen; er ist viel zu stark durch seine Berufstätigkeit angespannt, um „nach Feierabend" noch künstlerisch genießen zu können. Seiner geistigen und körperlichen Verfassung wird der Kinematograph in vollem Umfange gerecht. Man kann dort die Kunst, die das Theater ersetzt, nach der Arbeit oder auch in den Erholungspausen in kleinen oder größeren Dosen genießen, ohne den Geist übermäßig anzustrengen. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, und jeder



Kinematographische Aufnahme eines Fabrikbrandes in Paris, die den oft an Tollkühnheit grenzenden Wagemut der Kinophotographen veranschaulicht

geht zufrieden aus dem Haus." Der Kinematograph hat sich in beispiellos kurzer Zeit die Welt erobert, und er ist ein Faktor im öffentlichen Leben geworden, mit dem wir zu rechnen haben. Es fällt uns daher die Aufgabe zu, ihn im Interesse der Allgemeinheit auszunutzen. Bisher hat sich ja leider die Sensation in den Vordergrund gedrängt, aber das Lichtspiel birgt auch bessere und gesundere Entwicklungsmöglichkeiten in sich. Es gilt nun, den Sprung von der Hintertreppenstück zum wirklichen Kunstwerk zu machen.

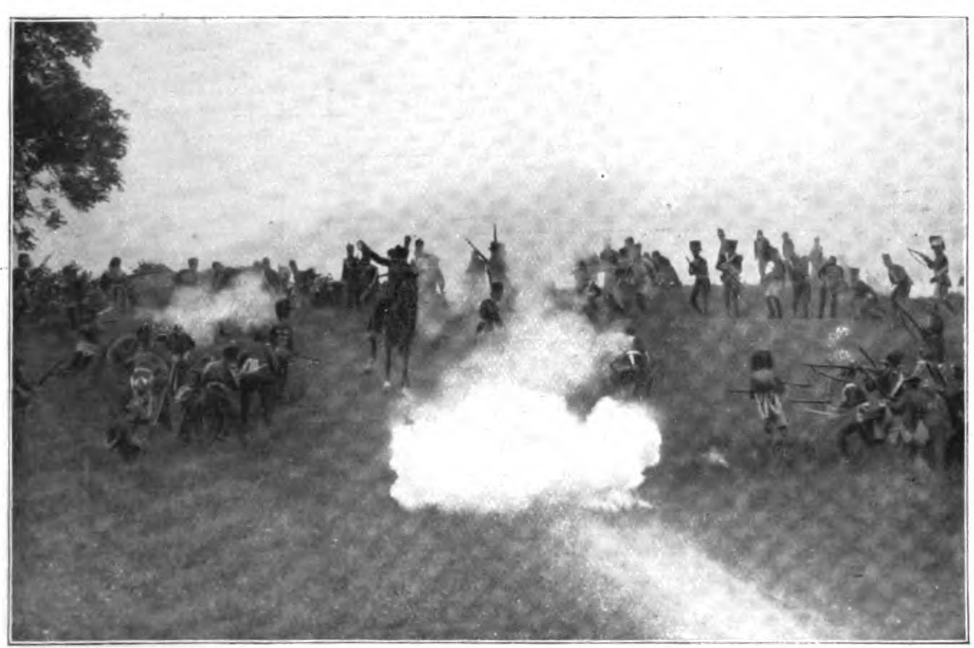
Schon können wir verschiedene Anzeichen, die auf eine Höherentwicklung der Kinobühne hindeuten, feststellen. Unsre Dichter, auch die von Weltruf, verschmähen es nicht mehr, ihre Kunst in den Dienst des Kinos zu stellen. Gerhart Hauptmann läßt seinen Roman „Atlantis" verfilmen, Paul Lindau hat sein Schauspiel „Der Andere" auf die Leinwand projiziert. Von den modernen Autoren hat sich namentlich Hanns Heinz Ewers mit größter Entschiedenheit für die Sache des Kinos ins Zeug gelegt und den Gedanken vertreten, daß das Kino sehr gut eine Stätte für große und wahre Kunst werden könne.

Uns beschäftigt daher in erster Linie die Frage, ob und wieweit die Ausdrucksmittel des Kinos zur Verwirklichung einer künstlerischen Idee ausreichen. Dem Theater steht der ganze Mensch mit allen seinen Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung. Bewegung, Mienenspiel und das Wort müssen zusammenwirken, um ein Ganzes zu gestalten. Dem Kino fehlt das gesprochene Wort, das ohne Frage das wichtigste Mittel der Verständigung und der Offenbarung des inneren Menschen ist, dagegen kann es von der Bewegung und dem Mienenspiel einen bei weitem ausgiebigeren Gebrauch als das Theater machen. Auch in der Wiedergabe bewegter und eigenartiger Situationen kann es Hervorragendes leisten und ist dem Theater sogar in dieser Beziehung an Ausdrucks-



Bioskop phot.

Lucie Höflich und Georg Molenar in „Gendarm Möbius" von Viktor Blüthgen



Cliché Underwood

Eine nach einem Gemälde für das Kino aufgeführte Schlachtszene

Cliché Underwood

Eine erstaunlich realistisch inszenierte Schlacht, bei der durch eine ungeschickt geworfene Bombe mehrere Schauspieler schwer verletzt wurden



Bioskop phot.

Tilla Durieux mit ihren Leoparden in „Die Launen einer Weltdame“ von H. H. Ewers

immer wieder zu dem erlösenden Plakat greifen oder einen die einzelnen Bilder verbindenden Text hier und da einfügen. Oder es kommt ein Brief angeflattert, der uns ausführlich über die Stimmung der handelnden Personen und über ihre Absichten unterrichtet. Daß diese „Erklärungsversuche“ das Manko in der Struktur des Kinodramas nicht ausgleichen, liegt auf der Hand.

Es konnte daher nicht ausbleiben, daß man dem Rollfilm jede Existenzberechtigung im Reiche der Kunst kurzweg absprach. Die enragiertesten Gegner der neuen Technik bezeichneten gar das Kino als einen Kunst- und Geschmacksverderber ersten Ranges — ein hartes Urteil, das aber immerhin ein Gran Wahrheit enthielt. Denn es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Kino in der ersten Zeit wahllos alles brachte, was auf die Nerven wirkte, was starke Sensationen ausübte, ohne daß man lange fragte, welche Wirkungen das Gebotene in ästhetischer und ethischer Beziehung auf den Beschauer ausübte. Eine geraume Zeit blühte das Geschäft mit verfilmter Kolportageliteratur, aber schließlich wurde das bildungsbedürftigere Publikum der öden Kinodarbietungen müde. Es mußte daher auf eine Hebung des künstlerischen Niveaus der Lichtbildbühne hingearbeitet werden, um das erschlaffende Interesse von neuem anzufachen. Vor allem mußten sich die Autoren der Filmdramen erst einmal die besondere Technik des Kinos nutzbar machen und einen Vorwurf behandeln, der den Ausnutzungsmöglichkeiten der Kinotechnik Raum gewährt. Das für das Kino bearbeitete

fähigkeit überlegen. Mit Leichtigkeit können im Lichtbild auch die kompliziertesten Situationen, Massenszenen von dramatischem Schwung, wie es die von uns reproduzierten Schlachtenbilder zeigen, zur Wiedergabe gebracht werden.

Alle diese Ausdrucks- und Darstellungsmittel reichen indes nicht aus, die Wirkung des gesprochenen Wortes hervorzurufen. Das Kinodrama ist in seiner jetzigen Form nichts andres als eine Folge von Einzelbildern oder Illustrationen zu einem dramatischen Vorgang, kein in sich geschlossenes, folgerichtig aufgebautes Drama. Um die Handlung des Kinostückes zu erklären, mußte man

Bühnendrama, dessen Wirkung in der Hauptsache auf dem gesprochenen Wort beruht, versagte fast gänzlich oder artete auf der Leinwand zu einem Zerrbild der Originaldichtung aus. Etwas günstiger als kinematographischer Vorwurf gestaltete sich der Roman und die Novelle. Der Stoff konnte schon bei weitem besser der Kinotechnik angepaßt werden, da im Roman die Schilderung des Milieus und der verschiedenen durch die Handlung bedingten Situationen einen breiten Raum einnimmt. So bedeutet der verfilmte Roman „Quo vadis" von Sienkiewicz trotz des sehr lockeren Gefüges immerhin schon einen Schritt vorwärts zum eigentlichen Kinodrama.

Wir kommen der Lösung dieser Frage näher, wenn wir uns ausschließlich an die Ausdrucksmittel des Kinos halten und gänzlich von der Verfilmung irgendeiner Literaturgattung absehen. Literatur ist Wortkunst, die Kinokunst ist aber eine Bildkunst, und sie steht daher der bildenden Kunst näher als der darstellenden. Es handelt sich also darum, eine Handlung zu erfinden, die ausschließlich durch eine Folge von Einzelbildern darstellbar ist, bei vollkommener Ausschaltung des gesprochenen Wortes. Die großen Filmgesellschaften, wie Union, Nordische Films Co., Deutsche Bioskop-Ges., Pathé frères, Cines und andre, haben keine Kosten gescheut, um effektvolle Bilder auf dem Film herzustellen, sie haben in Einzeldarstellungen sogar Außerordentliches geleistet, sie alle sind sich aber schließlich der Unzulänglichkeit ihrer Darbietungen mehr oder weniger bewußt und harren ihres Kinodichters. Wird er kommen?

Verschiedene Anzeichen deuten auf eine Umwälzung, auf einen Systemwechsel im Kinowesen hin, nachdem sich auch einzelne Autoren von Ruf direkt in den Dienst der Lichtbildbühne gestellt haben. So hat Hanns Heinz Ewers das Filmstück „Der Student von Prag" verfaßt, dem man eine gewisse programmatische Bedeutung nicht absprechen kann. Dieses Stück unterscheidet sich sogar von vielen Filmdramen dadurch sehr vorteilhaft, daß es wirkliche Kinokunst, keine ver-



Bioskop phot.

Alexander Moissi in „Das schwarze Los" von Adolf Paul



Bioskop phot.

Theodor Loos in „Die Eisbraut" von H. H. Ewers

filmte Theaterkunst zeigt. Ewers hat hier Möglichkeiten ausgenutzt, die nur dem Kino offen stehen, dem Theater dagegen völlig verschlossen sind, indem er den Helden in doppelter Gestalt — seine Vergangenheit und Gegenwart — auftreten ließ. Der Hergang ist kurz folgender. Balduin, ein armer Student, der des Lebens Bitterkeit vollauf an sich erfahren hat, äußert den Wunsch, reich zu werden. Wie im Märchen erscheint prompt der alte Abenteurer Scapinelli, eine Gestalt von dem Kolorit eines E. T. A. Hoffmann, auf der Bildfläche und breitet vor Balduin Berge von Gold und Papiergeld aus. Das alles soll ihm gehören, wenn er dem Zauberer sein Spiegelbild überläßt. Balduin hat nichts gegen diese Bedingung einzuwenden, schrickt aber doch heftig zusammen, als Scapinelli freundlich grinsend mit dem Spiegelbild, das als selbständige Persönlichkeit aus dem Rahmen heraustritt, davongeht. Nun beginnt für Balduin ein Leben in Pracht und Schönheit, voll der tollsten Aufregungen und Genüsse. Er, bekannt als der beste Fechter Prags, wird auch der gefeierte Held der Gesellschaft. Nichts scheint ihm verschlossen zu sein, alle seine Wünsche erfüllen sich, aber etwas Fürchterliches muß er mit in den Kauf nehmen: auf allen seinen Unternehmungen, auf allen seinen Kreuz- und Querfahrten heftet sich sein Spiegelbild, das andre Ich, an seine Fersen. Plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, steht es vor ihm und erinnert ihn daran,

Bioskop phot.

Paul Wegener als Balduin im „Studenten von Prag" von H. H. Ewers

daß sich die Vergangenheit eines Menschen nicht aus seiner Vorstellung bannen läßt, in allen Lebenslagen tritt sie ihm immer wieder entgegen, mitleidlos, unentrinnbar. Schließlich, des entsetzlichen Mahners müde, entschließt sich Balduin, ihn über den Haufen zu schießen, aber die Pistole richtet sich ganz automatisch in der Hand des Schützen gegen diesen selbst. Die Vergangenheit, die in diesem Stück eine fest umgrenzte Form angenommen hat, läßt sich nicht durch einen Gewaltakt aus der Welt schaffen, und der Mensch vernichtet sich selbst, sobald er versucht, sie zu vernichten — das ist der tiefere Sinn dieses Filmdramas.

Einem andern Stoffgebiet gehört das Filmdrama „Das schwarze Los“ von Adolf Paul an. Der Dichter hat die Commedia dell'arte, die herumziehende Künstlergesellschaft, die meist an den Höfen der Mächtigen auf Jahrmärkten ihre primitive, gänzlich improvisierte Kunst vortrug, im Film neu erstehen lassen, während Viktor Blüthgen in seinem „Gendarm Möbius“ einen Stoff aus dem wirklichen Leben behandelt.



Asta Nielsen, die bekannteste Filmschauspielerin
Freilichtaufnahme in Spanien für einen Carmenfilm

Diese sowie noch eine Anzahl andrer Films rein künstlerischer Richtung sind von der Deutschen Bioskop-Gesellschaft, die für ihre Zwecke die tüchtigsten Bühnenkünstler wie Alexander Moissi, Lucie Höflich, Tilla Durieux, Carl Clewing und verschiedene andre gewonnen hat, hergestellt. Es ist dies ein anerkennenswerter Versuch, die Kinobühne künstlerisch zu heben und ihr die ihrer Eigenart entsprechenden Stoffgebiete zu erschließen. Ob der Versuch, die Kino-

bühne zum Range eines selbständigen Kunstinstituts zu erheben, gelingen wird, oder ob wieder das Unkraut überwuchern wird, das muß die Zeit lehren. Jedenfalls muß eine reinliche Scheidung zwischen Kino- und Theaterbühne vollzogen werden. Jede Kunst hat das ihr eigentümliche Stoffgebiet und ihren ganz besonderen Darstellungskreis streng zu wahren; überschreitet sie die durch ihre Wesensart bedingten Grenzen, so sinkt sie zu einer Afterkunst, zu einem Kunstsurrogat herab. Wenn wir die letzten Erscheinungen der Kinobühne nochmals Revue passieren lassen, so können wir der optimistischen Auffassung, daß große und wahre Kunst auf der Projektionsleinwand sehr wohl darstellbar ist, durchaus Raum gewähren. In diesem Zusammenhang will ich nicht unterlassen, auch auf die Bedeutung des Kinematographen für die Anschauung, für die Art, wie wir die uns umgebenden Dinge betrachten, hinzuweisen. Hat zweifellos schon die Photographie unser Sehen geschärft und selbst unsre Kunstanschauung korrigiert — in wie hohem Grade müßte da erst das bewegte Lichtbild unsre ästhetischen Werturteile umgestalten! Man beachte nur einmal, wie grundverschieden die Bewegungen der Figuren auf den Bildern vor und nach Erfindung der photographischen Momentaufnahme dargestellt sind. Keine Kunst kann sich auf die Dauer der technischen Hilfsmittel erwehren, wenn sie nicht in überkommenem Schematismus erstarren will. Es hat zwar anfangs immer den Anschein, als ob die Kunst durch ein rein technisches Herstellungsverfahren überflüssig gemacht werden könnte, aber in der weiteren Entwicklung ist die Technik immer noch ein neuer Anreiz zur Kunstbetätigung geworden. Als die Photographie aufkam, da glaubte man, daß die Porträtmalerei nunmehr überflüssig geworden sei, aber das Gegenteil traf ein: die Porträtmalerei ist einer neuen Blüte entgegengegangen. So wird auch das bewegte Lichtbild nicht nur unsre Kenntnis von den Dingen bedeutend vertiefen, sondern uns auch in künstlerischer Beziehung neue Perspektiven erschließen. Kunst und Technik sind keine Gegensätze, die sich befehden, sondern sie ergänzen sich in dem Bestreben, ein getreues Spiegelbild der Wirklichkeit zu erzeugen.

Bioskop phot.

Grete Berger als Puck in „Ein Sommernachtstraum unserer Zeit“ von H. H. Ewers



Im Jahre 1904 ließ der Neuseeländer Arzt W. A. Chapple ein Buch unter dem Titel „Die Vermehrung der Untauglichen" erscheinen, das in Australien und England außerordentliches Aufsehen erregt hat und in den soziologischen Vereinen und Gesellschaften eifrig diskutiert worden ist. Doktor Chapple ging von der Erwägung aus, daß sich die Menschheit unzweifelhaft in einem Stadium der Degeneration befinde. Immer größer und beängstigender würde die Zahl der Irrsinnigen, der Trunkenbolde, der Krüppel, der Taubstummen, der verbrecherisch Veranlagten, der Epileptiker, der Schwächlichen und derjenigen, die zum Militärdienst untauglich seien. Doktor Chapple stellte der Zukunft der gesamten Menschheit ein sehr ungünstiges Prognostikon und erklärte, es gäbe nur ein Hilfsmittel: der Staat müsse eingreifen und die Fortpflanzung der Untauglichen verhindern. Diese Absicht wollte Chapple durch eine Operation an denjenigen Frauen erreichen, die mit erblich belasteten oder sonst untauglichen Männern verheiratet seien.

Wie nicht anders zu erwarten, wurde sein Plan entschieden abgelehnt und verworfen. Fast gleichzeitig aber ließ der russische Arzt Weresajew ein Buch erscheinen, das den Titel führte: „Geständnisse eines Arztes," und in dem er ebenfalls zu dem Resultat kam, daß die Menschheit degeneriere, daß sie aber selbst die Schuld daran trage, weil man in den letzten Jahrzehnten mit künstlichen Mitteln die Säuglingssterblichkeit eingeschränkt habe. Dadurch, daß man schwächliche, mißratene, wenig lebensfähige Säuglinge künstlich am Leben erhalte, vergehe man sich an der Menschheit; denn das Naturgesetz wolle es, daß alle schwächlichen Lebewesen einer Art zugrunde gingen und nur die starken, kräftigen, lebensfähigen, gut gearteten und tauglichen übrigblieben. Man erziele damit zwar weniger, aber tüchtige und taugliche Individuen, während die übertriebene Säuglingspflege gerade die Schwäche erhalte und züchte.

Ein Jahr später veröffentlichte der Amerikaner Harry Gaze in Chikago ein Buch unter dem Titel: „Wie man ewig leben kann." Er schränkte zwar in dem Werke den Begriff „ewig" ein, meinte aber, der Mensch habe es in der Hand, wenn er ein gewisses Alter erreicht habe, sich wieder zu verjüngen. Als Hilfsmittel dafür schlug er außer andern hier nicht zu erörternden Dingen eine Diät vor, die aus Nüssen und Früchten und aus destilliertem Wasser bestand. Dazu sollten Sonnenbäder, die Übung der Körperkräfte sowie die Konzentrierung der Gedanken kommen.

Mit ihm gleichzeitig veröffentlichte der englische Arzt Schofield ein Werk über unbewußte Medikamente und Heilmittel. Er meinte, die Suggestion, die der Arzt auf den Kranken ausübe, und die Autosuggestion des Kranken, der gesund werden wolle, seien wichtigere Heilmittel als alle andern bekannten.

Damals, als jene vier Bücher erschienen, waren Laien und Ärzte natürlich sofort bereit, ihren Inhalt für Phantasien zu erklären. Aber stehen wir heute noch auf demselben Standpunkt? Nimmt in der Tat nicht die Zahl der zum Leben Untauglichen, der mit Defekten und erblichen Fehlern Belasteten dermaßen zu, daß Staat und Gesellschaft doch viel-

leicht noch gezwungen werden, sich mit der „Züchtung“ von Staatsbürgern näher zu befassen? Spielen Suggestion und sogenannte natürliche Lebensweise in gegenwärtiger Zeit nicht eine außerordentlich große Rolle in der Medizin und Hygiene?

Das ist ja das Eigenartige an derartigen phantastischen Ideen und Projekten, daß man in heutiger Zeit immer wieder daran denken muß, daß sie schließlich doch einen vernünftigen Kern haben und in gewissen Grenzen ausführbar erscheinen.

Im Jahre 1886 trat auf der Naturforscherversammlung in Berlin der berühmte Werner Siemens auf und erklärte, es sei nicht ausgeschlossen, daß man einmal so weit käme, Brot aus Steinen zu machen, und man würde die erste Etappe auf diesem Wege erreicht haben, wenn es gelänge, ein Kohlehydrat wie etwa den Traubenzucker und die ihm so nahe verwandte Stärke künstlich zu erzeugen.

Man hat damals besonders in wissenschaftlichen Kreisen Werner Siemens diese phantastische Idee, diese „Utopie“, wie man sie nannte, schwer verdacht und hat es eines Gelehrten unwürdig gefunden, in der Öffentlichkeit derartige „Unmöglichkeiten“ als lösbar hinzustellen. Vier Jahre später aber gelang es Emil Fischer, den Traubenzucker auf künstlichem Wege herzustellen.

Der Marburger Chemiker Fittica hat vor zehn Jahren aus dem Element Phosphor die Halbmetalle Arsen und Antimon gewonnen und behauptet, Phosphor sei eine Verbindung von Schwefel, Stickstoff und Sauerstoff. Damit ist die phantastische Behauptung, alle chemischen Elemente seien nur verschiedene Zusammensetzungen ein und desselben Urstoffs, aller Phantasie entkleidet.

Der Heidelberger Chemiker Viktor Meyer, ein Vertreter der Stereochemie, hat sich mit dem Aufbau der Moleküle beschäftigt. Er ist der Ansicht, daß die Zusammensetzung der Zellulose des Holzes und die Zusammensetzung des Brotes in ihrem Aufbau so ähnlich seien, daß man in absehbarer Zeit Holz in Brot werde verwandeln können; und unsre allerersten chemischen Kapazitäten wissen es sehr wohl, daß zwar der chemische Urstoff noch nicht gefunden worden ist, sie müssen aber zugestehen, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint.

Vor fünfundzwanzig Jahren bezeichnete in einer öffentlichen Versammlung der berühmte Professor Helmholtz die Annahme als Narrheit, daß man jemals einen Luftballon lenkbar machen würde. Also nicht einmal als kühne Phantasie wollte er diese Idee gelten lassen. Ein Vierteljahrhundert hat genügt, um das Gegenteil zu beweisen.

Daß ein Mensch aus eigner Kraft (ohne Motoren) fliegen kann, haben schon vor Jahrhunderten Menschen behauptet, aber die bedeutendsten Vertreter der Physik und Mechanik haben diese Möglichkeit stets bestritten. Vor wenigen Jahren indes hat der Londoner David Salomons schon einen Flugapparat konstruiert, der nur zehn Kilogramm wog, der es also wohl einem kräftigen Menschen ermöglicht hätte, diesen Apparat ohne Motor zu betätigen. Von dieser Erfindung Salomons' ist es ganz ruhig geworden; aber es ist doch nicht ausgeschlossen, daß diese Erfindung im stillen weiter ausgebaut wird und eines Tages in der Öffentlichkeit wieder auftaucht, um hier die Probe auf ihre Brauchbarkeit zu bestehen.

Es ist überhaupt etwas Merkwürdiges um solche phantastische und unglaublich scheinende Nachrichten betreffs neuer Erfindungen, von denen uns durch die Tageszeitungen Kunde wird. Die Nachrichten tauchen auf, verschwinden, tauchen nach einigen Jahren wieder auf, verschwinden womöglich wieder und nochmals wieder, und eines Tages ist doch die unlösbar scheinende Aufgabe ganz oder zum Teil gelöst worden.

Wir brauchen ja nur an die Unterseeboote zu denken, mit deren praktikabler Konstruktion man sich schon vor länger als fünfzig Jahren beschäftigt hat. Man gab nach vielen Fehlschlägen die Sache ganz auf. Dann begannen vor nunmehr zehn Jahren die ersten Versuche mit Unterseebooten in Frankreich. Mit Mißtrauen verfolgte man die hier und dort auftauchenden Nachrichten. Es wurde wieder ruhig, man hörte nichts von den Unterseebooten. Dann kamen neue Nachrichten, bis es endlich bekannt wurde, daß eine teilweise Lösung dieser Frage gelungen sei. Heute bauen nicht nur alle Kulturstaaten Unterseeboote, son-

dern man denkt bereits daran, diese Fahrzeuge derartig zu konstruieren, daß man mit ihrer Hilfe in jene unbekannten Tiefen des Ozeans vordringen kann, aus denen uns nur hin und wieder das Schleppnetz Kunde von einer wunderbaren Tiefseefauna brachte.

Natürlich gibt es unter den Menschen mit phantastischen Ideen auch Weltbeglücker, die es redlich verdienen, wenn man ihre Projekte mit Heiterkeit begrüßt. Im Jahre 1901 richtete ein Mann namens Kalo Morven an sämtliche italienische Zeitungen einen offenen Brief, in dem er drei von ihm ausgeheckte Projekte der Öffentlichkeit vorlegte. Das erste Projekt war das einer Weltsprache, die aber nicht in Volapük oder Esperanto bestehen sollte. Morven wollte vielmehr, daß sämtliche Weltsprachen erhalten blieben; nur sollte abwechselnd immer eine von ihnen hundert Jahre lang als Weltsprache gelten. Der Weltbeglücker meinte, die Menschheit werde sich dann veranlaßt sehen, wenigstens für diese hundert Jahre sich die betreffende Sprache anzueignen. Der weite Vorschlag ging dahin, eine Weltmünze einzuführen. Der „Globus" sollte ein Goldstück im Werte von hundert Franken sein, und zur Erleichterung des Verkehrs sollten auch halbe, viertel und achtel Globusstücke geprägt werden. Das dritte Projekt ging dahin, für die ganze Welt die strengste Sonntagsruhe einzuführen. Aber neben den sogenannten Sabbatsonntagen, die der Erbauung, dem Gottesdienst und der absoluten Ruhe gewidmet sein sollten, schlug Morven vor, auch noch Galasonntage einzurichten, die für private und öffentliche Feiern sowie für das Vergnügen und die Unterhaltung der Bewohner aller Kulturstaaten bestimmt sein sollten.

Mit Hohn und Spott wurden die Projekte dieses Weltverbesserers empfangen und kommentiert. Aber es waren noch keine zehn Jahre verflossen, als von Frankreich wirklich eine Agitation ausging für die Einführung einer Weltmünze, die ohne Zweifel für den internationalen Verkehr von größtem Vorteil sein würde und die vielleicht doch noch in einigen Jahren zur Einführung gelangt.

Der Amerikaner Thompson, der schon im Jahre 1887 vorschlug, den Atlantischen Ozean von der Küste von Neufundland bis Irland elektrisch zu beleuchten, damit die Schiffahrt auch während der Nacht auf diesen wichtigen Verkehrslinien gesichert sei, wurde damals für geistesgestört gehalten. Heut kann man wohl sagen, er ist mit seiner Idee nur etwas zu früh gekommen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie noch einmal ausgeführt wird. Edison, der berühmte Erfinder, hat es ja selbst gesagt, das Gebiet der Elektrizität gleiche einem ungeheuern Stück Land, das von einer hohen Mauer umgeben sei, und das, was wir bis jetzt auf dem Gebiete der Elektrizität erreicht hätten, sei ungefähr ein Loch in der Mauer, durch das uns ein beschränkter Blick auf das ungeheure Terrain gestattet sei.

Edison hat schon vor einer Reihe von Jahren erklärt, daß er sich, wenn auch bisher erfolglos oder wenigstens nur mit sehr geringem Erfolge, damit befaßt habe, eine neue Art der Erzeugung elektrischer Kraft zu erfinden. Bisher gehörte dazu eine Dampfmaschine, deren Kessel mit Kohlen geheizt werden muß. Edison hält es für wohl möglich, daß sich eine Maschine konstruieren läßt, bei der ja vielleicht ein kleiner Kessel eine Rolle spielt, die es aber ermöglichen würde, ein Schiff hin und zurück über den Atlantischen Ozean zu bringen, ohne dafür mehr als vielleicht fünfzig bis hundert Kilogramm Kohlen zu verbrauchen, während jetzt die Kessel der Ozeanriesen stündlich so und so viele Waggons Kohle verzehren.

Phantastisch ist die Idee, Wasser vermittels eines Apparates auf einfachste Weise in Wasserstoff und Sauerstoff zu zerlegen, um direkt mit Wasser heizen zu können. Aber wer will behaupten, daß das nicht einmal möglich sein wird?

Phantastisch ist das Projekt, in den Ländern vulkanischen Charakters Bohrlöcher Tausende von Metern tief hinunterzutreiben, bis man auf flüssige Massen im Innern der Erde stößt, deren Hitze zu technischen Zwecken verwendet werden könnte. Das Projekt sieht um diese Bohrlöcher herum bereits gewaltige Fabriken und Kraftanlagen entstehen, die ihr Agens aus dem unterirdischen Reservoir ungeheurer Hitzekraft empfangen.

Phantastisch erscheint uns heute noch der Gedanke, daß jedermann mit sich

einen Apparat nicht größer als eine Zigarrentasche führen könne, um mit diesem Apparat zu jeder beliebigen Zeit und an jeder beliebigen Stelle durch elektrische Wellen, die auf bestimmte Längen abgestimmt sind, mit den Personen sich in Verbindung zu setzen, die Apparate gleicher Art besitzen.

Warum sollte das unmöglich sein? Nicht nur für phantastisch, sondern für absolut wahnsinnig hätte man vor einem Menschenalter den Mann gehalten, der da behauptet hätte, man würde binnen kurzem ohne Draht über Länder, Gebirge und Meere nicht nur telegraphieren, sondern auch telephonieren.

Das alles zusammen muß uns auf den Gedanken bringen, daß selbst ganz besonders phantastische Ideen und Projekte, die auftauchen, nicht ohne weiteres zu verwerfen sind, sondern daß man sich vorsichtig sagen muß: Vielleicht steckt doch etwas Brauchbares, etwas Wahres, etwas Mögliches in diesen Phantasien, und ihre Verwirklichung ist vielleicht nur die Frage einer kurzen Zeit.

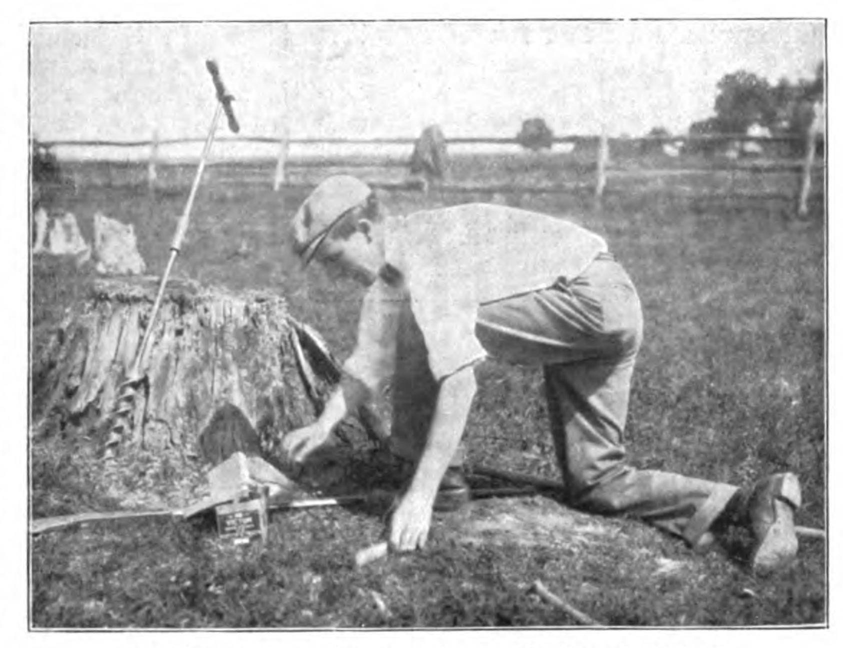
Dynamit als Kulturträger

Gerade nach diesem blutigen Kriegsjahr erinnert man sich gewiß gern einmal an die Tatsache, daß jene Mordkraft, die in den Feuerrohren schlummert und noch vor kurzem viele Tausende von Menschenleben in den Balkantälern vernichtet und verstümmelt hat, auch Segen zu stiften imstande ist, ja als ein wichtiger Kulturträger bezeichnet werden muß. Besonders das Dynamit aus der Reihe der Sprengstoffabrikate hat im Frieden nicht minder seine Bedeutung als im Krieg. Alfred Nobel entdeckte es im Jahre 1862, indem er Infusorienerde (ein weißes feines Kieselpulver aus den mikroskopisch kleinen Kieselpanzern der Diatomeen) mit Nitroglyzerin tränkte. Das erhaltene Präparat war gegen Stoß und Schlag viel weniger empfindlich als das vorher meist gebräuchliche einfache Sprengöl (Nitroglyzerin) und ließ sich deshalb auch leichter in Patronenform bringen, wodurch die Grenzen seiner Verwendbarkeit bedeutend erweitert wurden. Der Abbau von Erzlagern, Hafen- und Strombauten, Straßen- und Eisenbahnanlagen, die häufig notwendige Zerkleinerung von Metallmassen, die Lockerung steiniger Erde für die Feldwirtschaft, all das wäre ohne die hohe Entwicklung unsrer Sprengstofftechnik unendlich viel mühsamer und zeitraubender, ja einzelne der modernen Gebirgsstraßen und -bahnen hätten ohne sie niemals ausgeführt werden können.



Die durch Dynamit hervorgerufene Explosion eines Baumstumpfes

Ein besonderes weites Anwendungsgebiet, mehr noch freilich in der Neuen Welt drüben als bei uns in Europa, findet das Dynamit in der Forstwirtschaft, und zwar bei der von uns im Bild vorgeführten Klä-



Einführen der Sprengpatrone in das Bohrloch

rung größerer Waldflächen von den in der Erde zurückgebliebenen Baumstümpfen, dem sogenannten Stockroden. Wenn für uns dieses Stockroden mit Hilfe von Dynamitpatronen von verhältnismäßig geringerer Bedeutung ist als etwa für Nord- und besonders Südamerika, so liegt das an den durch die Größen- und Bevölkerungsverhältnisse dort bedingten extensiveren Wirtschaftsmethoden überhaupt, dann aber nach einfach an dem Umstand, daß die waldbedeckte Fläche in der Alten Welt einen viel geringeren Prozentsatz des ganzen Landes ausmacht als drüben, mithin die Notwendigkeit umfangreicher Rodungen bei uns gar nicht vorliegt. Die Waldfläche bedeckt in Preußen 23 Prozent, in Bayern 32 Prozent, im ganzen Deutschen Reiche ungefähr 26 Prozent, in Frankreich 18, Italien 14 und in Großbritannien gar nur 3 Prozent des Gesamtflächeninhalts des Landes, während die Zahlen drüben — genauere Feststellungen fehlen leider noch — in den Zonen, die für eine Bebauung überhaupt in Frage kommen, jedenfalls bedeutend größer sind. Unendliche Landstrecken (was für Europa so gut wie ganz fortfällt) harren dort noch der Urbarmachung.

Ausgesprengte Baumstümpfe, die je nach der Ladung oft in kleine Stücke zerrissen, oft nur auseinander gespalten werden

Und dazu müssen in den meisten Fällen die vorgeschobenen Waldgürtel natürlich zuerst ihren fruchtbaren Boden hergeben. Ganz wie es in Europa auch war. Nur daß die Wälder nicht mehr dem Spaten und der Spitzhacke zum Opfer fallen; die Kultur, die unsre Altvorderen Jahrtausende hindurch mühsam mit Schweiß und Blut auf ihren Feldern gesät und in ihren Städten geerntet haben, ist drüben von schnellerer Gangart und stürmt mit Dampf, Elektrizität und Dynamit vorwärts. Die alten Baumriesen werden einen halben Meter etwa über dem Boden abgesägt und die übrigbleibenden Stümpfe angebohrt, mit Dynamitpatronen geladen und herausgeschleudert. Die Zweckmäßigkeit einer intensiven Bewirtschaftung wählt die Sprengstoffladung so schwach, daß der Stumpf nur gespalten wird und das Holz noch verwendbar bleibt, während bei extensiverer Wirtschaft durch Anbohren und Laden des Stockes an verschiedenen Stellen das Holz in kleine Stücke zerrissen wird, die dann, zusammengeharkt und verbrannt, gleich zur Düngung des befreiten Bodens dienen. Bekanntlich müssen bei diesen Rodungen, besonders bei frei aufliegenden Ladungen, die stärksten Dynamite zur Anwendung kommen, verhältnismäßig viel stärkere Sorten und schärfere Ladungen als zum Beispiel bei Steinbrüchen und Bergwerken, was dem Laien, der nur die relative Weichheit des zu sprengenden Materials im Auge hat, erst dann verständlich wird, wenn er bedenkt, daß die Wirkung der Expansionsgase um so gewaltiger ist, je dichter sie von dem zu sprengenden Körper umklammert werden. Alljährlich werden auf diese Weise in Amerika viele hundert Morgen von fruchtbarem Brachland gewonnen, das die nachdrängende Kultur aufsaugt und in blühende Getreidefelder und Weidetriften umwandelt.

Dr. L.



Nach vollendeter Rodung werden die Überreste verbrannt



Eroika. Nach einem Bildwerk von E. Schlosser

Zur Kulturgeschichte der Visitenkarte

Von

Felix Poppenberg

> Streuen wir mit leichter Hand . . .
> Kleine Blumen, kleine Blätter



Pompejanische Motive

Die Amorettenkunst und die graziösen Tändelgeister des achtzehnten Jahrhunderts haben dem Monumentalen und Pathetischen gegenüber die Poésie fugitive entdeckt, das anmutig flüchtig vergängliche Spiel, das mit Bedeutung gefällig sei. Vorbild waren die geschnittenen Steine der Alten, die in den schmalsten Raum ein ziervolles, mythologisch galant idyllisches Genrebild fügten, und die solcher espritvollen dekorativen Kurzschrift so verwandte dichterische Weise der griechischen Anthologie. Vignetten aus Ranken und Blattwerk mit zärtlichen Pastoralen schmückten die Titel der anakreontischen Bücher; Flatterbänder, von kleinen Liebesgöttern geschlungen, umspielten die Gedichte von der Philosophie der Grazien; auf Tabatieren, auf den Tassen von Porzellan, auf Fächern, auf empfindsamen Stickereien findet man immer wieder die Kompositionen, die Lebensausschnitte en miniature verniedlichen, zu einem gaukelnden Däumelinchenmaskenball transponieren und in allem nicht auf die Schwere dieser Erde, sondern auf die „spielenden Gebärden" ausgehen. Für alle Requisiten menschlicher Gebräuche, die in jener Zeit mit so feinem Sinn und sicherem Takt geschmückt wurden, läßt sich das nachweisen. Die materiell sehr wertvollen haben viele Sammler und Chroniqueure gefunden, aber auch das Vergängliche, Ephemere, das vielleicht gerade interessant und anregend ist, ward nicht ganz vergessen. So wurden die ornamentalen Besuchskarten als Kleinkunstblätter von einem emsigen Wiener Sammler, Figdor, in reichhaltigen und vielseitigen Kulturmappen zusammengebracht und von Eugen Guglia beschrieben, und auch das Berliner Kunstgewerbemuseum hat in seinen Kollektionskästen besondere und charakteristische Beispiele.

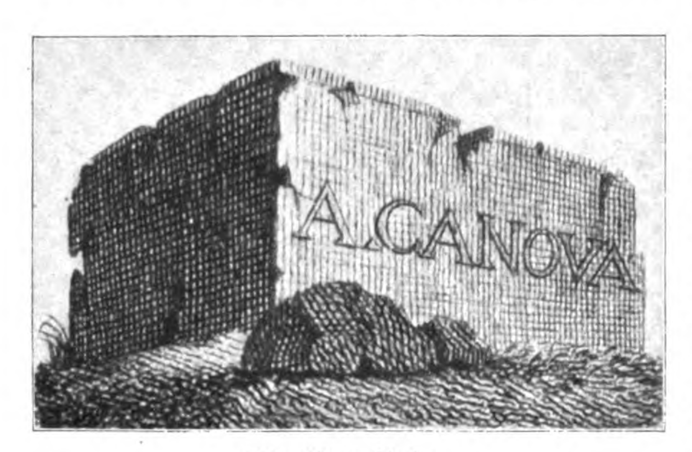
Wir wollen uns hier nicht lange mit der Historie der Besuchskarte aufhalten, die zu Paris gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts aufkam. Die erste Form dafür war, daß der Besucher, falls er niemand zu Hause antraf, seinen Namen auf die Rückseite einer Spielkarte schrieb:

> Sur le dos d'une carte on fait sa signature
> Pour rendre sa visite au dos de la serrure.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erscheinen die speziell zu ihrem Zweck gestochenen Namenskarten, die gleich mit der vollen und reichen Schmuckfreude ihrer Zeit ausgestattet wurden und denen die feinsten Künstler der Epoche,



Pompejanisches Motiv



Römische Ruine

umkreist von den frei und leicht aus den Initialen entwickelten kalligraphischen Schnörkeln auf der Karte des Prinzen Philipp de Liechtenstein (gestorben 1802 als Oberleutnant im Dragonerregiment Waldeck).

die gleichen, die der Buchkunst dienten, ihre Hand liehen, zum Beispiel Moreau le Jeune und Cochin fils.

Alle später oft variierten Motive der Dekoration tauchen hier schon auf, das rein Ornamentale, das Mythologische und Antikisierende, das Landschaftliche und Genrehafte, die bildhafte allegorische Anspielung auf den Beruf.

Es ist lockend, solche Blätter, die auf kleiner Fläche oft den reifsten Geschmack des Arrangements erweisen, in ihren wechselnden Ausdrucksformen und ihrer mannigfachen Zeichensprache Revue passieren zu lassen.

Vieles bleibt, trotz des hohen artistischen Niveaus, für uns Kuriosität und eignet sich keinesfalls als Anregung zu unsrer eignen Verwendung. Unsre Art, unsre Kleidung, unsre Verkehrsallüren sind zu reserviert, zu sehr auf das Unauffallende gestimmt, als daß wir unsre Namen allegorisch verbrämen oder redselig illustrieren möchten. Der Schmuck unsrer Karten ist die Schrift allein, schön auf die Kupferplatte gestochen. Diese älteste, vornehmste Weise, vornehm wie Wachskerzenbeleuchtung, ist seit einigen Jahren erneuert worden.

Doch auch diese Mode hat Vorgänger in der Vergangenheit, freilich vereinzelter als die bildhaften. Erlesen schön sind zum Beispiel die edlen Schriftzüge, wie vom Sockel eines Porträtkupfers, auf der Karte des Abbé Metastasio oder die schweifige Antiqua,

Eine in ihrer dekorativen Beschränkung reizvolle Gattung ist dann die, die sich daran genügt, den Namen in einen Rahmen zu setzen, in Medaillons oder Kartusche, von Zierwerk umschlungen. Häufig schrieb der Besitzer eigenhändig seinen Namen als Autogramm in diese gestochene Vignette hinein.

Viel Abwechslung gibt's in diesem dem Buchschmuck verwandten Genre. Häufig begegnet man dem Spiegel- und Bilderrahmen als Einfassung, von den bewegten Rocaillen und Voluten des Louis-XV-Stils bis zu den strengen geradlinigen Rechtecken Louis' XVI und Empire, mit Perlstäben, Medaillen, Vasen, Friesen in Relief verziert und mit steifer Girlande umkränzt. Ferner der Inschriftplatte mit Zweigwerk, flatterndem Schriftband oder Fruchtkranz, die etwas Epitaphmäßiges hat.

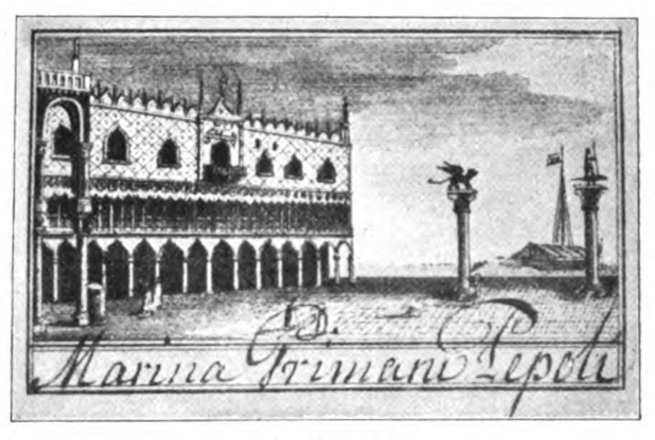
Eine Bordüre, die schon zum Bildhaften überleitet, ist das pompejanische Muster, das ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts in der vornehmen Pariser Gesellschaft besonders bevorzugt wurde. Arabesken, Fruchtgehänge, Masken, Delphine, Hippogryphen in zierlichster Miniatur, fein hellstrichig auf dunkelm



Römische Ruine

Grund, füllen die Ränder der viereckigen Tafeln.

Ein Einzelmotiv wird herausgehoben und zum selbständigen Darstellungsmotiv verwendet, die Amorette, die voll Drolerie auf einem umgestürzten Krug steht und ein Segel ausspannt. Hier wirkt schon, wie in allen jetzt folgenden Bildkarten, das Illustrative als Hauptsache, der Name auf schmaler Schriftleiste geht nur so nebenher.



Markusplatz

Zur Zeit Winckelmanns und des Klassizismus liebt man den Ruinenkultus und setzt seinen Namen auf Torsi und Architekturfragmente der alten Welt. Und die Stiche auf den Karten variieren nun Motive Goethescher Kunstgedichte: „Von dem Moos bedeckt ein Architrav", „Eines Tempels Trümmer", „Säulenpaar aus dem Schutt, düstres Moos auf dem heiligen Haupt", und ihre Geschwister gestürzt, „in des Brombeergesträuches Schatten deckt sie Schutt und Erde".

Säulentrommeln, Kapitelle, Gesimsstücke liegen gehäuft im Schatten der Bäume; auf einem mächtigen zerklüfteten Quaderblock, wie von der Via Appia, liest man A. Canova; am Gestade ragt efeuübersponnen ein Torbogen, und eine in den Boden gebettete Steinplatte verkündet gleich einem Grabmal den stolzen Geschlechtsnamen: Le Prince Charles Albani.

Dem gleichen Stimmungskreise entstammt die Neigung zu Ansichten und Veduten italienischer Städte. Die Peterskirche, die ja mit ihrer Anlage des Platzes und den Kolonnaden dankbare ornamentale Ausbeute gibt, kommt oft vor, dann das Kolosseum, das Pantheon, die Fontana Trevi, der Titusbogen.

Aus Neapel findet man die Veduta della Darsena und Castel del Ovo, das ist die Hauptunterschrift, der eigentliche Zwecktitel „Le Prince de Kinski" steht in bescheidensten dünnen Zügen wie zufällig auf einem am Ufer liegenden Stein, einem Eckstein, den die Bauleute verworfen haben. Venedig liefert mit dem Markusplatz, dem Dogenpalast wirkungsvolle Architekturmotive für Graphik, und eine venezianische Karte findet den in dieser Periode seltenen Zusammenhang zwischen Bild, Bedeutung und Namenseinzeichnung und somit eine innere Form. Das ist das Bild der Gondola im Perlstabrahmen (dadurch schon allegorisch eingedeutet), von einem Wimpelband überflattert, worauf steht: „Il Ministro Residente di Venezia".



Venezianische Karte mit Gondel

Außer den klassischen Gefilden trifft man auch Bürgerlich-Häusliches und Genrehaftes. Man trifft das „Wien des Canaletto, Wien von 1760". Und recht idyllisch ist die Karte des Herrn Cafetier Meyer mit den Zelten in einer Prateranlage unter Bäumen, belebt von Reitern und Fußgängern. Sentimental wirkt das Liebespaar unter der Baumlaube, im Hintergrunde liegt der Prospekt von Wien mit dem Stephansturm, über dem der Mond aufgeht.

Kleinstadtstraßen öffnen



Reisewagen mit Läufer

sich mit dem Hintergrund der Tore; ein Reisewagen rollt dem Gasthof zu, ein Läufer springt vorauf und präsentiert dem Wirt die Anmeldung. Bilder aus dem Familienleben tun sich auf: ein junges Ehepaar steht vor dem schlummernden Kind, die Frau hält die Kerze. Zeitatmosphäre hat die Karte, auf der in einer Landschaft ein Offizier von der Braut Abschied nimmt. Daneben steht sein Schlachtroß. Der Name lautet Luise Queckenberg. Man denkt dabei an Gleims Verse vom preußischen Grenadier, der scheidend spricht:

Nun adje, Lowise, wisch ab dein Gesicht,
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht.

Il Co: GianFrancesco Barattieri

Berufskarte mit Musikkapelle

Freilich ist diese „Lowise“ aus der Fritzenzeit. Demoiselle Luise Queckenberg jedoch, wie ihr hochgegürtetes Königin-Luise-Gewand anzeigt, aus den Freiheitskriegen, ut de Franzosentid. Nicht die klassische Stimmung antiker Torsi, sondern die empfindsame Ruinenromantik zerfallener Ritterburgen mit geborstenem Wappenstein im Gemäuer spricht aus der Wiener Karte, die auf einen bemoosten Felsblock den Namen schreibt: Joseph noble de Wertheimstein. Das war der kurpfälzisch und herzoglich zweibrückische Hofkammeragent Joseph Samuel Wertheimbers, der 1791 zum Edlen von Wertheimstein wurde und sich seitdem diese Karte voll Stammbaum und Stammschloßatmosphäre beilegte ...

Das ist so ritterlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik...

Die Sterbeweise voll der Wonne der Tränen und der Friedhofsgedanken darf in diesem kleinen Kartenatlas der Kultur nicht fehlen. Eine weibliche Gestalt steht neben einem von Trauerweiden überhangenen Grabstein, und auf ihm steht der Name Susanna Aßner.

Und eine durch den Namen und das Motiv auffallende Karte ist in dieser bunten Auslese schließlich die mit dem

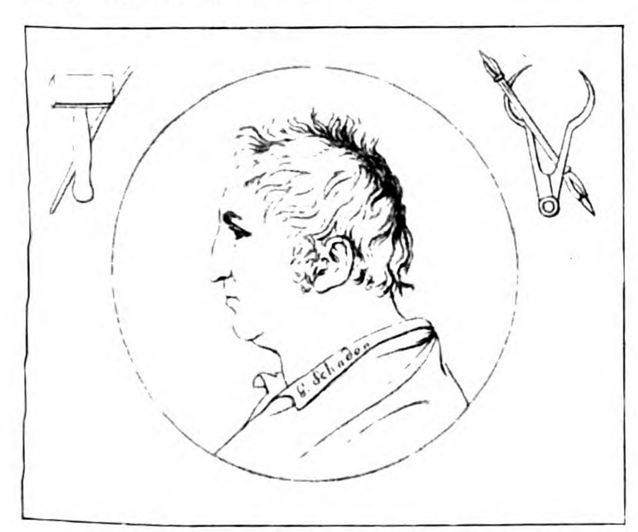


Berufskarte mit chemischem Laboratorium

reiterlosen zottigen Maultier von Daumierscher Charakteristik, das eine Fahne auf dem Rücken trägt mit der Aufschrift: Casanova. Es ist allerdings wohl kaum die Namenskarte von Freund Giacomo, dem Welt- und Liebesreisenden, der vermutlich auf seiner Karte den „Chevalier de Seingalt“ nicht vergessen hätte, den Chevalier von eignen Gnaden nach dem von ihm witzig vertretenen Recht auf die vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets; es ist vielmehr, wie Eugen Guglia vermutet, des Abenteurers Bruder Francesco, den wir aus den Memoiren* kennen, der, 1729 in London geboren, 1805 in der Brühl bei Wien starb; er lebte auch in Dresden, war Schlachtenmaler und Radierer, und die Karte ist wohl ein eigenhändiges graphisches Blatt von ihm.



Berufskarte mit Bibliothek



Schadowkarte mit Porträt

Noch eine Gruppe bleibt übrig, die viele Vertreter hat, die der Karten mit bildlicher



Berufsanspielung. Dem weiten Feld des Stoffes entsprechend finden sich hier die mannigfachsten Variationen; sie gehen auf die früheste Zeit zurück und halten sich auch am längsten und stehen sehr nahe den Exlibris, die natürlich auch mit Vorliebe die Namensinschrift emblematisch durch Berufsinsignien oder illustrativ durch eine Bildvignette der Tätigkeit begleiten. Diese Karten suchen ihren Vertreter bei der Arbeit auf.

Die Karten der Maler schmücken sich oft mit ihrem Handwerkszeug, einmal mit



Karte des Regimentsarztes Dr. Puhlmann
Von Adolf Menzel

* Es sei auf die neue, um vieles Unbekannte vermehrte Ausgabe des Verlags G. Müller in München verwiesen.



Moderne Karte der deutschen Kronprinzessin
Von Heinrich Vogeler

Staffelei, Palette und Mappe auf Pferdesrücken gepackt zur Künstlerfahrt:

> Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
> Zum Ritte ins alte romantische Land.

Joseph Haydn akkompagniert seinen Namen mit zwei Notenzeilen zu dem resignierten Text: „Molto Adagio. Hin ist alle meine Kraft, alt und schwach bin ich." Eine reizvolle italienische Karte stilisiert die Namenskartusche zu einer Emporenloge, in der ein Septett von Musikanten geigt, flötet und bläst. Und der Komponist „Weigl et sa Famille" produziert sich über zwei Notenzeilen mit einem Tanzpaar zwischen Rosenbüschen, einer Vorahnung von Bierbaums „Kling, klang, Gloribusch, ich tanz' mit meiner Frau". Ein militärisches Beispiel liefert der Leutnant Franz Gugenbauer des bürgerlichen Artilleriekorps, der fünf Kameraden im engen Leibrock und hohen Zweimastern vor einem Urnendenkmal, auf dem der Name eingezeichnet steht, zum Appell versammelt. Gelehrte Wirksamkeiten stellen sich dar: ein Studioraum, von Bücherregalen umbaut, und auf dem Gesims der Bibliothek die Inschrift Massimiliano Libri; ein Laboratorium mit Phiolenschränken, einem chemischen Ofen mit Retorte, der dem spielend emblematischen Geschmack der Zeit gemäß von einer Amorette bedient wird.

Emblematik, doch sehr sparsam, verziert noch die für Schadow entworfene Karte von E. Bolt mit Meißel, Zirkel, Reißstift; Hauptstück aber ist der scharfgeschnittene, haarumflatterte Porträtkopf, auf dessen Kragen klein und dünn der Name geschrieben wird.

Auch Menzel hat aus dem lebendigen Spieltrieb seines Stiftes heraus einmal den Namenszug seines Freundes, des Regimentsarztes Dr. Puhlmann, an den er auch reizende fontanehafte Plauderbriefe schrieb, mit lustigen Randeinfällen umgaukelt, mit Anspielungsscherzen, die nicht leicht für uns zu deuten sind. Damit befinden wir uns nun allbereits mitten im neunzehnten Jahrhundert, in dem Schmuckfreude und künstlerische Laune verliegt. Die typische Form der Visitenkarte wurde der Elfenbeinkarton mit der lithographischen Namengebung in Schreiblehrerschönschrift.

Eine vornehmere Weise kam in neuerer Zeit auf, die in Wiedererweckung alter Art von den Distinguierten die Kupferstichkarte verlangt, die in ihrem ganz leichten Relief des Abzugs von der tiefgravierten Platte etwas Lebendigeres



Entwurf einer Besuchskarte für die Herzogin Johann Georg von Sachsen. Von Heinrich Vogeler

und Handschriftlicheres hatte als die kalte, glatte Lithographie. In England sind die Kupferkarten ganz allgemein gebräuchlich, in Berlin werden sie noch mit Luxuspreisen bewertet.

Leider wurden die reichen Möglichkeiten noch gar nicht ausgenutzt; edle alte Schriften, zum Beispiel die eleganten Kursiven des achtzehnten Jahrhunderts, könnten hier erneut, feine Schriftkünstler wie Walser, E. R. Weiß, Somoff zu Entwürfen herangezogen werden. Statt dessen sah man bei einem vor mehreren Jahren veranstalteten Wettbewerb um die künstlerische Visitenkarte überwiegend Illustratives, das unserm sachlichen Geschmack fremdblieb: spielerische Emblematik, tändelnde Blümelei, wobei der „Schmuck" die Hauptsache und der Name Zufälligkeit schien. Vogelers Karten für fürstliche Damen waren immer noch besser als viele andre, aber dieses Arbeiten mit den Genien schien doch recht tote Symbolik.

Am erkenntnisvollsten betätigte sich Rudolf Koch, der alles auf die Schrift stellte. Er schrieb den Namen „Prinzessin Johann Georg, Herzogin zu Sachsen" in saftiger Mönchsfraktur pergamenthaft zwischen einfassende Linien, und an dem P, das als Pfosten und Eckbalken die Zeilen begrenzt, hängte er schräg das Rautenwappen der Wettiner auf.

Gewiß ist das eine archaische Lösung, sie wirkt aber hier nicht als Maskerade, sondern legitim, entsprechend Nam' und Art alten Geschlechts, das zu Urkunde und Wappenbriefen stimmt.

Und wer seine Aufgabe so erfaßt, der wird auch ein Gegenwärtiges frischlebendig umschreiben können.

Aphorismen

Von Moritz Goldschmidt

Nichts kann so schwer ins Gewicht fallen wie das Unwägbare.

*

Die kluge Selbstsucht findet ihre Erlösung in der Selbstzucht.

*

Von der Feigheit bewundert zu werden — nichts ist einem Helden so widerlich.

*

Ein Genieblitz der Sonne zeigt, daß der Mond nur ein Talent ist, ein Anempfinder!

*

Neid der andern macht viele Leute glücklicher als ihre eigne Zufriedenheit.

*

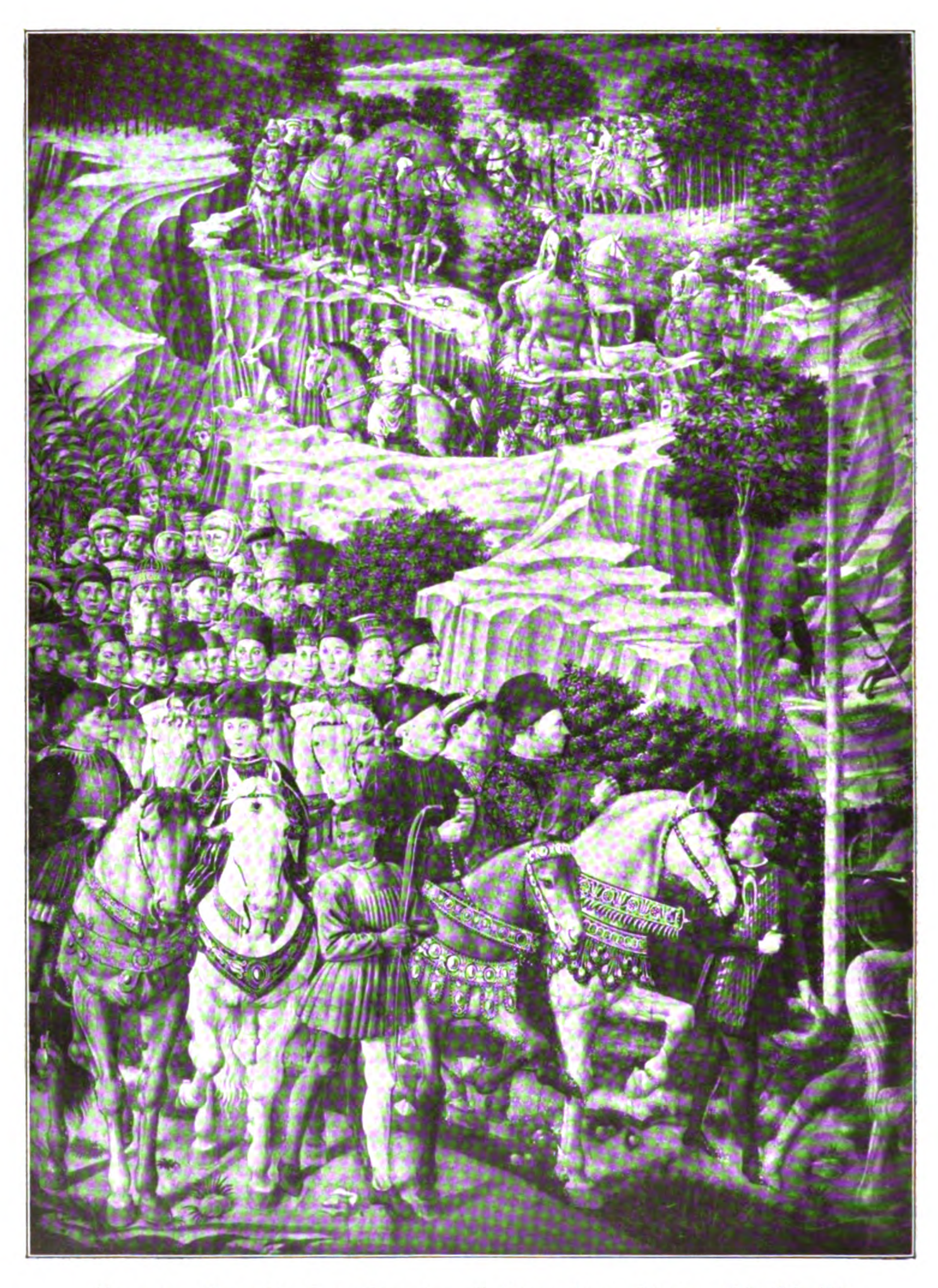
Was dein Herz schenkt, macht dich reicher, als was dein Verstand erwirbt.

*

Es gibt so viele Dummen! — Und wenn man einmal einen sucht, findet man keinen.

*

Unsere größten Freuden sind und bleiben die, die unsren größten Enttäuschungen vorangehen.



Benozzo Gozzoli: Der Zug der Heiligen drei Könige (Ausschnitt)

(Gemälde im Palazzo Riccardi in Venedig)

Der Globetrotter

Von Hans von Kahlenberg

Der Globetrotter wird in Port Said geboren, bis dorthin ist er einfach Vergnügungsreisender, ist er Tourist oder Fremder. Selbst in Alexandrien, in Assuan und in Khartum bleibt er noch reisender Europäer, er gehört noch der Alten Welt an, spricht Französisch, Deutsch oder Italienisch, je nachdem. Port Said ist sein Ausgangspunkt, die Stätte seiner Wiedergeburt. Ein neues Wesen, prächtig, eigenartig, frisch eingekleidet, mit andrer Sprache, einer vollkommen ausgewechselten Weltanschauung geht aus dieser in die Wüste hineingeschobenen Straße der Bars, der Spelunken, der zweifelhaften, mit vergilbtem und verstaubtem Abhub aller Länder vollgestopften Läden hervor. Der Globetrotter ist unter Assistenz der gesamten Erzgaunerschaft von drei Weltteilen überfreundlicher Knaben, schlauer Indier, rätselhafter Araber und undurchdringlicher Chinesen entstanden. Hier, nur hier ist für ihn der rechte Geburtsplatz! Der Phönix entsteigt einer zurückgelassenen grauen Vorweltasche. Ein seltener, sich seiner Rarität bewußter, prächtig befiederter Wundervogel! Die Wandlung ist ein fast ritueller Akt, sie vollzieht sich in drei leicht unterscheidbaren Abstufungen. Numero eins und erstens: Er kauft einen Topi. Zylinder, Melone, Gemsbart, selbst Automobil- und Jachtklubmütze existieren für ihn nicht mehr. Er ist der Bräutigam der Sonne fortan, ihr Bezwinger und Eroberer! Seht seinen Topi! Der Geist Stanleys und Livingstones, der Konquistadoren Cortez und Albuquerque ist über ihm. Zweitens: Er zieht weiße Deckschuhe an. Mag es in Strömen geregnet haben, mag der Matsch so dicht wie in Norddeutschland im November sein, von Port Said ab, so will es der Kodex des Weltbummlertums, werden weiße Deckschuhe getragen! Drittens: Er kauft eine Nilpferdpeitsche (Preis einen Schilling, für Eingeweihte eventuell siebzig Pfennig). Dies letzte ist mehr ein symbolischer Akt, da er ja vorläufig noch an Bord zwischen Wintergarten, Rauchsalon und Kabine verbleibt — er ist deshalb nicht weniger bedeutsam. Er bedeutet in der Tat eine förmliche Weihe, die Umtaufe, das Abschwören eines ganzen alten bisherigen Moral- und Sittengesetzes und die Annahme eines neuen. Von heute ab ist unser Freund — Rentner aus Magdeburg, Oberlehrer oder Journalist — Herrennatur, ist er Übermensch! Er ist der Weiße, der Sahib, der Weltbeherrscher! Natürlich spricht er nur noch Englisch, er spricht es schlecht, gut oder kaum — aber Englisch spricht er! Er fühlt englisch. Sein erstes Frühstück verwandelt sich automatisch von dem Tage ab in Chota Hazri, sein Gabelfrühstück wird Tiffin. Er tiffint. Bis zu diesem Tage betrachtete er, der gewöhnliche Reisende, Vergnügen- oder Schönheitsucher, die farbige Menschheit noch mit Interesse, mit Wohlwollen oder Neugier. Vom psychologischen Moment der Nilpferdpeitsche an wird sie für ihn Mist, Kot, wird sie Feind und Vieh: er leidet entschieden unter der Gegenwart eines gutgekleideten, sauberen und gebildeten Parsen oder Hindu am dritten Nebentisch. Er fühlt sich beleidigt, er agitiert, er spuckt aus. Der bisherige Europäer hat sein Rassegewissen entdeckt. Er ist Rasse, ausschließlichste, strengste, schnüffelnde Rasse — nur noch Rasse! Unvollkommen Gehäuteten, Phönixen, die noch Eierschalen tragen, gibt er guten Rat. Sie müssen sich daran gewöhnen. Solche Menschen sind Neutren, sind Dreck und Staub. Man klatscht oder pfeift sie herbei wie Hunde, tritt sie weg und fingert die Nilpferdpeitsche. Es liegen die erstaunlichsten zivilisatorischen Kräfte in solcher Nilpferdpeitsche — am Stammtisch daheim macht er später die betrübende Erfahrung, daß sie unecht war, sie splittert oder bröckelt ab. Sie war nie Haut. Port Said besteht aus Schuften und Schwindlern, die Babys dort werden schon im Besitz aller

Gaunerkniffe geboren. Tut nichts! Die Wirkung während der Reise war prophylaktisch wie Chinin. Er nimmt jeden Morgen zwei Chininpillen schon an Bord — und sehr vieles andre, Beefsteaks, Schinken, Eis, Bouillonsuppe und Bratkartoffeln, genau wie zu Hause, wie vorher. Sein offizielles Getränk wird Whisky und Soda. Es schmeckt ihm nicht, er würde Pilsener oder Medoc vorziehen — er trinkt Sodawhisky! Sie raucht Zigaretten.

Vorher, in seinem Larvenstadium, wußte er, daß ein gewisser Vasco da Gama vor langen Jahren Indien schon mal entdeckte. Der Entdecker ist er jetzt. Er does (macht ab, erledigt) Indien, China und Japan. Japan, China und Indien können forthin nicht mehr erwähnt werden, ohne daß er seine eigne abschließende Meinung darüber abgibt. Indien ist staubig, und man ißt schlecht, in Java stehen die Ananas wie unsre Hecken am Wege, die Japs sind in ihren Hotels unverschämt teuer geworden, und das mit dem Yoshiwara — — — Natürlich haben alle diese Länder für ihn nur „Weiber", den Begriff Dame oder Frau hat er zu Hause, in Magdeburg gelassen — er gab ihn einfach bei seiner mitreisenden Gattin ab! Mit Gelassenheit hört sie ihn ohne ihn auskommen, zuweilen mit Stolz. Sie ist Memsahib, ist Lady, glänzendste Leistung der Schöpfung, Stolz und Kleinod der Zivilisation! Sie hat keine Nilpferdpeitsche, höchstens photographiert sie, sie schreibt Ansichtspostkarten nach Haus und handelt um Silbersachen. Ihr Leitsatz ist, den zehnten Teil vom geforderten Preis zu bieten, ihre Devise: Mich fängt man nicht! Die Schmucksachen lieferten Idar und Pforzheim „echt orientalisch", ihr Kaschmirschal wurde in Plauen im Vogtland gewebt. Sie trafen Wernickes in Raffles' in Singapore und spielten in Weltevreden Skat, der Dhobymann in Kandy zerriß ihr zwei Blusen. Eigentlich träumte er von Tigerjagden, von Maharadschas, von Madame Chrysantheme und von Nautchgirls. Alle Globetrotter träumen von Nautchgirls... Dafür bringt er einen echt malaiischen Kris mit, und sie erstand einen Kimono. Sie haben auch ein Kokainblatt aus dem Botanischen Garten in Peradeniya und sahen einen leeren Termitenhügel, in dem mal eine Kobra wohnte.

Zu Hause sagt er noch manchmal Tiffin und bestellt im Löwenbräu einen Whisky und Soda.

„Von allen möglichen Ausschweifungen ist die Reise die größte, die ich kenne," sagte der große, der vornehme Flaubert, „es ist die, die man erfunden hat, als man der andern müde war." — Er kannte den Globetrotter nicht. „Ich versichere dich, es ist alles Schwindel," verrät er dir unter vier Augen, „die ganze Welt ist ein großer Schwindel! Indien kannst du heute für viertausend machen, rund um die Welt nebst Northern Pacific und Transsibirien kostet siebentausendachthundert. Na, und was haste dann?"

Was, in der Tat? Die Frage ist kitzlig.

Siziliane

Die Nacht spinnt feuchte Netze um die Bäume.
Vom Mondhorn träufelt Silber auf die Schneise.
Verloren klingt durch hohe Sternenräume
Des fremden Hütejungen Heimwehweise.
In solchen Nächten wachen meine Träume
Und heben sich und wandern scheu und leise...
Und kehren morgens matt und ohne Zäume
Zu meines Tages sichrem, festen Gleise.

Ilse Franke




Eingeborenenpolitik der Franzosen: Rechtsprechung durch Einheimische
Der Hof der Justice indigène

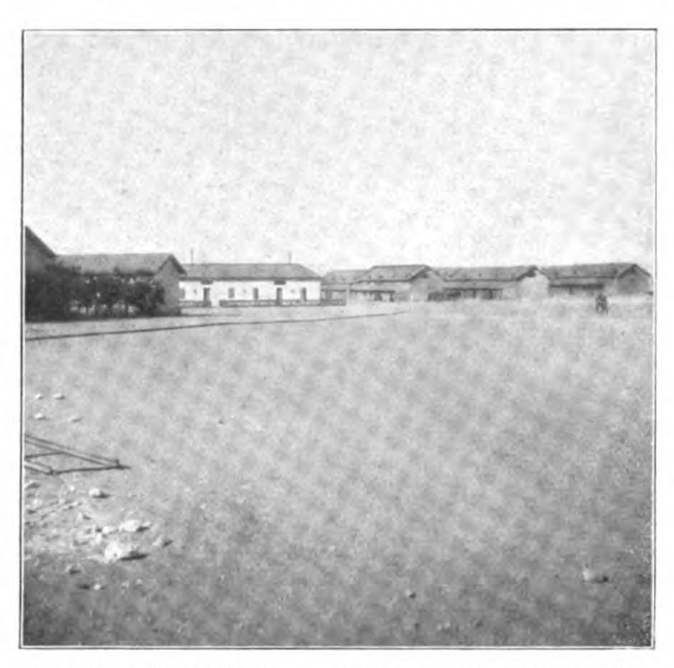
Pénétration pacifique

Von

Eduard Ladenburg

Die Schwierigkeiten, denen die Franzosen bei ihren Kämpfen um Marokko begegneten, waren weit größer, als wohl mancher der dabei Beteiligten vorausgeahnt hatte. Man wußte allerdings, daß sich die Einverleibung Marokkos nicht ganz leicht vollziehen würde, ja man rechnete auch mit vereinzelten kleinen Widerständen, aber daß es zu einem regelrechten Kampfe kommen sollte, das hatte man im Anfang nicht geglaubt. Man befürchtet auch heute noch, daß es weitere Opfer an Gut und Blut kosten wird, bis endlich den Franzosen das Gebiet so zur Verfügung steht, wie sie es sich wünschen. Gibt es doch in Frankreich Offiziere, die einen Kampf von mehr als zehn Jahren voraussagen und dabei betonen, daß die Schwierigkeiten des Kampfes viel größere sein werden als die bereits sehr kostspieligen Schlachten, die Algerien verursacht hat.

Als man an die Erwerbung Marokkos herantrat, da dachte man gar nicht an eine kriegerische Eroberung. Anfangs wollte man überhaupt nur wirtschaftliche Vorteile, und erst später ging man daran, sich auch politisch eine Macht zu schaffen. Was den Franzosen aber hierbei vorschwebte, das war jenes System, für das sie ein besonderes Wort geprägt haben: „Tunifizierung". Das, was in Tunis geleistet und erreicht wurde, sollte auf Marokko übertragen werden. Dieses System, das in Tunis angewandt wurde, hatte die Bezeichnung „La pénétration pacifique", die „friedliche Durchdringung". In gleicher Weise wie in Tunis wollte man in Marokko ein friedlicher Eroberer



Sozialpolitik: Arbeiterwohnhäuser in Südtunesien bei den Phosphatbergwerken

müssen, daß wichtige Kolonien von ihm abfielen, und es hat zur Befestigung seines Besitzstandes ungeheure Kosten aufwenden müssen. Dabei war es oft weniger glücklich in der Auswahl seiner Kolonien als England, und es verstand auch in vielen Fällen weniger, sich den Bedürfnissen der Kolonisten und Eingeborenen anzupassen. Ähnlich wie England und auch wie Deutschland in den Anfängen der Kolonialtätigkeit, hat es zu Beginn seines kolonialen Regimes Konzessionen verschenkt und einseitige Protektionswirtschaft betrieben. Aber im Lauf der Jahre hat es seine Fehler eingesehen und vor allem aus seinen eignen Fehlern und aus denen andrer Länder zu lernen verstanden. Es ist daher falsch, wenn man rundweg behauptet: „Die Franzosen sind keine Kolonisten." Sie verstehen wohl zu kolonisieren, aber es fehlt ihnen oft an dem geeigneten Menschenmaterial. Mit Recht hat man einmal das Wort geprägt: „Deutschland hat Kolonisten,

sein, ein Eroberer, der ohne Blutvergießen das Land in Besitz nimmt, es wirtschaftlich hebt und zugleich damit den Interessen des Mutterlandes, nämlich Frankreich, dient. Keine einseitige Kolonialpolitik war in Marokko gedacht, keine reine Begünstigung Frankreichs oder eine reine Protektion Marokkos, nein, man wollte Marokko **und** Frankreich nutzen! Hieran sucht Frankreich heute noch festzuhalten, selbst nachdem sich herausgestellt hat, daß ohne große kriegerische Schwierigkeiten die Durchführung des Projektes nicht möglich ist. Daher dürfte es angebracht sein, hier einmal kurz zu erläutern, **wie** Frankreich in Tunis kolonisiert hat und **was** es bei dieser Tunifizierung erreicht hat. Frankreich gehört zu den Ländern, deren Kolonialpolitik mehrfachem Wandel unterzogen wurde, nachdem es eine Republik oder ein Kaisertum war. Es hat umfangreiche Kolonien besessen, die es infolge falscher Verwaltung verloren hat. Es hat erleben



Beweis der Fruchtbarkeit Tunesiens. Oase mit Quelle





Ein Bergwerk in der Wüste Südtunesiens, mitten in Felsschluchten, zirka 300 Kilometer vom Meere entfernt, das mit 18 Millionen Frank errichtet wurde

aber keine Kolonien; Frankreich hat Kolonien, aber keine Kolonisten; England besitzt aber beides zusammen." Und in der Tat macht sich gerade in den französischen Kolonien, die zu Ansiedlungszwecken geeignet sind, der große Mangel an Ansiedlungsbevölkerung bemerkbar. Wenn man diese Schwierigkeit, die nicht zu unterschätzen ist, berücksichtigt, dann muß man zugeben, daß die Franzosen in Tunis ein Kulturwerk ersten Ranges geleistet haben. Mit dem sehr wenigen Material, das ihnen zur Verfügung stand, haben sie eine Wüste dem Weltmarkt und der Kultur zugleich erschlossen und dabei der eignen Volkswirtschaft einen gewaltigen Vorteil verschafft. Das Lehrgeld für Tunis hatte Frankreich in Algier bezahlt. Der Kampf um Algerien hatte mehr als dreißig Jahre gedauert, und die Ausgaben für Militärlasten, die Frankreich für Algerien bezahlen mußte, waren wesentlich höher als die Kriegsentschädigung, die Frankreich an Deutschland zu bezahlen hatte. Bei der Besitzergreifung Algeriens da schwebte Frankreich das Ziel vor, ein überseeisches Frankreich zu schaffen, die Eingeborenenbevölkerung zu Franzosen zu machen. Nach den vielen



Das Riesentheater in El Djem, ein Zeichen dafür, wie groß in den jetzt verlassenen Gegenden zu Zeiten der Römer die Bevölkerung war

Experimenten, die man in Algerien gemacht hat, sah man später auch ein, daß das System verfehlt war. Bei Tunis beschritt man einen andern Weg. Tunis wurde keine reine Kolonie, sondern ein Protektorat, und der Grundgedanke, der bei Schaffung dieses Protektorates vorherrschte, war: Schonung der Gefühle der Eingeborenen, möglichstes Festhalten an bisheriger Tradition. Zunächst ließ man den Eingeborenen ein sichtbares Oberhaupt, das sich zum Islam bekannte. Der Bei von Tunis, der auch früher in Tunis geherrscht hatte, wurde auf seinem Thron belassen. Man umgab ihn mit französischem Prunk und französischer Pracht, und nach außen hin ließ man ihm auch noch einen Schein seiner früheren Macht. In der Praxis wurde aber aus dem Bei von Tunis, wenn man ihn auch mit äußerster Höflichkeit behandelte, eine Schattenfigur, die dem Willen des französischen Ministerresidenten sich fügen mußte.

Durch die Schaffung des Protektorates und die Beibehaltung des bisherigen Herrschers wurde es vermieden, daß die Eingeborenen aufständisch wurden, und abgesehen von einigen leichten Gefechten ist Tunis ohne großes Blutvergießen in Besitz genommen worden. Auch heute herrscht noch der Bei von Tunis, und er fühlt sich unter den jetzigen Verhältnissen recht wohl. Die Bevölkerung ist keineswegs unzufrieden, wenn es naturgemäß auch nicht an Stimmen fehlt, die zu einem Aufstand reizen wollen. Die Tunesier haben überwiegend Vorteile von dem französischen Protektorat gehabt. Im Auslande genießen sie den Schutz des französischen Konsuls und den Schutz Frankreichs; im Innern sind sie an der Ausübung ihrer bisherigen Tätigkeit und Gepflogenheiten keineswegs gehindert, und dabei kommen ihnen die Segnungen einer modernen Kultur, Verkehrswesen und Gesundheitseinrichtungen zustatten.

Tunis hat im Gegensatz zu Algerien — und das ist einer der wichtigsten Gesichtspunkte der Pénétration pacifique — seinen bisherigen Charakter vollständig beibehalten. Trotzdem die Franzosen seit dreißig Jahren im Lande sind, hat sich nach außen hin, abgesehen von der Stadt Tunis und einigen andern großen Städten, nur wenig geändert. Die Eingeborenen im Innern haben noch dieselben Lebensgewohnheiten wie früher, dieselben Sitten und Gebräuche, die sie seit Jahrhunderten hatten. Ja, die Franzosen waren sogar so konziliant, daß sie den Eingeborenen auch ihre Gerichtsbarkeit ließen. Alle Streitigkeiten, die Eingeborene untereinander haben, werden von Tunesiern geschlichtet. In dem Justice indigène (von dem wir zwei Abbildungen bringen) sitzen drei Tunesier in ihrer Eingeborenenkleidung als Richter. Die Gerichtsverhandlung wird in arabischer Sprache geführt, die Angeklagten von Eingeborenen verteidigt. Frankreich bekümmert sich gar nicht um diese Streitigkeiten, und der Gerichtssaal ist geschmückt mit den tunesischen Fahnen und mit der Büste des Beis von Tunis.

Anders verhält sich die Sache, sobald Ausländer in Betracht kommen. Hat ein Franzose oder ein Deutscher eine Streitigkeit mit einem Eingeborenen, dann tritt das französische Gericht zusammen, das von berufsmäßigen französischen Richtern besetzt und in französischer Sprache geführt wird. Wie so anders sind die Verhandlungen vor dem französischen Gericht! Im Eingeborenengericht echt orientalische Farbenpracht. Bunt durcheinander in dicht gedrängter Menge sitzen die Eingeborenen um den Gerichtshof herum, alle lebhaft gestikulierend, laut dazwischenredend. Im französischen Gerichtshof, der mit den Fahnen der Republik und dem Wappen Frankreichs geziert ist, vornehme französische Richter in ihrer Amtsrobe mit der weißen Binde, der Rechtsanwalt in französischer Sprache plädierend.

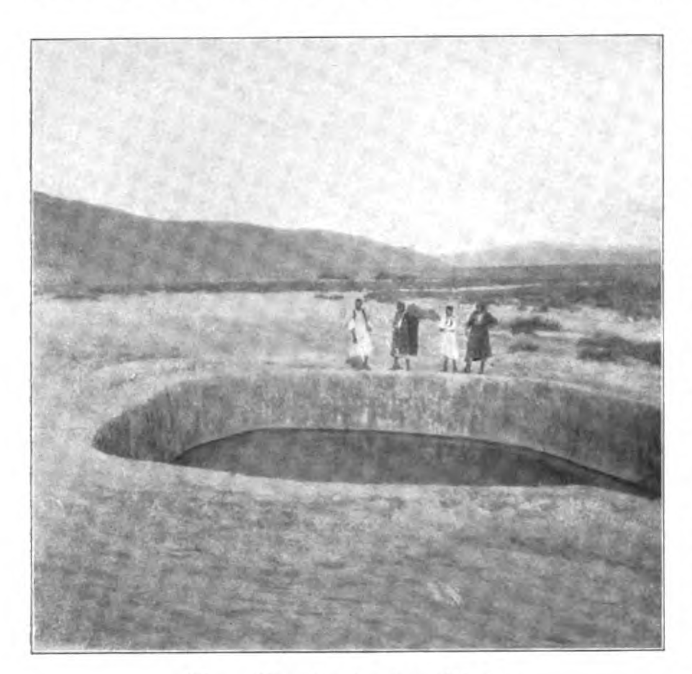
Besonders wichtig ist es nun, darauf hinzuweisen, was die Franzosen für die wirtschaftliche Erschließung und Hebung des Landes getan haben. Denn seitdem das Protektorat über Tunis verkündet wurde, haben die Franzosen mehr als eine halbe Milliarde Frank Kapital in Tunis investiert. Zwei Richtlinien waren es, denen sie ihr besonderes Interesse gewidmet haben: Eisenbahnen und Wegebau! Die Eisenbahnbauten in Tunis müssen jedem ein Erstaunen abringen, und gerade uns Deutschen, die wir im Eisenbahnbau in den Kolonien bis vor wenigen Jahren nur Verschwindendes geleistet hatten, könnten sie als

Vorbild dienen. Riesige Linien verbinden die wichtigsten Orte von Tunis miteinander, und selbst durch anscheinend unfruchtbare Wüste führt der Schienenstrang. Von Tunis nach Sfax, von Sfax nach Metlaoi und von da nach Susa, überallhin kann man mit der Eisenbahn fahren, ja selbst durch die Wüste zur Oase Gafza. Stellenweise fährt man durch vollständig ödes Land, unfruchtbar und unbewohnt. Aber dieses Land ist nicht wertlos, und ein Blick auf El Djem belehrt uns, daß man selbst das Steppenland nicht unterschätzen darf. El Djem ist ein kleines Araberdörfchen mit nur wenigen Eingeborenen. Aber in ihm befindet sich eine Ruine, die uns mehr beweist als die Gutachten der ersten Autoritäten. Ein mehr als 30 Meter hohes Theater von riesigem Umfang befand sich hier zur Zeit der Römer, und es zeigt uns, daß im Altertum hier eine große Bevölkerung gewohnt haben muß, die sich gut ernähren konnte; denn so große Theaterbauten wie in El Djem findet man nur sehr selten und nur in wirklich großen Niederlassungen der Römer.


Wasserversorgung, die Lebensfrage Tunesiens. Zisternen aus der Römerzeit

Neben den Eisenbahnen haben die Franzosen in ganz besonderer Weise das Verkehrswesen ausgebildet. Während sie den Bau der Bahnen zu einem großen Teil Gesellschaften überließen und namentlich die Bahn von Sfax nach der Oase Gafza durch eine Phosphatgesellschaft gebaut wurde, haben sie den Bau von Wegen selbst in die Hand genommen. Ausgezeichnete Chausseen ermöglichen es, in kurzer Zeit, sei es mit dem Auto, sei es mit dem Zweirad oder sei es zu Pferde, von Dorf zu Dorf zu eilen, und den Karawanen, die man überall im Innern noch trifft, wird hierdurch der Verkehr sehr erleichtert. Allerdings waren es nicht nur die wirtschaftlichen Momente, die die Franzosen zur Anlage der großartigen Eisenbahnen und Wege veranlaßten, sondern es waren auch Erwägungen politischer Natur. Sollte einmal, was ja keineswegs ausgeschlossen ist, ein Aufstand im


Vorne Steppencharakter; im Hintergrunde, wo bewässert ist, außerordentliche Fruchtbarkeit



Eine Quelle in der Wüste

rig und die Ernte Tunesiens regelmäßig großen Schwankungen unterworfen. Man ist in Tunesien froh, wenn unter drei Ernten eine gut ausfällt. Waren zwei Ernten gut, dann ist die dritte fast ausnahmslos eine Mißernte. In den letzten Jahren hat die Erzeugung von Olivenöl, einem der wichtigsten Produkte Tunesiens, zwischen 50 000 und 500 000 Hektoliter geschwankt, ein Beweis, welche Wirkung die Witterung ausübt. Auch bei der Getreideproduktion schwanken die Erträge oft über 50 Prozent. Weizen hat im Jahre 1910 1 Million Doppelzentner, im Jahre 1911 mehr als 2 Millionen Doppelzentner ergeben. Die Gerstenernte ging im Jahre 1910 von 2 Millionen Doppelzentnern auf 900 000 Doppelzentner zurück, um im folgenden Jahre wieder auf annähernd 3 Millionen Doppelzentner zu steigen. Solche Schwankungen liegen naturgemäß keineswegs im Interesse der tunesischen Volkswirtschaft, und man muß vor allen jetzt bestrebt sein, den Wassermangel im Tunis, der die Ernteerträge so stark ge-

Innern des Landes ausbrechen, dann ist es für die Franzosen mit Hilfe der Eisenbahnen und der Landstraßen ein leichtes, sofort die nötigen Truppendislozierungen vorzunehmen. Eine wichtige Kulturaufgabe — vielleicht für die Zukunft des Landes noch wichtiger als der Bau von Eisenbahnen — ist die Wassererschließung. Tunesien leidet sehr stark unter Wassermangel, und die Verhältnisse sind dort ähnlich wie in unserm deutschen Schutzgebiet Südwestafrika. Die Flüsse sind im Sommer vollständig ausgetrocknet, und die geringen Niederschläge verflüchtigen sich unter der sengenden Sonne und unter den glühend heißen Winden. Dadurch ist der Anbau von landwirtschaftlichen Produkten häufig sehr schwie-



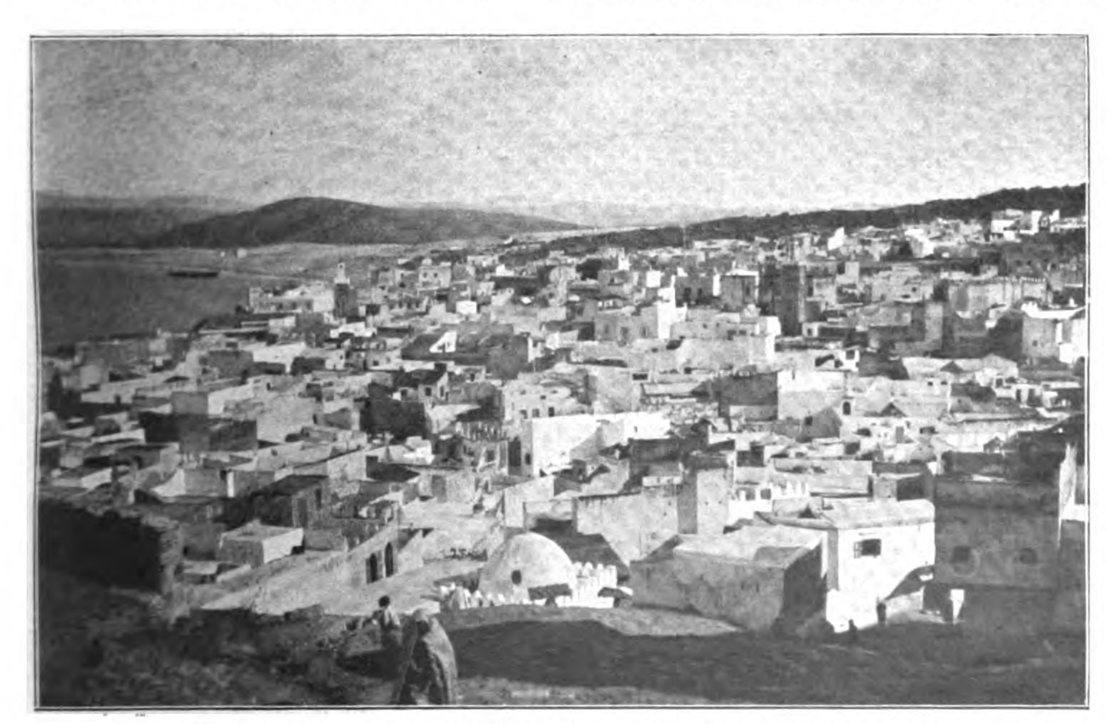
Landungsplatz in Tanger

fährdet, zu beseitigen. Daß Tunis ein außerordentlich fruchtbares Land ist, unterliegt keinem Zweifel, und ein Blick auf die Oase Gafza, die zu den großartigsten Oasen der Welt gehört, zeigt uns, was man mit Bewässerung erreichen kann. Will man die Landwirtschaft in Tunis fördern, dann muß man vor allem die natürlichen Wasserquellen des Landes nach Möglichkeit erschließen und die vorhandenen Wassermengen, sei es durch Talsperren, Staudämme und dergleichen, für spätere magere Zeiten aufbewahren. Ist die Frage der künstlichen Bewässerung gelöst, dann steht Tunesien ein gewaltiger Aufschwung bevor, der den bisher erreichten bei weitem übertrifft. Gerade bei der Frage der Bewässerung kann das, was die Römer geleistet haben, den Franzosen als Vorbild dienen. Unsre Abbildung zeigt uns einige der zahlreichen Zisternen, die sich in den Ruinen von Karthago befinden, und sie beweist uns, daß schon die Römer ihr Hauptaugenmerk der Wasserversorgung zuwandten. Nicht nur in Karthago, auch in Zaghouan, in Kairouan finden sich großartige Bauten der Römer zum Zwecke der Wassererschließung.

Tunesien ist ein fruchtbares Land. Es ist schon jetzt der größte Olivenölproduzent der ganzen Welt. Daneben besitzt es noch beträchtliche Schätze an Mineralien, und namentlich die Produktion von Phosphat ist so groß wie in keinem Lande der Erde.

Auch hier haben die Franzosen gezeigt, daß sie zu kolonisieren verstehen. Im Phosphatbergbau Tunesiens sind mehr als 20 Millionen Frank Kapital investiert, und das Bergwerk, das wir in der Abbildung vorführen, ist das größte industrielle Unternehmen Tunesiens.

Naturgemäß hat Frankreich von der Pénétration pacifique auch sehr große Vorteile. Es ist bekannt, welche Protektion der französische Handel in Tunesien genießt, wie durch Vorzugszölle beziehungsweise Zollfreiheit für tunesische Erzeugnisse der größte Teil der Ausfuhr nach Frankreich geht, und wie anderseits in Tunesien der französische Handel dominiert. Mehr als 66 Prozent aller Waren stammen aus Frankreich, und nur 33 Prozent liefern andre Länder. Die Pénétration pacifique hat also nicht nur den einen Zweck gehabt, die Kultur des Landes zu verbessern und zu heben, sondern sie hat auch einen gewaltigen wirtschaftlichen Zweck gehabt.



Blick von der Zitadelle über die Dächer der Stadt Tanger



Kultur der Gegenwart





Bildende Kunst



Das erste deutsche Museum für ostasiatische Kunst

Die Stadt Köln hat zuerst der Kunst Ostasiens ein Museum errichtet und es jetzt eröffnen können, während die Sammlungen, die den Grundstock des Berliner Museums bilden, noch im Dunkel der Magazine lagern und nur zum Teil und für kurze Zeit einmal gezeigt worden sind.

Es ist natürlich nicht eine eigne Schöpfung der Stadt, sondern wie der Domkapitular Schmitgen ihr seine private Sammlung christlicher Altertümer gestiftet hat, so dankt sie die ostasiatischen Werke dem Professor Adolf Fischer, der sie mit eignen Mitteln, nur zuletzt von der Stadt und einzelnen Bürgern unterstützt, zusammengebracht hat. Aber es bleibt ihr der Ruhm, die Wichtigkeit der Sache gesehen und Ausbau und Aufstellung der Sammlung ermöglicht zu haben.

Die Kunst Ostasiens ist erst in dem letzten Jahrzehnt entdeckt worden. Chinesische und japanische Arbeiten sind im Westen seit Jahrhunderten bekannt und haben oft auf unser eignes Schaffen gewirkt. Das Rokoko im achtzehnten und die Moderne im neunzehnten Jahrhundert beruhen zum großen Teil auf ihren Einflüssen. Aber was die Europäer in dem bis fast in die Gegenwart streng verschlossenen Ländern zu sehen und zu kaufen bekamen, stammte aus späten Zeiten. Und was die Ostasiaten gar in das Land dieser weißen Barbaren brachten, das war schnelle und auf ihre Geschmacklosigkeit berechnete Exportware der großen Masse nach; etwas bessere für die Kenner kam demgegenüber kaum in Betracht. Europa braucht deshalb nicht allzu scharf getadelt zu werden: etwas von der guten Tradition und der hochentwickelten Technik der Völker steckte schließlich auch noch in dieser Ware, und — was wichtiger ist — man benutzte sie ja nur zur „Dekoration“, also nur wegen gewisser Oberflächenwerte, die sie hat. Und was die Maler an Anregungen den Holzschnitten entnahmen, das waren in den besten Fällen, auf die es ankommt, Dinge, die eben die Holzschneider ihrer großen Malerei entlehnt hatten.

Es dauerte ziemlich lange, bis die Europäer dazu kamen, die Erzeugnisse Ostasiens richtig zu werten, das künstlerische Werk von der Ware zu unterscheiden und



Der Dichter Hitomaro



Kultur der Gegenwart

die alte hohe Kunst zu verstehen, die das Fundament aller späteren bildet und ihr so ragend überlegen ist, wie bei uns die Kunst der großen alten Epochen der späten. Es war vielerlei dazu nötig: der Einblick in Heim und Leben dieser Menschen, in die Bedingungen, für die ihre Künstler schaffen, und das Eindringen in die uralten Heiligtümer und in die ebenso streng wie sie verwahrten japanischen Sammlungen sakraler Statuen, Bilder und Gefäße.

Was man hier nun fand, lohnte die Mühe. Eine der schönsten Kunstepochen der Geschichte ist es, die entdeckt wurde und deren Werke jetzt zu uns kommen: einfach, ausdrucksvoll oft und oft von eigner Anmut, groß in der Form und doch voll von aller Feinheit des Lebens. Natürlich enthält das Kölner Museum auch sehr viele kunsthandwerkliche Arbeiten. Soll das Bild vollständig sein, so durften sie nicht fehlen. Aber solche Dinge sind schon in vielen Kunstgewerbemuseen oder ethnographischen zu sehen. Das Mehr, das hier für die Anschauung gegeben wird, liegt in den japanischen Zimmern, die von Handwerkern des Landes gebaut sind. Von geraden, glatten Formen und den neutralen Tönen der Wände, Böden und Decken mit ihrem fast völligen Mangel an Hausrat — ein Bord von edlem Holz, ein Lackschränkchen in der Nische ist alles, was zum Zimmer gehört — lassen sie ganz unmittelbar fühlen, wie hier jedes einzelne Stück mit jeder Finesse von Arbeit, Linie und Ton wirken kann. Niemals ist eine Konkurrenz da: jedes Bild, jedes Gerät wird erst, wenn es gebraucht oder gesehen werden soll, feierlich aus dem Verwahr hervorgeholt. Es ist der stärkste Gegensatz zu unsern Zimmern, in denen neben dem Möbel so viele Gegenstände, brauchbare und unbrauchbare, auf- und ausgestellt sind. Der Begriff der Dekoration ist den Ostasiaten unbekannt,



Die Göttin Kwannon
Japanisches Bildwerk aus dem 16. Jahrhundert



Kultur der Gegenwart

und die bei uns beliebte „japanische Ecke“ ist so unjapanisch wie unser „orientalisches Zimmer“ unorientalisch. Die Bedeutung des Kölner Museums liegt aber nicht in den kunstgewerblichen Arbeiten, die es auch hat, sondern in den Kunstwerken, die es allein hat: in den Bildern und noch mehr, wie mir scheint, in den Skulpturen.

Es kommt an dieser Stelle nicht auf die historische Bedeutung, sondern nur auf den Kunstwert der Dinge an. Die frühe chinesische und japanische Plastik stellt sich neben die ägyptische und die beste griechische und frühgotische. Den in ihrer Erscheinung so verschiedenen Werken dieser Epochen ist eines gemeinsam: die strenge, aus dem Material entwickelte Form, in der aber das Leben nicht nur nicht erstarrt, sondern gerade zu dem stärksten Ausdruck kommt. Das naturalistische neunzehnte Jahrhundert hat alle diese Kunst nicht nach Gebühr würdigen können. Seinen Menschen schien es wichtig, daß die einzelne Wirklichkeit wiedergegeben würde. Seine Künstler arbeiteten nach der Natur, die Form war ihnen ein andres. Heute streben Künstler wieder nach der strengen Form, aber sie beherrschen die Natur nicht und glauben, daß das Studium der Wirklichkeit die Erringung der Form unmöglich mache — was aber nur für das moderne Naturstudium gilt. Die Künstler der oben genannten Völker und Zeiten kannten eine solche Trennung nicht. Ihnen war die Kenntnis der Wirklichkeit ebenso selbstverständlich wie die ihres Handwerks. Inhalt und Form entstanden in demselben Schöpfungsakt.



Die Göttin Kwannon
Koreanische Holzstatuette aus dem 6. Jahrh.

Jede Figur zeigt das. Sie ist Ausdruck, wesentlicher und darum so wirkungsvoller Ausdruck einer Gestalt, und ist zugleich rhythmisch gegliederter, fest beruhender Holzblock. Man wird der lieblichen Göttin Kwannon ebenso gerecht wie einem schwer ernsten Priesterphilosophen oder einem in Sehnsucht sinnenden Dichter. Dem

Kultur der Gegenwart



Ganzen fehlt nie etwas. Was im Sinne der realistischen Zeiten „fehlt", ist nur das Detail, dieses Detail, das klein macht und den Ausdruck nicht fördert, sondern hindert.

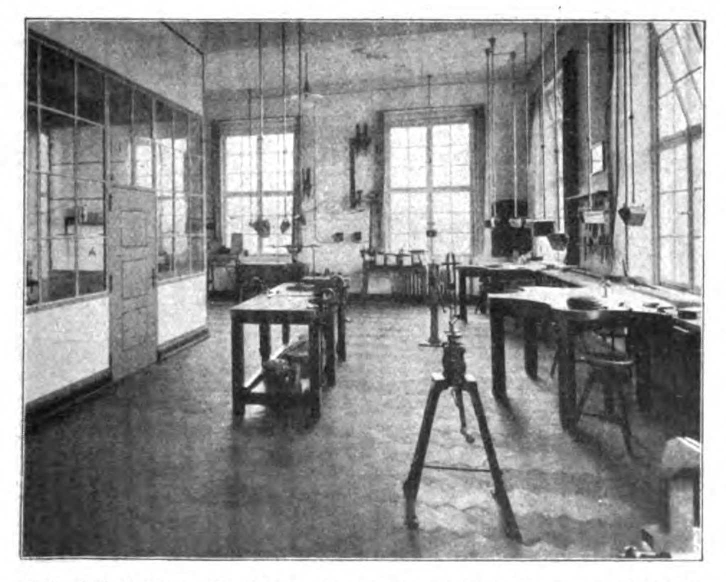
Die Plastik Ostasiens ist noch nie so zur Geltung gekommen wie in diesem neuen Museum. Und dazu trägt auch die des höchsten Lobes würdige Aufstellung bei. Von ihren Prinzipien brauche ich nichts zu sagen: sie sind den japanischen Räumen entnommen, deren Charakter ich eben geschildert habe. Jedes Stück ist möglichst isoliert, und die rahmenden Säle sind glatt und farblos gehalten.

Fritz Stahl

Kunstgewerbe

Die Hamburger Kunstgewerbeschule

Hamburg kann es sich leisten. In ganz Preußen gibt es keinen ähnlichen Fall. Die Republik marschiert an der Spitze. Die Kaffeesäcke, die den frechen Heine einst so sehr ärgerten (und das von Rechts wegen), scheinen ausgestorben zu sein. Die Kaufleute opfern heute der Kunst; sie stellen eine Kunstgewerbeschule auf, die mehr als eine Million Mark kostet. Ist das nun selbstloser Idealismus? Hoffentlich nicht. Hoffentlich ist es bewußte Selbstbejahung des Kaufmanns als Herr des gegenwärtigen Wirtschaftslebens, als Führer der modernen Kultur und damit als entscheidender Auftraggeber der Künste. So angeschaut, ist der Neubau der Hamburger Kunstgewerbeschule ein Symptom: der Kaufmann wird produktiv. Er mehrt nicht nur wie bisher seinen eignen Profit; er steigert die Ausdrucksintensität der Zeit und ihres Volkes. Dafür gibt es in Hamburg noch mannigfache Beweise. Freilich, noch hat die neue Gesinnung nicht alle Beteiligten und Verpflichteten ergriffen. Wie wäre sonst das Baugemüse der Altonaer Landungsbrücke möglich gewesen; wie hätte sonst Herr Ballin das technische Wunderwerk des „Imperators" durch eine abscheuliche Lügenarchitektur zerstören können! Gerade dieser unbegreifliche Mißgriff des allgewaltigen Schiffahrtsdirektors hatte gegen Hamburg erhebliches Mißtrauen erweckt; man dachte, daß Ballins reaktionärer Stolz, das Louis XVI. zu poussieren, für die Gesinnung der Gilde charakteristisch wäre. Um so angenehmer ist man überrascht, feststellen zu können, daß solche kurzsichtige Vorliebe für die „Stile" der längst getöteten Vergangenheit (die Industrie und ihre Kapitäne waren die Mörder) einigermaßen einsam blieb. Wie wäre es auch anders möglich! Eine Stadt, in der stärker als in vielen andern die ganze Heftigkeit des modernen Lebens sich entlädt, eine Stadt, die den Geist der Zahl tiefer als viele andre täglich begreifen und erfahren muß, solch eine Stadt des Dampfes und der Elektrizität, des überseeischen Funkenspruches und der Kursmechanik muß die



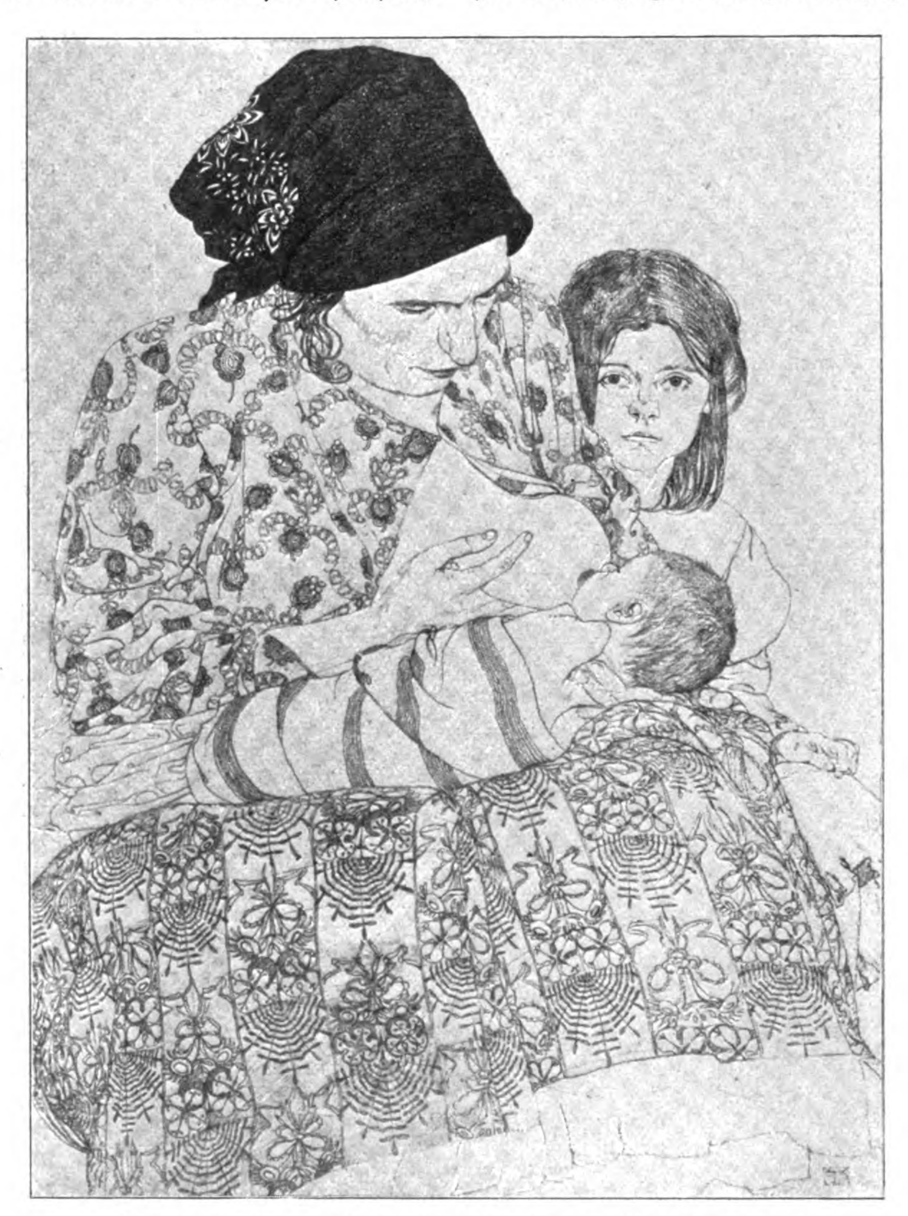
Die Metallwerkstatt der Hamburger Kunstgewerbeschule



Kultur der Gegenwart



Sinnlosigkeit der architektonischen Larve begreifen und muß von dem Instinkt erfaßt werden, eine eigne Baukunst zu schaffen. An dem Kontorhaus hat solche häuser. Sie sind zumeist aus Backstein geschichtet. Die besten wurden von dem Architekten Höger gebaut; auch Schaudt hat nicht erfolglos in Hamburg gewirkt.



„Die Mutter“ von P. Tietze: Klasse von Professor Geschka
(Hamburger Kunstgewerbeschule)

werktätige Einsicht sich entwickelt. Wir treffen in Hamburg ganze Reihen solcher nüchterner, von jedem Schmuck befreiter, nur der Notwendigkeit dienender Büro- Und für die öffentlichen Bauten wurde der vor wenigen Jahren aus Dresden berufene Fritz Schumacher (siehe den nachfolgenden Aufsatz von Geheimrat



Kultur der Gegenwart



Muthesius) ein trefflicher Reformator. Man muß das Hamburger Rathaus kennen, diese Monstrosität, an der ein Konsortium von Baumenschen sich ausgetobt hat, und das Kaiser-Wilhelm-Denkmal, um zu wissen, wie not dem Hamburger Staat ein umsichtiger Architekt war.

Man muß die verwilderte Silhouette des Oberlandesgerichts haben spuken sehen, um das Dringliche solcher Not brennen zu fühlen. Zwar der Bahnhof (bis auf einige Repräsentationstürmchen, die von Berlin her diktiert sein sollen) war ein monumentaler Weckruf und ein unaufhaltsamer Vorstoß der neuen Zeit und ihres selbständigen Könnens. Das Kontorhaus aber war erst die Verallgemeinerung solcher Abkehr von den Stilen zum Wesenhaften. Und Schumacher tat dann das Seine, um den neuen Bauwillen, wie er sich in einigen klarblickenden Kaufleuten offenbarte, dem Organismus des Kaufmannsstaates einzufügen. Schumachers öffentliche Bauten, Schulen, Polizeiwachen, Krankenhäuser oder Badeanstalten, sind lebendige Symbole der Moral und der Energie, durch die eine Gemeinsamkeit wie Hamburg so etwas wie ein Zentrum der Welt zu sein vermag. Backsteinbauten (der Backstein ist das geborene Material, der zugewachsene Stoff der Wasserkante) stehen in blanker Reinlichkeit, in straffer, aber geschmeidiger Vernunft, kühl, aber nicht kalt, würdevoll, aber zugleich wohlgefällig im Stadtbild. Ihre Gesundheit und ihre überzeugende Kraft ist, daß man automatisch spürt, wie sie Bauten dieses Bürgertums sind. Der Architekt war, was er eigentlich jederzeit sein sollte, ein Ausübender des Willens derer, die ihn bauen hießen, ein Exponent des geklärten Willens der Besten seiner Bauherren.

Solch ein Haus nun baute Schumacher auch für die Kunstgewerbeschule. Der Direktor Meyer hatte das Programm des Baues zusammengestellt. Er dachte dabei an das freundliche Scherzwort von den Lumpen, die allein bescheiden sind. Er griff zu.



„Wild-West" von H. Streckenbach: Klasse von Professor Hugo Meyer (Hamburger Kunstgewerbeschule)

Er tat es aber mit Umsicht, und so bestellte er sich ein Schulhaus, ausgestattet mit allem, was zu dem Apparat der Kunsterziehung nur irgendwie gehören kann. Der Architekt übte sein Amt als ein Pfleger des sozialen Fortschrittes und des formalen Expansionsdranges eines stolzen Bürgertums. So kam es (ganz natürlich und zwanglos, das ist das Schöne daran), daß das neue Schulhaus wirklich so etwas wurde wie eine Versinnlichung des künstlerischen Erziehungsgedankens. Das Haus, außen und innen, ist der beste und beständigste Lehrer des Kollegiums. Es fehlt nichts, was den Novizen Förde-



Kultur der Gegenwart



rung und Bequemlichkeit sein könnte. Alle Lehrsäle sind groß und luftig; die Korridore sind breit und hell. Der Hörsaal wurde als Amphitheater ausgestaltet; die Aula bekam einen diskreten Rhythmus, dessen pathetische Wirksamkeit erst durch eine Reihe von Wandbildern zur Entfaltung kommen wird.

Zum Wesen des Unterrichts, wie er in dieser Anstalt erteilt werden soll, gehört die Werkstatt; es gibt deren hier eine eigne für jedes bedeutsame Handwerk. Diese Räume sind mustergültig; es ginge dem Handwerk besser, wenn alle Werkstätten beherrscht wären von der Übersichtlichkeit und der hellen Arbeitsfreude, wie sie in diesen Schulwerkstätten waltet. In solch einer Tischlerei, in solch einer Schmiede, solch einer Töpferei oder Goldarbeiterstube erfährt man abermals die Suggestion des Raumes. In solcher Atmosphäre kann Schundarbeit nicht wuchern; hier stellt sich mit Naturgewalt der Qualitätsgedanke ein. Und damit enthüllt sich die Ursache, warum die Hamburger Kaufleute diese Million opferten. Weil sie lernten, daß künftighin nur noch die Qualität auf dem Weltmarkt entscheidend ist.

Robert Breuer



Architektur

Fritz Schumacher

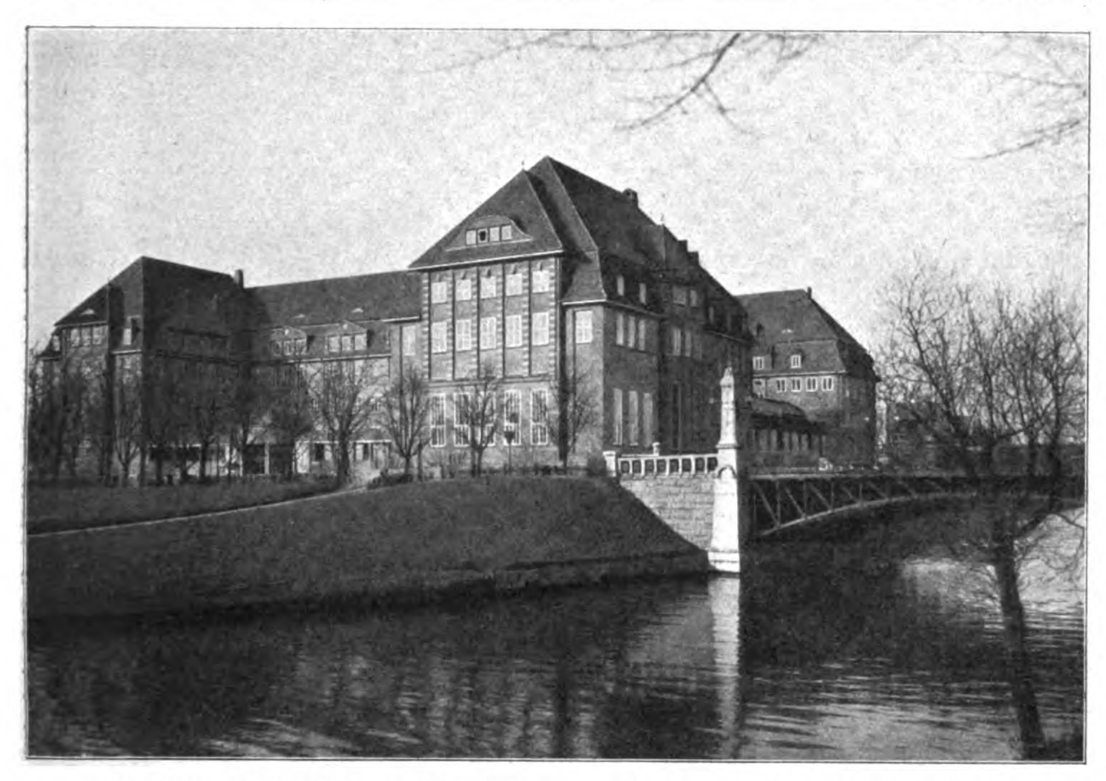
Ein wie frisches Leben in die deutsche Architektur eingezogen ist, das bekunden die öffentlichen Bauten einer Reihe von Großstädten, die das Glück gehabt haben, als oberste Baubeamte hervorragende jüngere Kräfte zu erhalten. Infolge des in den Städten winkenden selbständigeren und freieren Betätigungsfeldes wird es den Stadtverwaltungen verhältnismäßig leicht, die besseren Elemente aus dem Staatsbauwesen herauszuziehen, zumal die bureaukratische Beschäftigung der Staatsbaubeamten auf solche Architekten kaum eine Anziehungskraft ausüben kann, die den Drang in sich fühlen, sich in künstlerischer Weise zu betätigen. So kann man schon heute beobachten, daß in den Bauten vieler Städte und Großstädte jener fiskalische Zug fehlt, den unsre Staatsbauten noch mehr oder weniger aufweisen. Ein gediegener baukünstlerischer Ausdruck, das Zeichen des Anschlusses an die moderne Architekturbewegung, ist an seine Stelle getreten. Dies bezieht sich freilich vorderhand nur auf die sogenannten Hochbauten. Städtebaulich, das heißt bei Straßenanlagen, Parken, Spielplätzen, Stadterweiterungen, liegen die Verhältnisse noch fast allerorten im argen. Infolge der früheren Auffassung, nach welcher diese Tätigkeit nichts mit Kunst zu tun hatte, werden diese Gebiete heute fast ausnahmslos noch von „Tiefbauern“ verwaltet. Dies ist um so bedauerlicher, als die Grundgestaltung unsrer Städte viel mehr von den städtebaulichen Maßnah-



Professor Fritz Schumacher: Die Volksschule am Teutonenweg

Kultur der Gegenwart





Professor Fritz Schumacher: Die neue Hamburger Kunstgewerbeschule

men als von der guten Architektur der einzelnen Hochbauten abhängt. Erst wenn auch hier noch Wandel geschaffen sein wird, wenn auch hier die heute reichlich vorhandenen jüngeren künstlerischen Kräfte an die Aufgaben, die ihnen zukommen, herangelassen werden, erst dann wird man ein wirkliches Aufblühen unsrer Städte in architektonischer Beziehung erwarten können.

Unter den Städten, die in den glücklichen Besitz eines hervorragenden Baukünstlers als Chef des Bauwesens gekommen sind, ragt Hamburg an erster Stelle hervor. Dort hat Fritz Schumacher, der bis dahin eine Professur an der Technischen Hochschule in Dresden bekleidete, vor drei Jahren die Leitung des Hochbauamtes übernommen. Die Aufgaben, die auf ihn einstürmten, waren zahlreich und zum Teil allergrößten Umfanges. Er hat sich mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit und persönlichen Aufopferung den neuen Problemen gewidmet und seine ganze Kraft in den Dienst der großen Sache gestellt. Heute, nach drei Jahren, bieten seine zahlreichen, inzwischen entstandenen Neubauten bereits einen Überblick über das, was er will und kann. Eine Reihe prächtiger öffentlicher Gebäude, Schulen aller Art, Badeanstalten, Polizeigebäude, sind nach seinen Entwürfen errichtet. Man erkennt sofort: hier ist einer, der vollgültige architektonische Schöpfungen hervorbringt, hier sind Musterbeispiele der städtischen Baukunst gegeben. Schumacher hat sich in Hamburg mit großem Geschick dem nordischen Backsteinbau zugewendet, alle seine Hamburger Bauten ohne Ausnahme sind in diesem Material errichtet. Eine Bewegung, das alte in Norddeutschland heimische Baumaterial wieder aufzunehmen, fand er bereits unter den jüngeren Hamburger Architekten vor. Die Backsteinbauten dieser modernen Schule unterscheiden sich deutlich von den Backsteinbauten der Berliner Schule Otzens, die vor zwanzig Jahren von sich reden machte, und der Hannöverschen Schule, deren umfangreiche Tätigkeit

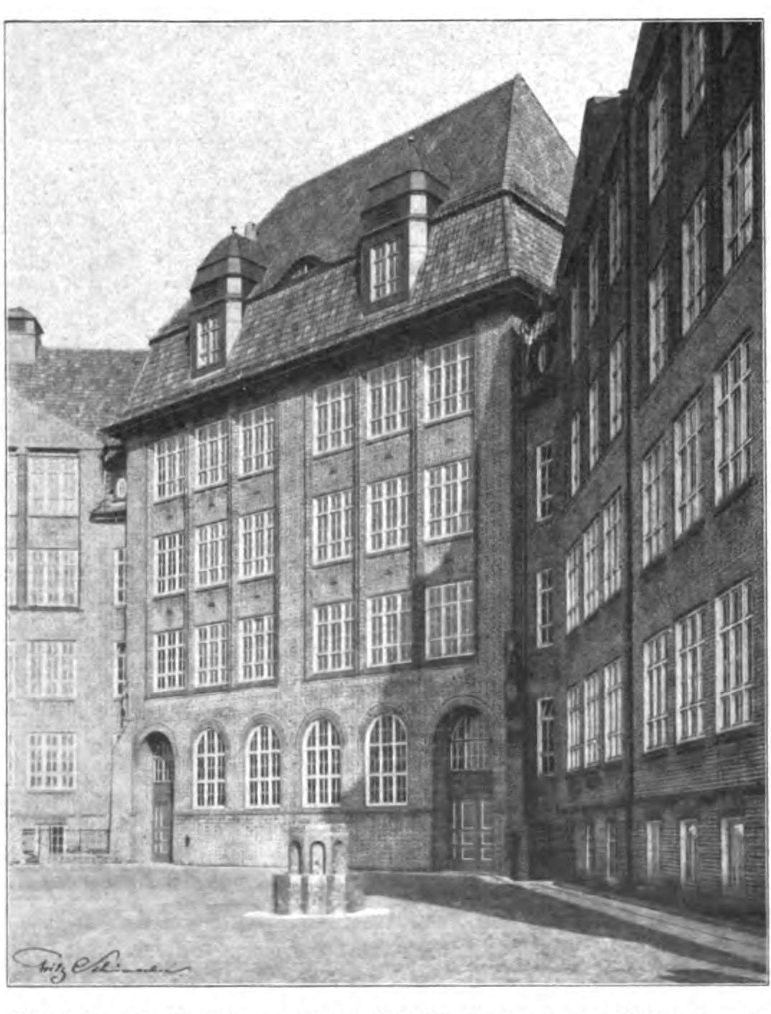


Kultur der Gegenwart



heute etwa vierzig Jahre zurückliegt. Jene früheren Backsteinbauten hatten sich die starke Gliederung und die Ornamentfreudigkeit der reichen gotischen Tor- und Kirchenbauten zum Vorbild genommen. Die Verwendung des Formsteines in seiner mannigfaltigsten Art gab den Gebäuden eine unruhige Härte, die Flächenwirkung war durch ein Vielzuviel an ornamentalem Aufwand vernichtet. Die neuere Auffassung knüpft mehr an die einfache bürgerliche Backsteinbaukunst an, wie sie in den norddeutschen ländlichen Gebieten seit Jahrhunderten heimisch gewesen ist. Hier wird vor allem der Fläche ihr Recht gelassen, die wieder beherrschend auftritt. Der Schmuck beschränkt sich meist auf kleine bevorzugte Teile (Portale, Gesimse, Bekrönungen, Füllungen), von Formsteinen wird nur der mäßigste Gebrauch gemacht. Große Sorgfalt wird auf die geeignete Auswahl des Ziegelmaterials verwendet, das weder an die korrekte gläserne Art der Verblendziegel erinnern darf, die bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Schwunge war, noch die urtümliche Rauheit der bäuerischen Bauten erstrebt. Bevorzugt wird eher die dunklere statt der helleren Tönung. Die Fuge tritt breit und hell in Erscheinung.

Was Fritz Schumacher in dieser neueren Auffassung des Ziegelbaues geleistet hat, hat auch schon von diesem Gesichtspunkt aus vorbildlichen Wert. Tritt nun aber auch die norddeutsche Note in allen seinen Bauwerken deutlich durch Anwendung des charakteristischen Ziegelbaues hervor, so tragen doch die Bauten das Gepräge ihres Schöpfers auf der Stirn. Sie fügen sich ein, ohne auf selbständige Existenz zu verzichten. Der Zuschnitt der Gebäude zu wirksamen wohlproportionierten Baueinheiten ist ihr bester Vorzug. Überall ist die Gestaltungsidee klar und übersichtlich durchgeführt. Die Dächer sitzen richtig auf dem Körper, die Farben sind harmonisch abgestimmt (fast immer ist zu dem auf Ziegelbauten am besten stehenden grauen Pfannendach gegriffen). In den Abbildungen sind zunächst zwei Hamburger Volksschulen (in Rüben-



Professor Fritz Schumacher: Die Volksschule in Rübenkamp

kamp und am Teutonenweg) wiedergegeben. Sie zeigen die ruhige, klare Art der Schumacherschen Architektur im besten Lichte. Sein Meisterwerk hat aber Schumacher in der neuen Kunstgewerbeschule gegeben, die vor kurzem eingeweiht worden ist. Wohl in keinem Teile Deutschlands, ja der Welt ist bisher ein ähnlich vollkommenes, bis in alle Einzelheiten durchdachtes und mit ähnlich reichen Mitteln ausgestattetes Gebäude für die Zwecke der kunstgewerblichen Erziehung errichtet worden. Rein architektonisch betrachtet, fällt der Bau zunächst durch seine gefällige Gruppierung auf. Er umschließt einen inneren Hof, der gegen die Straße durch eine Säulenhalle abgeschlossen ist. Der Eintritt zum Gebäude erfolgt durch den Hof, so daß jeder Eintretende das Bild des Innenhofes genießt. Das Innere ist in allen seinen Teilen in zwar einfacher, jedoch architektonisch außerordentlich wirksamer Form gestaltet. Eine große dielenartige Empfangshalle von unregelmäßiger Grundform, ganz in dünngliedrigem Beton gebaut, gibt den Willkommengruß. Die Haupttreppe steigt frei aus der Halle empor. Die Halle wird durch große ornamental behandelte Glasfenster erleuchtet, bei denen jedoch, um den Raum licht zu halten, die Farbe vermieden ist. Ausstellungsräume, Lehrsäle, Korridore, Werkstätten, alles ist aufs sorgfältigste durchgebildet, wobei das Bestreben vorgewaltet hat, in der äußersten Einfachheit immer geschmackvoll und künstlerisch anregend zu bleiben.

Die Architekturwerke, die Fritz Schumacher bisher Hamburg geschenkt hat, und die sich bereits auf ein Dutzend beziffern, gehören zu den erfreulichsten Zeichen der neueren deutschen Baukunst. Große Aufgaben stehen ihm noch bevor. Die bedeutendste der nächsten Zeit wird der neue Volkspark sein, dessen architektonische Gestaltung in seiner Hand liegt. Dieser Park bedeutet schon an sich einen Markstein in der neuen städtebaulichen Entwicklung. Wird er doch das erste Beispiel einer wirklichen sozialen Parkgestaltung in Deutschland sein, die wir bisher in ausgeprägter Form nur in Amerika fanden. Hermann Muthesius



Recht u. Gesellschaft

Dienst- und Werkvertrag

Die Rechtswissenschaft unterscheidet zwischen Dienst- und Werkvertrag; doch ist der Unterschied vielfach flüssig und nicht immer sicher durchzuführen; ja, manche Autoren haben in der neueren Zeit den Unterschied einfach zu streichen versucht. Und doch zeigt schon das gewöhnliche Leben die Wichtigkeit der Differenzierung. Es ist etwas ganz andres, ob ich zum Beispiel auf der Straße bei einem Stiefelputzer meine Stiefel wichsen lasse oder ob dies mein Dienstmädchen tut; etwas ganz andres, wenn ich bei einem Koch ein Mittagessen bestelle oder wenn es meine Köchin bereitet; oder, um auf höhere Dienstverhältnisse überzugehen, es ist etwas andres, wenn ich einen Anwalt für einen bestimmten Prozeß bevollmächtige oder wenn eine Fabrik einen Syndikus hält; es ist etwas andres, wenn ich mich von einem Arzt operieren lasse oder wenn ich einen Hausarzt als ständigen Berater um mich habe.

Und worin liegt der Nerv der Unterscheidung und ihre juristische Folge? Nun, man denke sich den Fall, daß ich einem Waschinstitut Wäschestücke überschicke und diese dort durch höhere Gewalt zugrunde gehen. Hier ist es sicher, daß ich dem Institut nichts zu zahlen brauche, auch dann nicht, wenn nachweislich die Wäschestücke schon teilweise präpariert waren und die Arbeit nur der Vollendung harrte. Wenn ich aber beispielsweise eine Wäscherin im Hause habe, so muß ich ihr den Lohn bezahlen, auch wenn etwa bei Beendigung ihrer Dienste der Blitz einschlägt und die Wäschestücke verbrennen. Oder wenn ich mir zum Beispiel für eine Ausgrabung Männer anwerbe, so muß ich sie bezahlen, auch wenn nichts gefunden wird; ganz anders, wenn ich ein Bild malen lasse und das Gemälde beim Maler, nachdem es halb fertig ist, gestohlen wird.

Beim Werkvertrag bestelle ich ein bestimmtes Resultat, das „Werk“; beim Dienstvertrag aber habe ich jemand





für Leistungen, nicht für das Leistungsresultat angenommen. Auch ist es bei dem Dienstvertrag gewöhnlich, daß die Leistungen, wenn auch in ihrer Qualität bestimmt, doch in ihrer Individualität noch ungewiß sind, so daß erst die Umstände des Falles oder der Wille des Dienstherrn die Einzelheiten der Arbeit näher bestimmt. Man denke sich den Fall einer Köchin oder den Fall einer Näherin, die für den Tag eingestellt ist und ihre Arbeit zugemessen bekommt; oder den Fall eines Fabrikarbeiters, der die Stoffe zu verarbeiten hat, die ihm jeweils eingehändigt werden.

Daraus ergibt sich auch, daß beim Dienstvertrag regelmäßig ein viel intimeres Eingehen auf den Willen des Dienstherrn stattfindet und daß die Beziehungen viel nachhaltiger sind. Bei einem Werkvertrag wird ein Werk geleistet, das gewöhnlich bei der Bestellung genau umrissen wird und in bestimmter Zeit vollendet ist; bei dem Dienstvertrag hingegen handelt es sich meist um längere Arbeitsverhältnisse, bei denen sehr viel auf die Individualität des Dienstherrn ankommt.

Daraus ergibt sich auch von selber, daß sich bei solchen Dienstverhältnissen sehr häufig ein Vertrauens- und Treuverhältnis entspinnt: der Dienstleistende wird in die Besonderheiten des Lebens dieses Herrn eingeweiht, um die Arbeit nach seiner Eigenart und seinem Behagen einzurichten.

Ebenso wird auch der Gehilfe oder Angestellte eines Geschäftes mit den Tricks und Verfahrensweisen seines Geschäftshauses bekannt, er lernt seine Kundschaft kennen, er wird mit vielen Errungenschaften vertraut, die zur Eigenart des Geschäftsbetriebs gehören. Auf solche Weise erwachsen Beziehungen zwischen dem Diensttuenden und dem Dienstherrn, die einen bestimmten ethischen Charakter an sich tragen; denn es versteht sich von selber, daß, wer auf solche Weise in alle Eigenheiten eingeweiht wird, die Stellung nicht mißbrauchen, also insbesondere nicht etwa die Schwächen des Geschäfts den Feinden und der übelwollenden Menschheit kundgeben, daß er nicht etwa andern die Geschäftsbriefe mitteilen darf, die ihm auf solche Weise zugänglich werden.

Dies gilt insbesondere von den Betriebsgeheimnissen eines Geschäftshauses: diese sind oft Tausende wert, in ihnen kann ein Vermögen liegen, eine ganze Fabrikation kann auf eine andern unbekannte Konstruktion gebaut sein. Namentlich in der chemischen Fabrikation kommt es sehr häufig vor, daß man nicht etwa Patente nimmt, sondern sich damit hilft, daß man die Methode geheimhält. Dies bietet große Vorteile, da das Patentwesen meist Schwierigkeiten, Opfer und Ärgernisse aller Art herbeiführt und namentlich im Auslande auf Hindernisse stößt, was alles beiden Geheimnissen nicht zutrifft; allerdings hat jedes Geheimnis die Schwäche, daß, wenn es verraten wird, der Vorteil dahin ist.

Auch andre Geheimnisse können von Bedeutung sein. Wenn zum Beispiel ein Geschäftshaus eine Bestellung bekommt oder ein Angebot macht, so könnte es ihm verhängnisvoll werden, wenn etwa die Konkurrenz Mitteilung davon erhält: sie würde sich sofort hineinmengen und das Geschäft zu verderben suchen.

Aus diesem Grunde hat man die Treupflicht zu einer Geheimnispflicht gestaltet und den Verrat der Geschäftsgeheimnisse als strafbar erklärt. Dies hat das französische Recht schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts getan, und auch eine Reihe deutscher Strafgesetzbücher sind ihm gefolgt; allerdings beim preußischen Strafgesetzbuch ist es unterblieben, und beim Reichsstrafgesetzbuch hatte man so wenig Umsicht, daß man diese Lücke nicht ergänzte. In der neueren Zeit aber haben die Gesetze über den unlauteren Wettbewerb von 1896 und 1909 Strafbestimmungen gegeben, die dahin abzielen, solche außerordentlich wichtige Interessen unsres Geschäftslebens zu schützen; damit hat man eine langjährige Schuld gegen unsre Industrie eingelöst.

Eine schwere Widerrechtlichkeit ist es auch, wenn sich Gehilfen oder Organe eines Geschäftes durch Bestechung verleiten lassen, gegen ihre Pflicht zu handeln. Dies ist nicht etwa eine gewöhn-

Kultur der Gegenwart



liche Verleitung zu einem Vertragsbruch, es ist ein Einbruch in die durch das Dienstverhältnis bedingte Treupflicht. Die Bestechung wird gewöhnlich in Verbindung mit dem Geheimnisverrat stattfinden, denn die Geschäftsangestellten werden sich meist nur gegen Vorteile zu einer solchen Treuverletzung verstehen. Aber auch noch andre Dienstwidrigkeiten können auf solche Weise angezettelt werden; man denke sich nur den Fall, daß ein Gehilfe durch Bestechung verleitet wird, einen Brief einen oder zwei Tage liegen zu lassen oder einen Auftrag verspätet auszurichten, damit der Konkurrent einen Vorsprung gewinnt. Auch diese Bestechung im Gewerbeleben wird von unserm Gesetz über unlauteren Wettbewerb in Strafe gestellt.

Somit hat das Dienstverhältnis durchaus nicht bloß einen vermögensrechtlichen, sondern auch einen personenrechtlichen Charakter, der die ganze Persönlichkeit des Arbeiters in Mitleidenschaft zieht. Dies zeigt sich auch noch in andern Dingen, so insbesondere darin, daß der Dienstherr in vielen Beziehungen für die Leistungen des Arbeiters verantwortlich ist. Er ist verantwortlich einmal gegenüber dem Kunden, aber er kann auch verantwortlich sein gegenüber dem Publikum, wenn zum Beispiel der dienstleistende Kutscher oder der Chauffeur durch leichtsinniges Verhalten Schaden anrichtet. Bei dem Chauffeur ist die Haftung eine unbedingte; bei andern Dienstleistungen kann der in Anspruch genommene Dienstherr den Einwand erheben, daß er in der Wahl und Beaufsichtigung des Arbeiters die nötige Sorgfalt bewiesen hat.

Die Haftung des Dienstherrn befreit natürlich den Dienstleistenden selber nicht von der Haftung, wenn auch die Entschädigung nicht von ihm, sondern nur von dem Herrn wird erlangt werden können.

Aber oft handelt es sich nicht nur um Entschädigung, sondern um die strafrechtliche Verantwortlichkeit; auch hier kommen beide Teile in Betracht: der Dienstherr kann wegen Anstiftung haften, der Diensttuende wegen der Tat selbst. In alten Rechten galt allerdings die Bestimmung, daß der Sklave, der im Auftrag des Herrn handelte, von der Verantwortung frei war: denn der Sklave war als Sklave vollständig von dem Herrn abhängig. Bei dem heutigen Arbeiter ist dies nicht mehr der Fall. Wenn der heutige Arbeiter gegen Gesetze verstößt, also zum Beispiel Bestechungen verübt, so ist er verantwortlich, auch wenn er im Einverständnis oder gar auf Befehl seines Herrn gehandelt hat; denn der freie Arbeiter muß selbst wissen, daß er innerhalb der Rechtsordnung steht und die Rechtsordnung nicht verletzen darf. Anders ist es natürlich dann, wenn ihm der Einblick in die Verhältnisse fehlt, so daß er die Tragweite der Tat nicht erkennen kann; zum Beispiel, wenn er einen verschlossenen Brief überbringt, oder wenn er ein Stichwort zu sagen hat, dessen Bedeutung er nicht kennt, und wenn damit das Verderben heraufbeschworen wird. Noch in einem andern Falle ist seine Verantwortung ausgeschlossen: wenn er nach seiner Stellung im Organismus des Geschäfts nicht in der Lage ist, gegen eine bestimmte Anordnung Einspruch zu erheben. Ein Setzer hat nicht zu prüfen, was ihm zum Satz übergeben wird, und der Austräger einer Zeitung hat nicht zu beurteilen, was in der Zeitung steht. Es würde zu den seltsamsten Verhältnissen führen, wenn diese Personen sich herausnehmen wollten, Widerspruch zu erheben, wenn namentlich ein Setzer erklären wollte, ein Manuskript nur nach gewissen Änderungen in Satz zu nehmen. Es ist allerdings schon vorgekommen, daß man Setzer und Drucker wegen eines in einem Zeitungsartikel enthaltenen Delikts verantwortlich gemacht hat; aber dies sind weltfremde Urteile, deren Unrichtigkeit auf der Hand liegt.

Daß in allen diesen Beziehungen der Werkvertrag anders zu behandeln ist, versteht sich von selber. Allerdings wird auch der Werkvertrag mitunter eine Geheimnispflicht einschließen, aber nur auf Grund der besonderen Verhältnisse des einzelnen Falles, während die Geheimnis- und Treupflicht beim Dienstvertrag in den mit dem Dienste verbundenen Lebensverhältnissen von selbst begründet ist. Josef Kohler



Kultur der Gegenwart





Naturwissenschaft

Der Elterninstinkt, dieses schier unerschöpfliche Gebiet allgemeinbiologischer Studien und Spekulationen, zeitigt besonders bei niederen Tieren die allerbizarrsten, eigenartigsten Verhältnisse. Die merkwürdige „aseptische“ Kinderernährung zur Hervorbringung von Königen und Königinnen, die Zucht von Arbeitstieren durch minderwertiges, parasiteninfiziertes Futter, wie sie zum Beispiel die Termiten betreiben, wird uns vielleicht noch erinnerlich sein. Außer diesen Staateninsekten, zu denen ja auch viele Hautflügler (Ameisen und Bienen) gehören, und außer dem sehr merkwürdigen südamerikanischen „Gluckhennen“-Käfer, den wir an dieser Stelle vor Jahresfrist besprachen, begnügen sich die Insekten allerdings meist mit einer Art Zukunftsbrutpflege, indem sie es bei einer richtigen Unterbringung der Eier an Stellen und unter Verhältnissen bewenden lassen, wo die künftigen elternlosen Jungen gleich richtige Nahrung vorfinden. — Ganz anders die erbitterten Feinde der Insekten, die *Spinnen*, deren Mutterliebe in der populärwissenschaftlichen Literatur — mir liegt ein reizendes Büchlein, „Im Spinnenland“, von R. A. Ellis vor — oft genug als „hingebend“ und „rührend“ bezeichnet wird. Spinnen, die ihre Eikokons bewachen und verteidigen, sind durchaus keine Seltenheit; sogar eine gewisse Kinderstubenästhetik scheint der Spinnenmutter bisweilen eigen zu sein. Ellis berichtet von der Schwanzspinne (Caudata), daß sie ihre Kokons in streng symmetrischer, zierlicher Weise in ihr Netz einfügt, sogenannte Ziernester baut, und daß sie diese faute de mieux mit den Resten ihrer Beutetiere, Insektenflügeln und -beinen, dekoriert. Eine feine Ironie der Natur mag darin erblickt werden, daß den furchtbaren Insektenmördern gerade in den Reihen ihrer Opfertiere wiederum die gefährlichsten Feinde erstehen, wenn die letzteren unter dem Stimulans ihres Zukunftsbrutpflegeinstinkts handeln. Gewisse Erdwespen sind in ihrer Larvenzeit auf lebendes tierisches Futter angewiesen. Die Mutterwespe löst nun die schwierige Aufgabe, dieses ihren Jungen auf lange Zeit hinaus zu besorgen, indem sie in raffiniert grausamer Weise andre Gliederfüßler durch einen Giftstich ins Nervensystem lähmt und so in einen hilflosen Zustand versetzt, in welchem sie jedoch noch lange Zeit leben können. Die Opfer werden in das Erdnest zu den Wespeneiern geschleppt und dieses von der Wespe geschlossen, die hiermit ihre Elternpflicht erfüllt hat; sie müssen in einem Zustand zwischen Leben und Tod darauf „warten“, von den Wespenlarven langsam verzehrt zu werden. Mit Vorliebe werden nun Spinnen, von größeren Wespen sogar die furchtbare Tarantel, zum Opfer gewählt und trotz verzweifelter Gegenwehr der selbst mit Giftwaffen ausgerüsteten Achtfüßler zu der scheußlichen Kindermahlzeit hergerichtet.

*

Die Nachkommenpflege der höheren Tiere, vor allem diejenige der uns so nahestehenden Säugetiere, ist im allgemeinen besser bekannt und leichter verständlich. In gewissen Fällen, so zum Beispiel bei den *Meeressäugetieren*, den Flossenfußraubtieren (Robben) und den Walen, ergeben sich aber auch hier sehr feine biologische Probleme.

Die an sich so plumpen, oft kolossalen Tiere, die doch in ihrem Elemente pfeilschnell dahineilend ihre flüchtige Beute erjagen müssen, haben ja, äußerlich wenigstens, einen großen Teil ihrer Säugercharaktere opfern, vor allem aber ihren Gliedmaßenapparat gründlich ummodeln müssen, um sich den Anforderungen des Wasserlebens fügen zu können. Nur in Familiensachen ist Mutter Natur hier — wie auch sonst so häufig — recht konservativ geblieben; und wir sehen hier das interessante Phänomen, daß fast gänzlich zur Lebensweise von Fischen übergegangene Wesen ihre Nachkommenschaft in einer ursprünglich nur für Landtiere „geplanten“ Art und Weise aufbringen müssen.

Solange dies ihre körperliche Konstitution irgend erlaubt, sehen wir die



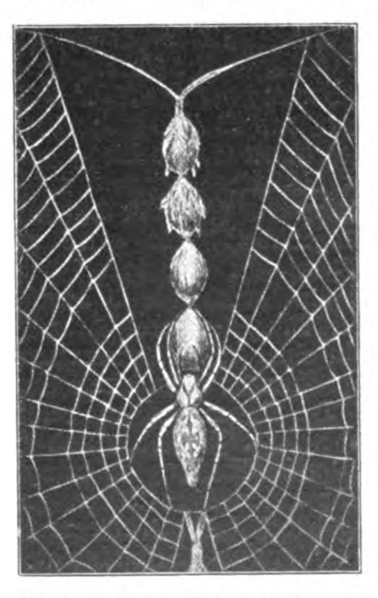
Meeressäuger zur Fortpflanzungszeit das Leben ihrer Stammeltern wieder aufnehmen; sie erinnern sich gewissermaßen, daß sie eigentlich aufs trockene Land gehören. Je mehr noch von dem alten Gliedmaßenbewegungsapparat der Säuger erhalten ist, je gewandter sich die Tiere also noch auf dem Lande be-



Kampf zwischen Tarantel und Erdwespe

wegen können, desto länger kann die Wochen- und Kinderstube auf dem Lande sich ausdehnen; bei dem jetzt durch Tierschaustellungen allbekannten Seelöwen dauert sie bis zwei Monate. Es wird behauptet, daß die Seelöwinnen als wahre Mustermütter während dieser ganzen Zeit keine Nahrung zu sich nehmen, vielleicht, da es ihnen an Gelegenheit fehlt, solche in der Nähe der großen Robbenbänke im Flachwasser zu erjagen. Der Weltreisende Baron von Schrenck zeigte mir einmal in Leipzig große glattgeschliffene Steine, die er den Mägen erlegter Seelöwenweibchen entnommen hatte; ob die Ansicht, daß die Tiere sich durch diese steinerne Magenfüllung über das Hungergefühl hinweghelfen, vor der Wissenschaft bestehen kann, bleibe dahingestellt.

Die sehr plumpen eigentlichen Seehunde, die sich ja auf dem Lande fast wie unbewegliche Speckwalzen ausnehmen, benehmen sich in der kritischen Zeit etwas anders. Eines der interessantesten Genrebilder, die der Berliner Zoologische Garten in diesem Sommer dem Biologen bot, war das Seehundsbecken, in dem sich ein kleines Familienereignis abgespielt hatte. Ein glücklicher Zufall ließ mich noch am selben Tage die Bekanntschaft des kleinen Wasserbürgers machen; und es war ein wahres Vergnügen, die außerordentliche Selbständigkeit und die relative Schönheit des Kleinen zu beobachten, dem man es — wenn der Kenner nicht gewisse Andenken aus der Embryonalzeit, vor allem die lange Nabelschnur, bemerkt hätte — kaum angesehen hätte, daß es erst vor wenigen Stunden das Licht der Großstadt erblickt hatte. Die Mutter hielt sich fast beständig im Wasser auf und schien auch zu fressen; sehr possierlich waren ihre „Annäherungsversuche" an das ebenfalls sehr gewandt im Wasser sich tummelnde Junge, das sie durch Schnauzenstöße und durch Aufpatschen mit der Vorderflosse aufs Wasser anzulocken oder auf sich aufmerksam zu machen versuchte. Eine so strenge und langdauernde Karenz- und Trockenzeit wie beim Seelöwen scheint also der Seehundsmutter nicht auferlegt zu sein; inwieweit allerdings die Gefangenschaft die normalen Instinkte und Gewohnheiten beeinflußt hatte, ist schwer festzustellen. Ein Akt



Ziernest der Schwanzspinne



Kultur der Gegenwart



des Familienlebens, der wichtigste für den Nachkommen, wird hier allerdings auch stets auf dem Lande vollzogen, das Säugen nämlich. Wahrscheinlich würde ein längeres Saugen unter Wasser dem noch nicht genügend wassergewohnten Jungen sehr schwerfallen; daß Einatmen und Saugbewegung stets Hand in Hand gehen müßten, wie vielfach behauptet wird, ist unrichtig.

Am eigenartigsten gestalten sich die Dinge natürlich bei den äußerlich völlig fischähnlich gewordenen Walen, bei denen die Wasseranpassung so weit gediehen ist, daß sie ihr neues Element überhaupt gar nicht mehr verlassen können und elend zugrunde gehen, wenn sie durch unglücklichen Zufall, Stürme oder Verirren in die Tiefebbe, aufs Trockene geraten und „stranden". Natürlich liegen hier bedeutende Beobachtungsschwierigkeiten vor; spielen sich doch bei diesen Wasserriesen alle Intimitäten des Familienlebens auf hohem Meer, meist in unwirtlichen oder doch wenig befahrenen Gewässern ab. Immerhin lassen sich aus dem Körperaufbau der Kolosse, wie ihn das Seziermesser des Anatomen enthüllt, einige Rückschlüsse in der Richtung unsres Problems machen. So sind wir, um nur noch ein Beispiel zu nennen, über das Geschäft des Jungensäugens der Wale einigermaßen orientiert. Nicht aus Luftmangel unter Wasser, sondern, wie mir scheint, wegen der ganz spezifischen Umbildung der Mund- und Rachenhöhle kann das Walfischjunge überhaupt keine eigentlichen Saugbewegungen, sondern nur Schluckbewegungen ausführen. Die mütterliche Zitze ist daher eigenartig umgebildet. Für gewöhnlich in einer Zitzentasche geborgen, kann sie hervorgestülpt werden und durch einen besonderen Muskelapparat ihren Inhalt, der sich in einer Art Milchvorraum sammelt, dem Jungen aktiv direkt ins Maul spritzen. Die Natur muß also recht weite Wege gehen, um Fischleben und Säugetiertradition in Einklang zu bringen.

Ein sehr wesentliches Mittel zur Arterhaltung bildet bei den Meeressäugern neben der großen Selbständigkeit der Neugeborenen das schnelle Wachstum der Jungen. Als ich meinen kleinen Freund im Berliner Zoo, den ich an seinem Geburtstage kennen gelernt hatte, nach einer fünfwöchigen Reise wiedersah, war er ein wahres Riesenwunderkind geworden, dessen Geburtsdatum beim Publikum ungläubiges Staunen erregte. Da Seehund und Mensch ziemlich von gleicher Körpergröße sind und auch in anatomisch-morphologischer Beziehung gar nicht weit von einander stehen, so drängten sich auch dem Fachmann gewisse Vergleiche auf, die nicht gerade zugunsten der Krone der Schöpfung ausfielen. Natürlich muß der Organismus des heranwachsenden Seehunds sehr bald ganz andern, vor allem sehr schwierigen bewegungstechnischen Aufgaben gewachsen sein als derjenige des wohlbehüteten Menschenkindes oder, um bei absolut natürlichen Verhältnissen zu bleiben, des mit Affenliebe versorgten Sprößlings unsrer vierhändigen Vettern; auch bei andern Klassen höherer Tiere, so zum Beispiel bei den Vögeln, finden wir parallele Verhältnisse, die durch die Namen Nesthocker und Nestflüchter bezeichnet werden. — Übrigens wird auch von andern Seesäugern ein ganz enormes Jugendwachstum berichtet: junge See-Elefanten sollen pro Woche um einen Meter wachsen (Hilzheimer). Würden sich unsre Agrarier nicht freuen, wenn Ferkel und Kälbchen in ähnlicher Weise gediehen?

Dr. Wilhelm Berndt

Erziehung u. Schule

Schulsparkassen*

Die Schule, die ein Spiegel des Lebens sein will und ihren Kindern Waffen für den bevorstehenden „Kampf ums Dasein" schaffen möchte, muß sich wohl oder übel mit dem Problem des Geldes abfinden, und sie müßte schließlich das Geld als einen Unterrichtsgegenstand betrachten, auch wenn sie im

---

* Siehe auch die Abbildungen zu dem Artikel: „Das Geld als Erzieher" in Heft 5 Seite 746 und 747.



M. A. Stremel: Kanal St. Pietro in Venedig

(Zu dem Artikel: „Venedig“. Von Dr. Karl Nötzel, Seite 960)



Der Ochsenkrieg

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Ludwig Ganghofer

(Fortsetzung)

Inzwischen polterte Herr Someiner hinter dem Amtspult. „Da hört sich doch alles auf! Seit Jahr und Jahr wird da ein Frevel wider das Fürstenrecht verübt. Groß wie ein Haus steht das Unrecht auf dem Hängmoos, hat siebzehn Schwänz und achtundsechzig Füß. Und kein Jäger sieht's, kein Grenzwächter und kein Forstknecht! Und keiner meldet's! Und die Herrschaft hat den Schaden! Es ist ein Kreuz! Auch auf die eignen Leut ist kein Verlaß. Und tut man nicht alles selber, so bleibt es ungetan."

Runotter hob das Gesicht, sah den Amtmann an und betrachtete wieder das Blatt. „Herr, liegt da kein andrer Weidbrief nimmer für?"

„Ich weiß von keinem."

Der Bauer legte das Blatt zurück. „Nachher muß da wohl ein Irrtum sein, ich weiß nit, wo. Ist er bei uns Bauren, so geben wir schuldige Buß. Aber der Albmeister, der das Weidrecht hütet und die Schriften in Verwahr hat, ist ein redlichs Mannsbild. Ich glaub nit, daß er mit Wissen tät, was wider das Recht ist."

Der Amtmann schlug mit der flachen Hand auf das Dokument: „Da steht es aber doch! Auf dem Hängmoos darf kein Käser sein. Küh dürfen nicht weiden da! Bloß Ochsen."

Das ernste Steingesicht des Runotter bekam einen leisen Zug von Heiterkeit. „Der Herr muß sich nit aufregen. Es wird sich alles weisen. Der Weidbrief ist alt. Vor Zeiten ist auf dem Hängmoos schlechte Weid gewesen. So ein saures Gras! Drum wird man bloß Galtvieh aufgetrieben haben. Und der Ochsenhirt hat keinen Käser gebraucht. Drauf haben die Bauren den Weidboden so verbessert, daß Melchvieh hat grasen können. Und ich denk, da wird man das so ausgeredet haben —"

„Davon weiß ich nichts. Eine andre Urkund ist nicht im Kasten. Beim Recht entscheidet nicht, was du denkst, und nicht, was ich denk. Beim Recht entscheidet Schrift und Siegel. Da liegt der Brief. Wie er's zu Recht verlangt,

so muß es gehalten sein. Der Käser auf dem Hängmoos muß weg. Die siebzehn Melchküh müssen herunter, die siebzehn Ochsen müssen hinauf."

Runotter, den seit achtzehn Jahren keiner hatte lachen sehen, mußte schmunzeln. „Herr, das Weidrecht geht doch ums Gras. Ist das nit einding, ob das Gras von einer Kuh gefressen wird oder von einem Ochsen?"

„Nein!" Herr Someiner geriet in Hitze. „Recht ist kein Rütlein, das man biegt. Da steht's. Das Recht will Ochsen. Die Ochsen müssen hinauf!"

Der Richtmann schwieg eine Weile. Dann sagte er ruhig: „Herr! Wegen siebzehn Ochsen, die statt der Küh auf dem Hängmoos fressen sollen, wird doch nit der gnädig Herr Fürst mit der Ramsauer Gnotschaft einen Krieg anheben?"

„Krieg? Red nicht so unbeschaffen! Krieg führen Herr und Herr miteinander, nicht Herr und Bauer. Da geht's um Recht oder Unrecht, um Gehorsam oder schwere Buß."

Runotter stieß das Schwert, dessen Knauf seine Fäuste umklammerten, leicht auf den Boden hin. „Gut, Herr! Ich bin nit bockbeinig und will den nötigen Verstand haben —"

Heftig unterbrach Herr Someiner: „Meinst du, den hab ich nicht?"

„Das hab ich nit gesagt. Aber es könnt doch sein, daß der Irrtum auf Seit der Herren ist."

„Nein!" Der Amtmann schrie: „Bei mir ist alles geschrieben und gesiegelt. Mein Amt steht außerhalb des Irrtums. Und Recht muß Recht sein! Oder —"

Runotter sah die schwellenden Adern an des Amtmanns Schläfen und sagte rasch: „Gut, Herr! Daß wir Fried halten — ich will, bis die Sach geklärt ist, auf dem Hängmooser Herd kein Feuer nimmer zünden lassen. Und will die Küh heruntertun. Und daß der Bauerschaft kein Schaden geschieht, drum will ich die siebzehn Küh derweil auf meinem Anger grasen lassen. Und die Ochsen tu ich hinauf. Das soll geschehen, sobald meine Leut neben der Heumahd Zeit haben."

„Zeit hin oder her! Der Mensch kann Geduld haben, das Recht hat Eil. Was du tun mußt nach Recht und Siegel, das wirst du tun bis morgen zur Mittagsstund! Sonst schick ich die Pfändung auf das Hängmoos, laß den Firstbalken aus dem Käser stoßen und laß die siebzehn Küh davontreiben als Pfand für Siegel und Recht."

„Herr," fuhr es dem Richtmann heraus, „das wär doch Unverstand!"

Bei diesem Wort streckte sich Herr Someiner. Seine Stimme klang höher und stieß gegen die Nase. „Redest du so mit mir? Weißt du nicht, daß ich hier steh an deines Fürsten Statt?"

„Verzeihet, Herr, es ist mir nur so herausgerumpelt." Der Bauer atmete schwer. „Ich trag seit achtzehn Jahren um meiner Kinder willen einen Zaum vor dem Maul. Aber diesmal reißt er."

„Und dann kommt es, daß du redest, wie du denkst. Ja, Bauer!" Mißtrauisch und forschend musterte Herr Someiner den Richtmann. „Mir scheint, dich lern ich auch noch kennen! Doch 'was du geredet hast wider mich, das will ich um deiner Kinder willen vergessen. Aber Amt ist Amt. Nach Pflicht meines Amtes wird geschehen, was meines Fürsten Recht verlangt. Tu, was du willst! Morgen ums Mittagläuten ist die Pfändung auf dem Hängmoos. Fertig!" Er legte das gesiegelte Dokument in das Fach zurück und versperrte den eisenbeschlagenen Schrank.

„Recht? Wo ist Recht?" Runotter drehte den Knauf des Schwertes

zwischen den Fäusten. „Ihr saget: Amt ist Amt? Gut! Da hab ich jetzt einen Merk gekriegt. Ein Amt hab ich auch. Ich bin Richtmann der Ramsauer Gnotschaft, bin eingeschworen drauf, unser Recht zu wahren. Auf dem Hängmoos geschieht, was allweil geschehen ist. Die Ramsauer hätten nit so getan, wär nit ein Recht dabei. Und wo das Recht ist, braucht man nit Pfändung und Spießknecht fürchten. Herr! Jetzt tu ich amten und sag als Richtmann der Gnotschaft: Recht muß Recht sein, und der Hängmooser Käser soll stehen, wo er steht, und die siebzehn Melchküh bleiben auf der Alben."

Herr Someiner hatte die Arme verschränkt und stand gegen den versperrten Kasten gelehnt. „Nur weiter, weiter! Da weiß ich doch endlich, was du für einer bist. Noch gestern hab ich gesagt: der Runotter ist von den Treuen und Verläßlichen einer!"

„Das bin ich, Herr! Nit um Hofgunst. Jeder Mensch ist, wie er sein muß."

„Schön, Runotter! Du redest ja schon bald wie ein Bruder vom freien Geist! Ich merk, es fliegen Fledermäus im Land herum. Und heimliche Funken springen. Am Sonntag hat ein Rauschiger im Leuthaus die schweizerischen Eidgenossen leben lassen. Jetzt liegt er im Loch. Ich tu dich warnen, Runotter!"

„Was Ihr da redet, Herr, das trifft mich nit! Ich hör nit drauf, wenn ein paar Narrenköpf von der Schweizer Freiheit tuscheln. Aber verzeihen könnt man's —"

„Was?" fragte der Amtmann scharf.

„Daß ein Durstiger Sehnsucht hat nach einem Trunk. Und jetzt frag ich, Herr — mit den Ochsen vom Hängmoos — muß das wahrhaftig so sein, wie's jetzt beredet ist?"

„Recht muß Recht sein!"

„Gut! Dann muß ich als Richtmann stehen beim Recht der Gnotschaft." Runotter nahm die eiserne Schaller vom Fenstergesims und drückte sie über den Scheitel. „Deswegen bin ich kein Unverlässiger und kein Freigeistler. Mein Herrgott ist mein Herrgott, und mein Fürst ist mein Fürst." Ein Schwanken kam in die Stimme des Bauern. „Der ist mir drum nit minder worden, weil sein Chorherr Hartneid Aschacher ein schlechtes Stück getan hat wider mein Weib und mein Leben."

Der Klang dieser Worte schien im eisenbeschlagenen Rippenschrank des Amtmanns etwas Menschliches aufzureißen. Er mußte seufzen. Doch er sagte streng: „Runotter, das gehört nicht vor mein Amt."

„Dann wird's wohl vor ein Amt gehören, vor dem wir uns alle finden — einmal! Und solang ich noch auf der Welt steh, ist das gut, Herr Amtmann, daß der Chorherr Hartneid Aschacher im Kloster zu Chiemsee ein fürnehms Leben hat. So weit von uns!" Wie eine stählerne Klammer spannte sich die Faust des Bauern um die Scheide des Holdenschwertes. „Gottes Gruß, gestreng Herr Amtmann!"

Die schwergenagelten Schuhe des Bauern klappten auf der Diele, und leise klirrte an seinem Kürriß die Kette des Schwertgehänges.

Die Türe schloß sich. Und Herr Someiner sah sie mit wunderlichen Augen an, als müßte er sich besinnen, was da jetzt geschehen wäre.

IV

Schritte weckten den Amtmann aus seiner Versonnenheit. Lampert trat aus der Kammer, vor Erregung zitternd. „Vater! Rufe diesen Mann zurück!"

„Wen?" Herr Someiner erwachte. „Ach so?" Von der Straße hörte man den Hufschlag eines Gaules, der sich entfernte. „Da! Der reitet ja schon davon! So ein Dickschädel!"

„Ich hol ihn noch ein. Darf ich?"

„Nein!" Der Amtmann war ärgerlich. „Hätt er nicht umkehren können und mir ein gutes Wort geben?"

„Das hast du ihm unmöglich gemacht."

„Ich?" Herr Someiner hatte den Blick eines erstaunten Kindes, das man einer Sünde beschuldigt, deren Namen es gar nicht kennt. „Lampert? Ich versteh dich nimmer. In deinem Gesicht ist eine Erregung ohne Maß. Warum?"

„Weil ich fürchte, daß du eine ungerechte und gefährliche Übereilung begehst."

„Ich?"

„Davon hab ich nicht zu reden, meinst du? Hier redet nur der Amtmann und wer gerufen ist. Gerufen bin ich nicht. Aber das mit diesen unglückseligen Ochsen, die das verbriefte Gras nicht fressen? Das weißt du doch von mir. Und da machst du mich, deinen Sohn, zum Späher und Angeber!"

Das ging dem Amtmann über die Grenze der Geduld. Er schrie in Zorn: „Dir sollte die Mutter sagen, daß du aus jedem Bläslein eine Blatter machst!" Wütend ging er in die Kammer hinaus und begann in dem dickleibigen Merkbuche zu blättern.

Lampert folgte ihm bis zur Schwelle. „Vater? Wirst du morgen die Pfändleut schicken? Wirklich?"

Herr Someiner hob das Gesicht. Was aus den Augen des Sohnes sprach, schien begütigend auf den Vater zu wirken. „Kann sein, ich tu's, kann aber auch sein, ich überleg mir's noch. Jetzt muß ich da was im Merkbuch suchen."

„Vater! Ich habe nicht Ruh, bevor du mir nicht klar versprichst, daß du die Pfändleut nicht schicken wirst."

Da war nun wieder alles verdorben. Herr Someiner schlug mit der Faust auf das Merkbuch. „Jetzt bin ich im Amt!"

Lampert lachte kurz und verließ mit jagendem Schritt diesen geheiligten Raum.

Als er hinauskam in den Flur, rief Frau Someiner gerade über das Treppengeländer: „Mann! Bub! Die Supp ist fertig."

Das stimmte. In dieser verspäteten Mahlzeitstunde war eine böse Suppe gar geworden.

Beim Anblick des Sohnes merkte Frau Marianne gleich, daß Sturm ins Haus gekommen. „Hat's Krach gegeben?"

„Laß mich, Mutter!" Lampert stürmte zu seinem Stübchen hinauf.

Frau Someiner wollte folgen, aber da hörte sie von droben das Klirren eines Riegels. „Der hat sich eingesperrt, da ist er sicher!" dachte sie mit mütterlichem Verstande, machte kehrt und begab sich zu ihrem Mann hinunter.

Der Amtmann stand über den Tisch der kleinen Kammer gebeugt, blätterte aufgeregt in dem großen Merkbuch und schien etwas zu suchen, was sich nicht finden lassen wollte.

„Ruppert!" fragte Frau Marianne sanft. „Was ist denn schon wieder? Bist du mit dem Buben überkreuz gekommen?"

Der Gestrenge blätterte. „Laß mich in Ruh, jetzt bin ich im Amt."

Vor dem geweihten Wörtlein Amt schien Frau Someiner eine wesentlich geringere Ehrfurcht zu besitzen als ihr Sohn. „Ach, geh, du, mit deinem Amt!

Mir ist's um den Hausfrieden. Und die Supp ist fertig. Komm! Tu dich mit dem Buben in Ruh wieder ausgleichen. Bei guter Schüssel wird das Gemüt schön nachgiebig. Aber so eine trückene Rechtsläpperei —" Frau Marianne konnte diese kostbare Perle ihrer Lebenserfahrung nicht zu Ende drehen.

Denn der Amtmann hatte im Merkbuch gefunden, was er suchte. Alle mißmutige Strenge seines Gesichts verwandelte sich in triumphierende Freude. „Recht hab ich! Recht! Da steht's! Da! Da!" Dreimal stieß er mit dem Zeigefinger auf das Merkbuch hin. „Und jetzt, meintwegen, jetzt kann ich auch Langmut zeigen. Weil es schwarz auf weiß bewiesen ist, daß ich recht hab. Ruf den Buben, Mutter! Das soll er lesen! Da steht's! Sub 28. Junio 1391: „Den Hängmooser Auftrieb visitieret, sind aufgetrieben zwanzig Kalben und sechzig Ochsen, item ansonsten alles befunden nach Recht und Weidbrief von Anno 1356." Da steht's!" Herr Someiner war in diesem Augenblick der glücklichste der Menschen.

Frau Marianne grollte wohl: „Du liebe Güt! Schon wieder die Hängmooser Ochsen!" Doch sie lachte, weil sie aus der frohen Sonne, die in der Amtsstube aufgegangen war, den Friedensschluß bei der Suppenschüssel erglänzen sah. „Geh, Ruppert, komm —" Da kroch die schöne Sonne hinter eine dicke Wolke. Denn Herr Someiner, der bei jeder Erscheinung des Lebens gleich zu rechnen anfing, beugte sich mißtrauisch über das Buch.

„Der 28. Junius 1391? Und heut? Was ist denn heut? Der 26. Junius 1421!" Zwischen diesen beiden Kalenderziffern schien ein Abgrund des Unheils zu klaffen. In den Augen des Amtmanns malte sich ein Schreck, als hätte sich vor seinem Blick etwas Grauenvolles ereignet.

In Sorge faßte Frau Marianne den Gatten am Ärmel. „Geh, Ruppert, laß doch jetzt —"

Herr Someiner befreite seinen Arm und brauste los: „Da hört sich doch — Und ich in meiner Güt und Nachsicht hätt jetzt bald — Ist das ein Kerl! Will die Schweizer Freiheit einführen im Land! Und redet wie ein Bruder vom freien Geist! So ein Heimtücker wie der! So ein geriebener Hinterlister!"

Frau Marianne wollte immer reden. Es gelang ihr nicht. Der Zorn ihres Mannes brauste weiter wie ein entfesselter Wildbach.

„Ein Glück, daß Gottes Segen über meinem Amt ist! Und daß ich den Schaden noch zu rechter Zeit besehen hab! Zwei Tag noch, und es wär zu spät gewesen! Und das ochsenmäßige Unrecht, das sie verüben auf dem Hängmoos, wär verjährt und wär ein ersessen Recht geworden. Und das Stift wär wieder ärmer um ein Herrengut. Aber Gott sei Dank, ich bin noch allweil da."

Als der Amtmann dieses letzte Wort gesprochen hatte, war er schon nicht mehr da. Er hatte Hut und Stock ergriffen und war schon auf der Straße.

Frau Someiner sah die offene Tür an, schüttelte kummervoll den Kopf und predigte ins Leere: „Gott hat die Welt geschlagen, wie er die Mannsleut erschaffen hat! Ist jeder wie ein kranker Narr, dem man bei Tag und Nacht das kalte Tüchl um das Hirndach legen sollt."

Als gewissenhafte Hausfrau versperrte sie die Amtsstube und das Eisengitter, nahm den heiligen Schlüsselbund in die Wohnstube mit hinauf und gab ihn an seinen Platz.

Nun war sie allein mit ihrer guten Suppe. Lampert kam aus seinem selbstgewählten Gefängnis nicht herunter, und des Gatten Heimkehr war nicht

abzuwarten, solang die Suppe noch lau blieb. Frau Someiner saß am gedeckten Tische. Aber sie rührte den Löffel nicht an. Bei vielen trefflichen Eigenschaften, die man ihr nachrühmen mußte, war sie eine von den Frauen, die sowohl der Kummer wie die Freude veranlaßt, sich dem Irdischen zu entwinden und Hunger zu leiden. Doch sie ließ das Mahl für Vater und Sohn getrennt in zwei Töpfen warmhalten, während sie selbst keinen Bissen berührte. Hätte Herr Someiner dieses Widerspruchsvolle in der Handlungsweise seiner Gattin gewahrt, so hätte er vermutlich wieder einmal festgestellt: daß weder Jubel noch Elend eine sinngemäße Ursach wäre, um sich der Speise zu enthalten; Sättigung des Leibes wäre ein natürlicher Brunnen der Lebenskraft, die man gerade in Elend und Jubel doppelt nötig hätte; essen müßte der Mensch noch, auch wenn er wüßte, daß ein Viertelstündlein später die Welt zugrunde ginge; aber, freilich, das Natürliche wäre für die Frauen immer das Unverständlichste.

Der Gelegenheit, sich solcher Weisheit zu entledigen, war Herr Someiner an diesem Tag entrückt. Während Lampert, wunderlich verstört, sich auf der Altane seines Stübchens in einen zierlich geschriebenen Traktat über des Boethius Werk De consolatione philosophiae vergrub und die Mutter mit feuchten Augen vor dem trockenen Teller saß, eilte der Amtmann aufgeregt dem Stifte zu, um seinem gnädigsten Fürsten diesen brennend gewordenen Rechtsfall in causa boum hengismosianorum in Sache der Hängmooser Ochsen zu hochpersönlicher Entscheidung vorzutragen.

Die Hälfte dieses Weges wurde dem Amtmann erspart. Denn als er das Stiftstor erreichte, durch das man in einen Vorhof sah, der minder an die Nähe einer klösterlichen Stätte als an den von Söldnern, Jagdbuben und Roßknechten bevölkerten Wallhof einer Ritterburg gemahnte, da kam dem Amtmanne der Erzpropst zu Berchtesgaden entgegengeritten, der edle Herr Peter Pienzenauer, begleitet von einem Jäger mit der Armbrust und von zwei Vorläufern, die sich für die Heimkehr in der Nacht mit Pechfackeln ausgerüstet hatten.

Der Propst war in schmuckloser Jägerkleidung, ein sechzigjähriger Graubart, hager und sehnig. Dem strenggezeichneten Kopfe, der auf diesen straffen Schultern saß, waren Fähigkeiten anzumerken. Hätte er sie nicht in Wahrheit besessen, so hätte er, bevor er Propst zu Berchtesgaden wurde, als Domherr zu Freysing und Augsburg nicht das wichtige, Umsicht und Scharfsinn erfordernde Amt des Kellermeisters bekleidet. Die tüchtigen Kellermeister gehen mager aus ihrem Amte, die schlechten verlassen es fett.

Herr Someiner eilte rasch auf den Fürsten zu; aber es gelang ihm nicht sogleich, die geladene Kammerbüchse seines Amtszornes zu entladen. Denn einer der Novizen, ein junges, feines, weltlich gekleidetes Bürschlein, in Schnabelschuhen, mit klingenden Schellen am Gürtel und an den seidenen Ärmelfahnen — der Domizellar Sigwart zu Hundswieben — kam aus dem Innenhof des Klosters gelaufen, faßte das Pferd des Propstes am Zügel und sprach sehr flehentlich zu dem Fürsten hinauf.

Der Amtmann blieb in höfischer Entfernung stehen.

Herr Pienzenauer sah auf das modische, fast mädchenhafte Bürschlein hinunter mit einem Blick, in dem sich Wohlgefallen seltsam mit Geringschätzung mischte. Dann schüttelte er den Kopf. „Nein!" Seine sonore Stimme war weithin zu vernehmen. „Für heute soll's genug sein. Mit dieser Knallerei vergrämt ihr mir den Rehbock. Und das Pulver ist teuer. Man weiß nicht, wie bald man's brauchen kann, zu ernsteren Dingen als zum Niederbummern meines besten Hirsches im Graben. Ihr seid wie die Kinder."

Ein neues Gebettel unter leisem Klingeling der silbernen Schellchen.

Der Probst blieb unerbittlich. „Nein! Wenn ich meinen Rehbock habe, morgen, meinethalben. Heute nicht mehr." Er hob den Zügel und brachte das Pferd in Gang.

Sigwart von Hundswieben sah ihm auf eine Weise nach, die wenig Ehrfurcht verriet.

Da trat Herr Someiner auf den Fürsten zu.

„Ruppert? Was gibt's? Lang hab ich nicht Zeit. Sonst versäum ich die Pirsche."

Der Amtmann sprach. Und als er seine Darlegung beendet hatte, fragte er: „Was soll geschehen, gnädigster Herr?"

„Was verständig ist und dem Recht entspricht." Propst Peter lächelte. „Auf dich kann ich mich verlassen." Dann ritt er davon.

Der Amtmann nickte. Jetzt war die Sache klar erledigt. Ohne einen Blick für die Menge des lärmenden Volkes zu haben, das sich drunten bei der Mauer des Hirschgrabens drängte und auf eine Fortsetzung dieser ebenso lustigen wie erstaunlichen Donnersache wartete, suchte Herr Someiner eilfertig den Vogt des Stiftes auf und beorderte ihn zur Pfändung der siebzehn siegelwidrigen Kühe auf dem Hängmoos, pünktlich zur Mittagsstunde des kommenden Tages. — Doch auf dem Heimweg zur guten Suppe wurde der Amtmann nachdenklich. Wie war denn das nur? Hatte der Fürst gesagt: „Was Verstand hat und dem Recht entspricht?" Und hatte er den Nachdruck auf das Recht gelegt? Oder sagte er: „Was dem Recht entspricht und Verstand hat?" Und meinte er als wesentliche Sache den Verstand?"

Daß aber auch die hohen Herren immer so zwiespältig reden! Man weiß da nie mit Sicherheit, wie man dran ist.

Doch so oder so, jetzt war die Sache in Gang. Der amtliche Karren, der keine Deichsel zum Umkehren hat, mußte laufen. Los! In Gottes Namen!

Zu Hause, als Herr Someiner allein und ungestört die warmgehaltene Suppe aß, war in ihm ein ruheloses Wechselspiel von vernunftgemäßer Zufriedenheit und unerklärlicher Besorgnis. Schließlich wollten ihm die boves hengismosiani gar nicht mehr aus dem Sinne. Und neben den ruhigen Pendelschlägen in dem alten Uhrkasten — „Bau! Bau!" — wurde Herrn Someiners Unsicherheit in der Deutung jenes delphischen Fürstenwortes vom Verstand und vom Rechte immer qualvoller.

Inzwischen dachte der edle Herr Peter Pienzenauer schon lange nicht mehr an die siegelwidrigen Ochsen oder Kühe. Er freute sich des schönen Pirschabends, der da kommen wollte, ritt ohne Eile den Waldschlägen des Totenmannes zu und überließ seinem Roß die Zügel zu behaglichem Schreiten.

Um die gleiche Stunde mußte ein andres Rößlein rennen, schnaufen und schwitzen. Als der Schimmel vor des Richtmanns Hagtor in der Ramsau mit pumpenden Flanken stehenblieb, fielen handgroße Schaumflocken von ihm herunter.

„Ich muß gleich wieder davon," sagte Runotter zu Heiner, „führ den Schimmel umeinand, daß er sich nit verkühlt." Er ging zum Haus und zog am Kürriß die Schnallen auf. Vor der Schwelle drehte er das erhitzte Gesicht. „Weißt nit, ist der Soldknecht noch im Leuthaus drüben?"

„Schon lang nimmer. Die Rauschigen sind all davongetorkelt. Und den Malimmes hab ich lustig singen hören, weit über die Straß hinaus."

„Ist er's gewesen? Wahrhaftig? Der Malimmes vom Taubensee?"

„Wohl, Bauer!"

Runotter trat ins Haus. Gleich kam er wieder, des Eisens ledig, nur mit einem festen Messer am Gürtel. „Kann sein, ich komm über Nacht nit heim." Er zog die Lederkappe in die Stirn, sprang auf den Schimmel hinauf und ließ ihn am Brunnen trinken.

Im Trab die Straße hin, gegen den Taubensee.

Bei einem Haus, das neben der Straße auf einem kleinen Hügel stand, rief Runotter: „Höi! Ist der Albmeister daheim?"

Der wäre beim Heuen, gleich da drüben über dem Bach.

Die Ache machte mehr Lärm, als sie Wasser hatte. Leicht kam der Schimmel hinüber und kletterte über die steilen Wiesen hinauf.

Ein neunzigjähriger Bauer, dürr und gebeugt, kahlköpfig und mit weißen Bartstoppeln, wendete das am Morgen gemähte Heu — Seppi Ruechsam, der Albmeister der Ramsauer Gnotschaft. Sein Hausname kam wohl davon, daß einer seiner Vorfahren ein besonders Sparsamer gewesen war. Wie für die Fähigkeiten des Propstes sein früheres Amt als Kellermeister, so sprach für den Seppi Ruechsam die Tatsache, daß er Albmeister war. Um Albmeister zu werden, muß man zumindest siebzig Jahre hinter sich haben, muß das Vergangene wissen und muß ein Makelloser, einer von den Besten der Gemeinde sein. Der Albmeister ist halb wie ein Heiliger, weil er den grünen Speisbrunnen und das wertvollste Lebensrecht des Bergdorfes hütet.

Noch ehe der Schimmel den Seppi Ruechsam erreichte, fragte Runotter schon: „Seppi? Du? Wie ist das mit dem Hängmoos? Seit wann ist der Käser droben? Seit wann treibt man das Melchvieh hinauf?"

Langsam streckte sich der Greis. „Das ist, seit die Salzburger den Propsten Kunrad vertrieben und das Stift in Pfand genommen haben. Ist gewesen im dreiundneunziger Jahr."

„Ist Melchvieh und Käser mit Rechten auf der Alb?"

„Was denn sonst? Albmeister ist der Seppi Ruechsam. Der wird wohl wissen, was recht ist." Für den Greis in seiner steinernen Ruhe schien das ein Zwiefaches zu sein: er als Mensch und er als Albmeister.

„Ist unser Recht verbrieft?"

„Was denn sonst?"

Runotter atmete auf. „Der Brief ist weisbar?"

„Was denn sonst? Liegt bei mir in der Truchen, ist gut geschrieben, ist gewächsnet mit des Herrn Kunrad Fürstenring."

Der Richtmann verlangte nicht, den Brief zu sehen. Er wußte: der Albmeister hat die Truhe mit den Rechtsbriefen, der Ältestmann der Gnotschaft hat den Schlüssel, und Schloß und Schlüssel dürfen nur Hochzeit halten, wenn fünf spruchbare Männer der Gnotschaft als Zeugen dabei sind.

„Sie sagen im Amt, es wär kein Brief nit da als bloß der alte von den Ochsen."

„Die sagen viel." Der Greis fing wieder zu heuen an.

„Und der Amtmann will die Melchküh pfänden lassen, morgen."

Seppi Ruechsam hob langsam das Gesicht. „So?" Er sprach dieses kleine Wort, als hätte ihm einer an schönem Tage gesagt: es regnet. „Was tust da, Richtmann?"

„Ich steh beim Recht. Und treib nit ab. Die Küh müssen bleiben."

„Was denn sonst?"

„In der Nacht reit ich um und ruf die Leut für morgen zum Taiding."

Der Greis nickte. „Ist hart, in der Heuzeit einen Tag verlieren. Aber mehr als Heu ist die Kuh, mehr als die Kuh ist das Recht."

„Das Taiding ruf ich zu deinem Haus."

„Was denn sonst? Es geht ums Albrecht. Der Seppi Ruechsam ist morgen daheim, wo die Truchen steht. Aber Pfändleut hin oder her, einem Spießknecht gibt der Seppi Ruechsam den gewächsneten Brief nit in die Hand. Recht liegt fest. Das tut man nit umtragen wie den Bettelsack. Vor guter Zeugschaft muß der Amtmann zum Seppi Ruechsam seiner Truchen kommen. Und kommt er nit, und sie pfänden? Gut! Da muß der Fürst die Küh futtern und die Milch vergüten. Derweil kriegen wir auf der Alb so mehrer Gras, wenn minder gefressen wird. Ist ein Nutzen. Den Schaden muß das Stift gutmachen. Tät der Fürst für seines Amtmanns Unrecht nit auf kommen, so geht man zum deutschen König. Dafür ist der König da. Wozu denn sonst? Und den Weg zum deutschen König weiß der Seppi Ruechsam. Sonst tät er nit Albmeister sein. Was denn sonst? Jetzt tummel dich, Mensch! Und reit!"

Das war die längste Rede, die man vom Seppi Ruechsam seit vielen Jahrzehnten gehört hatte. Er sollte in seinem Leben keine so lange mehr halten.

Der Richtmann überquerte die Ache wieder, und sein unermüdlicher Schimmel, dessen Heubauch schlank geworden, jagte zum Taubensee.

Die Sonne bekam schon goldene Glut, und alle Farben der Erde und des Himmels vertieften sich zu sanftem Glanz.

Im Wiesgarten am Taubensee schleppten Mareiner und sein Weib das fein geratene Heu in großen Tüchern zur Scheune. Die Bäuerin, als sie den Reiter sah, bekam gleich wieder einen Schreck; ein Herr war der Runotter freilich nicht, aber der Richtmann war er.

„Du, Mareiner," rief der Ramsauer und sprang vom Gaul, „ist's wahr, daß dein Bruder Malimmes gekommen ist?"

„Wohl!" Das konnte der Bauer ruhig sagen. Seine dreiundachtzig und ein halb Pfund Pfennig waren in Sicherheit; und Malimmes tat, als möchte er geben wie ein Christ, nicht nehmen wie ein Hofmann. „Vor der Haustür hockt er bei der Mutter."

„Mein Gaul ist heiß gelaufen. Magst ihn ein lützel führen, derweil ich mit deinem Bruder red?"

„Gib her!"

Runotter ging zum Haus. Er dachte zwei Menschen in Freude zu finden und fand zwei Leute, von denen sich keines ums andre zu kümmern schien. Wohl saßen sie nebeneinander, die alte Frau im Sessel und Malimmes auf dem Boden, ohne Wams und mit nackten Füßen, recht wie einer, der daheim ist; doch er hielt die Arme um die aufgezogenen Knie geschlungen und guckte verdrossen vor sich hin; die große Narbe brannte wie Feuer.

Er war nicht wehleidig. Aber wie die Mutter seine Heimkehr nahm, das war doch wunderlich. Eine kurze Freude, wie beim Besuch einer Nachbarin, die man lange nicht gesehen. Und nun saßen die beiden so nebeneinander, schon den ganzen Nachmittag. Wenn Malimmes erzählen wollte, hörte die Mutter nicht zu und guckte zum Himmel hinauf; und wenn er stumm wurde, redete sie vom andern, immer vom andern. Jetzt wieder. Und plötzlich fragte sie: „Malimmes, bist noch da?"

„Noch allweil, ja!"

„Wie lang, sagst, hast laufen müssen bis zu deiner Mutter?"

„Sieben Täg."

„Ein weiter Weg. Und der ander steht am Zäunl. Steht am Zäunl. Und geht nit herein zu mir."

„Das hast mir schon gesagt, Mutter! Oft schon. Magst nit ein lützel mit mir reden?"

„Steht am Zäunl und geht nit herein zu mir."

Malimmes sah den Richtmann kommen streckte sich, stand auf und ging ihm lautlos durch das Gras entgegen. „Bist du nit der Runotter?"

„Freut mich, daß mich noch kennen magst." Erschrocken sah Runotter die brennende Narbe an.

„Kommst zu mir?„

„Wohl! Hab gehört, du wärst wieder da."

„Gelt! So wirft das Leben die Leut umeinand, man weiß nit, warum." Das klang ein bißchen katzenjämmerlich. Und doch war an Malimmes keine Spur von Trunkenheit. Er sah über die Schulter zu der alten Frau hinüber. Dann zwang er sich zu heiterem Ton. „Ja, weißt, in Nüremberg hat's mir nimmer gefallen, seit man um der Franzosen willen die Badstuben geschlossen hat. Ich hab allweil ein lützel auf Sauberkeit gehalten. Wie kleiner ein Gärtl ist, um so feiner muß man's hegen."

Der Richtmann schien nicht zu verstehen. „Franzosen? Im Reich? Ist Krieg?"

Jetzt konnte Malimmes lachen. „Ein harter, ja! Aber Gott sei Dank, von der Ramsau müssen die blauen Marodierer noch weit sein! — Jetzt red, Richtmann! Ich seh doch, du willst was."

„Bleibst lang daheim?"

Wieder sah Malimmes über die Schulter. „Glaub nit. Was tu ich denn da? Man ist der Niemand. Der Schlechter ist allweil der Besser! — Und was tu ich draußt in der Welt? Nit wissen, wo man daheim ist. Pfui Teufel!"

„Hast keinen Herren?" fragte der Richtmann rasch.

Malimmes schüttelte den Kopf.

Dem Runotter schoß die Freude heiß ins Gesicht. „Ich tät dir was wissen. Aber du wirst nit mögen."

„Schieß los!" Der Soldknecht lachte. „Laß den Bolzen fahren! Gut oder schlecht geschossen, ein Plätzl trifft er allweil."

„Mein Bub müßt im Winter zur Holdenwehr. Dienen kann er nit, weil er bresthaft ist."

Der Söldner nickte.

„Das weißt? — Weißt auch, warum?"

Wieder nickte Malimmes. „Selbigsmal bin ich doch fort. Hab flüchten müssen, weil ich über den Hartneid Aschacher geschumpfen hab."

Jäh streckte Runotter die Hand.

Malimmes nahm sie nicht. „Laß gut sein! Deinetwegen hab ich nit geschumpfen. Ich hab geschumpfen, weil mir gegraust hat. — Also? Was willst?"

Zögernd sagte der Richtmann: „Für meinen bresthaften Buben, daß er das Erbrecht nit verliert, such ich einen Stellmann zur Holdenwehr."

Jetzt verstand Malimmes und brach in heiteres Gelächter aus, wie über einen guten Spaß. „Jöija, Bauer! Bist voll und toll? Wer heut mit mir gesoffen hat, das weiß ich nimmer. Aber du bist doch nit dabei gewesen?"

„Spotten brauchst nit!" Runotter war bleich geworden. „Hab mir eh schon gedacht, du wirst nit mögen."

Im Klang dieser Worte war ein so schwerer Kummer, daß Malimmes sein Lachen sein ließ und verwundert aufsah.

„Gottes Gruß!" Der Richtmann wollte gehen.

Da faßte ihn Malimmes flink am Arm. „Du!“ Ein Schweigen. „Wenn ich um Allerheiligen noch leb und frei bin, meiner Seel, ich tu's.“

Mit jagenden Worten sagte Runotter: „Wenn du möchtest, Mensch, ich tät dir Sold geben von heut an. Verlang, was du magst. Hab ich so viel, so geb ich's.“

Nun mußte Malimmes wieder lachen. „Da tätest ja du mein Herr sein, bis zum Winter!“ Immer heiterer wurde er. „Dem König hab ich gesoldet, einem Kurfürsten, einem Herzog, einem Bischof, einer schönen Frau, einem Heckenreiter und einer Stadt. Noch nie einem Bauren! Jöija, schau, da hätt ich ja gar was Neues im Leben!“

„Red nit so!“ sagte Runotter unwillig. „Mir ist das kein lustig Ding.“

„Aber mir! Eines Bauren Soldmann? Ist was Neues! Freilich, die Bauren führen allweil Krieg, eines Bauren Kriegsmann sein, ist gefährlich. Könnt sein, da geht's mir flink an das kitzlige Zäpfl. Aber wissen möcht ich, wie das ist: wieder einmal was Neues haben?“ Lustig klatschte Malimmes die Hand auf seinen Schenkel. „Einmal, im Clevischen, da hat mich auch ein Gusto gekitzelt. Hab gemeint: um des Wissens wegen muß man alles verkosten. Da hätten sie mich schier gehenkt. Ein Blitz hat einschlagen müssen, daß ich vom Baum wieder ledig worden bin.“

Der Richtmann sagte hart: „Laß dein narrisches Reden sein, das ich nit versteh. Tust mich foppen? Oder ist es dein Ernst?“

„Die Hand her! So schlag ich ein!“

Die beiden Fäuste umklammerten sich. Malimmes lachte, Runotter blieb ernst, doch die steinerne Härte seines Gesichtes milderte sich. „Was verlangst?“

„Ich schätz dich nit minder ein als wie die Nüremberger: doppelt Gewand, für Sommer und Winter, Wehr und Eisen nach Not, Trank und Speis nach Landsbrauch, im Frieden Stub und Bett, bei Krieg einen Polster im Zelt, zwanzig Pfund Pfennig als Doppelsold, viermal im Jahr ein frummes Weibl, und nach jeder gewonnenen Schlacht das Raubrecht.“

Im Gesicht des Richtmanns zeigte sich ein leiser Zug von Heiterkeit. „Sollst alles haben. Bloß die frummen Weiblein, die mußt dir selber suchen —“

„Eins weiß ich mir schon, nit weit von deiner Burg.“

„— und meine Schlachten verlier ich. Da wirst kein Raubrecht haben.“

„Ist auch nit schlecht. Fasten und arm sein können, ist eines Kriegsmanns beste Kunst.“

„Gilt's, Malimmes?“

„Topp!“ — „Topp!“

Runotter wollte gleich zu seinem Gaul. Aber Malimmes faßte ihn am Gürtel. „Halt, Herr, jetzt muß ich Treu schwören!“

„Geh, Mensch, laß die Fasnachtspossen!“

„Das muß sein!“ sagte Malimmes ernst. Er stellte die Beine breit, legte die Linke auf seinen hageren Brustkasten, hob die Rechte mit gespreizten Fingern und sagte, wie ein Frommer sein Gebet spricht:

Meinem Herren tu ich den Eid,
Will ihn schützen und ehren allzeit
In Fried und Gefecht.
Treu deinem Recht,
Bin ich dein Knecht,
Mit Herz, Haut, Fleisch, Blut und Sinn
Hast mich, wie ich bin.
Und tät ich nit, wie du befohlen,
Soll mich der Teufel holen!

Freundlich sagte der Richtmann: „Bist noch allweil der gleiche Narrenschüppel, der du als Bub gewesen.“ Er wollte gehen.

„Halt, Herr! Jetzt muß ich das Knie beugen.“

„Geh, laß doch! So was mag ich nit.“

„Herr, das muß sein!“

„Sag doch nit allweil Herr zu mir! Ich bin keiner.“

„Der meinig bist!“ Malimmes beugte auf höfische Weise das Knie. „Meinem Herrn zur schuldigen Ehr!“ Als er aufstand, streckte er dem Runotter die Hand hin. Es war etwas Warmes und Schönes in der Art, wie er sagte: „Sei mir ein guter Herr, so bin ich ein guter Knecht, bei Tag und Nacht, in Glück und Elend.“

„Auf mich ist Verlaß, Malimmes!“

„Auf mich nit minder!“ Der Soldknecht lachte. „Also, morgen mit der Sonne steh ich ein bei dir. Mit wem hast Fehd? Heut vor Nacht, da schleif ich noch meinen Bidenhänder. Da können wir morgen gleich losschlagen.“

Ein bißchen schmunzelnd machte der Richtmann eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Da wirst dich nit tummeln brauchen.“

Wie brennendes Blut lag der rote Schimmer des Abends über allen Dingen der Erde.

Als Runotter schon gehen wollte, sah er zum Haus hinüber und sagte leis: „Von mir aus hast Urlaub bis zum Winter. Deiner Mutter könnt's unrecht sein, daß du gehst.“

Jede Spur von Heiterkeit erlosch in den Augen des Malimmes. „Die hat nit gemerkt, daß ich kommen bin. Wird nit merken, daß ich geh. Sieben Täg lang bin ich gelaufen in einem Saus von Nüremberg bis zum Taubensee. Allweil eine Freud vor mir. Jetzt bin ich da. Wo ist die Freud?“ Er sah dem andern in die Augen. „Runotter! Wie von Nüremberg zum Taubensee, so ist der Weg von der Wiegen bis zur Grub.“ Seine Brust hob sich. „Auf morgen! Ich komm. Und hast nit Kriegsmannsarbeit für mich, so laß mich die Säu hüten. Sind liebe Viecher.“

Herzlich sagte der Richtmann: „Bei mir sollst es gut haben! Du und ich, paß auf, das gibt zwei feste Kameraden.“

Sie gingen voneinander. Runotter zu seinem Gaul, Malimmes hinüber zum Haus.

Neben der Mutter blieb er stehen und strich ihr mit zärtlicher Hand über den weißen Scheitel.

Sie schob seine Tatze fort.

„Steht am Zäunl. Und geht nit herein zu mir!“

Malimmes blieb noch immer bei ihr stehen und wartete. Dann streckte er die langen Glieder und trat ins Haus.

Durch den glühenden Abend trabte der Schimmel gegen das enge Waldtal hinauf. Den Weg zum Hängmoos kannte er gut. Im Walde fing es schon zu dunkeln an. Der Schimmel fand sich zurecht, ohne daß sein Reiter ihn lenken mußte.

Es war im Richtmann eine Ruhe, über die er selber sich wunderte. Aber war denn nicht die angedrohte Pfändung eine Narretei geworden, jetzt, seit er wußte, daß der gewächsnete Rechtsbrief in der Truhe des Seppi Ruechsam lag? Oder kam diese Ruh aus seiner Vaterfreude? Weil er seine Kinder sehen sollte? Oder war diese Ruh in seinem Herzen seit dem Handschlag des Malimmes? Wird das Leben ein besser Ding in der Stunde, in der man einen Menschen findet, aus dessen heiteren Augen die Treue redet?

Im steilen Walde stieg Runotter ab, damit dem Schimmel das Klettern leichter würde. Als die beiden das dunkle Almfeld erreichten, nahm der Richtmann dem Gaul das Zaumstricklein und den Gurt herunter und ließ ihn laufen. Der Schimmel wälzte sich gleich in der nächsten Schlammwanne des Bruchbodens.

„Guck, wie gescheit! Der zieht ein warmes Jäckl an, daß er sich nit verkühlt."

Raschen Ganges schritt Runotter über die Alm hinauf. Es war schon finster. In der Höhe und im stahlblauen Osten glänzten die großen Sterne. Gegen Westen lag noch ein schwefelgelber Streif des versinkenden Lichtes über dem Lattengebirge. Warm, wie aus einem Backofen, strich die Nachtluft über das Gehänge herunter. In den Sümpfen des Bruchbodens sangen mit viel hundert Stimmen die Frösche. Diese Stimmen, von denen eine wie die andre klang, schwammen zu einem gleichmäßig flutenden Rhythmus ineinander. Ein endloses Lied mit einem einzigen Worte: „Wogwogwogwogwog . . ." Fast klang es, als hätte die Erde irgendwo — in der Nähe? oder fern? — eine verborgene Kehle, durch die eine geheimnisvolle Stimme der Tiefe heraufsang.

Dazu noch, weit in der Finsternis draußen, das Rauschen eines Baches. Und hier und dort, ganz leise, tönte zuweilen eine Almschelle. Die Rinder ruhten schon. Doch plötzlich kam etwas heftig Rasselndes durch die Dunkelheit heran, sehr schnell, dumpf schnaubend, eine finstere Tiergestalt mit plumpem Kopf: ein vierjähriges Öchslein, das seinen Heimherrn gewittert hatte. Sah wie ein Schreck der Finsternis aus — und war tierische Zärtlichkeit. Der Atem des Rindes ging dem Richtmann heiß und wohlriechend gegen die Wange, gegen die Hand.

„Dunnerli, bist du's?"

Ruhig ging das Öchslein neben dem Bauer her, bis auf einen Steinwurf vor der Hütte, aus deren Tür ein matter Rotschein herausglostete.

Im Dunkel eine leise, froh erschrockene Stimme: „Vater?"

„Wohl, Kindl!"

Jula, die neben der Tür auf der Hüttenbank gesessen, gab dem Vater die Hand. „Wird der Bub sich freuen!" Ihre Knabenstimme war wie ein linder Flötenton in der Nacht.

„Wo ist er?"

„Schlafen tut er schon. Der wird Augen machen, wenn du ihn weckst."

Runotter schwieg. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf. „Soll er lieber schlafen. Der Schlaf ist das best. Da ist der Mensch dem Himmel näher und weit von der Welt."

Die Hirtin nickte. „Ist schon wahr. Besser, der Jakob schlaft. Das tut ihm gut. Heut schon gar. Er muß sich ein lützel geärgert haben." Sie meinte den Auftritt mit Marimpfel; aber davon mochte sie dem Vater nichts erzählen. „Du weißt, nach einem Ärger tut er sich allweil mit dem Schnaufen hart. Zum Abend ist's wieder besser gewesen. Gut, daß er schlaft."

„Freilich, ja!" Runotter tat einen schweren Atemzug. „Daß du noch nit zur Ruh bist?"

„Zum Abend sitz ich allweil so und schau hinaus. Und die Frösch, die mag ich leiden."

Runotter streifte die Schuhe von den Füßen. Lautlos, mit nackten Sohlen, trat er in den Käser und ging zum Heukreister hin, der in der Ecke war. Von der Kohlenglut des Herdes strahlte ein rotes Zwielicht aus. Und unter

diesem roten Schimmer lag in der breiten, mit Heu gefüllten Schlaftruhe ein Häuflein mühsam atmenden Lebens. Eine graue Wolldecke verhüllte den winzig zusammengehuschelten bresthaften Körper. Das schwarze Haar hing wuschelig in die bleiche Stirn; in den Runzeln des schmalen Gesichtes war ein ruheloses Zucken. Und dennoch gab der Schlaf diesem häßlichen Bild einen Hauch von wohligem Frieden.

Runotter streckte die Hand nach der wollenen Decke, ohne sie anzurühren. Und wie jedesmal, wenn er seinen Buben mit geschlossenen Augen sah, so jagte dem Richtmann auch jetzt eine Reihe von Bildern durch das Gehirn.

Er sah sein junges Weib aus dem Tal des Windbaches heimkommen, an der Hand das verstörte Dirnlein, das in einem erwürgten Schreikrampf immer schlucken mußte; alles Weiße am Gewand des jungen Weibes hatte rote Flecken wie von Blut; aber die kamen nur von den zerdrückten Erdbeeren; doch am Hals und auf der kalkbleichen Wange hatte sie eine leichte Ritzwunde.

Er sah sein Weib auf der Bank in der Stube sitzen, sah, wie sie zitterte an Händen und Knien, wie sie immer das Gesicht hin und her drehte, immer ihres Mannes Augen vermied und stumm blieb auf alle Fragen. Immer stumm, solange der Tag noch ein Bröslein Licht hatte. Und erst in der Nacht, als sie im Dunkel der Kammer an ihres Mannes Hals geklammert hing, da kam ihr die Sprache.

Er sah sich im Münster zu Berchtesgaden hinter einer Säule stehen, das Messer im Ärmel verborgen; er sah die Stiftsherren beim Rauschen der Orgel zu ihren Chorstühlen kommen, alle, alle — und nur ein einziger kam nicht und blieb verschwunden: Hartneid Aschacher.

Er sah einen grauen Wintermorgen und sah, wie ihm die schweigende Hebfrau auf seine ausgestreckten Hände hin ein verdrehtes, widersinnig verschobenes Menschenkind legte, das die Augen nicht auftat, immer das schmerzhafte Mündchen öffnete und doch nicht lallen wollte.

Er sah —

Da legte er langsam den Arm über seine Augen.

Lautlos trat er hinaus in die Nacht.

Nun saßen Vater und Tochter auf dem schmalen Bänklein, Schulter an Schulter, immer schweigend.

Dann fing Runotter ruhig zu reden an und erzählte von dem „Stellmann“, den er für Jakob gefunden.

Wieder schwiegen die zwei.

Und immer leiser wurde das Lied der Frösche, immer weiter schien es fortzurücken, immer ferner in die Nacht hinauszuschwimmen. Es wurde zuletzt wie eine feine Stimme, die zärtlich herausflüsterte aus dem Dunkel: Komm, komm, komm, komm —

„Das hör ich gern!“ sagte Jula.

Nun erzählte Runotter von der Arbeit im Hof daheim. „Aber arg still ist's im Haus. Tät mir recht sein, wenn der erste Reif schon da wär und du kämst mit dem Jakob wieder heim! Beieinand sein ist allweil das best. Aber jetzt muß ich fort, muß noch ein paar Weg machen in der Nacht.“ Er war aufgestanden und hatte Jula schon die Hand gereicht Und nun erst sprach er von dem andern, von der Narretei dieser Pfändung.

Die Hirtin erschrak. Und in der Sorge um ihre Tiere, die sie lieb hatte, sprach sie zornige Worte.

„Tu nit so laut,“ sagte der Vater und schob die Füße in die Schuhe, „komm, geh ein lützel weiter vom Käser weg. Daß der Bub nit aufwacht. Der braucht's nit wissen.“

Die beiden gingen langsam in die Nacht hinaus, Runotter mit Zaum und Gurt über dem Arm. Als der Vater stehenblieb, sagte Jula im Zorn: „Das ist doch unrecht, Vater!"

„Mehr Unverstand und ein lützel Irrtum, der sich weisen wird. Ich glaub eh, sie lassen's gut sein. Aber kommen die Pfändleut, so mußt dich nit aufregen. Ich schick dir morgen in der Früh den Heiner herauf. Tät selber kommen, wenn ich nit bei der Gnotschaft sein müßt. Und zum Paß dahinten, gegen den Hallturm, leg ich einen Buben als Lugaus. Merkt er die Pfändleut, so muß er heimspringen und unter der Alben drei Juchzer tun, daß du weißt, sie kommen. Da geh mit dem Jakob vom Käser weg, weit weg, bleib in den Stauden hocken und tu dich nit kümmern um die ganze Sach. Der Heiner macht schon alles."

„Vater, das ist hart, daß du mich wegschicken tust von meiner Herd!"

„Bloß wegen dem Buben, weißt! In drei, vier Tag ist alles wieder gut. Leicht morgen zum Abend schon. Über den Bruchboden bringen die Pfändleut so viel schwere Küh nit hinüber. Da müssen sie durch die Ramsau. Und beim Seppi Ruechsam steht die Gnotschaft mit unserm Recht. Kann sein, ich bring die Küh' vor Nacht wieder her. Geht's anders, so tu ich Botschaft schicken. Da bleibt der Heiner zum Ochsenhüten, und du mit dem Buben kommst heim."

Jula konnte nicht reden.

Runotter tat auf den Fingern einen Pfiff. Ein Pochen wie von zwei schweren Hämmern ließ sich hören, und der Schimmel kam aus der Nacht herausgaloppiert. Der Richtmann fühlte an den Gaul. „So? Hast dein warmes Jäckl schon wieder abgebeutelt?" Er gürtete und zäumte den Schimmel.

Da sagte Jula: „Daß die Leut so schlecht sein können!"

„Wie's halt geht!"

„Muß das allweil so sein? Und ist das allweil so gewesen?"

„Ein Sträßl zum Besseren gibt's überall, und gewesen ist's auch nit allweil so. Meines Vaters Vater hat als junger Bursch noch leben dürfen in der seligen Heinrichszeit."

Beklommen fragte die Hirtin: „Was für eine Zeit ist das gewesen?"

„Bald hundert Jahr ist's her, da hat im Land ein guter Fürst regiert, Herr Heinrich von Inzing. Von dem hat meines Vaters Vater als altes Manderl oft erzählt, und wenn er geredet hat von ihm, sind die Leut herumgesessen, mäuserlstill, und jedem ist ein Glanz in den Augen gewesen."

„Da hätt ich leben mögen!" sagte Jula leis.

„Ja, Kindl, selbigsmal, sagen die alten Leut, da wär' das Gadener Land wie ein Paradeis gewesen. Und nit der Herrgott hat's gemacht. Ein Mensch! Da glaub' ich dran: ein starker und guter Mensch macht tausend glückselige Leut' und greift dem Elend der Welt ins Karrenrad." Runotter sprang auf den Gaul. „Der Schimmel hat die besseren Augen. Da geht's flinker. Gut Nacht, Kindl! Und morgen tust so, wie ich's haben will. Gelt?" Er faßte die Hand, die Jula ihm hinaufbot. „Gestern noch die beste Ruh, und heut so eine Sorg! Möcht nur wissen, wer die Narretei da aufgerührt hat. Der Marimpfel kann's nit gewesen sein. Der ist doch heut schon mit der Ladung kommen." Runotter spürte an Julas Hand eine Bewegung. „Was hast?"

Sie schüttelte den Kopf. Und schweigend stand sie in der Dunkelheit.

„Jetzt muß ich aber davon! Gut Nacht! Und tu am Käser die Tür fest riegeln."

Jula blieb stehen.

Den Vater sah sie schon nimmer. Nur auf dem Rasen hörte sie noch vier Hämmer leise pochen. Manchmal klang's wie Eisen gegen einen Stein; und winzige Funken sprühten auf.

Langsam drehte Jula das Gesicht gegen den Bruchboden hinüber, aus dessen matter Wasserhelle die kleinen Moosbüschel wie struwelige Koboldköpfe herauslugten.

Die Stille der Nacht.

Auch die Frösche schliefen und sangen nimmer.

Da klang in weiter Ferne ein Murren wie vom Donner eines nahenden Gewitters.

Doch die Höhe war wolkenlos, die Sterne glänzten ruhig und schön.

Herr Peter Pienzenauer war mit dem Rehbock heimgekommen ins Stift. Und da hatten die Chorherren noch einmal die neue Kammerbüchse im Hirschgraben gelöst, um den Pulverblitz in der Nacht zu sehen.

V

Schon zeitig am Morgen fingen die Herren wieder zu schießen an. Sigwart von Hundswieben, Gesicht und Hände wie von Ruß geschwärzt, glich einem Betrunkenen in seiner Freude an diesem Gedonner und Rauchgewoge, das über die Firste des Stiftes emporwirbelte, als wäre die klösterliche Stätte verwandelt in eine kriegerische Brandstatt. Der Übermut des jungen Hundswieben steckte die andern Domizellaren, sogar die älteren Chorherren an. Nicht minder lustig waren die neugierigen Leute, die sich auf der Straße um die Mauer des Hirschgrabens drängten und das Zugucken nicht satt bekamen. Ein paar Furchtsame rannten freilich erschrocken davon, als der junge Hundswieben Belagerung spielen wollte und die mit einer kinderkopfgroßen Steinkugel geladene Kammerbüchse gegen die Straßenmauer richtete. Ein banger Schrei der vielen Menschen, ein Rückwärtsweichen und Auseinanderfluten. Dann läutete die Annasusanne, wie Hundswieben sein bedenkliches Spielzeug getauft hatte — ein Pulverblitz, ein Krach, eine kreisende Rauchwolke, ein Gekoller von Steinbrocken, und mitten in dem alten grauen Gemäuer konnte man plötzlich ein rundes Auge des blauen Himmels gewahren. Wie durch ein Wunder war der gefährliche Scherz ohne böse Folgen abgelaufen. Und als die Leute das merkten, fingen sie gleich wieder vergnügt zu schwatzen an. Ein Kreischen wie beim Schembartlaufen erhob sich, als Hundswieben und die andern Domizellaren die Bresche unter fröhlichem Kriegsgeschrei erstürmten, in den Schwarm des Volkes eindrangen und zwei junge hübsche Mädchen haschten, die sie als Siegesbeute mit sich hinunterrissen in den Graben. Die eine, die immer lachen mußte und dennoch Zetermordio schrie, wurde rittlings auf das heiße Büchsenrohr gesetzt. Dabei lud man die Annasusanne wieder. Auf der Straße gab's ein johlendes Gebrüll, als die langgestielte Rohrbürste so hurtig aus und ein fuhr. Und ganz närrisch lachten die Leute, als die Herren den Pulverdampf eines blinden Schusses dem andern Mädel unter das aufgehobene Röcklein fahren ließen. Dem entsetzten Opfer dieses Scherzes pfurrten die dicken Rauchfäden aus Hemdärmeln und Kittelschlitz heraus.

Ein paar von den Leuten gingen freilich mit zornrotem Gesicht davon. Immer gibt es Dummköpfe, die keinen Spaß verstehen. Wenigstens war der junge Hundswieben dieser Meinung.

Neben dem Scherz und Übermut der Herren schien in dieser knallenden Pulverstunde auch eine ernste Sache zu spielen. Lampert Someiner tauchte



Die Rast. Nach einem Gemälde von F. von Wierucz-Kowalski

mit verstörtem Gesicht aus dem Hof des Stiftes heraus. Er lief, daß ihm die Menschen auf der Straße verwundert nachsahen. In den Flur des elterlichen Hauses stürmend, schrie er den Namen des Stallknechtes. Und weil sich der Knecht nicht sehen ließ, sprang Lampert selbst in den Stall und sattelte in Hast den Moorle.

Für einen Ritt war Lampert nicht gekleidet. Er kam von einer Reverenzvisite bei seinem fürstlichen Herrn und trug ein kostbares Hofkleid, mit einem zierlichen Dolch am Gürtel. Von seiner Mardermütze hing rückwärts eine goldfarbene Seidenschärpe herunter und schwang sich unter dem linken Arme bis zur Brust.

Mit diesem feinen Kleide stapfte Lampert aufgeregt im Dünger des Stalles umher. Er fluchte, als der Pongauer beim Zäumen nicht gleich die Zähne auseinandertat. Schon im Hofe schwang sich Lampert auf den Gaul hinauf und ließ ihn über das Holzpflaster des Flures hinauspoltern auf die Straße.

Die Tür der Amtsstube wurde aufgerissen, und Herr Someiner erschien, mit dem Gänsefähnlein hinter dem Ohr. „Was soll denn das? Bub? Was willst du?"

Lampert war schon draußen im Licht, und nur der lange, buschige Schweif des Moorle wehte dem Amtmann noch eine unverständliche Antwort zu.

Jagende Schritte, ein stammelnder Laut. Und aus dem dunklen Treppenschachte fuhr die weiße Frau Marianne heraus. „Ruppert! Das ist doch der Bub gewesen?"

„Mir scheint —"

Alle beide rannten auf die Straße hinaus. Dem Amtmann stieg das Blut zu Kopf, und ein deutliches Unbehagen redete aus seinen verdutzten Augen. Frau Marianne rief mit schriller Stimme: „Lampert! Lampert!" Aber der Reiter, der den Moorle trotz des löcherigen Pflasters zum Jagen zwang, verschwand schon um die Wende der Marktgasse. „Lampert!" klang noch ein drittesmal der schrille, angstvolle Ruf.

Ein Gewirr von Stimmen quoll vom Hirschgraben her. Die fleißige Annasusanne brüllte wieder, und während das Echo des Schusses über die in Sonne flimmernden Berge hinrollte, grub sich in das Herz der Frau Marianne eine bange Muttersorge, von der sie durch fünfzehn Monate nimmer erlöst werden sollte.

Auf den Moorle, der an den letzten Häusern von Berchtesgaden schon vorbei war, hatte das Gebrüll der Kammerbüchse wie ein Peitschenschlag gewirkt. Der Rappe hämmerte mit den Hufen, daß eine wehende Staubwolke um ihn herum war. Roß und Reiter wurden grau. Nur die wehende Schärpe behielt noch ihre Farbe und war hinter dem Reiter vom Luftzug des jagenden Rittes zu einem Halbreif ausgebogen, wie der goldene Henkel hinter einem silbernen Krug.

Dann schlug auf der hochliegenden Straße der Wind um und wehte den aufgewirbelten Staub vor dem jagenden Rosse her. Lampert, ganz eingehüllt in dieses dampfende Grau, sah nimmer auf zehn Schritte weit. Ein Hornruf, den er plötzlich hörte, verriet ihm, wie weit er in der Stunde dieses hetzenden Rittes schon gekommen: bis zum Burgstall am Gwöhr, einem Innenwerke der Befestigungen, mit denen der Hallturm die berchtesgadnische Grenze gegen Reichenhall und das landshutische Bayern schützte.

Den Pongauer parierend, schüttelte Lampert den Staub vom Gesicht und streifte ihn von den Augenlidern. Und als die graue Wolke davon-

dampfte, stieg aus ihrem Schleier ein wundervolles Bild heraus. Keine Burg. Nur eine Mauthalle, ein kleiner Turm und ein schlechtes Haus hinter grob geschichtetem Gemäuer. Aber die Sonne vergoldete das alles, und hinter dem leuchtenden Schlößlein glänzte der Sammet hundertjähriger Wälder und die träumende Ferne der ins Blau gehobenen Berge.

Ein paar Söldner, deren Waffen in der Sonne blitzten, guckten aus den Scharten des Turmes herunter und erkannten den jungen Someiner.

Er schrie hinauf: „Sind acht von den Unseren da vorbeigekommen?"

„Wohl, Herr, die sind über den Saurüssel aufgestiegen, ein Stündl mag's her sein."

„Die muß ich einholen!"

Noch eine kleine Strecke ging der Ritt auf der Straße hin. Nun klomm der Rappe über das steile Gehäng einer Wiesenschlucht hinunter und drüben wieder hinauf, er keuchte, immer steiler ging es bergan, auf groben Wegen, durch Bachschluchten und dichten Hochwald. Auf einer ebenen Höhe mußte Lampert den Gaul rasten lassen. Und der Reiter, dessen Blicke immer suchten, sah hoch droben über dem Bergwald die acht Pfändleute auf steiler Windbruchfläche hinaufklettern gegen den Hängmooser Paß: zwei, die ihre Rosse führten, zwei unberittene Spießknechte und vier Troßbuben.

Lampert tat einen Schrei, der ihm die Stimme zerriß.

Die Achte da droben hörten nicht, der Lärm ihres Marsches über das dürre Astwerk erstickte jeden Laut der Tiefe. Sie stiegen höher und höher. Jetzt kamen sie zu dem grasigen Paßweg. Die beiden Reiter konnten wieder aufsitzen, und so zogen die Achte in den von Sonnenlichtern durchfunkelten Wald hinein.

Marimpfel, der die Wege seiner Heimat kannte, ritt voraus. Plötzlich verhielt er den Gaul, hob sich im Sattel und spähte in den Wald. Rannte da nicht ein Bauernbub?

„Halt!" brüllte Marimpfel.

Doch der Bub hetzte durch den Wald hinunter gegen die Hängmooser Schlucht und suchte Wege, wo kein Reiter ihm folgen konnte. Jetzt sah er einen grünen Fleck der Alm. Wie ein blinkender Erzwürfel lag die Hütte in der Mittagssonne. Taumelnd klammerte sich der Bub an einen Baum und schickte einen gellenden Schrei zur Hütte hinauf — und wieder einen — wieder einen. Dann rannte er in die Schlucht hinunter, dem Taubenseer Karrenweg entgegen. Von den Gratwänden kam ein vielfaches Echo der gellenden Schreie. Es klang, als säßen rings um die Alm herum die Hüterbuben dutzendweise, und als schriee jeder von ihnen einen Jauchzer in die schöne, friedliche Sonne.

Jula stand vor der Hütte. Noch immer war sie des Glaubens gewesen: die Pfändleute kommen nicht, das ist Unrecht, und das dürfen sie nicht tun!

Nun hörte sie den Buben schreien. Und wie Trauer war es in ihrem Blick, als sie hinunterspähte gegen den Wald und dann hinübersah zu dem von Sonne glitzernden Sumpfgewässer und zu der kleinen, grünschopfigen Insel, von der sie einen Sattel auf sicheren Boden getragen hatte.

„Komm," sagte sie zum Jungknecht Heiner, den ihr der Vater am Morgen heraufgeschickt hatte, „wir treiben die Küh zum Käser her, daß sich das Unrecht nimmer plagen muß." Sie zog die Schuhe an und knüpfte mit zitternden Händen die Riemen.

Heiner fluchte und schalt. In seinem Zorn wider die Herren schlug er mit dem Stecken auch auf die Kühe los.

„Tu nit so grob! Das Vieh kann nit dafür, daß die Menschenleut nit anders sind."

Jetzt waren die siebzehn Kühe bei der Hütte und brüllten, weil sie die wunderliche Sache nicht verstanden. Heiner mußte springen, wehren und treiben, um die Tiere beisammen zu halten.

Den Bruder hatte Jula schon früh am Vormittag hinübergeschickt zur Leite, auf der die zwiesömmerigen Kalben weideten. Zwischen der Leite und dem Käser lag ein Waldstreif von Erlen, Birken und hohen Krüppelföhren. Wer hinter diesen Stauden saß, konnte nimmer sehen, was bei der Hütte geschah. Drum war's ein guter Platz für den Jakob. Und sein totes Ohr, das noch nie einen Laut der Liebe vernommen hatte, konnte auch nicht die Stimmen des Unrechts hören, das da geschehen sollte.

In der Hütte schlang Jula einen Riemen um die kleine Kupferschüssel, die neben dem Herdfeuer stand und das Mahl für den Bruder enthielt. Brot und Löffel gab sie in die Schürze, die sie am Bund ihres Rockes aufsteckte. Mit dem Eisenzagel schob sie auf dem Herd die halbverbrannten Scheite auseinander, die noch ein bißchen flackerten, und bedeckte die glühenden Strünke mit Asche. Solang es den Herren nicht gefiel, durfte von Stund an auf diesem siegelwidrigen Herde kein Feuer mehr brennen.

Jula trat in die Sonne hinaus, um dem Jakob sein Mahl hinüberzutragen auf die Leite. So hatte sie sich's am Morgen ausgedacht, damit der Bruder nicht merken sollte, daß etwas geschah, was wider die Ordnung war.

„Jetzt tu Verstand haben!" sagte sie zu Heiner, dem das Gesicht von Zorn und Plage brannte. „Und mach alles in Ruh, wie's der Vater haben will." In Sorge warf sie einen Blick über die kleine, zusammengetriebene Herde der siebzehn Kühe hin, die sich unter Gebrüll und Schellengerassel aneinander drängten. Julas Augen wurden feucht. Wortlos ging sie davon.

Heiner mußte springen, um die Tiere beisammen zu halten, die der Hirtin folgen wollten. Immer lauter wurde das Gebrüll, immer schriller das Schellengerassel.

Als Jula droben bei den Birken war und das Gesicht wandte, sah der Schwarm der Kühe wie ein plumper, bunter Käfer aus, der immer schwirrte und doch nicht fliegen konnte. Und weit da drüben, aus dem Paßwalde hinter dem Bruchboden, kam etwas Langsames herausgekrochen wie ein kribbelndes Spielzeug. Zehn winzige Figürchen. Und manchmal ging von ihnen ein kurzes und feines Blitzen aus wie von einem unruhigen Spiegel, den die Sonne traf. Die acht Männer mit den beiden Pferden umgingen den Bruchboden nach aufwärts. Bei ihnen mußte einer sein, der auf dem Hängmoos die sicheren Wege kannte.

Jula, mit zusammengezogenen Brauen, spähte gegen den Wald hinüber. Sie sah: das waren Spießknechte und Buben. Der andre war nicht dabei — jener, von dem es hart zu glauben war, daß er die Narretei dieser Pfändung aufgerührt hätte.

Die Hirtin wandte sich und folgte einem Viehsteig, der das Gestrüpp durchquerte. Sie kam zur Leite, einem steilen, saftig bewachsenen Grashang, auf dem die Kalben weideten.

Jakob saß im Schatten einer Birke und schnitzte an der fliegenden Schwalbe, die nur weniger Schnitte noch bedurfte, um sich mit gehobenen Schwingen aus dem Holze zu lösen. Er war in seine Arbeit so vertieft, daß er die Schwester erst gewahrte, als sie neben ihm stand. Seine Augen glänzten und seine Hände redeten.

Während er das Mahl verzehrte, lag Jula neben der Birke, als wäre sie müd und möchte schlafen. Jakob sollte nicht sehen, was in ihrem Gesicht war. Sie hielt die Augen geschlossen und blieb unbeweglich, während sie unter

dem Gehämmer ihres Herzens dem Lärm und den Stimmen lauschte, die von der Käserstätte heraufklangen: Schellengerassel und Gebrüll, das Geschrei der gadnischen Hofleute und einmal die zornig kreischende Stimme des Heiner. Dann hörte Jula, was sie nicht verstand: ein leises Gekicher wie von vielen Mädchen, dann einen dumpfen Krach.

Als da drunten die Knechte zur Erweisung des Herrenrechtes den Firstbalken des Käsers aus den Fugen hoben, fielen die Schindeln zu Hunderten in den Hüttenraum, auf die Bretter der Schlaftruhe, über die Bank hin und auf den Herd, unter dessen Asche noch die Kohlen glommen. Das Geklapper dieser fallenden Schindeln hatte geklungen wie lustiges Gelächter. Und weil die Knechte den schweren Balken nicht über das Dach hinausschwingen konnten, verschoben sie ihn nur und ließen ihn hinunterplumpsen in den Hüttenraum; er schlug die Querbalken entzwei, warf ihre Trümmer gegen den kupfernen Kessel, auf den Herd — und das klang beinahe, als hätte Sigwart von Hundswieben wieder Krieg gespielt mit der Annasusanne, deren Widerhall seit dem Morgen immerzu wie das Schnarchen eines fernen Riesen in den Lüften war.

Jula sann noch immer, woher dieser schwere Krach und dieses hölzerne Gelächter käme. Da hörte sie neben sich einen lallenden Laut, der wie kindliche Freude war. Sich aufrichtend, sah Jula den Bruder an. Jakobs Augen glänzten, während er der Schwester auf flacher Hand die aus dem Holz geschnittene Schwalbe hinhielt. Wohl glich dieser Vogel mehr einem wunderlichen Mittelding zwischen einem dicken Entenküchlein und einer Maus mit flügelgroßen Ohren. Doch für den Jakob war's eine Schwalbe, die fliegen konnte. Und während er immer wieder die Hand mit dem kleinen Schnitzwerk gegen die Sonne schwang, war so viel Freude in seinem häßlichen Runzelgesicht, so viel Glück in seinen Augen, daß auch Jula aller Sorge dieser Stunde vergaß.

Plötzlich entstellte sich ihr Gesicht. Sie sah, während die Stimmen da drunten durcheinander kreischten, einen dicken Rauch hinter dem Waldstreifen emporsteigen ins Blau. Erschrocken sprang sie auf und sagte mit den Händen: „Bleib! Gleich komm ich wieder!“ Langsam ging sie bis zu den Stauden hinüber. Als sie gedeckt war, fing sie zu springen an und schlug die Zweige aus ihrem Weg. Am Saum des Gehölzes blieb sie stehen, von Schreck gelähmt. Wo ihre Hütte gestanden, sah sie einen schwarzen Klumpen mit gelbglühendem Sparrenwerk, aus dem die Flammen wie hundert rotblaue Nattern in die Sonne züngelten. Und die Kühe, in vier Reihen zu vieren aneinandergekoppelt, liefen mit Schellengerassel gegen den Wald hinunter, von den Troßbuben fortgezerrt, von einem Spießknecht und einem Reiter getrieben. Viele Ochsen standen um die brennende Hütte her und brüllten. Und eine von den Kühen, die sich losgerissen hatte, keuchte gegen das Gehölz herauf. Ein Spießknecht rannte ihr nach, und ein Reiter schwang dem Tier eine Strickschlinge um die Hörner und warf es zu Boden. Die Kuh überschlug sich und kollerte ein Stück des Hanges hinunter. Diese plumpe, zappelnde Walze war so komisch anzusehen, daß die Spießknechte lachen mußten.

Jula, aus ihrer Lähmung erwachend, schrie mit gellender Stimme: „Heiner — Heiner — Heiner —“

Der Knecht gab keine Antwort. Aber Marimpfel, der noch immer die gefangene Kuh am Stricke hielt, guckte auf, schmunzelte wie bei einem lustigen Einfall, sprang aus dem Sattel und sagte zu seinem Gesellen: „Heb die Kuh und den Gaul ein lützel!“ Er machte flinke Sprünge gegen das Gehölz, und bei jedem Sprunge rasselte sein Eisenzeug.

Als Jula ihn kommen sah, umklammerte sie einen dürren Ast, der auf der Erde lag, und wich in das Gehölz zurück. Lustig, mit Lauten, wie man die jungen Gänse lockt, sprang Marimpfel der Hirtin nach.

Da klang, weit über den Bruchboden her, der heisere, kaum vernehmliche Schrei einer Männerstimme. Ein grauer Reiter kam aus dem Paßwalde herausgejagt und machte nach aufwärts hin den Umweg um die Sümpfe. Immer schrie er. Doch das Schellengerassel und Gebrüll der Ochsen, das Rauschen der Brandstätte, das Keuchen und die Hufschläge des eignen Gaules verschlangen die heiseren Schreie. Lampert hetzte den vor Müdigkeit stolpernden Ponganer mit Faustschlägen, mit stoßenden Beinen. Und weil ihm der Umweg zu lange währte, suchte er einen kürzeren Weg zur Brandstätte, geriet in eine Zunge des Sumpfes, mußte aus dem Sattel springen, mußte waten und den Moorle zerren. Hinter dem Feuer sah er einen Spießknecht über den Hang herunterspringen, sah eine Kuh, einen Reiter und einen hopsenden Knecht da drunten im Wald verschwinden — und suchte mit verstörtem Blick und schrie immer wieder: „Jula, Jula Jula —"

Beim Brunnen — so nah dem Feuer, daß die quälende Hitze zu spüren war — lag der Heiner vor dem Trog auf den Knien, schöpfte Wasser mit beiden Händen und goß es über den gebeugten Kopf. Wo das Wasser aus dem Haar des Buben heraussickerte, war es rot.

Lampert schrie: „Die Hirtin? Wo ist die Hirtin?"

„Ich weiß nit!" sagte der Bub wie einer, der im Rausche taumelt. Und während Lampert die Zügel über den Stock des Brunnens warf und hinübersprang zur Feuerstätte, tauchte Heiner die beiden Hände wieder in den Brunnentrog, aus dem der Pongauer mit gierigen Zügen das rosenfarbene Wasser zu schlürfen begann.

Immer den Namen der Hirtin schreiend, irrte Lampert um die brennende Hütte — barköpfig, denn er hatte die Mardermütze verloren — die verstaubte, goldgelbe Schärpe hing ihm von der Brust herunter bis über das Knie.

Da war ihm plötzlich, als hätte er dort oben in dem Waldstreifen einen gellenden Laut vernommen. „Jula?" Wie Freude war's in seinem heiseren Schrei. Und Lampert sprang über das Gehäng hinauf, hörte eine Stimme, in der sich Zärtlichkeit mit Jammer mischte, und warf sich durch die dicken Stauden, daß die Seide seines festlichen, von Staub und Sumpfkot überkrusteten Kleides in Fetzen ging. Er kam zu dem Viehsteig, sah auf dem Boden ein kurzes, gebogenes Messer liegen und sah die Splitter eines aus Holz geschnitzten Vogels, den ein grober Fuß zertreten hatte. Ein paar Schritte noch. Und nun saß vor ihm die Hirtin auf der Erde, mit niedergerissenem Haar, mit dem Gesicht einer Irrsinnigen. Sie hatte den Jakob über dem Schoße liegen, hielt das aschgraue Gesicht des zwerghaften Krüppels zwischen den Händen, rüttelte immer diesen leblosen Kopf und bettelte in Jammer: „Tu die Augen auf! So tu doch die Augen auf!"

Daß einer gekommen war, das sah sie nicht. Sie merkte erst seine Nähe, als er neben ihr kniete und ihre Hand fassen, den Arm um ihre Schulter legen wollte. Sie blickte auf, wie aus grauenvollen Träumen erwachend. Und als sie den erkannte, der helfen wollte, verzerrte sich ihr Gesicht. Sie machte mit den Armen eine ringende Bewegung, verstört von Zorn und Jammer, schrie mit erwürgter Stimme ein böses Schimpfwort und stieß dem jungen Someiner die Fäuste vor die Brust, daß er taumelte. Den Bruder umklammernd, wollte sie sich aufrichten, fiel zurück auf die Erde und wurde von einem tränenlosen Schreikrampf befallen, der ihren Körper zucken machte.

Lampert wollte sprechen und brachte keinen Laut aus der Kehle. Sein Gesicht war entstellt. Nun beugte er sich zu Jakob nieder, hob diese kleine, entseelte Mißform des Lebens auf seine Arme und konnte mit der heiseren, zerrissenen Stimme sagen: „Komm! Ich bring ihn heim."

Während er mit der leblosen Last hinunterstieg zum Feuer, hörte er immer hinter sich diese schluckenden Schreie der Hirtin.

Die Ochsen brüllten nicht mehr. Sie hatten sich an den Anblick der rauchlos gewordenen Flamme gewöhnt. Und manche von ihnen lagen ruhig schon wieder im sonnigen Gras, wiederkäuend, und scheuchten mit der Schwanzquaste die frechen Bremsen fort.

Lampert mußte denken: „Ob Gott auch so ruhig in der Sonne liegt, wenn Menschen morden?"

Beim Brunnen sagte er zu Heiner, der sich einen Fetzen seines Hemdes um den Kopf gebunden hatte und noch immer ein bißchen duselte: „Du mußt mir helfen!"

Sie hoben den Toten in den Sattel, banden ihn mit Riemen und mit Lamperts Schärpe fest, und während jeder von den beiden mit einer Hand den müd schleichenden Pongauer am Zügel führte, stützte er mit der andern Hand den stummen, immer nickenden Reiter, der eine schlechte Haltung hatte.

Jula, mit hängendem Haar und geballten Fäusten, ging hinter dem Pferde her, schluckend im erwürgten Schreikrampf — wie damals vor achtzehn Jahren, als sie mit der Mutter heimgekommen war vom Erdbeerpflücken im Tal des Windbaches.

Ein dumpfes Gepolter.

Die abgebrannten Dachsparren waren in den Hüttenraum hinuntergestürzt. Und weil nun die feuchten Grundbalken zu brennen begannen, qualmte wieder ein dicker Rauch zum Himmel hinauf.

Man sah diese graue Rauchsäule bis weit hinaus ins Tal.

Beim Taubensee, vor dem Schupflehen des Mareiners, stand die Bäurin auf dem Karrenweg, guckte immer zu diesem wunderlichen Rauch hinauf, schüttelte den Kopf, lief zum Haus hinüber und sagte zu der alten Frau, die in der Sonne saß: „Auf dem Hängmoos droben, da muß was brennen!"

Bekümmert nickte die Mutter. „Steht am Zäunl! Und geht nit herein zu mir!"

Die Bäurin wurde ärgerlich. Mit der Mutter war kein Reden mehr. Und von den Mannsleuten war keiner daheim. Malimmes hatte schon im Grau des Morgens mit Wehr und Sack das Haus verlassen. Und gegen Mittag war der Bauer davongelaufen. Wenn er auch als höriger Schupfgütler beim Taiding der Gnotschaft das Maul halten mußte, er wollte doch dabei sein. Und die Sache lohnte sich. Er war da zu einem lustigen Ding gekommen.

In der Ramsau gab's um diese Mittagsstunde ein großes Lachen. Das ging von Malimmes aus, vom „Baurensöldner", der gepanzert und mit blankgezogenem Bidenhänder hinter seinem „Herren" stand und aus seinem seltsamen Dienstverhältnis eine muntere Sache machte. Die Bauern gaben sich lachend der Wirkung seiner derben Spässe hin, seit sie wußten, daß sie sich nicht zu sorgen brauchten um ihr bedrohtes Almrecht.

Der Weidbrief war aufgewiesen vor den spruchbaren Männern der Gnotschaft, war zu Recht befunden und lag nun wieder in der eisernen Brieftruhe des Seppi Ruechsam.

Vor achtundzwanzig Jahren, in einem dürren Vorsommer, der die

Wiesen im Tal verbrannte, hatte Propst Kunrad eines Tages beim Taubensee gejagt und eine gute Strecke ins Moos gelegt. Als da die Bauern, die beim Weidwerk fronen mußten, ihres Fürsten gute Laune sahen, taten sie die Bitte: ihr hungerndes Milchvieh anstatt einer gleichen Ochsenzahl auf das feuchte Hängmoos treiben zu dürfen. Der Herr war gnädig. Beim Heimritt schrieb er in des Albmeisters Haus auf den alten Ochsenbrief die Gestattung für den Käserbau und den „ewigen" Auftrieb der Kühe und drückte seinen Fürstenring in das Bröcklein Wachs, das man von einer geweihten Kerze genommen hatte.

Was ging es da die Ramsauer an, wenn die gadnischen Hofleute das verzettelt hatten, dieses neugeborene Recht auf ihrem Ochsenbrief zu vermerken? Freilich, damals im Dreiundneunziger Sommer war zu Berchtesgaden alles drunter und drüber gegangen. Wenige Tage nach der glückhaften Jagd am Taubensee hatte der böse Handel mit den Salzburgern angefangen, die den Propst Kunrad verjagten und das Stift durch elf Jahre als Schuldpfand in der Faust behielten.

Die Ramsauer hatten an ihrem verläßlichen Recht eine Freude, die nicht frei von übermütigem Spott wider die schlampichten Herren war, und Seppi Ruechsam, der allwissende Albmeister — „Was denn sonst?" — guckte bei dem lustigen Geschwätz der andern so ruhig, stolz und zufrieden drein — Malimmes sagte: wie Gott-Vater vor dem Sündenfall.

Und mit den Juden bei der Bergpredigt verglich Malimmes die Spruchbaren und Maultoten der Gnotschaft, die vor dem Hüttenhügel des Seppi Ruechsam herumsaßen, auf Bänken und Stühlchen, auf Baumklötzen und Holzklaftern, auf den Querbalken des Zaunes, im Straßengraben und auf den Steinblöcken am Ufer der Ache. Mit Weibern, Buben, Mädchen und Kindern war's ein hundertköpfiger Schwarm, der als lustiger Riegel die Ramsauer Straße sperrte. Mochten jetzt die Pfändleute mit den siebzehn Kühen nur kommen! Die Straße war mit Menschenköpfen fest vernagelt, und der Seppi Ruechsam mit dem guten Recht war da! Was Wunder, daß die Ramsauer lachen konnten, als Malimmes wieder die vier Geschichten vom ungefährlichen Hanf erzählen mußte, die seine Gesellen von der feuchten Leuthauskumpaney schon herumgetragen hatten in der ganzen Gnotschaft.

Sobald Malimmes seine Schlittenfahrt auf dem Landshuter Glatteis gemacht und seine Himmelsbotschaft an den Herzog Heinrich wieder ausgerichtet hatte, schrie unter dem Lachen der andern ein alter, langer Kerl, der Hinterseer Fischbauer, der dürr und braun und runzlig war wie die Saiblinge, die er räucherte: „Paß auf, Malimmes, daß beim fünften Hänfenen nit mir unter die Händ kommst! Die Strick, die ich dreh für meine Reusen, heben wie eiserne Dräht."

Malimmes schmunzelte. „Hast einen da zur Prob?"

„Was ein Fischer ist, muß allweil einen Strick im Sack haben."

„Her damit! Und tu mir den Strick um das kitzlige Zäpfl!"

Es gab ein heiteres Gedränge, als der Fischbauer das kleinfingerdicke Stricklein zur Schlinge machte und dem Malimmes um den Hals warf.

„So, Mensch," sagte der Söldner, „jetzt zieh! Aber fest!"

Der Fischbauer zog lachend die Schlinge zu, Malimmes machte die Kehle lang und dünn, dann plötzlich blähte er den Hals auf, straffte die Sehnen, daß es aussah, als ginge ihm der Hals von den Ohren schief herunter bis zu den Schultern — und der Strick des Fischbauern knallte entzwei wie eine schlechte Saite.

Ein vergnügtes Gebrüll. Und einer von den Burschen kreischte in Be-

wunderung: „Herrgott, ist das eine feine Kunst!“ Er versuchte gleich unter drolligen Grimassen den Hals zu blähen.

„Ja, Leut, Übung macht den Meister!“ sagte Malimmes, der um den Hals eine Linie hatte fast so rot wie die große Narbe in seinem Gesicht. Und dann fügte er lachend bei: „Jetzt weiß ich aber nit, muß ich den Hänfenen des Fischbauren als fünften zählen oder geht er als Probstückl drein? Ich komm ein lützel aus der Rechnung.“

Mannsleute, Weiber und Kinder — alle probierten dieses nützliche Spiel und plusterten kräftig den Hals auf, wie es Malimmes ihnen vorgemacht hatte. Sie bekamen blaue Gesichter und mußten husten vor Schmerz und Lachen.

Nur einer, der mitten unter diesen Heiteren saß, blieb ernst. Er hatte den weißen Richtmannsstab in der Faust, immer suchten seine Augen, immer schwieg er und lauschte in die Ferne. Nun erhob er sich.

Viele fragten: „Runotter? Was ist?“

Er sagte: „Der Bub, der zum Lugaus hinauf ist in den Paßwald, kommt über die Schwarzecker Wiesen heruntergesprungen.“

Die andern mußten lange spähen, bis sie den Buben sahen. Und dann dauerte es noch eine geraume Weile, bis er über die Straße herkeuchte. Der Bub war so atemlos, daß er nicht reden konnte. Während die Hundert schwiegen, als wäre ihnen plötzlich etwas Unbehagliches in die heiteren Seelen gefallen, fragte Runotter: „Hast du meine Kinder gesehen?“

Der Bub schüttelte den Kopf, warf sich auf den Boden hin und preßte die Fäuste auf seine arbeitende Brust.

Viele Stimmen: „Sind die Pfändleut droben?“

Der Bub nickte.

Ein wirrer Lärm, halb ein Reden in Zorn, halb schon wieder Gelächter und Spott über die Herren.

Einer schrie: „Wenn sie die Küh bringen, muß man den Brief aufweisen. Ein Recht in der finsteren Truchen wirkt nit, ein Recht muß im Licht sein.“

Von den Spruchbaren waren viele der gleichen Meinung. Auch Runotter. Aber der Seppi Ruechsam schüttelte den Kopf, und wieder sagte er: „Der Amtmann muß zum Seppi Ruechsam seiner Truchen kommen. Was denn sonst? Recht liegt fest. Das muß man nit umtragen wie einen Bettelsack.“

Die Gnotschafter redeten aufgeregt gegen die zähe Weisheit des Albmeisters. Die Kühe müssen doch leiden unter dem weiten Trieb vom Hängmoos bis zum Stift. In ihren Eutern kann sich bei Plag und Hitze die Milch verschlagen. Für solchen Schaden kommen die Herren nicht auf. Warum soll man ein Recht nicht weisen, wenn man's bei der Hand und in der Truhe hat?

Der Seppi Ruechsam arbeitete mit den Ellbogen. „Ich tu's nit, und ich tu's nit! Wenn dem gewächsneten Brief ein Schaden geschieht, geht's aus am Seppi Ruechsam. Was denn sonst?“

Man trat um den Richtmann her zum Ring zusammen, und der Seppi Ruechsam wurde zum erstenmal, seit er Albmeister war, von den Spruchbaren der Gnotschaft überstimmt. Mit einem Gesicht, als hätte er Essig getrunken, stieg er neben dem Ältestmann und mit den fünf Zeugen zu seinem Haus hinauf, um den Weidbrief aus der Truhe zu holen.

Hinter ihm blieb eine quirlende Heiterkeit zurück. Weil man das Recht aufweisen konnte und des verstandsamen Friedens sicher war, konnte man

lustige Spottreden machen über den Ochsenkrieg zwischen Bauern und Herren. Ein halbes Stündl noch, und der Schwarzecker — der auf den Fingern pfeifen konnte, daß man's aus dem Ramsauer Tal bis zum Grat des Steinbergs hinaufhörte — würde zur ersten Schlacht trompeten. Und ob Malimmes, der Baurensoldmann, auch treu und tapfer für die Gnotschaft dreinschlagen würde? Lachend ließ Malimmes den in der Sonne blitzenden Bidenhänder mit sausenden Kreisen um seinen Eisenhut herumwirbeln, unter dem lustigen Schlachtgeschrei: „Hie Baurenschaft, hie guter Mist und gutes Recht!" Und als der Bidenhänder wieder senkrecht auf der Erde stand, drängte sich einer von den Burschen, die sich im Winter zur Holdenwehr der gadnischen Kriegsmacht stellen mußten, an Malimmes heran und bettelte: „Wie, laß mich das Eisen lupfen ein lützel!" Kreischend wichen die Leute zurück, als der Bub sein ungeschicktes Schwertschwingen begann. Mit dem Knauf des Bidenhänders stieß er sich die Nase blutig. Unter dem Gelächter der andern, das Gesicht von Scham und Ärger brennend, gab er dem Kriegsmann das schwere Eisen zurück und schalt: „So ein klobiges Ding! Da kann man doch keine feinen Streich nit machen!"

„So? Meinst?" Malimmes schmunzelte. „Mit meinem Bidenhänder mach ich feinere Arbeit als wie der römische Bader mit seinem toledanischen Schermesser, wenn er den Papst rasiert."

Um die lustigen Zweifler zu überweisen, schickte Malimmes einen Buben davon, der in der Kappe ein Dutzend Eier bringen mußte. Unter heiterem Aufruhr der Leute wurde die blonde Leuthausmagd unterwiesen, wie sie die Eier werfen mußte. Malimmes ließ den blitzenden Bidenhänder kreisen; so oft er „Hoppla!" schrie, mußte ein Ei geflogen kommen — und unfehlbar schnitt das sausende Eisen in der Luft jedwedes von diesen kleinen weißen, flügellosen Vögelchen mitten durchs Herz entzwei. Da gab's ein Staunen und Lachen! Eiweiß und Dotter spritzten nach allen Seiten umher, die Leute flüchteten, wischten und kicherten, einer kreischte: „Heut ist die Ramsau das gelobte Land, heut regnet's Milch und Honigmus!" — und obwohl ein altes Weiblein über die sündhafte Vergeudung der Gottesgabe zürnte, erhob sich vor dem Hause des Seppi Ruechsam ein Gelächter, nicht minder laut und heiter als vor dem gadnischen Hirschgarten beim Spiel mit der Annasusanne.

Den Richtmann schien die Heiterkeit der Leute und dieses kriegerische Eierspiel zu quälen. Er sagte: „Geh, Malimmes, treib keinen Unfürm und laß die Gelägerspäß unterwegs! Mir ist nit zumut danach." Da kreischten viele Leute: „Die Pfändleut kommen!" Alles drängte lärmend gegen die Straße hin, und Runotter erhob sich von dem Baumstock, auf dem er gesessen. „Malimmes! Geh in des Seppi Ruechsam Haus hinein! Ich mag nit haben, daß es zwischen dir und den Hofleuten spöttische Reden gibt."

Der Soldmann nickte, als begriffe er die Vernunft dieses Befehles. Er haschte das blonde Mädel und wischte mit ihrer Schürze das Eiergelb von der Klinge weg. Lachend den Bidenhänder schulternd, ging er zum Haus des Albmeisters.

Auf der Straße sah man zuerst nichts andres als eine dicke Staubwolke. Sie rückte näher wie ein graues, kopfloses Ungetüm, das keine Füße, nur wehende Flügel hatte und dennoch plump auf der Erde kroch.

Der Lärm der Leute verstummte. In diesem erwartungsvollen Schweigen hörte man beim Rauschen der Ache aus weiter Ferne wieder ein murrendes Echo des Herrenspiels mit der Annasusanne.

Ein paar hundert Schritte vor dem Menschenriegel, der die Straße sperrte,

blieb der Trupp der Pfändleute stehen. Die Staubwolke verdampfte, und langsam entschleierte sich in der Sonne des schönen Tages eine farbig ausschauende Sache: die Troßbuben, der buntgefleckte Schwarm der gepfändeten Kühe mit nickenden Köpfen und pendelnden Schweifen, zur Linken ein Spießknecht, einer zur Rechten, hinter dem Trupp ein Reiter, und voraus, auf hochbeinigem Gaul, der lange Marimpfel als vorsichtig spähender Führer. Er wandte sich im Sattel und redete zu seinen Leuten.

Im Menschenriegel, der die Straße sperrte, sagte der magere Fischbauer: „Jetzt hat er dem Melchvieh höfisch eingeredet, daß viel nit fehlen tät und die Kuh wär ein Ochs."

Mareiner, der sich in der Gnotschaft wichtig machen wollte, schrie über alle Köpfe weg: „Der Hauptmann ist mein Bruder Marimpfel. Da brauchet ihr nit Angst haben. Mit dem red ich gleich, und alles ist in Ordnung." Dieser hilfreiche Vorschlag wurde wenig gewürdigt. Eine Männerstimme rief: „Da reißt ein Schupfgütler das Maul auf! Für die Gnotschaft redet, wer spruchbar ist, sonst keiner." Eine dünne Stimme quiekste: „Auch nit der Mareiner!"

Das Verslein erheiterte die Leute. Doch als Runotter den weißen Richtmannsstab erhob, wurden alle still.

Der Trupp der Pfändleute kam heran. Ein alter Bauer und zwei Bäuerinnen, die ihre Kühe erkannten, wollten gleich mit Locken und Jammern auf die brüllenden Tiere zu. Doch die Fußknechte streckten die langen Spieße vor: „Ist Herrengut!"

Marimpfel parierte den Gaul. Und da wollte Mareiner reden. Aber der Hofmann zog den Fuß aus dem Bügel, schob den Bauer vom Gaul weg und wandte sich an den Richtmann mit fester Stimme: „Was rotten sich da auf der Straß die Leut zusammen?"

„Die Leut sind friedsam."

„So?"

„Und ich steh für die Gnotschaft da —"

„Wer bist du denn?"

Ein Geschrei über die ganze Breite der Straße. Runotter blieb ruhig. „Spießknecht! Ob du mich kennen magst oder nit, ist eins. Aber kennst du den weißen Stab nit?"

„Red du so mit deinen Knechten! Ich bin ein Hofmann." Aus dem Schwarm der Leute klang ein Lachen, das Marimpfel nicht gerne zu hören schien. Er wurde grob. „Kerl! Siehst nit, daß mein Gaul scheuet? Tu deinen Stecken weg!" Er stieß mit dem Fuß, und des Richtmanns weißer Stab bekam einen grauen Streif.

Die hundert Ramsauer begannen in Zorn zu schreien, und eine Stimme schrillte aus dem Hauf: „Wer den weißen Stab schändet, ist ein Lumpenkerl!"

„Leut!" rief Runotter. „Haltet Ruh!" Auch ihm hatte der Zorn die Stirne rot gemacht. Doch während er den Zaum des Gaules faßte, sagte er ruhig: „Hofmann! Du hast den weißen Stab verunehrt, den mir der Fürst gegeben. Ich muß Klag führen gegen dich beim Fürsten und muß dich schuldig sagen." Hundert Stimmen schrien das „Schuldig!" nach. „Das wird kommen. Jetzt ein ander Ding —"

„Weg frei für meines Herren Recht!" befahl Marimpfel und kitzelte den Gaul, um ihn scheuen zu machen.

Mit eiserner Faust hielt Runotter das bockende Pferd am Zügel. „Deines Herren Recht ist heut ein Irrtum."

„Willst du schimpfen auf meinen Herren?“ Marimpfel machte einen Griff, wie um das Eisen zu fassen.

„Das tu ich nit. Ich ehr den Fürsten. Aber tu unser Vieh vom Strick! Die Pfändung ist geschehen wider Recht und Brief. Albmeister Ruechsam! Weis' den Weidbrief auf, der geschrieben und gewächsnet ist!“

„Was denn sonst?“ Seppi Ruechsam trat heran, hielt das kostbare Pergament mit beiden Händen fest und wollte seine Rede aufsagen. Er begann: „Das tät der Seppi Ruechsam nit —“

Marimpfel ließ den Gaul steigen und schrie in Zorn: „Was Schrift und Wachs! Das geht mich den Teufel an. Mir ist Recht, was mein Herr geboten. Weg frei!“

„Das tät er nit,“ redete der Seppi Ruechsam, „aber die Gnotschaft will: der Seppi Ruechsam muß den Weidbrief weisen. Da ist der Brief! Ist gutes und festes Recht. Ist geschrieben und gewächsnet. Was denn sonst?“

„Brief? Recht?“ Marimpfel faßte mit einem groben Griffe seiner Faust das Pergament. Gleich bröselte das geweihte Wachs davon. „Das ist ein Wisch für meine Notdurft.“ Er hob sich im Sattel und machte mit dem Hängmooser Weidbrief eine symbolische Bewegung.

Ein hundertstimmiger Zornschrei flog über die Straße hin. Und dem Seppi Ruechsam fielen plötzlich siebzig Jahre vom Buckel herunter. Wie ein Zwanzigjähriger in blindem Jähzorn, so sprang er gegen den Reiter hinauf, faßte ihn mit beiden Fäusten an den Eisenplatten der Brust — und rutschte wie ein müder Greis wieder auf die Erde herunter. Hatte Marimpfels Hand einen neuen Irrtum begangen? War einer von den Fußknechten unvorsichtig mit dem Spieß dazwischen gefahren? Niemand wußte, wie es gekommen war, daß dem Seppi Ruechsam, der sich jetzt ganz ruhig verhielt, ein dickes Blutbächlein über das braune Runzelgesicht und über die Bartstoppeln herunterfuhr. „So, so?“ sagte er in verständiger Besinnung und wollte mit der zitternden Hand das Blut vom Gesichte wischen. „Jetzt geht der Seppi Ruechsam zum deutschen König. Was denn sonst?“ Dann fiel er um und war tot.

„Mordio! Mordio!“ kreischten die Ramsauer. Sie griffen nach den Messern, rissen Prügel vom Zaun, und die Weiber hoben Steine von der Straße auf, während die Kinder in grillender Angst davonrannten, über die Planken kletterten und durch die Ache patschten. Runotter, mit einer Stimme, die den tobenden Lärm noch übertönte, schrie gegen des Seppi Ruechsam Haus hinüber: „Soldmann! Soldmann!“

Marimpfel sah einen gepanzerten Kriegsknecht mit blitzendem Bidenhänder über den Hügel herunterspringen, schlug seinem Gaul die Sporen in die Weichen und brüllte: „Hofleut! Durch! Die verschimpfen den Fürsten! Die machen Meuterei!“

Wie ein von einem Riesenhammer getriebener Keil, so fuhr der Trupp der Pfändleute mit Reitern, Fußknechten und Troßbuben unter dem Schellengerassel der galoppierenden Kühe in den Schwarm der schreienden Menschen hinein. Der kreischende Hauf wich auseinander und flutete wieder zusammen in einen wirren Knäuel. Und alle mit Schimpfworten und Flüchen hinter den gadnischen Hofleuten her. Prügel wirbelten durch die Luft, und Steine flogen. Und in dem wüsten Lärm unterschied man nimmer, was ein Todesschrei oder eine Stimme des Lebens war.

Mit entfärbtem Gesichte, in der Rechten den zerbrochenen Stab des Friedens, stand Runotter neben dem Seppi Ruechsam, der nicht von der Stelle gekommen und doch zum mächtigsten aller Könige gegangen war.

Und mit der Linken hielt der Richtmann den Arm des Malimmes umklammert. „Bleib, Mensch! Tät ich dich schlagen heißen, das wär Unrecht. Doppelt Unrecht. Dein Bruder ist dabei. Man soll nit Bruder gegen Bruder hetzen."

Malimmes sagte mürrisch: „Bei einer Fehd heißt's Freund oder Feind. Da ist kein andres Wörtl nit." Er sah den Seppi Ruechsam an, dessen Gesicht wie von einem roten Tuch umwickelt war. „Bauer? Was hat's denn gegeben da?"

„Schier weiß ich's nit. Ist mir alles wie ein böser Nebel. Das haben die Herren nit wollen. Schlechte Diener sind für die Herren ein Elend und übler Ruf."

„Herr oder Knecht? Sag lieber: Narretei der Leut. Die macht so Herr wie Knecht zu blindwütigen Gockeln."

Sie hörten ein wirres, wildes Geschrei. „Komm, Mensch!" sagte Runotter. „Da müssen wir wehren!"

Die beiden liefen der Straße nach, dem tobenden Lärm entgegen. Aus den Fenstern und Türen der Hütten guckten verstörte Kindergesichter heraus. Dann liefen drei Kühe vorüber, mit rasselnden Schellen, mit klunkernden Eutern und gestreckten Schwänzen, die Stricke schleifend, die von ihren Hörnern herunterbaumelten. „Guck," sagte Malimmes im Springen, „für die ist auch der Hänfene ein lützel mürb gewesen."

Wie ein steifes Holz lag ein Mannsbild auf der Straße, und ein schreiendes Weib war hingeworfen über seine rote Brust.

„Ist der Schwarzecker!" stammelte Runotter. „Der so fest hat pfeifen können."

„Komm! Den pfeift man nimmer herein ins Leben. Ist jetzt schon draußen."

Fünf Kühe kamen gezottelt, klatschten durch das reißende Wasser der Ache, blieben drüben auf einer Wiese stehen, guckten dumm herum und fingen zu weiden an. Hinter den Stauden sprang ein Mensch, der sich nicht sehen lassen, sich immer verstecken wollte. Es war der Mareiner vom Taubensee. Der packte zwei von den Kühen an den Schellengurten, spähte ängstlich nach allen Seiten und zerrte die Kühe davon.

Immer näher kamen die zwei springenden Männer diesem tobenden Lärm auf der Straße. Und plötzlich schien es, als flute das Geschrei zurück. Man hörte fernher eine schmetternde Trompete. Rennende Menschen erschienen bei einer Straßenwendung, es folgte ein dicker Schwarm, und schrille Stimmen waren zu hören: „Da kommen Herren und Hofleut, zwanzig Reiter, vierzig, sechzig, hundert!" Andre Stimmen schrien wieder etwas andres. Der flüchtende Haufe kam ins Stocken, die Leute guckten und fragten, und dann hörte man eine kreischende Weiberstimme, die immer die gleichen Worte schrie: „Hilf in der Not! Das ist Hilf in der Not! Hilf in der Not!"

Männer mit erhitzten Gesichtern kamen gelaufen und holten den Schwarzecker und den Seppi Ruechsam. Zwischen dem Leuthaus und dem Hag des Richtmannes legte man die zwei Toten auf die Straße hin. Und noch zwei andre legte man dazu: einen jungen hübschen Buben, an dem man keine Wunde sah, und ein Weib, dessen Gesicht vom Todesschreck verzerrt und in dieser Grimasse des Grauens wie versteinert war.

Diese vier Stummgewordenen sollten reden für die Not der Ramsauer und sollten mit schweigendem Betteln die Straße sperren vor einem geistlichen Fürsten, der da geritten kam.

VI

Vor dreizehn Tagen war Herr Konrad Otmar Scherchofer, Propst von St. Zeno zu Reichenhall, mit Gefolge nach Salzburg geritten, um einer Provinzialsynode beizuwohnen, die ein Heilsames wider das grassierende Konkubinat der Kleriker und wider das ketzerische Unwesen des freien Geistes beschließen sollte.

In zehn Sitzungen hatten die zu Salzburg versammelten geistlichen Fürsten, Kanoniker und Doktoren zahlreiche Kirchengesetze beschlossen und verkündet. Und es gab doch der Kirchengesetze bereits so viele, daß auch der gewissenhafteste Christ nicht mehr imstande war, sie alle zu kennen und zu befolgen. Da konnte kein Tag vergehen, ohne daß nicht jeder Mensch, ob Kleriker oder Laie, ahnungslos durch irgendein Wort oder irgendeine Tat in die Exkommunikation oder in eine andre schwere Kirchenstrafe verfiel. Es war unmöglich, alle zu bestrafen, die sich versündigten. So wurden die vielen und strengen Gesetze lächerlich, die Übertretung bekam Humor.

Diese Wahrheit hatte Herr Konrad Otmar Scherchofer, der als Priester auch ein kluger Weltmann war, auf der Synode zu Salzburg ausgesprochen. Er hatte gesagt: „Wird ein Mensch ermordet, so ist das ein übles und trauriges Ding, das allen Rechtschaffenen Schmerz bereitet und ihren strafenden Zorn erregt. Werden zehntausend erschlagen, erstochen, gehenkt, gevierteilt, gerädert und verbrannt, so verwandelt die widersinnige commulatio den Menschenmord zu einem grinsenden Schembartspiel der irdischen Torheit, das auch den Ernstesten der Menschen lachen macht. Exemplum trahit. Ein Gesetz ist heilsam, tausend Gesetze werden zu einer Fäulnis, zu einem Brunnengift des Lebens. Gott, in Güte und Nachsicht, hat der Menschenseele, die von des Teufels schmutzigem Boden zu reinlicher Höhe möchte, tausend Wege und immer noch einen gegeben. Versperrt ihr sie alle bis auf einen, so wird die suchende Menschenseele einem hungernden Esel gleichen, der zwischen tausend vernagelten Gotteskrippen die eine nimmer findet, wo er nach eurem Willen fressen soll. Der Esel sind unzählbar viele. Sie haben nicht Platz vor einer Krippe. Sie müssen zupfen dürfen, wo Gott ein Gräslein oder eine Distel wachsen ließ."

Wie der berittene Hofmann auf der Ramsauer Straße brüllte: „Willst du meinen Herren verschimpfen?" — so hatte im Salzburger Synodensaal ein Erzürnter geschrien: „Willst du uns Esel heißen?"

Herr Konrad Otmar Scherchofer hatte lächelnd erwidert: „Ich darf auch andre heißen, was ich mich selber heiße. Vermute ich auch, daß ich unwürdiger bin, als ihr seid, so glaub ich doch kein schlechter Mensch zu sein. Ich bin als Mensch so gut, wie es die andern mir zu sein gestatten. Und diese andern sind wie ich bin und wie ihr seid: vor allem schwach von Gedächtnis. Es ist in mir nur noch ein blasses Erinnern an die Gesetze, die wir gestern und ehegestern verkündet haben. Und heute zur Nacht, in einer schlaflosen Stunde, begann ich nachzurechnen, wie oft ich als erschreckend schlechter Christ und als leidlich guter Mensch in den hundertachtzig Tagen dieses halb erfüllten Jahres schon dem Kirchenbann und eurer Hölle verfallen mußte. Lasset mich die kummervolle Zahl verschweigen, die ich gefunden. Als ich beim Rechnen an die zwanzigmal mit meinen Fingern zu Ende war, da hatte ich verdammenswerter Sünder die Vision eines Heiligen und sah, wie Gott in seiner reinen Himmelsglorie heiter lächelte. Ihr, meine würdigen Brüder in diesem geweihten Saale, lasset einen Trompeter

kommen und heißt ihn hinausblasen zum Fenster, bis da drunten die guten Menschen zusammenlaufen nach Tausenden. Dann leeret einen Karren Sand zum Fenster hinaus, indessen ein kräftiges Lüftlein bläst. Und jedes verwehte Sandkorn wird einen Menschen treffen, der zu Bann und Tod und Hölle verdammt ist nach irgendeinem von euren vielen Gesetzen. Und zahllose Sandkörner werden es sein, die der Wind zurückbläst in diesen Saal. Meine würdigen Brüder! Wir sollten uns versammeln, um Gesetze zu streichen, nicht um neue zu ersinnen."

Solche und andre Worte, die er lächelnd sprach, hatten ihm eine Antwort eingetragen, die ihn bei seiner Klugheit beredete, von der Salzburger Provinzialsynode im schützenden Grau des Morgens davonzureiten, bevor sie nach Sonnenaufgang mit festlichem Tedeum beschlossen wurde.

Der vorsichtige Propst zu Reichenhall hatte von den drei Straßen, die ihm für die Heimkehr zu Gebote standen, die beste, fast völlig ebene über Wals und Marzoll aus dem Grunde vermieden, weil sie zu lange auf Salzburger Boden blieb. Er war auch nicht die Straße geritten, die durch die Höfe des berchtesgadnischen Stiftes zum Hallturm und zum Grenzpfahl mit dem Wappen des heiligen Zeno führte. Er wäre da ohne eine aus Gründen der Courtoisie unerläßliche Visite nicht durchgekommen. Aber mit Herrn Peter Pienzenauer, der von der Synode ferngeblieben war, sprach sich Herr Otmar nicht gut, um verschiedener Dinge willen, die seit Jahren an den Grenzen zwischen Berchtesgaden und Reichenhall ein chronisches Leiden waren. So hatte er als empfehlenswertesten Weg die schlechte Karrenstraße gewählt, die unterhalb des Stiftsberges von Berchtesgaden durch hüllende Wäldchen führte und nach beträchtlichem Umweg wieder einlenkte auf die Straße zum Tal der Ramsau. Und just diese dritte, durch Klugheit und Vorsicht anempfohlene Straße sollte sich als ein übler, folgenschwerer Weg erweisen.

Und so kam nun Herr Konrad Otmar Scherchofer durch die Ramsau, in der eine Not des Lebens mit hundert Stimmen brüllte. Daß dabei vier stillgewordene Stimmen schon ausgeschieden waren, das machte in dieser Fülle der Flüche und des Jammers keinen merklichen Unterschied.

Herr Otmar war nicht begleitet von hundert Reitern, nicht von sechzig, nicht von vierzig, auch nicht von zwanzig. Ihm zur Linken ritt sein mit staatsmännischen Gaben gesegneter Kaplan Franzikopus Weiß. Hinter den beiden kamen vier Berittene, nicht reich gekleidet, aber gut bewaffnet. Dann folgte ein mit vier Maultieren bespannter Gepäckwagen. Und vor dem Zelter des Propstes träppelten zwei magere Läufer und ritt ein junger Trompeter. Der hatte sein Instrument in Hörweite des berchtesgadnischen Stiftes schweigen lassen. Jetzt aber blies er alle dreißig Schritte ein paar schmetternde Töne, die verkündeten: es kommt ein hoher Herr, die Straße ist freizuhalten von Schweinen, Vieh und Hunden, von Mistkarren, Heuwagen und sonstigem Hindernis. Und weil die Trompete beinahe so weit zu hören war wie ehemals ein Fingerpfiff des nun still gewordenen Schwarzeckers, drum ahnten die verstörten Ramsauer nach einem äffenden Schreck diese nahende „Hilfe in der Not", noch ehe ihnen Herr Konrad Otmar Scherchofer deutlich erkennbar zu Gesichte kam.

Als die Kavalkade bei dem rauschenden Windbach vorbeigeritten war und den Verzweiflungslärm der Ramsauer schon wie dumpfes Murren vernehmen konnte, begegnete ihr ein sonderbarer Zug, der sich eilfertig bewegte und dennoch langsam von der Stelle kam: ein berittener Spießknecht, dem das Blut von der Faust heruntertröpfelte, ein zweiter Spieß-

knecht, der seinen lahmenden Braunen führte, ein Söldner und drei Troßbuben, die ihre verprügelten Köpfe hängen ließen und dazu noch zwei entseelte Menschen zu tragen hatten.

Herr Otmar erkannte die berchtesgadnischen Farben. Segnend machte er mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, tat keine Frage und ritt vorbei. So schweigsam wie der Herr, so schweigsam blieben die Diener. Doch ehrfürchtig entblößten sie die Köpfe vor dem Tod, der da getragen wurde. Dann sagte Herr Otmar über die Schulter zu einem der Seinen: „Reite zurück! Wenn die Ärmsten Stärkung oder Verbandzeug nötig haben, soll man es ihnen reichlich geben aus meinem Wagen.“ Nachdenklich betrachtete er das Gesicht seines Kaplans. „Franzikopus? Witterst du Gefahr?“

„Ich glaube, hier ist geschehen, was nützlich werden kann.“ Der Kaplan lächelte. „Betrachte dir die Lage und Biegung dieses wundervollen Tales, geliebter Herr! Sieht es nicht aus, als hätte Gott sich dieses Tal gedacht als den seitwärts gestreckten Daumen der Hand von Reichenhall? Daß Hand und Daumen voneinander getrennt sind, ist wider die Natur.“

„Franzikopus!“ Leiser Unmut war in der Stimme des Propstes. „Wann wirst du anfangen, als Mensch zu denken?“

„Sobald ich aufhöre, als dein Kaplan für unsern Vorteil zu sinnen.“

Schweigend ritten sie weiter. Nun sahen sie auf hundert Schritte den Leichnamsriegel, der wie ein bunter, splitterig verbogener Balken die Straße sperrte. Und hinter ihm standen die hundert Ramsauer wie eine bewegliche Mauer.

„Herr, sieh diese Menschen an!“ sagte Franzikopus leise. „Es ist einleuchtend, daß ihnen geschah, was wir als schweres Unrecht bezeichnen müssen. Sie scheinen Hilfe von dir zu erwarten. Willst du solche Hilfe nicht bieten als Fürst, so mußt du sie bieten als der gütige Mensch, der du sein willst. Und bedenke, daß die Ramsauer zur bayrischen Burg Plaien nicht weiter haben als zum Dache des heiligen Zeno. Was du verschmähst, fällt einem andern in die Tasche.“

Jetzt vermochten die Ramsauer deutlich Herrn Otmars Gesicht zu sehen, dieses blasse, feingeschnittene, auch im Ernste noch ein bißchen lächelnde Mannsgesicht. Und da streckten sich plötzlich zweihundert Arme, und hundert Stimmen schrien in Furcht und Hoffnung: „Hilf uns, hilf uns, hilf uns!“

Herr Otmar hob die Hand, an der ein Smaragd in der Sonne blitzte. Fast lautlose Stille entstand. Und die Ache rauschte.

„Ihr guten Leute! Ich sehe Blut und Tod vor euren Füßen, sehe Gram und Sorge in euren Gesichtern. Was ist da geschehen? Seid ihr Gebüßte, die ein Unrecht begingen?“

Alle Stimmen kreischten: „Bei uns ist das Recht! Das Recht!“

Wieder hob Herr Otmar die Hand. „Einer soll reden!“

Viele schrien: „Richtmann! Jetzt tu das Maul auf! Red!“

Runotter streckte sich. Sein Gesicht war aschengrau, sein Auge traurig. „Ich red nit. Richtmann bin ich nimmer. Mein Stab ist zerschlagen. Erst muß mir der Fürst einen neuen geben. Nachher red ich. Aber bei dem, was heut die Gnotschaft will — Hilf und Spruch wider unsern Fürsten von einem fremden Herren heischen — da tu ich nit mit!“

„Recht hast!“ sagte Malimmes, an dessen Arm sich zitternd das blonde Mädel aus dem Leuthaus klammerte.

Das Wort des Soldknechtes ging unter in einem ohrbetäubenden Geschrei. Geballte Fäuste streckten sich gegen Runotter. In Furcht und Zorn beschimpften ihn seine Dorfbrüder als Feind der Gnotschaft, als fürsichtigen

Liebdiener und als Hofmannslecker. Einer schrie es ihm an die Nase hin: „Ein Untreuer bist! Schau den Seppi Ruechsam an! Der ist ein Treuer gewesen." Runotter packte den Schreier an der Schulter und drückte ihn gegen den Seppi Ruechsam nieder: „Frag den Seppi! Kann sein, er sagt dir's noch, wo er stehen tät: herüben bei mir oder drüben bei euch!" Was der Richtmann weiter noch redete, versank in dem brüllenden Lärm der andern.

Da sagte Herr Otmar in lateinischer Sprache zu Franzikopus: „Es wäre mir lieber, wenn dieser eine zu mir um Hilfe käme und die andern wären dagegen."

Der Ältestmann der Gnotschaft, der etwas rot und grau Gefleckteszwischen den Händen hatte, stieg über den Seppi Ruechsam hinüber, trat vor den ruhig am Zaume kauenden Zelter des Propstes hin und erzählte die Geschichte der Hängmooser Ochsen und der siebzehn gepfändeten Milchkühe. Ganz ehrlich erzählte der Ältestmann diese Geschichte, genau aufs Härchen, wie er sie erlebt zu haben glaubte. Und dennoch war diese Geschichte etwas völlig andres als die Wahrheit. Aber das Recht, von dem der Ältestmann berichtete, konnte er beweisen — mit zitternden Händen hob er zu dem Propste den knitterbrüchigen, vom grauen Sattelschmutz des Marimpfel und vom roten Blut des Seppi Ruechsam befleckten Weidbrief hinauf.

Herr Otmar zog die Hand zurück. „Franzikopus, lies!"

Während der Kaplan sich in das Studium der halberloschenen Schrift vertiefte, hörte man neben dem Rauschen der Ache nur das schwere Atmen dieser hundert harrenden Menschen.

Nun sprach der Kaplan. Zu seinem Herrn nur. Doch seine Stimme klang so laut, als spräche er zu vielen. „Herr, das ist klares Recht! Da fehlt kein Hauch und Stäublein. Auch Wachs und Siegel waren da. Man erkennt noch deutlich die Stelle. Ich muß entscheiden, daß diesen braven Leuten schweres Unrecht geschah."

Runotter sagte: „Das haben die mutwilligen Knecht —"

Er wurde von hundert Stimmen überschrien, während Franzikopus dem Ältestmann das rot und grau gefleckte Pergament zurückgab.

Herr Otmar, der die Hand erhoben hatte, wollte sprechen. Doch Franzikopus kam seinem Herrn zuvor und sagte, wieder nur zu seinem Propste, aber sehr laut und langsam: „Herr! Diese armen Leute erbarmen mich. Sie sind in harter Lage. Zu Berchtesgaden wird man nimmer fragen: Ochsen oder Kühe? Da wird man sagen: Meuterei! In solchem Falle straft man zuerst. Und dann untersucht man. Ich sehe zu meiner Sorge, daß an der Ramsauer Straße alte Ulmen mit starken Ästen stehen."

Aus der dumpfen Bewegung der hundert Ramsauer klang eine heitere Stimme heraus: „Kann sein, da blüht mir der fünfte Hänfene! Oder der sechste? Ich weiß nimmer recht."

Franzikopus guckte einen Augenblick verwundert den stämmigen Soldknecht an. Dann sprach er bekümmert weiter: „Kommen die Exekutierer, so werden diese guten Menschen aus Irrtum ihres Fürsten morgen ärmer sein um viele Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe und Schweine. Auch ärmer um einige Köpfe. Nein, lieber Herr, es liegt mir ferne, diesen redlichen Leuten einen unbegehrten Rat erteilen zu wollen. Doch jeder Mensch darf menschlich denken. Wenn ich heut ein Ramsauer wäre, würde ich mich noch vor Dunkelheit mit Weib, Kind, Vieh und Sack davonmachen und mich einem Heiligen anvertrauen, der hilfreich ist. In seinem Schutze kann man geduldig eine bessere Zeit erwarten."

Runotter rief: „Solang ich in mir noch einen redlichen Schnaufer hab, will ich nit hoffen, daß die Gnotschaft so was tut.“

Schnell redete der Kaplan in den Lärm hinein, der diesen Worten folgte: „Gewiß nicht! Nein! Ihr müsset Recht bei eurem Fürsten suchen. Er kann auch gnädig sein. Wenn er es immer wäre, müßte bei so redlichen Menschen, wie ihr es seid, dieses schöne Tal ein Haus des Glückes in einem Rosengarten sein. Ein gütiger Fürst macht seine Bürger froh und füllt die Truhen seiner Holden mit dauernden Schätzen. Meines Herren schönes, friedliches Hall heißt nicht umsonst: das reiche. Wir Chorherren zu Hall sind arme Leute, die sich mit trockenem Brot begnügen. Doch meines Herren Untertanen leben in Überfluß, in Freiheit und Freude. Bei manchem Nachbar ist es umgekehrt.“

Ein so sehnsüchtiger Lärm entstand, daß Herr Otmar wieder die Hand erheben mußte. Er betrachtete seinen Kaplan mit einem ehrlichen Blick des Unwillens und sprach: „Ihr Leute! Hört nicht auf diesen Schmeichler! Suchet Recht und Gnade bei eurem Fürsten, wie es sich für treue Holden gebührt.“ In seine Stimme kam ein seltsam unsicherer Klang, als müßte er aus dunklen Gründen sprechen, was er selbst nicht sagen wollte. „Solltet ihr gerechte Gnade bei eurem Fürsten nicht finden, dann mögt ihr in Gottes Namen tun, was euer verbrieftes Recht entschuldigt und eure bittere Not begehrt.“

Er gab seinen Leuten einen Wink. Der eine Läufer hob den Seppi Ruechsam zur Linken hin, der andre zog den Schwarzecker um eine Menschenlänge nach rechts, und Herr Otmar Scherchofer begann zu reiten. Viele Hände streckten sich zu ihm hinauf, viele Stimmen bettelten und fragten. Herr Otmar sprach kein Wort mehr. Doch immer wieder machte er segnend das Zeichen des Kreuzes mit der schlanken Hand, daran der Smaragd seines Hirtenringes in der Sonne blitzte. Und als die verstörten Menschen den Zelter des Propstes umdrängen wollten, ritten die vier Bewaffneten mit freundlicher Achtsamkeit neben ihren Herrn hin. Die Pferde begannen zu traben, der nachkommende Wagen ratterte hinter den galoppierenden Maultieren, die Läufer sprangen voraus, und der Trompeter blies von Zeit zu Zeit drei schmetternde Töne.

Franzikopus lächelte behaglich, doch Herr Otmar hatte ein mißmutiges Gesicht. Er war unzufrieden mit sich selbst. Und während der tobende Lärm der Ramsauer hinter ihm zu versinken begann, sagte er leise:

„Heute bin ich schon wieder siebenmal des Kirchenbannes und der Hölle schuldig.“

„Nicht um dieser letzten Stunde willen. Klugen Erwerb begreift und verzeiht die Kirche. Von Gott weiß ich es nicht mit Sicherheit. Aber ich traue ihm das Beste zu und hoffe, er wird die guten Ramsauer noch heute zum heiligen Zeno schicken.“

„Franzikopus, manchmal redest du wie ein Verbrecher, manchmal siehst du aus wie ein nützlicher Mensch. Zu welcher Gattung gehörst du?“

Der Kaplan schmunzelte. „Viellieber Herr! Am schwersten unterscheidet man die Menschen auf der schmalen Kippe zwischen einem Verdammten und einem Heiligen.“

„Verdammte kenn ich zur Genüge. Jetzt hab ich Sehnsucht, nur ein einziges Mal einem Heiligen zu begegnen, der noch auf Erden wandelt.“

„Warum willst du das?“

„Um zu erforschen, wie ein Heiliger bei lebendigem Leibe riecht.“

Die grauen Augen des Kaplans wurden rund. „Ich verstehe meinen geliebten Herren nicht.“

„Dann will ich es dir erklären. Menschen, die eine das reinliche Maß übersteigende Liebe zu Tieren besitzen, riechen bitter und schlecht. Tiere, die eine tiefe Neigung zu Menschen fassen, bekommen in des geliebten Menschen Nähe einen köstlich duftenden Atem. Wie schön und rein muß jeder Hauch eines Menschen werden, wenn er zu lieben beginnt, was wertvoller ist und höher steht als seine eigne Erbärmlichkeit. Du, Franzikopus, säuerst! Ich fürchte, es wird mit dir ein böses Ende nehmen."

Heiter lachte der Kaplan. Doch plötzlich spähte er über die Straße voraus und sprach: „Das ist heut ein Tag der Dinge, die vielfältig sind und doch immer ein gleiches bleiben. Wir haben den Tod auf den Schultern des Lebens gesehen und den Tod im Staub der Straße. Jetzt kommt der Tod im Sattel. Wir wollen abseits reiten, lieber Herr! Jedes dritte Omen macht mich abergläubisch."

Sie ritten von der Straße gegen die Wiesen hinaus, und weil sie sich vom Ufer der Ache entfernten, deren Rauschen stiller wurde, hörten sie wieder deutlich den Stimmenlärm der Ramsauer.

Die lieferten einander von Nase zu Nase ein erbittertes Wortgefecht, bei dem schon bald die brüderlichen Fäuste zur Mitwirkung bereit erschienen. Der Haufe, der vor dem Hof des Leuthauses durcheinander wühlte, hatte sich durch Zulauf noch vergrößert. Und immer neue Menschen kamen von allen Seiten über die Wiesenhügel heruntergerannt. Von den Kindern standen die einen in Neugier oder mit erschrockenen Gesichtern herum, andre pritschelten heiter in der Ache, warfen Steine nach den Forellen oder trieben sonstwie ihre gewohnten Spiele.

Die Ordnung der Gnotschaft war völlig in Fransen gegangen. Nicht nur die Spruchbaren redeten. Alle schrien durcheinander, Männer und Weiber, Erbrechter und hörige Schupfgütler. Nur ein einziger schwieg: Malimmes. Während ihm das blonde Mädel wieder und wieder, verstört und zitternd, ein paar Worte zuflüsterte, stand er an der Ecke des Leuthauses auf die Kreuzstange seines Bidenhänders gelehnt und blickte aufmerksam in den tobenden Schwarm hinein. Immer waren seine Augen beim Runotter, der sich in dem drängenden Hauf umherschob, bald den einen, bald den andern am Kittel faßte und ernst auf ihn einredete.

Aber da fruchtete keine verständige Mahnung mehr. In den ratlos und furchtsam Gewordenen hatte die Staatsklugheit des Franzikopus Weiß drei vernunftfressende Worte zurückgelassen: das Wort von den Schätzen, mit denen ein gütiger Fürst die Truhen seiner Holden füllt, das Wort von den Exekutierern und den vielen Ochsen, Kühen, Schafen und Ziegen, das Wort von den hohen Ulmen mit den festen Ästen. Je tiefer diese drei Worte sich einbohrten, um so mehr verlor für die Ramsauer der heilige Peter von Berchtesgaden an vertrauenswürdigen Eigenschaften. In gleichem Maße gewann der heilige Zeno von Reichenhall an schutzbietender Kraft.

Schon mehrmals hatte der Ältestmann umsonst versucht, von diesen schreienden Menschen gehört zu werden. Nun stieg er auf einen Zaunpfosten des Leuthauses. Und weil seine Stimme in dem tobenden Lärm versank, hob er zwischen seinen zitternden Händen den Hängmooser Weidbrief in die Höhe, dieses grau und rot gefleckte Heiligtum des Seppi Ruechsam. Mit gekrümmtem Rücken und eingeknickten Knien stand der greise Mann da droben und wartete geduldig, bis halbe Stille entstand. Dann sprach er: Es wäre mit allen Stimmen der Spruchbaren wider die einzige Stimme des Runotter ein Fürschlag ausgeredet, den alle hören und gutheißen müßten, die zur Ramsau und zum Schwarzeck, zum Tauben- und Hintersee

gehören; man soll die vier Toten dem Pfarrherrn vor das Widum legen zu christlichem Begräbnis; man soll vor Nacht alles Vieh von den Alben holen und beim Taubensee zusammentreiben; neuer Albmeister ist der Hinterseer Fischbauer, der soll die gesiegelten Rechtsbriefe mit der Truhe des Seppi Ruechsam in Verwahr nehmen und haften dafür mit Leib und Leben, mit Gut und Seligkeit; für jeden Schwerkranken und vor Alter Müden soll man einen halbwüchsigen Buben daheim lassen zu Treuung und Pfleg, bei jedem eine Milchgeiß und das Geflügel, das sich vor Nacht nimmer fangen läßt, einen versteckten Sparpfennig, ausreichendes Brot, dazu noch Mehl und Schmalz und Salz; was sonst in der Ramsau und auf dem Schwarzeck, am Tauben- und Hintersee ein Lebendiges ist, Mannsleut, Weiber und Kinder, mit allem nutzbaren Vieh, mit Geld und beweglichem Gut, mit Wehr und Eisen, mit Sack und Karren, soll bis Mitternacht Zulauf suchen beim Taubensee. „Auf daß wir zur Wahrung von Hab und Leib einen andächtigen Bittgang tun zum heiligen Zeno, der uns ein mächtiger Fürsprech sein wird beim gütigen Herren im Himmel, bei Jesuchrist und seiner barmherzigen Mutter. Wer dawider ist, daß man den Bittgang macht, der tu seine Faust in die Höh!"

Eine einzige Faust erhob sich: die des Runotter. Dann streckten sich noch zwei Arme. Von den drei Knechten des Runotter stimmten zwei wie ihr Bauer.

„So ist beschlossen, daß man's tut!" Der Ältestmann ließ sich vom Zaunpfosten herunterheben.

„Leut, Leut, Leut!" rief der Runotter mit hallender Stimme. „Das ist kein andächtiger Bittgang nit! Das ist Landsverrat!"

Alle Stimmen brüllten gegen diesen einen. Und Malimmes schrie: „Laß gut sein, Bauer! Steckt der Karren so tief im Dreck, da müßten hundert helfen. Einer lupft ihn nimmer."

Doch Runotter, während ein Schwarm von Buben schon nach allen Seiten auseinanderstob, um das Almvieh heimzuholen, faßte den Ältestmann am Kittel, rüttelte ihn und schrie wie von Sinnen: „Mensch! Was tust denn, Mensch? Bist der Ältest, solltest der Klügste sein und bist der Dümmst. Und hetzest die Leut ins Verderben! Und redest zu Landsverrat und Treubruch!"

„So?" keuchte der Greis. „Und wie heißt denn, was die Herren tun?"

„Wenn einer stiehlt, muß da gleich jeder ein Dieb sein? Die Treu verlassen, heißt auf den Mist springen, nit auf guten Boden! Der Fürst tut unrecht an uns. Ist wahr! Das werden die Herren einsehen —"

„So? Und bis sie's einsehen, liegt ein Häufl von uns beim Seppi Ruechsam oder hängt an den Ulmen. Das Leben ist eh noch alles, was der Bauer hat."

Hundert Stimmen schrien das gleiche.

„Leut, Leut!" rief Runotter. „So tut doch Vernunft haben um Herrgottschristiwillen! Ihr stoßt ja die eignen Häuser in Scherben und versauet das eigne Feld! Wo einer Untreu übt, geht Feuer nieder, daß ihm die Händ verbrennen. Leut, Leut! Habt ihr nit dem Fürsten geschworen —"

Da kreischte eine Frauenstimme aus dem wühlenden Lärm. „Du hast's nötig, daß du so für die Herren redest! Denkst nimmer an dein Weib?"

Über das Gesicht des Runotter fuhr eine kalkige Blässe. Stumm biß er die Zähne übereinander. Dann hob er die Hände und wollte reden. Doch ein wirres, wildes Geschrei, in dem sich Hohn und Grauen mischte, erstickte sein Wort. Einer auf der Straße schrie: „Da kommt des Richtmanns höfische Treu geritten!" Und wieder jene schrille Frauenstimme: „Guck her, du! Guck! Wie's die Herren treiben! Oder ist das ein Gruß von deinem Weib?"

Eine Gasse tat sich auf, die Menschen wichen zurück und Runotter sah den reitenden Tod, der ein verschobenes, bresthaftes Körperchen hatte.

Die Augen des verstörten Mannes irrten.

War der Tod so ein reicher Herr? Daß er eine Fürläuferin besolden konnte? Und zwei Diener, die ihn stützten? Einen in staubgrauer Seide und einen mit blutiger Leinenkappe? Und hinter dem reitenden Tode lief ein Schwarm von Kindern her wie hinter einem Blatterpfeifer mit lockenden Tönen.

Ein dumpfer Lärm. Doch für Runotter war alles ein kaltes Schweigen. Er bewegte sich wie ein Erwachender. Dann stieß er die Fäuste vor sich hin. „Jula?" Das war ein Laut wie das Röcheln eines sterbenden Tieres. „Wer?"

Mühsam atmend, erschöpft, mit steinernem Gesicht, sah Jula den Vater an. „Da — schau — jetzt komm ich heim — — mit dem Jakob."

Er krampfte die Fäuste in ihre Schultern und rüttelte sie, daß ihre niedergerissenen Haare rieselten. „Wer? Wer? Wer?"

Ihr Gesicht verzerrte sich. „Der Spießknecht, der mich nöten hat wollen."

Runotter fuhr sich langsam mit dem Arm über die Stirne, und sein Rücken krümmte sich. Da sah er, daß der kleine Tod im Sattel sich auf die Seite neigte — Lampert und Heiner hatten die Riemen und den Knoten der Schärpe gelöst — und Runotter sprang unter keuchendem Laut auf den Rappen zu und umklammerte mit den Armen die kalte, starre Mißform, die sein Kind gewesen.

Schreiend und schmähend drängten viele Leute gegen Lampert hin, und bei ihren Flüchen hoben sie die Fäuste. Andre kreischten auf den Runotter ein. Wieder hörte man jene Frauenstimme schrillen; es war die Stimme der Schwarzeckerin, deren seliger Mann so prachtvoll hatte pfeifen können; sie schrie: „Hast allweil die Jula noch! Die mußt zum Gaden schicken! Aber die Herren, weißt, die haben's gern linder als auf der Alben. Gib der Jula das Bettzeug mit! Da bist ein Treuer." Runotter, den toten Krüppel umklammernd, sah über die Gesichter hin wie ein Irrsinniger. Und da fragte ihn der Ältestmann: „So, Mensch, was tust denn jetzt?"

Runotter nickte: „Ich hör schon, ja!"

„So red! Was tust? Gehst mit zum heiligen Zeno?"

Und hundert Stimmen schrien es nach: „Gehst mit? Gehst mit?"

Er sah das vom schwarzen Haar umwuschelte Gesicht seines kalten Buben an. Dann hob er den Kopf, sein Körper streckte sich, und mit langsam gleitenden Augen sah er über das Gewühl der Leute hin.

Wieder schrien viele Stimmen: „Gehst mit? Gehst mit?"

Er sagte: „Mein Leben ist müd. Ich steh im Elend da. Aber mich niederhocken in den Dreck? Das tu ich nit. Ich bleib, wo ein sauberes Hausen ist. Geht euren Weg! Ich such den meinen." Taumelnd, als wäre der leichte Körper auf seinen Armen eine Last zum Erdrücken, machte Runotter ein paar Schritte, blieb stehen und drehte das entfärbte Gesicht. „Malimmes!" Der Soldknecht stand schon neben dem Bauer. „Tu mir aufpassen auf den Herren da! Der hat —" Ein Würgen kam in die Stimme des Bauern. „Der hat meinen Buben reiten lassen auf seinem Gaul."

Unter dem tobenden Lärm, der entstand, trat Malimmes mit dem blanken Eisen auf Lampert zu. „Flink, Herr! Lang kann ich für Ruh nit bürgen. Die Leut sind als wie von Hornaussen gestochen."

Lampert, mit dem Zügel in der Hand, machte rasch einen Schritt vor die Hirtin hin. „Jula!" Seine Stimme hatte keinen klaren Laut und war

wie das Krächzen eines Halskranken. „Jula! Ich bin nicht, was du mich gescholten hast."

Sie sah ihn an. Tränen fielen ihr über das entstellte Gesicht herunter. Dann wandte sie sich schweigend ab und ging hinter dem Vater her, zum Hag hinauf, vor dessen geschlossenem Tor mit trägem Schellengerassel acht verstaubte Kühe standen, die geduldig auf Einlaß in ihre Heimat warteten.

Der graue Reiter, barhäuptig, jagte über die Straße hinaus. Geschrei und Flüche waren hinter ihm her. Und Steine flogen. Einer traf ihn an der linken Schulter, daß der Arm aus dem Gelenk gestoßen wurde und schlaff herunterhing.

Es schattete schon im Walde. Doch auf den offenen Wiesen der Strub, da lag die Sonne wieder, goldschön in der leuchtenden Reinheit des Abends.

Nicht weit vor den ersten Häusern von Berchtesgaden jagte Lampert an dem träge kriechenden Zug des Marimpfel vorbei. Die Faust des berittenen Spießknechtes blutete nimmer, seit sie in die Leinenbinde des heiligen Zeno gewickelt war. Auch die vier Leichenträger hatten die verprügelten Köpfe mit Flachs umwunden, der zu Reichenhall gewachsen. Und den flüssigen Stärkungen des gütigen Heiligen hatten sie so reichlich zugesprochen, daß Niederlage und Ärger für sie verwandelt waren in einen schmerzlosen Dusel.

Lampert fühlte beim Anblick dieses Zuges keine Erschütterung irgendwelcher Art. Im jagenden Vorüberreiten stieß er ein kurzes, heiseres Lachen vor sich hin. Und sprach dabei zwei alte Worte: „Fiat justitia!"

Als er auf dem Marktplatz an verwundert guckenden Leuten vorbeigaloppierte, klang von einem Erker her der Schrei einer aus Sorge erlösten und doch von Angst bedrückten Mutter. Und es klirrte ein niederfallendes Schubfenster.

Im Hausflur trat Herr Someiner dem Sohn entgegen.

„Viel Zeitung, Vater!" krächzte Lampert unter schneidendem Lachen. „Der Käser auf dem Hängmoos ist niedergebronnen. Der Sohn des Richtmanns ist erwürgt. Vier Ramsauer sind erschlagen, das Dorf ist in Aufruhr. Wo deine siegelwidrigen Kühe und deine rechtsgetreuen Ochsen sind, das weiß ich nicht. Deine Pfändleut bringen zwei tote Buben."

Amtmann Someiner war ein großer, stattlicher Herr. Nun plötzlich erschien er kleiner um einen halben Kopf. Er hatte weit aufgerissene Augen und sagte mit schwerer Zunge: „Recht muß Recht sein!"

„Ein halbes Wort, Vater! Vergiß nicht die andre Hälfte: Pereat mundus!"

Etwas Weißes kam sehr schnell aus dem dunklen Treppenschacht heraus.

„Jesus!"

Dieser Schrei, den Frau Marianne emporschickte zum mildesten aller Menschen, hatte nichts mit den Hängmooser Ochsen, auch nicht das geringste mit den fünf Ramsauern und den zwei gadnischen Hofleuten zu schaffen, die das Atmen verlernt hatten. Dieser Schrei war nur einer Mutter Sorge um ihren Sohn.

Als sie den vor Erschöpfung Wankenden hinaufführte zu seinem Stübchen, sagte er ruhig mit seiner tonlosen Stimme: „Es ist nichts, Mutter! Nichts! Mußt nicht Angst haben. Aber den Medikus brauch ich. Mit meinem linken Arm ist, ich weiß nicht was. Nichts, Mutter, nichts! Bloß heben kann ich ihn nimmer."

Frau Marianne rief mit schriller Stimme nach ihrem Mann. Der kam nicht. Weil er schon auf dem Wege zu seinem gnädigsten Fürsten war, ohne Stock und Hut. Hinter sich vernahm er Hufschlag und ein Geschrei

von Menschen. Er sah sich nicht um. Was man nicht sieht, ist nicht vorhanden.

Im inneren Stiftshofe, zwischen blauem Schatten und goldroter Abendsonne, waren die Domizellaren mit Herrn Jettenrösch und ein paar andern, noch jungen Chorherren beim Reifenspiel, an dem sich auch drei schlanke, vergnügte Fräulein beteiligten, die das Haar mit grünen Schleiern umwunden trugen.

Der Amtmann keuchte die zwei Treppen zum Fürstenzimmer hinauf und befahl dem Diener: „Tu mich melden beim Herren! Sag, es wär in causa boum hengismosianorum.“

Ein großer Raum, vornehm und doch nicht prunkhaft. Fürst Peter Pienzenauer, im weißen Ordenskleide, saß am offenen Fenster, durch das man eine von Gold und Schatten durchwürfelte Ferne, das Haupt des Watzmann mit dem weißen Schneebart und die scharfen Zinken der Watzmannkinder sah. Eine breite Woge der Abendsonne fiel durch das Fenster herein, überleuchtete den Prälaten und warf den Schatten des in tiefer Verbeugung stehenden Amtmanns als schwarzen Kloß auf die rotleuchtende Wand.

„Nun, lieber Ruppert? Was wollen die Ochsen schon wieder?“

„Gnädigster Herr! Da hat sich jetzt eine schieche Sach ausgesponnen. Genaues weiß ich noch nicht. Aber soviel mein Sohn mir da kundgetan —“

Während Herr Someiner weiterredete, zog der Fürst die Brauen immer strenger zusammen. Und der Amtmann hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als der Vogt mit dem Spießknecht Marimpfel erschien.

„Das ist ein übel Ding!“ sagte Herr Pienzenauer. „So gehen Eigenmächtigkeiten der Unbesonnenen immer aus. Warum hast du diese einfache Sache nicht so geordnet, Ruppert, wie ich es wünschte? Ich habe dir doch deutlich gesagt, wie es gehalten werden sollte?“

Der Amtmann stotterte: „Aber gnädigster Herr —“

„Schweig!“ Der Propst winkte. „Erst soll der andre reden. Wie war's?“

Marimpfel beschönigte nichts. Das hatte er nicht nötig. Wie der Älteste der Ramsauer, so blieb auch er als gewissenhafter Mensch und verläßlicher Hofmann streng bei der Wahrheit, die er gesehen hatte und beschwören konnte. Und doch bekam die Begebenheit dieses Tages nun schon ein drittes Gesicht.

Die Pfändung war nach Marimpfels Meinung laut Befehl in strengster Ordnung vollzogen worden. Der Käser geriet in Brand, weil die dürren Schindeln auf den Herd fielen, auf dem noch die siegelwidrigen Kohlen glühten. Ein Hirte, der sich unbotmäßig aufspielte, bekam die verdiente Tachtel. „Ich brauch auch nit verschweigen, Herr, daß ich mit der sauberen Hirtin ein lützel scherzen hätt mögen. Das ist doch Hofmannsrecht. Nit, Herr?“

Auf diese Zwischenfrage gab Fürst Peter weder ein Ja noch ein Nein zur Antwort.

Bei diesem „Scherzen mit der Hirtin“ mußte Marimpfel „so eine bresthafte Krot“, die ihm grob an den Hals gesprungen, von sich abbeuteln. „Der Lausbub hat gleich das Messer gezogen, und ich hab mich wehren müssen meines Leibs.“ Und in der Ramsau hielt der Runotter, hinter ihm an die zweihundert Leute, meuterisch die rechtlichen Pfänder auf.“

„Der Runotter?“ fragte der Propst erstaunt.

„Der, Herr, ja! Arg weit hat er den Brotladen aufgerissen.“

Weil Fürst Peter den Kopf schüttelte, erschien es dem Amtmann als

Pflicht, von der Sehnsucht des Runotter nach einem Trunk aus dem eidgenössischen Freiheitskrug zu sprechen. Doch barmherzig verschwieg er dabei des Richtmanns freigeistiges Wort vom Menschen, der sein muß wie er ist.

Und Marimpfel erzählte: „Ist auf mich los und hat mir den Gaul scheu gemacht mit seinem Stecken, daß ich ihn fortschieben hab müssen. Und da haben die Leut ein Schreien angehoben und haben mich einen Lumpenkerl geheißen. Noch allweil hab ich Ruh gehalten. Erst wie der Richtmann auf den Herren geschumpfen hat, da hab ich pflichtmäßig einen Griff nach dem Eisen getan. Hab's aber nit gezogen, weil ich doch weiß: der Herr ist lieber gütig als streng. Aber da verschimpft der Richtmann die Pfändung als ein Unrecht, bietet mir, ich soll die Küh vom Strick tun, und der Albmeister weiset mir einen papierenen Wisch —"

„Ruppert?" fragte Herr Pienzenauer.

„Das kann nur der Ochsenbrief gewesen sein!" beteuerte der Amtmann. „Ein ander Siegelrecht ist in matricula sigillorum nicht registriert. Kann sein, die Bauren haben den Hofmann verdutzen wollen."

„Ja, Herr," nickte Marimpfel, „so ist mir's fürgekommen. Und da hab ich —" In aller Aufrichtigkeit wiederholte er jene symbolische Geste. „Ist schon wahr, ich bin ein lützel zornig gewesen. Auf meinen Fürsten kann ich nit schimpfen hören. Also, ich sag noch: Mir ist Recht, was mein Herr gebietet. Und gählings springt mir der Albmeister an den Bauch. Ich wehr mich mit dem Ellbogen. Der Fußknecht, der jetzt im Hof liegt und nimmer reden kann, will mir helfen und fahrt mit dem Spießholz dazwischen. Da droht der Albmeister mit dem deutschen König. Und weil er geblutet hat, ist dem alten Manndl letz worden. Und da schreien die Ramsauer Mordio. Und her über uns mit Zaunhölzern und Messern. Und der Richtmann schreit nach einem. Und der springt aus des Albmeisters Haus, mit dem blanken Eisen —" Marimpfel verstummte.

„Nun?"

„Mein gütiger Herr Fürst soll mir verstatten, daß ich um Bluts willen den Namen verschweig. Ich hab's nit mögen zu einem schiechen Handel kommen lassen. Und hab Befehl gegeben: „Hofleut! Durch!" Und die Ramsauer hinter uns her, mit Fluchworten und Unflat, mit Holztremmeln und Steinbrocken. Einen Fußknecht und einen Buben haben sie uns totgeschmissen. Jeder von uns hat einen blutigen Wisch abgekriegt." Marimpfel zeigte die verbundene Faust. „Und derweil wir uns gewehrt haben unsres Leibs und Lebens, sind die Küh zum Teufel. Ein paar aus dem Meuterhaufen sind liegen blieben. Ist schon wahr, Herr, wie die angestochenen Keiler haben wir uns stellen müssen. Aber sechse gegen dritthalbhundert! Die Ramsauer hätten uns all erschlagen, wär nit durch Gottes gütige Fürsicht der Reichenhaller mit seinen Reitern des Wegs gekommen."

„Wer?" fragte der Fürst erstaunt.

„Der Propst vom heiligen Zeno. Vor seiner Trumpeten sind die Ramsauer durch. Und Herr Otmar hat uns christlich gesegnet und hat uns in Gütigkeit viel Stärkung und Verbandzeug bieten lassen aus seinem Karren."

„Oh?" Herr Pienzenauer erhob sich. Bei aller Erregung, die man ihm ansehen konnte, lächelte er seltsam. „Die armen Chorherren von Hall? Und schenken so reich? Da wird man ein höfliches Dankschreiben verfassen müssen." Er blieb vor Marimpfel stehen. „Hast du die Wahrheit gesprochen?"

Der Spießknecht streckte sich. „Bei meinem Eid und Leben, Herr!"

Fürst Peter nickte. „Man wird deinen Sold erhöhen. Jetzt geh und laß

dich pflegen! — Vogt! Man soll die Chorherren zum Kapitel rufen. Gleich!"
Als Herr Pienzenauer mit dem Amtmann allein war, ging er lange schweigend durch die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Venedig. Von Dr. Karl Nötzel

(Mit neun Abbildungen nach Gemälden von M. A. Stremel)

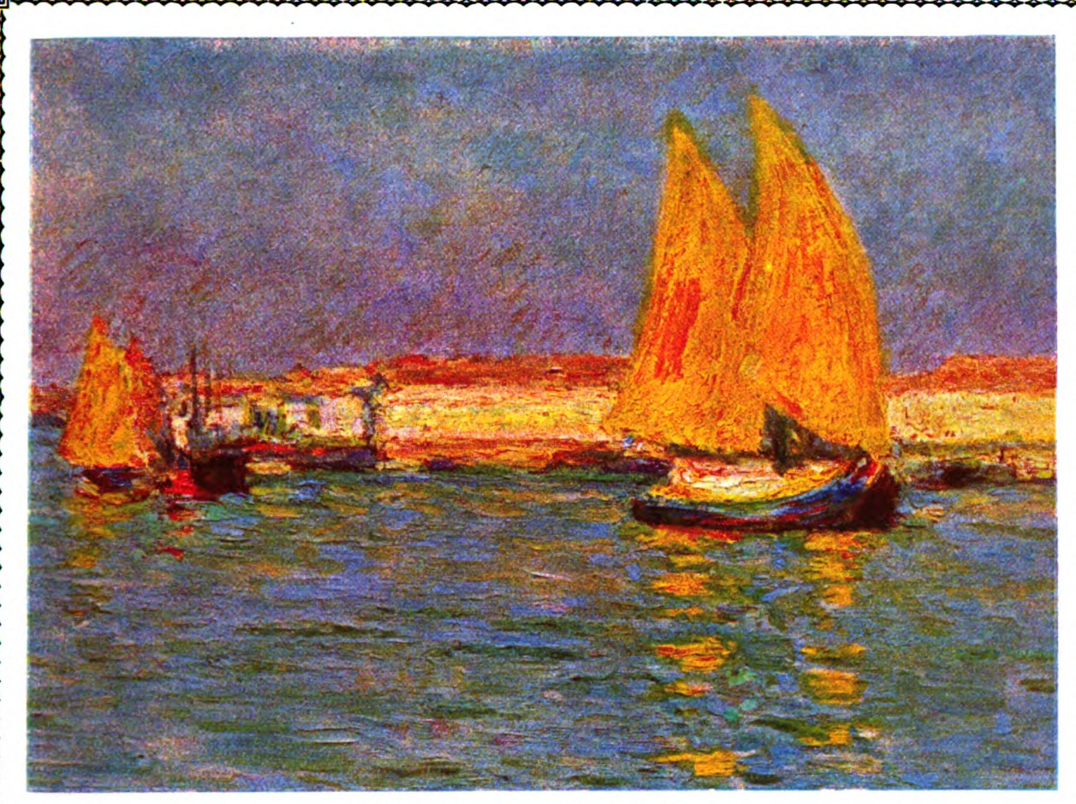
I

Venedig zu sehen, bedeutet immer ein Glück. Und es kann zur Begebenheit werden. Denn hier hat die Wiege gestanden alles malerischen Sehens. Von Venedig aus kam „das Glück durch das Auge" über die Welt oder besser noch „die Erkenntnis durch das Auge". Wenn es dem, der zum erstenmal von den Alpen heruntersteigt, vorkommt, als sei das ganze übrige Europa nur ein Vorspiel zu Italien, so muß ihm Venedig erscheinen wie Italiens Erfüllung — und schon kündet sich ganz leise der Orient an.

Hier in Venedig gehen dem die Augen auf, der nur irgendwie begabt ist zum Sehen. Wir im Norden, wir sehen nur nebenbei, wir vergessen uns selber nie beim Schauen. Wir sehen durch unsre Sorgen und mit unsern Träumen. Ein andres Sehen kennen wir nicht, und es würde uns auch frivol erscheinen. Unser Leben ist zu ernst, unser Himmel zu grau, und wir selber hocken zu viel in unsern Stuben. Italiens Luft ist blau und mild, alles Leben spielt auf der Straße. Sehen und Leben ist eins, überall in Italien. Aber erst in Venedig fragen wir uns, ob nicht das Sehen des Lebens bessere Hälfte bedeutet: zwischen Himmel, Wasser und Erde ruht hier das Sonnenlicht wie auf seidenen Kissen. Und bald von zartestem Silbergrau sind diese Kissen, bald erglühend in violettem Purpur. Keinen Wohnort mehr findet hier das Harte. Alles Trennende muß schwinden. Alles das, was an des Lebens Unerbittlichkeit mahnt, ist verhüllt und leuchtend verborgen in Licht und in Luft und in Farbe. Die Schönheit ist da kein Märchen mehr, und die Liebe erscheint möglich. Wir aber, wir haben unsre Augen nicht nur dazu erhalten, daß wir nicht stolpern am Wege. Auch dazu wurden wir sehend, damit wir bisweilen stillstehen am Wege, um Gott ins Auge zu schauen. Beginnt unser Sehen nicht eigentlich erst da, wo das Wort versagt? Das Auge ist einer der Wege in das Unaussprechliche. Das Unsagbare ist ja nicht gleich dem Unsichtbaren. Weiter als unser Wort reicht unser Erkennen, aber vielleicht nicht weiter als unser Auge: denn das Auge schaut auch in die Unendlichkeit hinein, bis hin fast zu Gottes Throne. Das ahnt man in Venedig. Etwas weiter nach dem Süden, in Korfu, begrüßen die Mädchen den Fremden mit dem lieblichen Gruß: „Mögest du genießen durch deine Augen!" Das sollte man dem zurufen, der nach Venedig fährt. Freilich für den ist das ein selbstverständlicher Wunsch; er kann gar nicht in Erfüllung gehen. „Mögest du leben durch dein Auge! Mögest du sehend werden durch dein Auge!" das sollte man dem zurufen, der Venedig sehen darf.

Und auch dieser Wunsch muß in Erfüllung gehen, wenn ein Meister uns an der Hand führt in Venedig, ein Vorseher, ein Maler.

Das ist hier geschehen: aus der Fülle der Gesichte, die Venedig auszulösen vermag in der Seele des Sehenden, hat ein deutscher Meister einige wenige festgebannt mit zuckendem Pinsel auf kleinen Leinwandlappen. Auf jedem von ihnen zeigt Venedig ein andres seiner hundert Gesichte. Und in jedem Gesichte ist es immer doch ein und



Gelbe Segel an der Guidaca

dasselbe Venedig: das tausendstrahlende, das sein sehendmachendes, sein sprechendes Licht hinauswirft in die farbenstumme Welt.

Venedig ist lange tot. Fraglich, ob es überhaupt je anders gelebt hat als in der Seele des Sehenden. Wo aber ein Künstlerauge hinschaut, auf Himmel und auf Meer, auf Menschenwerk und auf Gottesschöpfung, da ersteht Venedig. Venedig ersteht, wo im Menschenherzen die Erkenntnis tagt, daß Vielheit nicht Streit zu sein braucht, daß Vielheit auch Einheit bedeuten kann in ihrem Reichtum.

II

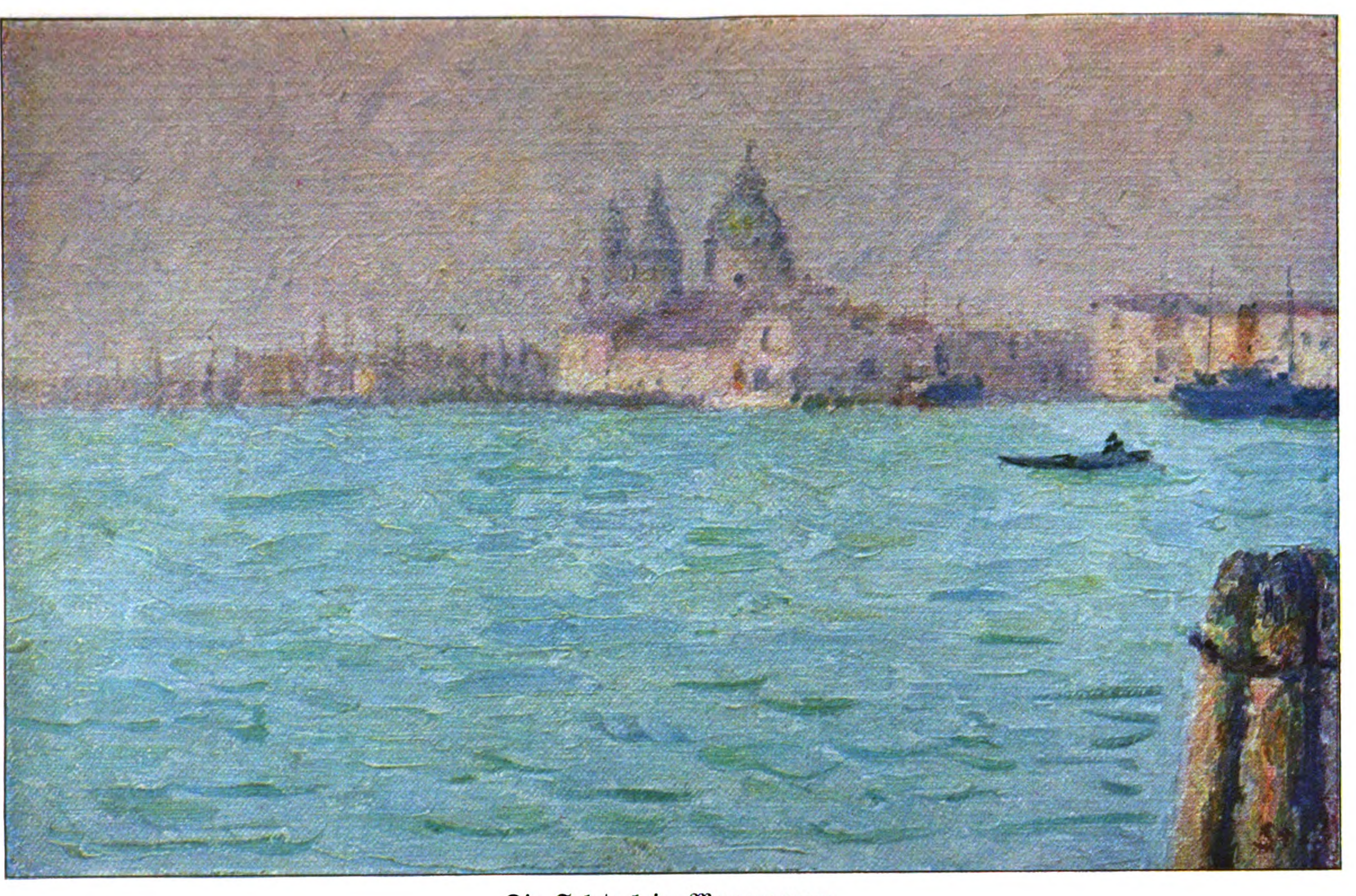
Der Himmel hat Venedig geküßt, und Venedig hat ihm den Kuß zurückgegeben. Das ist das Wunder: wie sind diese alten Kirchen, diese verträumten Paläste, diese geschwungenen Brücken, diese geheimnisvollen Gassen, diese trägen Kanäle, diese überlebhaften Menschen, wie sind sie alle zusammengeschmolzen zu etwas, was sich als ein Ganzes offenbart, und das so nirgends wiederkehrt auf der weiten Erde. Welche geheimnisvollen Mächte arbeiteten hier dem Himmel entgegen? Wohl wissen wir, daß das Blattgrün einer jeden Pflanze genau abgetönt ist zu ihrer Blütenkrone (oder haben wir vielleicht nur den Begriff der Abgetöntheit entnommen diesem Tatbestand?). Welche geheimnisvollen Mächte zwangen aber diese alten Mauern, sich dem Himmel anzupassen über ihnen und den Wasserbändern um sie herum? Denn es lebt hier ein Einklang zwischen Menschenbehausung, Himmelsluft und Wasserfluten! Nur ein Gottesleugner vermöchte das zu bestreiten. Und dabei fehlt es Venedig völlig an Bäumen, Sträuchern und Gräsern, die doch sonst überall freundlich vermitteln zwischen dem Himmelslicht und den Menschen! Wenn der schaffende Mensch sich die schaffende Natur zum Vorbild wählt — und wo sollte er sonst seine Vorbilder finden? — wenn unsre Gotteshäuser den Bergen



Dampfer im Hafen

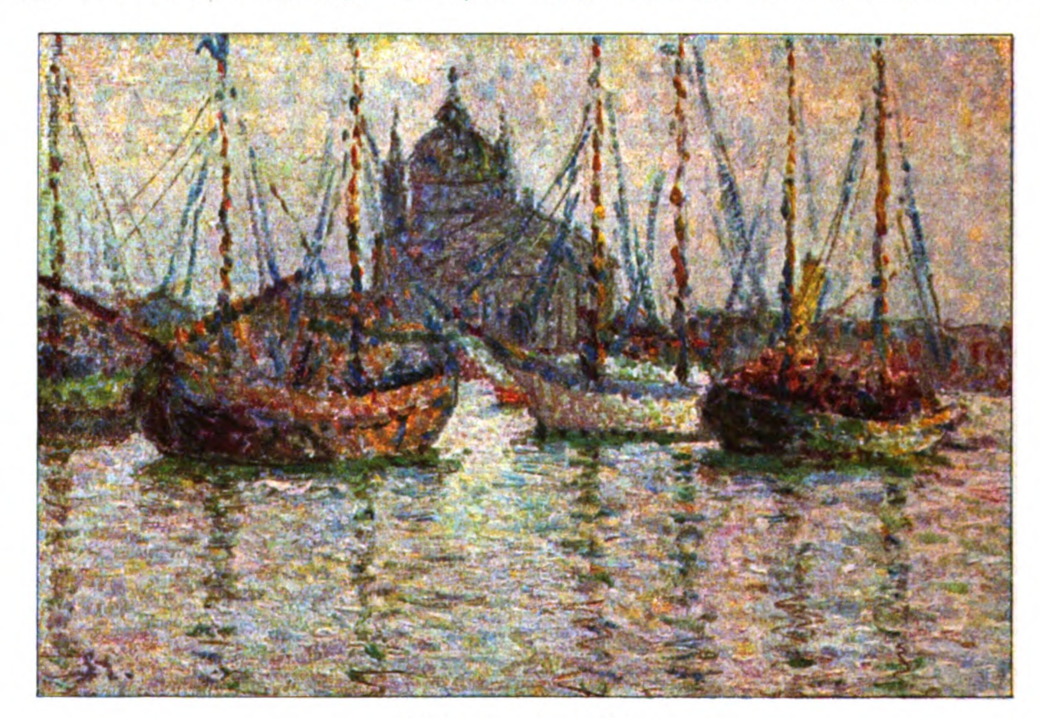
nachgebildet sind und den Wäldern und unsre Kleider den Blumen, so hat in Venedig der Himmel und das Wasser die Hand gelenkt, nicht nur dem Maler, dem hier die große Einheit aufging in allem Seienden. Nein, auch die Baukünstler, vom Meister herab bis zum bescheidensten Handlanger, sie alle standen im Banne von Himmel und Meer, als sie diese Paläste schufen und diese Kirchen, diese Brücken und diese Gassen. Und die geheimnisvollen Mächte, die in der Himmelsluft walten und in der Meeresflut, ihnen sind auch Venedigs Bewohner untertan, sie zwingen das bescheidene Kind aus dem Volke, sich so und nicht anders zu kleiden, sie zwingen den einfachen Fischer, seine Barke so und nicht anders zu formen und zu färben, und so und nicht anders das Segel zu schneiden und zu tönen, das ihn hinausträgt auf die blaue Adria! Es ist, als ob unsichtbare, drohende Finger Venedigs Volk davor warnten, durch irgendeinen Mißklang die Einheit zu stören, die es umgibt. Das Volk von Venedig weiß, was es seiner Sonne schuldig ist, seinen Wassern und seinen Steinen: zwischen Himmel und Meer, an verträumten Palästen vorbei und vorüber an uralten Gotteshäusern bewegen sich die Venezianer so, daß sie in jedem Momente erstarren könnten und dabei doch daständen in vollem Einklang zu ihren Brücken, zu ihren Kirchen, zu ihren Palästen und zu den geschwungenen Gondeln, die wie fragende Klangfiguren auftauchen aus schweigenden, spiegelnden Wassern.

Das ist das Wunder von Venedig: jedes einzelne Ding ist hier einzigartig. Und alle Dinge vereinigen sich zu einem einzigen. Darum ging denn auch von Venedig das malerische Sehen aus, das Sehen im Weltenzusammenhange. Auch der deutsche Künstler, dessen Meisterhand wir die nebenstehenden venezianischen Bilder verdanken, hat in ihnen nur eine Dankesschuld abgetragen an die Mutter aller Malerei, an Venedig. Denn wenn es ihm, dem deutschen Maler, vergönnt ward, das Spiel von Luft und Licht auf den Dingen dieser Erde — und nur dieses bietet sich unserm Auge — festzuhalten mit zuckendem Pinsel, so erhielt sein Streben Erleuch-



Die Salute beim Morgengrauen

tung und Richtung von den großen niederdeutschen Malern des siebzehnten Jahrhunderts. Die aber sind alle von Venedig ausgegangen. Und es ist kein Zufall, daß auch sie am Meere lebten und an Kanälen. Der in der Luft gelöste Wasserdunst verleiht erst den Formen jene weichen Umrisse, die uns begreifen lassen, daß alle Schöpfung nur Farbe und Fläche ist für das Menschenauge, daß die abgrenzende Linie vielleicht nur eine notwendige Annahme



Schiffe an der Zatere

bedeutet für den Menschen, damit er sich zurechtfinden kann auf dieser leuchtenden Erde.

III

Max Arthur Stremel (geboren am 31. Oktober 1859 zu Zittau in Sachsen) trat 1878 in die Zeichenklasse der Münchner Akademie ein, um bereits 1879 mit Uhde nach Paris überzusiedeln, wo er kurze Zeit in Munkacsys Schüleratelier tätig war. Der österreichische Maler Eugen Jettel führte Stremel vor die Meister von Barbizon, und die Bekanntschaft mit Corots Figurenbildern ward für Stremel zum Ereignis. Den zweiten Anstoß erhielt er, als er Jettel auf seiner alljährlichen Studienreise nach Holland begleiten durfte. Hier fand Stremel seinen eigentlichen Lehrmeister in Jan Vermeer van Delft. Im Jahre 1887 nach München zurückgekehrt, gehörte Stremel kurze Zeit dem Künstlerkreis an, aus dessen Initiative etwas später die Sezession hervorging. Um aber ganz seiner künstlerischen Entwicklung leben zu können, suchte Stremel bereits 1889 wieder die Einsamkeit auf. In dem damals vom Fremdenverkehr noch unberührten belgischen Fischerdorfe Knocke sur Mer brachte er die folgenden Jahre zu, Sommer und Winter bei emsigster Arbeit. 1892 finden wir ihn dann für kurze Zeit in Dresden und in Weimar. Aber bereits 1899 zog sich der Meister wiederum zurück, diesmal nach Südtirol. Seit 1906 lebt er in Pasing bei München ausschließlich seiner künstlerischen Entwicklung.

Arthur Stremel hatte schon in jungen Jahren begriffen, daß die deutsche Malertradition bei den Niederdeutschen



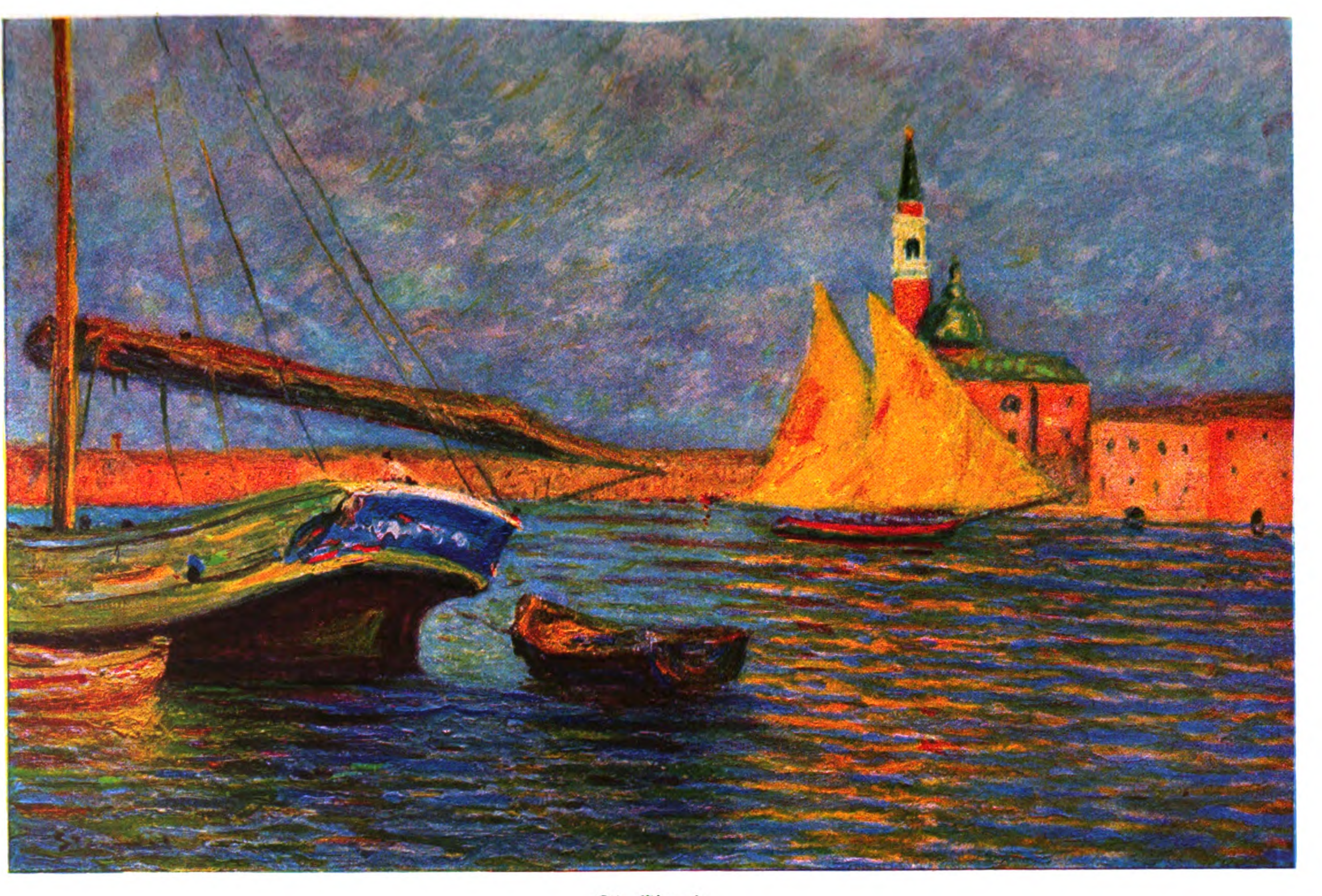
Corte Colonna



Canale Grande

des siebzehnten Jahrhunderts endete: die hatten das Allgemeingültige von Italiens Kunst über Venedig übernommen und in ihrem Geiste weiterverarbeitet. Hier lagen alle Keime für die Zukunft der deutschen Malerei. Und von hier aus gelangte auch Stremel, gehoben von der gesamten Kultur seiner Zeit und vielleicht besonders empfänglich für die mannigfachsten Kultureinflüsse, zu souveräner Beherrschung der malerischen Technik.

Wäre Stremels Kunst nicht durchaus deutsch, das heißt niemals verlassen von jener beruhigenden Liebe zum Kleinsten, es müßte uns unheimlich werden vor



St. Giorgio

diesen Menschen, die so ganz Natur sind, unheimlich freilich nur so lange, bis wir begriffen haben, daß die sogenannte tote Natur um diese Menschen herum hier menschlich geworden ist, nicht umgekehrt. Es gehen uns kosmische Zusammenhänge auf vor Stremels Bildern. Sie sind auch rein geistig sehr anregend. Und wo solches nicht auf Kosten des Malerischen geschieht, vielmehr als dessen natürlichster Ausfluß, da ist das kein Nachteil rein malerischer Kunst, vielmehr eine ihrer Erfüllungen. Der Kenner wird darum vor Stremels Bildern nicht vergessen, daß Kunst Können ist.

Es sei noch kurz darauf hingewiesen, daß Stremel einer der deutschen Meister ist, deren Schaffen das weitverbreitete Vorurteil widerlegt, als sei rein malerische Kultur nur in Frankreich zu Hause oder doch nur über Frankreich zu erlangen, als müsse mit einem Worte der echt deutsche Maler notwendigerweise auch primitiv sein.

Wenn aber an deutscher Malerei etwas Charakteristisches ist, so ist es sicherlich nicht irgendwelche Unbeholfenheit, vielmehr jene große Gastfreiheit der Seele, die vom Kleinen nicht lassen will, wenn sie dem Großen nachstrebt, und die vielleicht etwas langsam zur Höhe gelangt, weil sie so vieles mit sich hinaufschleppt. Der deutsche Maler kann nie vergessen, daß die malerische Technik nur Mittel zum Ausdruck ist. Er ist aber viel zu gewissenhaft, um nicht mit ruheloser Energie danach zu streben, alle Ausdrucksmittel zu beherrschen. Sie dienen ihm aber alle nur dazu, die Gastfreiheit seiner Seele zu künden, seine unbegrenzte Liebe zu dem Großen im Großen und zu dem Kleinen im Kleinen. Und Großheit und Kleinheit lösen sich auf in der Seele des deutschen Künstlers.

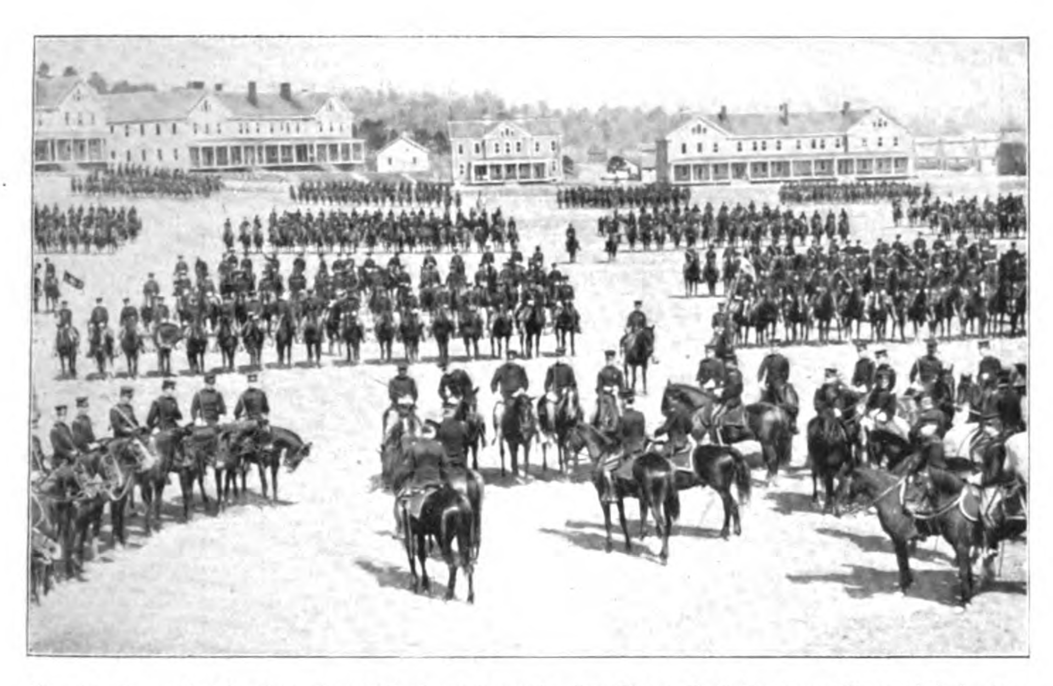


Obststand im Fischerviertel



Mozartkult

Nach einem Gemälde von Otto Hersche



Parade des 5. Bundes-Kavallerieregiments im Fort Oglethorpe (Georgia) in der alten blauen Tracht mit Mütze

Blauhemd und Grünrock

(Uniformbilder aus der amerikanischen Armee)

Von

Otto von Loßberg

Eine Heeresüberlieferung im Sinne der Mutter Europa hat die Neue Welt nicht. Der Amerikaner sieht in dem eignen Berufssoldaten eigentlich nur den Vertreter eines besonderen Geschäftszweiges, nicht, wie wir, den durch die Uniform stets erkennbar herausgestellten Träger vaterländischer Geschichte, die für ihn in den Namen George Washington und Ulysses S. Grant immerhin zwei beträchtliche Kapitel zu verzeichnen hat. So wenig war noch nach den glorreichen Tagen von San Juan Hill und von der Bai von Manila, die das neue Weltreich und das Großmachttum der Vereinigten Staaten begründeten, der Ehrenrock des Kriegers drüben geehrt, daß in den Theatern keinem Mann oder Unteroffizier der Bundesarmee der Zutritt zu den besseren Plätzen zugestanden wurde. Solche Geringschätzung derer, die als erste ihre Haut zu Markte tragen müssen, wenn es höheren Gütern als nur dem Gelderdienst gilt, kann unmöglich die allen europäischen Volksheeren eigne stolze Empfindung für das zweierlei Tuch fördern. Der praktische Sinn ist darum auch in der Wahl der Tracht des Werbesoldaten der Union stets allein maßgebend gewesen. So entstand das Blauhemd, in dem der Norden den

sezessionierenden Süden und seine feldgrauen Regimenter vor fünfzig Jahren schlug, und das noch zwischen den Jahrhunderten auf Kuba, Portoriko und den Philippinen siegreich war. So auch der olivenfarben getönte Grünrock, in dem ähnliche Landesausdehnungswünsche wie 1898 und später, gegen Mexiko und andre nicht restlos monroedoktrinwillige Panamerikaner, der Washingtoner Politik gewonnen werden sollen.

Die leichte Art, mit der zwischen dem Nordatlantik und dem Nordpazifik das Geld ausgegeben wird, hat bis zu einem gewissen Grade auch auf die Wirtschaft bei der Truppe, beim stehenden Heere, abgefärbt. Denn sechste und siebte Garnituren, diese Wonne sparsamer preußischer Kompagnieväter und Schrecken der Rekruten, kennt der militärische Bekleidungsbetrieb unter den Sternen und Streifen nicht. Es ist darum die alte Uniform, **das dunkelblaue Wollhemd mit der hellblauen Hose, ebenso aus dem täglichen Dienst wie aus den Reservestücken der Kammern schon völlig verschwunden, trotzdem nur wenige Jahre seit der Annahme der neuen braungrünlichen Feldtracht verstrichen sind. Der zum früheren Blau gehörige einreihige kurze dunkle Waffenrock ist im Ernstfalle nur dort getragen worden, wo, wie im winterkalten Nordwesten und in Alaska, es galt, den unbotmäßigen roten Mann und Ureinwohner** mit Waffenschärfe zum Gehorsam der neuen Zeit zu zwingen. Auf den tropischen und subtropischen Gefechtsfeldern der jüngsten amerikanischen Kriegsgeschichte blieb man — eine Art von Spiegelbild der Unionspolitik — stets blauhemdärmelig.



Ein Muster der amerikanischen Hofuniform für Stabsoffiziere: Major G. J. Langhorne, Militärattaché bei der Vereinigten-Staaten-Botschaft in Berlin

Wer heute an dem deutschen schmucklosen Feldgrau Anstoß nimmt und meint, der Soldat könne sich darin nicht fühlen, dem wäre im Mai und Juni 1898 ein Ausflug in die Truppenlager Uncle Sams vor **und nach der Landung auf Kuba zu empfehlen gewesen. Mit der schärfsten Lupe hätte der fremde Besucher in den Zeltstraßen um Tampa, im südwestlichen Florida und in den Gefechtsbiwaks um Santiago herum nicht** das geringste Zugeständnis an Äußerlichkeiten und an Kriegsschmuck finden können. Der einzelne Soldat stellte sich, zwischen Hals und Knie, durchweg in Dunkel- und Lichtblau vor; der Hut, eine verkleinerte Form unsrer Schutztruppenkopfbedeckung, die leinenen Gamaschen und die Schnürschuhe waren braun. Schmale Streifen an der Hose — weiß für die Infanterie, gelb für die Reiterei, rot für die Artillerie — blieben die einzigen Abzeichen der Unteroffiziere, wenig breitere die der Offiziere. Recht eigentlich war nur die höhere Intelligenz, die aus dem Auge des Vorgesetzten sprach, Kennzeichen seiner Charge und stillschweigender Rangunterschied.

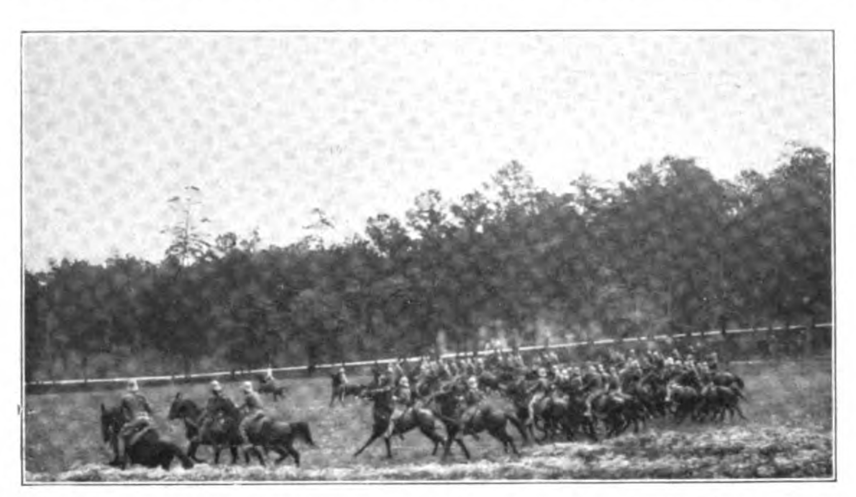
Die Offiziere und die Leute in Reih und Glied litten gleichmäßig unter der blauen Kleidung. Trotz des Widerspruchs

der geldbeutelsüchtigen Wollfabrikanten daheim bekehrte sich daher an der Hand böser Sanitätsberichte das Kriegsamt in Washington ziemlich schnell zum tropenpraktischen Khaki. Schmerzlich mußten die Geschäftspolitiker und Armeelieferer es sogar mit ansehen, daß die Aufträge dafür nach England gingen. Dort befand sich damals das alleinige Färbegeheimnis für den rostbraunen Stoff, den lange auch unser Reichskolonialamt aus britischen Fabriken bezog, ehe ihn der deutsche Wettbewerb in genügender Güte und Haltbarkeit für Ostasien und Afrika herzustellen lernte. Aus den früheren Jungens in Blau, den Boys in Blue, wie vorübergehend erwachter Stolz des Amerikaners die Sieger gegen das Reich nannte, in dem einst die Sonne nie unterging, wurden die Jungens in Braun, die nacheinander gegen Aguinaldo und seine aufständischen Filipinos, gegen die Boxer und wieder im Zucker- und Tabakdorado wider kubanische, allzu heftige Selbständigkeitsgelüste ebenso tapfer wie erfolgreich gekämpft haben.

Von der Uniformierung vor dem Spanisch-Amerikanischen Kriege blieb nur der braune spitze Filzhut mit breiter Krempe übrig, der zwar soldatisch unschön, aber feldmäßig so praktisch ist, daß er in den achtziger Jahren von einem deutschen Helmänderungsausschuß allen Ernstes zur Annahme vorgeschlagen werden konnte. Der Amerikanersoldatenhut, eine Art selbstdestillierten Produkts des Präriegebrauchs des Westens der Staaten, ist sicherlich kein Paradestück. Dafür aber ist er federleicht, schützt gleichgut gegen Sonne und Regen, gibt zusammengefaltet ein erträgliches Lagerkopfkissen, macht die Mütze überflüssig und versagt eigentlich nur da und muß durch einen Korkhelm ersetzt werden, wo des Klimas wegen die Verwendung weißer Truppen überhaupt aufhört. Es haben darum die Sachverständigen, die dem kleinen Heere der großen nordamerikanischen Republik seine jetzige olivengrüne Feldtracht gaben, von ihrem eigenen Standpunkt nur recht daran getan, an der bewährten Form der Kopfbedeckung festzuhalten. Heute ein wenig völliger geraten, erinnert sie mit dem schlichten Offiziersabzeichen, einer gedrehten Goldschnur, stark an die texanische Cowboyeleganz, die uns früher wiederholt vom alten Buffalo Bill übermittelt wurde. Auch der Blauhemd-, Blusen- und Hosenschnitt ist mit dem neuen Grün beibehalten worden, das für die Landschaftsfärbung drüben die beste, weil tarnkappennächste Farbenwahl sein soll. Wie beim Blau von ehemals findet sich auf jenem unscheinbaren Braungrün nicht das mindeste Zugeständnis an die uns gewohnte soldatische Farbenfreudigkeit. Als letzte solcher Empfindungen mußten sogar die blanken Knöpfe der blauen Tunika gebräunten weichen. Ebensolche brünierte Metallstreifen, -eichenblätter und -adler, nicht größer als ein Daumennagel, sind auf den Achselklappen



Kavallerist des Bundesheeres mit der alten Blauhemdtracht und dem graubraunen Kampagnehut



Attacke amerikanischer Reiterei. (Es wird dabei mit Browningpistolen vom Pferde geschossen)

tuch. — Vom Blauhemd zum Grünrock, von der Stärke und dem inneren Wert des amerikanischen Heeres, wie es in den Krieg gegen Spanien eintrat und wie es jetzt für die mexikanischen Entwicklungsmöglichkeiten gerüstet steht, ist nur eine kurze Spanne von anderthalb Jahrzehnten.

der Oberleutnants, Hauptleute, Stabsoffiziere und Generale die unscheinbaren Gradabzeichen. Der Leutnant, der nichts dergleichen hat, ist durch eine schmale braune Borte am Ärmel von seinen Leuten allein unterschieden.

Die allerletzte Folgerung hat Amerika aus dieser seiner Uniformeneinfachheit dennoch nicht gezogen. Wie in England der Paradescharlach, wie bei uns Haarbusch, Stickerei, Schärpe, der Überrock der Offiziere trotz des Feldgraus verblieben, so machte man auch überm großen Teich seine Zugeständnisse. Wenn der Militärattaché der Vereinigten-Staaten-Botschaft am Berliner Hofe erscheint, so gleißt und blitzt sein Rock nicht viel weniger als der unsrer Gardisten und Generale. Ebenso ist, wer sonst von amerikanischen Armeeoffizieren bei festlichen Gelegenheiten im Weißen Hause oder auf dem Parkett erscheint, ganz glanzvoll anzusehen in goldenen Schnüren und schwarzblauem Gala-

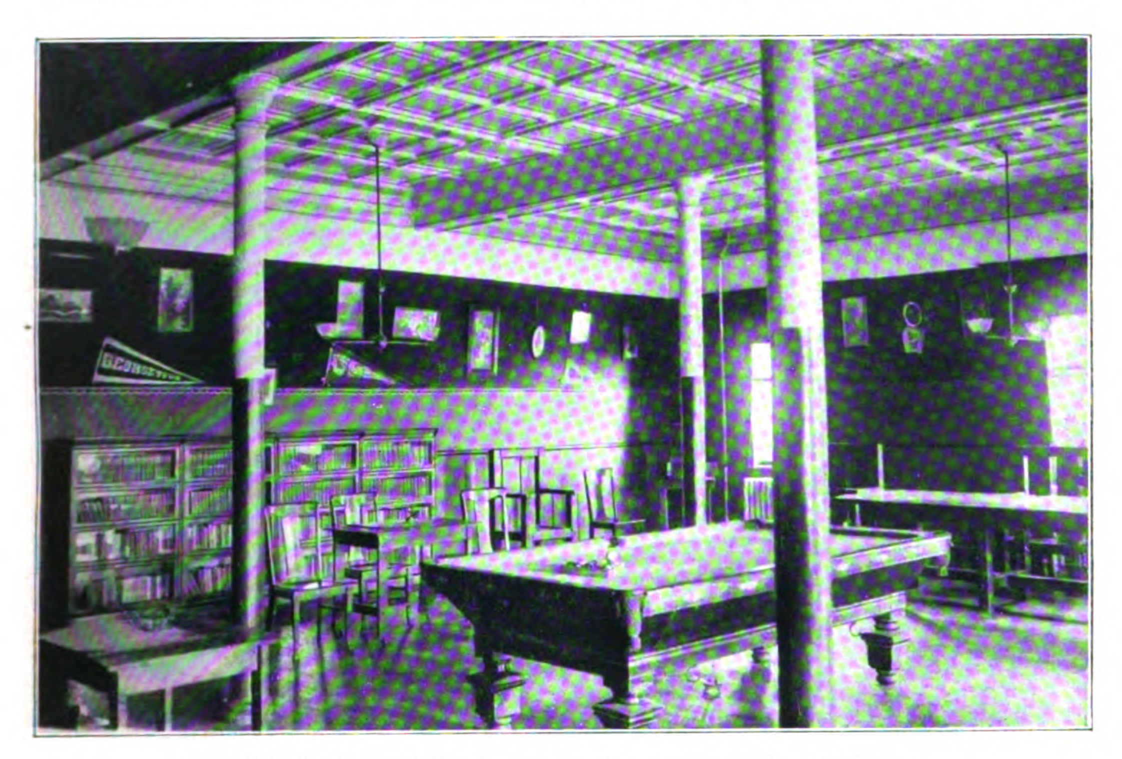
In dieser Zeit hat sich die Bereitschaft von 25 000 guten regulären und etwa 100 000 sehr geringwertigen Miliztruppen auf die stattliche Zahl von einer halben Million erhöht. Aus dem Stamm der 17 000 Mann und Reiter, mit denen General Shafter, der Höchstkommandierende des kubanischen Landungskorps, im Juni 1898 nach Baquiri aussegelte, soll ein rundes Hunderttausend vorzüglicher Berufssoldaten werden. Ein großer Teil davon ist für die Arbeit in der Tierra caliente, der heißen Zone Mexikos, trefflichst gestählt in dem Kleinkriege, der auf Luzon, Samar, Mindanao und dem Rest des ameriko-



Feuerlinie amerikanischer Infanterie auf Manila. (Olivgrünes Hemd, khakifarbene Hose, Tropenhelm)

ostchinesischen Südseearchipels andauert und noch auf lange geführt werden wird. Der Anerkennung wert sind die Fortschritte der inzwischen fast vervierfachten Milizen. Als Präsident Mac Kinley die Freiwilligentruppen der Einzelstaaten zu den Waffen gegen das Kind Alfons XIII. rief, da erschienen ganze Regimenter, insbesondere des ärmeren Südwestens, im Gewande des Bürgers und mit Knüppeln als Waffe die eignen Leute kein besonderes Wunder. Die Manövrierfähigkeit der 600 bis 800 Köpfe starken Regimenter war mit ein paar Schwenkungen und der Griffschule an dem wenig feldmäßigen Ende.

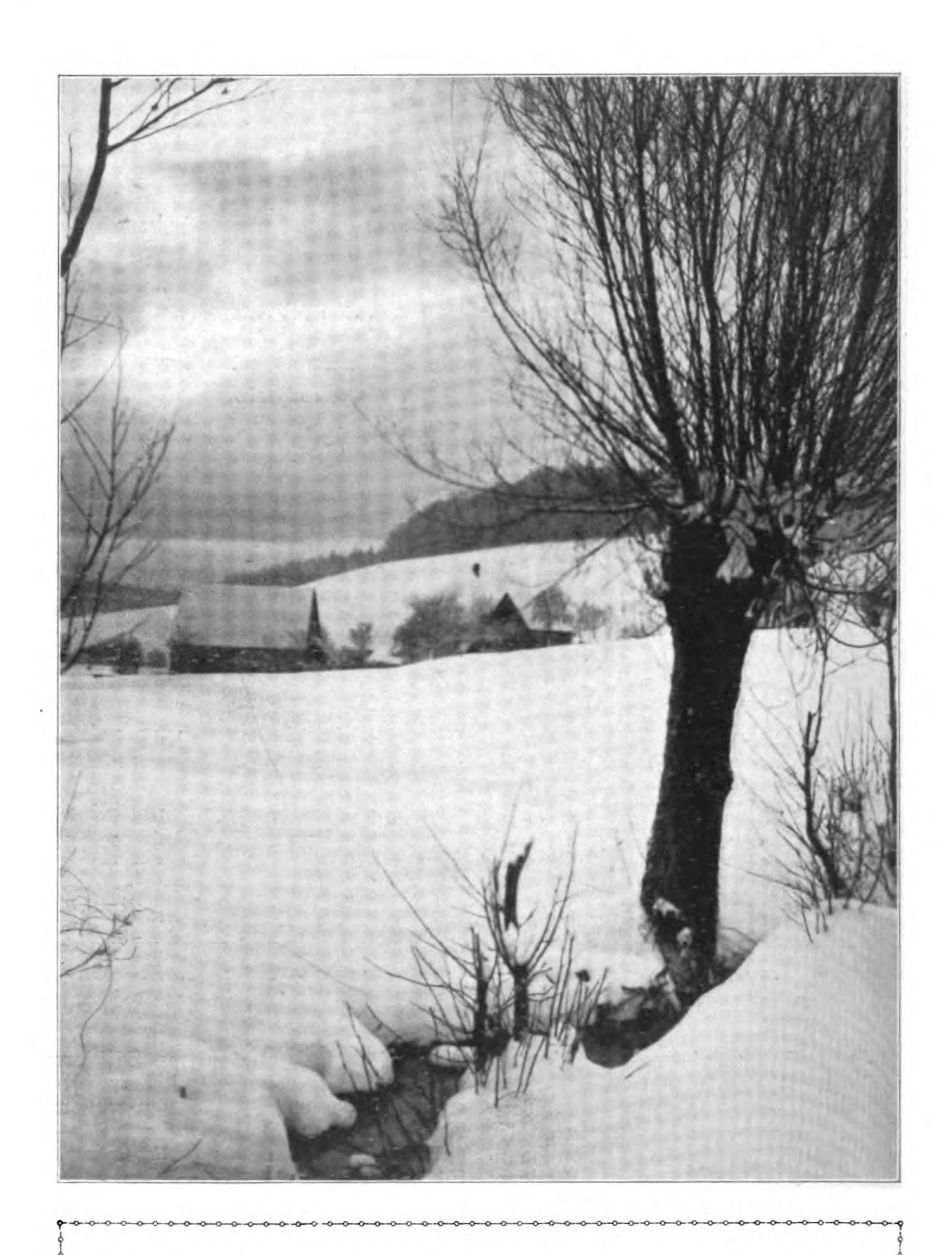
Wenn damals der erste imperialistische Eroberungszug der Union gut ablief, so ruht das Verdienst daran beinahe ausschließlich bei dem tüchtigen Landsknechthaufen des stehenden Heeres, das von



Mannschaftsklubzimmer in einer amerikanischen Kaserne
(Alle Möbel sind von Soldaten gearbeitet)

auf den Sammelplätzen der Reservedivisionen. Es hat damals Monate und die Hochspannung bundesstaatlicher Werkstättenleistung gebraucht, ehe nur die primitivste Bewaffnung mit alten Hahnschloßgewehren vorsintflutlichen Kalibers überall durchgeführt werden konnte und männiglicher Flintenträger ein Blauhemd auf dem Rücken hatte. Die Mannszucht entsprach bis zum Friedensschluß knapp der Kölner Karnevalsunterordnung der Rosenmontagsumzügler unter den Rat der Elf. Bei der Offizierwahl durch ausgezeichneten und tapferen Offizieren befehligt war. Heute spricht auch die zweite Linie jener Tage ein ernsteres Wort mit. General Leonard Wood, einst Stabsarzt und gelegentlicher Unterführer bei Indianerunternehmungen, dann Rough-Riders-Oberst und seit Roosevelts zweiter Präsidentschaft Generalstabschef, hat in zielbewußter Friedensarbeit nichts Geringeres für das militärisch-spröde Amerika geleistet als Kitchener im Burenkrieg für England. Der Ernstfall wird das beweisen.





Reichenbachtal bei Musberg (Württemberg)

Nach einer Aufnahme von D. von der Hellen

Erben

Skizze von Ida Boy-Ed

Aus den Gläsern stieg gleich Nebel die Rührung. Er umschleierte die drei alternden Männer in gleicher Stärke, aber mit verschiedenfarbigen Flören.

„Die mittlere Linie ist auf die Dauer am unerträglichsten. Und sie war die meines Lebens," sagte, von einer unbestimmten Bitterkeit erfüllt, gereizt von der Nüchternheit seiner sorglosen Tage, der Major a. D. Neumeister, den Fuß seines Römers mit starkem Griff umfassend. Es war eine Geste, als sei ihm die ganze Energie seines Zornes in die knochigen Hände gefahren. Mit seinem helläugigen Kriegergesicht sah er drohend von der Box aus in die Weinstube hinein.

Rechts und links am vierkantigen Tisch saßen Ruthardt und Bohrweg. Sie wechselten einen Blick. Neumeister klagte? Der? Was sollten denn sie sagen?

Ruthardt, mit aufgestemmten Ellbogen, legte die Stirn hart gegen die Knöchel seiner erhobenen Faust. Er schloß dabei die Augen, weil er fühlte, sie wurden ihm feucht vor Jammer. Was für Bilder standen dereinst an seinem Horizont! Und wenn er in heißer Hetze sich ihnen genähert, verflüchtigten sie sich. An der Börse ein großer Mann werden; der geliebte Gatte einer Frau von Schönheit und Reichtum. Das waren so seine berechtigten Forderungen gewesen. Keine war ihm erfüllt worden. Weib und Mitgift errang sich Bohrweg, gerade in den Tagen, als er selbst an der Börse spürte, daß man viel Geld in Türkenlosen verlieren kann. Da mußte er sein kleines Bankgeschäft schließen und nach England gehen. Als Prokurist eines großen Hauses in Birmingham ersparte er sich genug, um mit Vorsicht als Rentner leben zu können.

Diese erniedrigende Groschenrechnerei, die einen ewig fühlen ließ, daß man ein abhängiger Mann sei! Es kommt nie auf den Schlag an, sondern nur auf die Stelle, wohin er trifft. Ruthardt fühlte seine Herrennatur durch Schläge beleidigt, die ein Sklavenherz für geringe Schicksalsprügel eingeschätzt hätte. Er, mit großen Ansprüchen — in solcher Enge!... Und da rann ihm die Träne wirklich über sein Lordgesicht. Und als er es fühlte, hob er forsch den Kopf und trank sein Glas rasch aus.

Bohrweg war in seiner Jugend ein hübscher, braunäugiger Kerl gewesen, von der niedlichen Art. Wie er nun verängstigt dasaß, kahlen Hauptes, nur noch über den Ohren mit dunklen Haarbüscheln, da konnte man nicht mehr verstehen, daß einst die schöne Adine lieber ihm sich und ihre Mitgift gönnte als dem stattlichen Ruthardt. Damals freilich ahnte man nicht, wie kleidsam die englische Aufmachung für Ruthardt werden sollte.

Er sagte jetzt gedrückt:

„Du bist nun mal in der Stimmung, Neumeister. Ich beneide dir die mittlere Linie. Wie hat's mich auf und ab gerissen! Mein Kind starb, mein Weib verließ mich mit ihrem Vermögen. Nun muß ich als Agent schuften. Hingegen ihr — ihr Couponschneider!"...

Das nahmen aber die andern beiden übel, daß Bohrweg es schlechter haben wollte wie sie. Neumeister schalt: nur mindere Garnisonen, Verkennung, Neid

hatte er erlitten. Ruthardts Stimme bebte: er war der eigentliche Lenker des Hauses in Birmingham gewesen, aber subaltern mußte er sich ducken; subaltern sei ein Wort, von Flüchen schwer. Mörderisch für stolze Männer. Bohrweg konnte nicht wettern und keinen klangvollen Redeschwung aufbringen; er konnte nur zerdrückt und wehmütig sein, nur hoffnungslos, bis er sich selber dauerte.

Auch von ihren Erfahrungen mit dem wandelbaren Gott sprachen sie natürlich. Und von ihrem Standpunkt, hinter der Gefechtslinie, kamen sie zum Schluß, daß die Weiber keinerlei Aufregung wert seien. Wobei alle drei unwillkürlich einen Blick zum Büfett hinüberwarfen, wo, wundervoll frisiert, reif, blond und unnahbar, die neue Kassiererin thronte.

Nur eines hatte nie getrogen. Ihre Freundschaft, diese echte Männerfreundschaft, die nicht einmal in die Brüche ging, als ein Weib dazwischen trat.

Beim Gespräch über ihre Freundschaft schwoll die Rührung zum Strom, in dem alle Verschiedenheiten ihrer Schicksale ertranken, der mit hohen Wogen ihre Seelen fortriß.

Da machte Neumeister den Vorschlag, der Unverbrüchlichkeit ihrer Treue ein Denkmal noch über den Tod hinaus zu setzen. Am heutigen fünfunddreißigsten Jahrestag ihres Bundes konnten sie nichts Herrlicheres beschließen, als daß jeder sein Vermögen den Überlebenden vermache. Damit beraubten sie niemand, sie waren Einsame. Und wenn eben ihre Freundschaft nicht gewesen wäre ... wie hätte das Leben kahl ausgesehen! Dieser Gedanke überwältigte sie. Stark drückten sie sich die Hände.

Und es ward beschlossen.

*

Von nun an sah das Leben anders aus; sie waren geradezu eine Familie geworden. Im Übermut zeigte jeder eine große Behutsamkeit mit der eignen Gesundheit und verschwor sich lustig, die andern zwei um die Erbschaft zu prellen. Im Untermut redete jeder die andern als „Erben“ an und bat um Schonung einzelner Nachlaßstücke, an denen sein Herz hing.

Der magere kleine Bohrweg wußte ja gewiß, Konstitutionen wie die seine waren zählebig. Und es tröstete ihn über viel Erlittenes, daß seine letzten Tage mal recht sorglos werden würden. Er schämte sich dieser unbezwinglichen Erwägungen, und um sie zu verbergen, fing er an zu hüsteln und von seiner Lunge zu sprechen.

Dies überraschte Neumeister nicht. Er hatte sich schon früher oft Gedanken gemacht über den kläglichen Brustumfang des dünnen Kerlchens. Herkulesse wie er selbst, der noch im November sein kaltes Bad nahm und turnte, daß die Hausbewohner sich beschwerten, ja die waren selten. Nicht alle Menschen konnten gleich ihm die Anlage haben, hundert Jahre alt zu werden. Was aber Ruthardt anbetraf, so hielt Neumeister diesen für apoplektisch, und als besorgter Freund warnte er ihn oft vor dem Porter, den Ruthardt aus altenglischer Gewohnheit jeden Vormittag trank.

Ruthardt seinerseits dachte nicht viel über die Gesundheit der Freunde nach. Er fühlte sich so sehr als Gentleman, daß er vermied, sich an die Testamente zu erinnern. Außerdem konnte doch ein Kind sehen, daß er der Wohlerhaltenste von ihnen war. Was übrigens auch seit kurzem die vollbusige, herrlich frisierte Blondine an der Kasse zu bemerken schien. — Und Neumeister dachte: Na, wenn er sich noch auf so was einläßt! ... das bekommt schlecht in unsern Jahren ...

Und doch war er, der präsumtive Hundertjährige, es, der sich noch selbigen Jahres beim Novemberbad im Freien eine Lungenentzündung wegholte, von deren Geringfügigkeit er noch triumphierend überzeugt war, als schon der Tod ihm den blauen Brief zugestellt hatte.

Die Überlebenden sanken sich am Grabe in die Arme. „Nun, Bruder — verwaiste Brüder," sagte Ruthardt, ein Aufschluchzen unterdrückend. Er hatte in England gelernt, sich zu beherrschen. Bohrweg war betäubt oder vielmehr verdutzt.

Von da an saßen sie trübselig zu zweien am Stammtisch. Sie waren jeder um eine Rente von zweitausendsechshundert Mark reicher. Bohrweg dachte zuerst wunder was das sei. Aber es war nicht genug, um die Agentur an den Nagel zu hängen. — Ja, wer erst das Ganze erbte! Ruthardt besaß fast zehntausend Pfund Sterling. Das hatte er selbst früher erzählt und es, großspurig, wie er war, als eine Lumperei bezeichnet. Das lohnte mal! Was konnte hingegen Ruthardt sich daraus machen, ihn zu beerben, dessen Kapitalbesitz — ohne natürlich das von Neumeister Dazugekommene in Betracht zu ziehen — so klein war?! Es schien aus rechnerischen Gründen und aus irgendeiner nicht deutlichen, aber dennoch zwingenden Logik vom Schicksal richtiger, es berief Ruthardt zuerst ab — natürlich noch lange nicht —

Wie er blühte, der Ruthardt — es schien, als werde er, der in der Jugend plump ausgesehen hatte, immer stattlicher. Wovon natürlich nur die geschmackvolle englische Kleidung Ursache war...

Er ahnte nicht, daß bei all solchen Gedanken sein Blick stechend wurde und daß ein so rascher Verstand wie der Ruthardts sie ihm bald von der Stirn las! Man wurde nicht gerade lustiger zusammen. Wie es denn überhaupt schien, als sei Neumeister der Unterhaltende gewesen, worauf man zu seinen Lebzeiten nie gekommen wäre. So war es nur natürlich, daß Ruthardt sich immer häufiger vom Stammtisch weg zu kleinen Besuchen an die Kasse begab, wo Fräulein Estelles Unnahbarkeit so vorsichtig nachließ, daß er nur die besten Ansichten von ihrer Moral und seiner Unwiderstehlichkeit gewann.

Ach, wenn man sich doch noch ein häusliches Glück und ohne Vorurteile gründen könnte! Aber Ruthardt hatte sich immer geschworen: nur mit vierzehntausend Em Rente. Sonst wird's subaltern. Zu dieser Zahl fehlte gerade, was ihm zufiele, wenn er Bohrweg beerbte. Komisch zäh klammerte sich dieser kleine Mensch an sein plattes Leben. Hatte seinerzeit nicht einmal verstanden, Adine festzuhalten... Ruthardt kam sich plötzlich wie ein unnütz Geopferter vor. Und wenn denn auch die Ehe: „Adine-Bohrweg" nicht gut ausgegangen war: eine kurze Zeit hatte der kleine Mann doch Glücksrausch genossen.

In ihm pochte etwas auf Ausgleich: er nahm mir einst das Weib, dafür muß das Schicksal nun mich ihn beer... Pfui, so was denkt man nicht! Man bleibt ein Gentleman. Aber die Abgründe, die man in sich hat! Er hatte einmal feine Sachen darüber gelesen und wußte: man kann nicht dafür! Das gab ihm einen verwegenen Ausdruck, so, als sei ein Spürchen Verbrechersinn in ihn gefahren und hebe ihn aus dem Subalternen heraus.

Diese neue Art machte ihn dem Freunde einfach unerträglich; der brachte sie mit der wunderbar frisierten Blondine zusammen und dachte, es sei Siegesgewißheit. Das giftete! Denn Bohrweg selbst hatte auch nervöse Knie, wenn er an der Kasse vorbeiging. — Wenn er es recht bedachte, war Ruthardt überhaupt an allem Unglück schuld. Durch das Rivalitätsgefühl hatte er sich einst treiben lassen, um Adine zu werben, die besser getan hätte, Ruthardt zu nehmen. Von dieser schiefen Logik aus war es nur noch ein Schritt zum Haß. Und als er eines Tages Maiglöckchen, von Ruthardt gespendet, vom üppigen Busen neben der Kasse fast wagerecht herausragen sah, da blitzte durch sein Gehirn ein hämischer Gedanke. Sehr bald wurde die Tat.

Bohrweg enterbte den Freund, nachdem sein Rechtsanwalt ihn belehrt, daß er frei verfügen könne. Denn bei der Unverbrüchlichkeit ihrer Treue hatten

die Freunde gar nicht daran gedacht, die Gegenseitigkeit juristisch festzulegen. Sie verstand sich als Grundlage des Ganzen ja von selbst ... Aber das Selbstverständliche macht eben auch Wandlungen durch.

Mit keiner Silbe verriet Bohrweg, was er getan hatte. Dazu hätte es ihm durchaus an Mut gefehlt. Aber er wurde wieder froh und frei und der gefügig Zustimmende wie einst bei den Unterhaltungen. Sein Gewissen rührte sich nie. Das Testament war ja bloß Spiegelfechterei, Ruthardt, den er sicher überlebte, erfuhr nie davon ... bloß ein geheimer Jux war es ...

Indessen kam wieder einmal der Winter mit stehenden Nebeln und stechender Rauheit. Bohrweg erschien eines Abends bebend vor Kälte, gierig nach Grog, mit funkelnden Augen und jagendem Puls und versicherte zitternd, daß das gar nichts zu sagen habe. Am andern Abend fehlte er.

Der Wirt, die Freundschaft seiner Stammgäste und ihre Testamentsgeschichte kennend, trat mit neugieriger Teilnahme an den einsamen Ruthardt heran. Rippenfell? Nicht ganz einfach für solchen zarten Körper. Ruthardt sprach täglich vor, aber zwei Wochen lang wollte der Kranke ihn nicht sehen. Dann, eines Tages, fand er die Wirtin in Tränen. Er möge nur hineingehen. Da sei keine Hoffnung mehr.

So saß denn der Letzte am Sterbebett des Zweiten. Alle eigensüchtigen Gedanken in Ruthardt waren zu Boden geschlagen. In der Nähe des Allergrößten fallen Schlacken von einem ab, und man hat erhebende Empfindungen.

Sehr liebevoll sah er den Hindämmernden an. Da schlug dieser die Augen auf und erkannte den warmen Strahl ...

„Verzeih mir," flüsterte er.

Ruthardt dachte, der Kranke beschäftige sich mit Adine. Er drückte ihm fest die Hand. „Längst verziehen — das war Schicksal," sagte er beruhigend.

Der kleine, kahle Kopf mit den Haarbüscheln über den Ohren drehte sich müde weg, in Schlafbedürfnis.

Und Ruthardt schlich davon. Sehr geduckt hatte er sich von der Nähe des Allergrößten gefühlt. Draußen schnellte er wieder in die Höhe. Und er dachte, obschon schicklich gedämpft, viel Angenehmes.

Am Abend sah man ihn beharrlich an der Kasse lehnen, und der frisierte Blondkopf neigte sich anmutig in Teilnahme ihm zu. Wie einsam werde er nun. Ja, wenn ein weiches Frauenherz sich seiner annehmen wolle ... Viel Wind habe er sich um die Nase wehen lassen, und eine „höhere Tochter" habe ihm nichts zu sagen; es müsse eine im Lebenskampf Erprobte sein. Aber seine Jahre ...

Da sprach der schwellende Mund zwischen den vollen weißen Wangen: „Aber Herr Ruthardt, man ist so alt wie man aussieht." Und ein zärtlicher Blick gab ihm vierzig Jahre etwa ...

Nachher unterhielt er sich noch vertraulich mit dem Wirt, der von Estelle nur das Beste zu äußern wußte. Und als sie spät nachts ihrem Chef die Kasse ablieferte, sagte er: „Zujejriffen, Mäuseken — da winkt Ihnen mal 'ne feine Erbschaft, und zu 'ne elejante Witwe haben Se allen Schick."

Die nächsten Tage hätte Ruthardt nicht von sich auszusagen vermocht, wie ihm denn eigentlich zumut sei. Die Aussicht auf ein molliges Glück bei behaglichem Budget gab ihm ein Gefühl von fabelhafter Flottheit. An Bohrwegs Lager übernahm ihn der Kummer über den nahen Verlust. Was für ein Gemüt hatte dieser prächtige Kerl gehabt: sterbend noch litt er, weil er dem Freunde einst Adine geraubt —

Es kam aber die Stunde, wo Ruthardt begreifen mußte, daß der Sterbende bei seinem „Verzeih" nicht an Adine gedacht hatte. Der zähe kleine Mann kam endlich zum Schlafen. Nachdem Ruthardt ihn feierlich, in kaum bewahrter Fassung,

an Neumeisters Seite bestattet hatte, sagte er: „Einer mußte ja der letzte sein," sich so gewissermaßen an den Gräbern entschuldigend, daß er noch lebe.

Dann hieß es sich mit Testament und Hinterlassenschaft beschäftigen.

Aber eine Zuschrift von Bohrwegs Rechtsanwalt überhob ihn aller Mühen. „Auf ausdrücklichen, vor einem Jahre schon ausgesprochenen Wunsch meines Klienten behändige ich Ihnen hier eine Abschrift seines Testamentes."

Und da konnte er es denn lesen, daß Bohrwegs Vermögen an wohltätige Stiftungen fiel.

Ruthardt stand versteinert. Warum? Großer Gott, warum? Aus welchen Ursachen so noch unsre unverbrüchliche Freundschaft hinterlistig aus dem Grabe heraus verraten?

Darauf konnte ihm keine Antwort werden. Sie hätte ja aus jenen Abgründen herauskommen müssen, die schon die Lebenden vor sich selbst verbergen. Der Tod bedeckt sie mit ewigem Schweigen . . .

Alles blieb in düsterer Ungewißheit. Nur dies eine war Gewißheit, daß er sich voreilig mit Fräulein Elise Schultz, genannt Estelle, verlobt hatte. — Plötzlich überkam ihn eine Gehörshalluzination, daß ihn fror . . . er vernahm das auf o abgetönte Lachen Neumeisters und das auf i stehende Kichern Bohrwegs, und sie sagten: Na, nun hast du ja auch einen Erben . . .

Altes Lied

Von

Victor Blüthgen

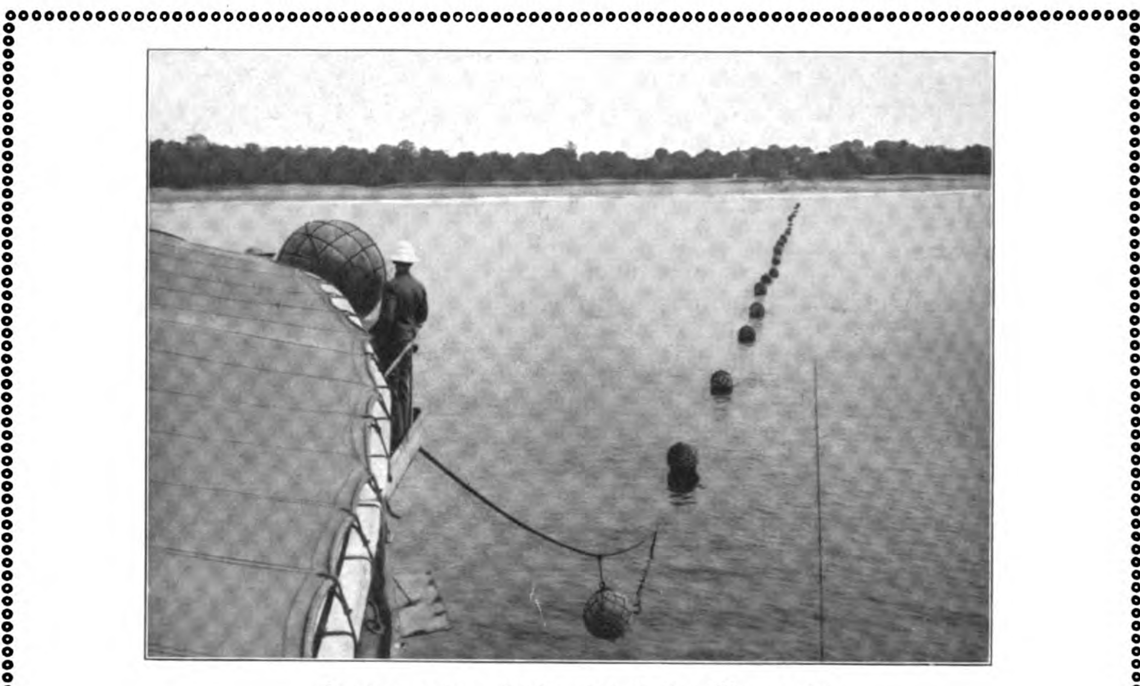
Ich geh' den Weg der Sehnsucht Tag und Nacht,
Und meine Hände greifen weit ins Leere.
Von weichen Lippen kommt mir eine Macht
Und fragt: Warum ich doch so einsam wäre?

Im funkelnden Rubinglas perlt ein Trank —
Wer ihn genossen, hat verlernt zu schlafen.
Ein fressend Feuer macht ihn fieberkrank,
Und die Gedanken scheitern vor dem Hafen.

Ob Lerche singt, ob Nachtigall? Er hört
Nur eine Stimme, süß wie ferne Geigen —
Die Klugheit sitzt vergessen und verstört,
Und tief im Busen selbst die Götter schweigen.

Zwei weiße Arme — und das ist die Welt,
Und Erd und Himmel fließen drin zusammen.
Und was den Tag und was die Nacht erhellt,
Sind in der Brust die ruhelosen Flammen.

Verlöscht der Durst, der Menschen vorwärts zieht
Zu Macht und Ruhm, zu Schmuck und rotem Golde.
Die Flamme singt und singt ein altes Lied —
Das Menschheitslied von Tristan und Isolde.



Landung des Küstenkabels in Monrovia

Die Seekabel in Politik und Weltwirtschaft

Von

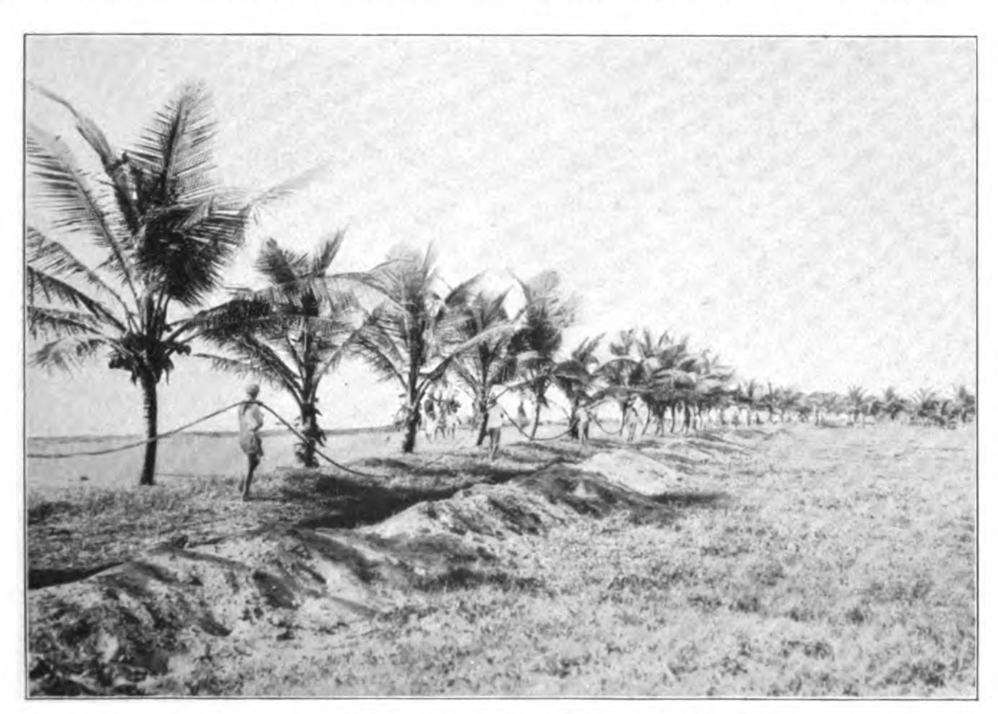
Curt Neubauer, Berlin

Es ist heute im Zeitalter des geordneten Schnellverkehrs schwer zu verstehen, daß noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Bedeutung der Idee, ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz auszubauen, ganz und gar nicht erkannt worden ist. Friedrich List, der berühmte, damals stark angefeindete und verfolgte Nationalökonom, wurde mit Hohn empfangen, als er immer und immer wieder auf die Notwendigkeit eines deutschen Eisenbahnnetzes hinwies.

Die Bedeutung, die der Schnellnachrichtendienst durch ein wohldurchdachtes Kabelnetz für das britische Inselreich haben mußte, wurde zuerst von englischen Kaufleuten anerkannt, und mit ihrem Kapital, allerdings mit staatlicher Unterstützung, wurden die ersten Versuchsstrecken verlegt. Später, als die Seekabel aus dem Stadium des Versuchs allmählich in das der Zuverlässigkeit übergingen, faßte dann der englische Premierminister Joseph Chamberlain in den neunziger Jahren den Plan, die Kabellinien zur Befestigung der englischen Weltmacht zu benutzen. Er sicherte also der Regierung „aus politischen Gründen" zunächst einmal das Recht, die Kabeltelegramme zu kontrollieren. Um beurteilen zu können, welche Macht England mit dieser Maßregel in die Hände bekam, muß man bedenken, daß fast das gesamte Weltkabelnetz in englischem Besitz war. Die transatlantischen Kabellinien Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Nordamerika konnten keine politische Bedeutung erlangen, denn beide waren in Irland gelandet. Englische Kabel ver-

banden Europa mit Nord- und Südamerika, umgaben ganz Afrika wie mit einem Gürtel und reichten selbst bis nach dem fernen Osten, nach Indien und Australien. Bei der Ausdehnung des englischen Kolonialreiches bot es selbst keine Schwierigkeiten, das Kabel durch den Stillen Ozean von 14 516 Kilometer Länge so zu verlegen, daß es nur englischen Besitz berührte. Dieses sogenannte Allbritische Kabel geht von Kanada aus über die Fanninginsel, die Fidschiinseln und die Norfolkinsel nach Australien und Neuseeland. Dazu kam, daß sich die englischen Kabelgesellschaften in zahlreichen ausländischen Gebieten vertragsmäßig das alleinige Landungsrecht von Kabeln gesichert hatten. Solcherweise wurde die Kabellegung für die übrigen Nationen natürlich außerordentlich erschwert. Es bedarf keiner Erörterung darüber, was es für den englischen Handel und die englische Industrie bedeuten mußte, alle Nachrichten aus erster Hand zu bekommen. In jene Zeit fällt die Gründung des bekannten Reuterschen Depeschenbureaus in London, das mit den englischen Kabelgesellschaften in engster Verbindung steht und auch eigne Kabel verlegt hat. Heute befindet es sich ganz unter englischem Einfluß, trotzdem der Gründer ein Deutscher war.

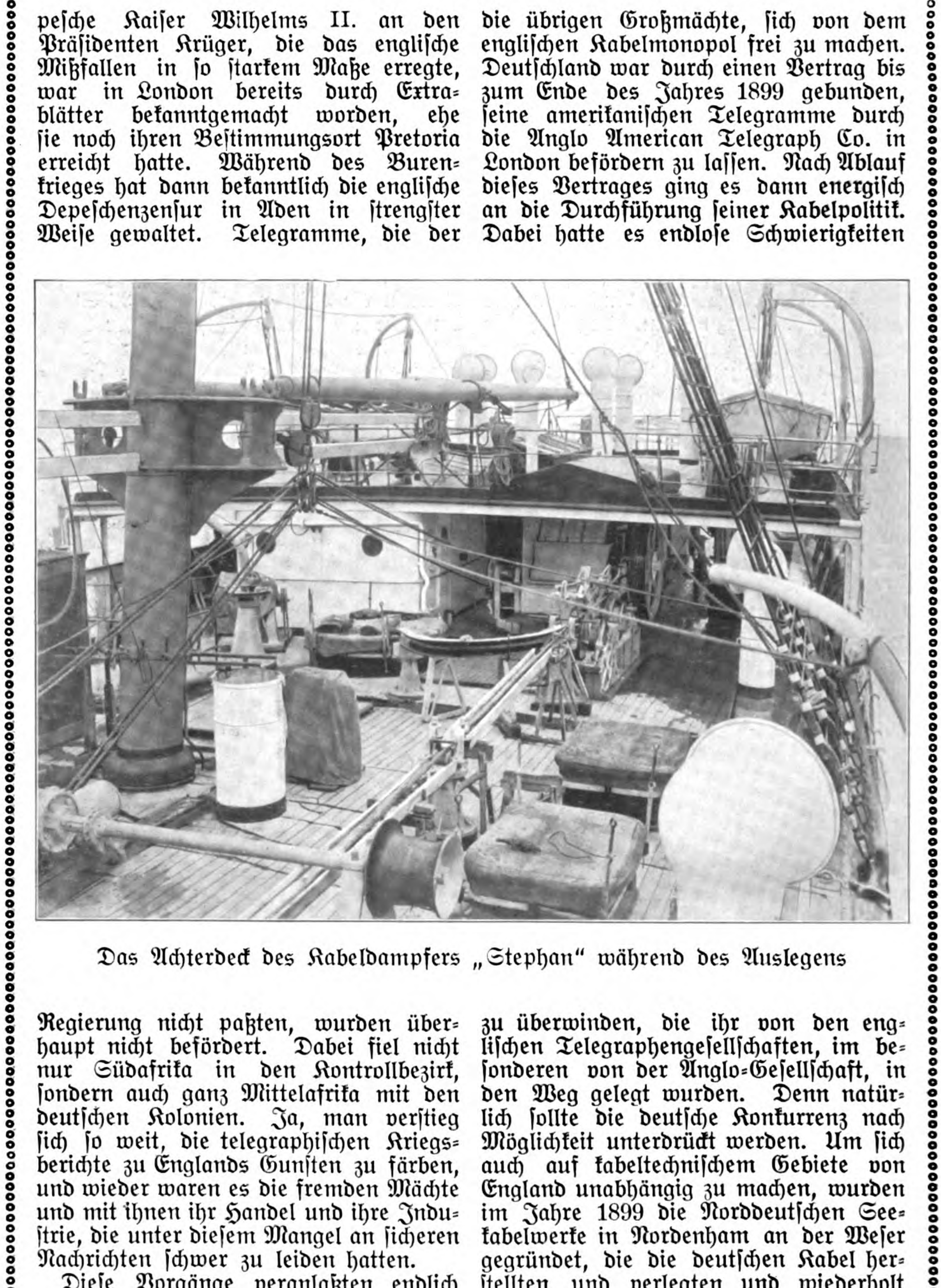
Der Weltnachrichtendienst war also ganz auf Albions Liebenswürdigkeit angewiesen, und England hat nicht gezögert, in skrupelloser Weise die Macht auszunutzen, die ihm das angemaßte Recht der Telegrammkontrolle bot. Beim Tode des Sultans von Marokko im Jahre 1894 unterschlug die Kabelzensur in London die Todesnachricht für 36 Stunden, die Regierung traf in aller Ruhe ihre Anordnungen und gab erst dann das Telegramm an das erstaunte Frankreich weiter, das in Marokko ebenfalls stark interessiert war und nun das Nachsehen hatte. Der Burenkrieg und die Vorgänge, die ihn veranlaßten, bot England ebenfalls Gelegenheit zur rücksichtslosen Ausübung seiner unbeschränkten Kabelherrschaft. Um zu verhüten, daß Nachrichten über den Einfall Jamesons in Transvaal nach Europa gelangten, wurde der Kabelverkehr für ausländische Telegramme einfach wiederholt auf Wochen gesperrt. Die berühmte De-



Verlegung des Landkabels in Lome auf der Strecke Monrovia—Duala

pesche Kaiser Wilhelms II. an den Präsidenten Krüger, die das englische Mißfallen in so starkem Maße erregte, war in London bereits durch Extrablätter bekanntgemacht worden, ehe sie noch ihren Bestimmungsort Pretoria erreicht hatte. Während des Burenkrieges hat dann bekanntlich die englische Depeschenzensur in Aden in strengster Weise gewaltet. Telegramme, die der Regierung nicht paßten, wurden überhaupt nicht befördert. Dabei fiel nicht nur Südafrika in den Kontrollbezirk, sondern auch ganz Mittelafrika mit den deutschen Kolonien. Ja, man verstieg sich so weit, die telegraphischen Kriegsberichte zu Englands Gunsten zu färben, und wieder waren es die fremden Mächte und mit ihnen ihr Handel und ihre Industrie, die unter diesem Mangel an sicheren Nachrichten schwer zu leiden hatten.

Diese Vorgänge veranlaßten endlich die übrigen Großmächte, sich von dem englischen Kabelmonopol frei zu machen. Deutschland war durch einen Vertrag bis zum Ende des Jahres 1899 gebunden, seine amerikanischen Telegramme durch die Anglo American Telegraph Co. in London befördern zu lassen. Nach Ablauf dieses Vertrages ging es dann energisch an die Durchführung seiner Kabelpolitik. Dabei hatte es endlose Schwierigkeiten zu überwinden, die ihr von den englischen Telegraphengesellschaften, im besonderen von der Anglo-Gesellschaft, in den Weg gelegt wurden. Denn natürlich sollte die deutsche Konkurrenz nach Möglichkeit unterdrückt werden. Um sich auch auf kabeltechnischem Gebiete von England unabhängig zu machen, wurden im Jahre 1899 die Norddeutschen Seekabelwerke in Nordenham an der Weser gegründet, die die deutschen Kabel herstellten und verlegten und wiederholt



Das Achterdeck des Kabeldampfers „Stephan" während des Auslegens

Das Kabel wird durch die Brandung durchgeholt

glänzende Beweise der Leistungsfähigkeit der neuen deutschen Industrie abgelegt haben. Im Jahre 1912 stand Deutschland mit der Länge seiner Seekabellinien an vierter Stelle mit 41 128 Kilometern. An erster Stelle rangiert England mit 276 457 Kilometern, danach die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 95 220 Kilometern und Frankreich mit 41 754 Kilometern.

Zu Beginn des Jahres 1913 sind dann für Deutschland mit der Vollendung des Kabels Monrovia—Lome—Duala in Togo und Kamerun, das bis 1919 noch bis Swakopmund weitergeführt werden soll, noch weitere 3037 Kilometer hinzugekommen. Deutschland besitzt heute unabhängige Kabellinien nach Nord- und Südamerika, nach Norwegen, nach der Türkei, nach Niederländisch-Indien und



Versenken des Kabels in den Schacht



Provisorische Station der Deutsch-Südamerikanischen Telegraphengesellschaft in Monrovia

nach den deutschen Kolonien in China und Afrika, mit Ausnahme von Ostafrika. Für eine Verbindung nach Ostafrika ist Deutschland noch immer von England abhängig.

Wenn ein Kabel politische Bedeutung für ein Land haben soll, so muß es natürlich so verlegt sein, daß es auch in Kriegszeiten benutzbar ist. Seine Zwischenstationen dürfen sich also nicht auf feindlichem Gebiet befinden. Die Unabhängigkeit von fremden Kabelgesellschaften muß bei allen wichtigen Linien besonders betont werden.

Beim Ausbruch eines Krieges wäre es die erste Aufgabe des Mutterlandes, seine Auslandstationen von der erfolgten Kriegserklärung zu benachrichtigen und ihnen Informationen zu erteilen, die an die Flotte weiterzugeben sind. Es wäre überaus gewagt, müßte man wichtige strategische Telegramme durch ausländische Kabelgesellschaften befördern lassen, selbst wenn diese neutralen Mächten angehören.

Wäre beispielsweise Deutschland in seinem afrikanischen Besitz vor dem Ausbau seines Kabelnetzes in einen britischen Konflikt verwickelt worden, so wäre ein Kolonialkrieg ohne Frage sehr schnell für England entschieden worden.

Deutschland hätte ja gar keine Möglichkeit gehabt, seiner Auslandsflotte vom Ausbruch des Krieges Mitteilung zu machen oder ihr gar Befehle zu erteilen, denn die englischen Kabel, auf die es allein angewiesen war, wären selbstverständlich für deutsche Telegramme gesperrt worden.

Heute hat die Regierung jederzeit Gelegenheit, sich vom Mutterlande aus mit ihren Auslandsbeamten zu verständigen und sie zu überwachen. Bereits im vergangenen Jahrhundert ist ein Krieg durch die Überlegenheit des überseeischen Nachrichtendienstes der einen kriegführenden Nation entschieden worden, nämlich der Spanisch-Amerikanische Krieg im Jahre 1898, „der Krieg der Kohle und der Kabel".

Spanien mußte für seine Telegramme fremde Kabellinien benutzen. Infolgedessen wurden zwei wichtige Telegramme des spanischen Marineministers an den Admiral Cervera, der bei Martinique kreuzte, von den Amerikanern abgefangen, und damit war der Krieg bereits entschieden.

Dadurch, daß Cervera diese Telegramme, die den Befehl für ihn enthielten, mit seiner Flotte nach Europa zurückzukehren und gleichzeitig Kohlenvorräte nachwiesen, nicht empfing, wurde er veranlaßt, nach Santiago zu gehen. Das besiegelte das Schicksal seiner Flotte und gleichzeitig auch das der spanischen Kolonien.

Damit ergibt sich, daß für eine Na-

tion mit überseeischem Kolonialbesitz eigne Kabelverbindungen schon aus politischen Gründen unbedingt erforderlich sind, auch wenn man von ihren Vorteilen für die Weltwirtschaft ganz absieht.

Täglich werden jedem Zeitungsleser die Vorteile eines geordneten Kabelnachrichtenwesens zuteil. Er erfährt innerhalb weniger Stunden Neuigkeiten aus aller Welt, die er früher erst nach Tagen und Wochen erhielt. Die großen internationalen Nachrichtenbureaus, denen der Land- und Unterseetelegraph unentbehrlich geworden ist, sind die tatkräftigsten Helfer jeder Zeitungsredaktion. Im Großhandel kann man heute längst nicht mehr von einem örtlichen Preise sprechen. Der Kabelverkehr macht die Preisbildung international. Die Vermittlung übernimmt dabei die Börse.

Jeder Kaufmann kann heute seine Marktwaren und Wertpapiere an dem Ort absetzen, der ihm den besten Preis bietet. Der Schnellnachrichtendienst hat der Spekulation also ein weites Geschäftsfeld geöffnet. Im engsten Zusammenhange damit steht die welttelegraphische Geldüberweisung.

Der Industrie sind neue Absatzgebiete eröffnet worden, die für sie wegen des schlechten Nachrichtendienstes verschlossen waren. Die briefliche Übermittlung von Anfragen und Aufträgen, die Wochen, ja oft Monate in Anspruch nahm, hielt viele Käufer davon ab, im überseeischen Auslande Bestellungen zu machen. Heute werden Anfragen und Aufträge telegraphisch in wenigen Stunden erledigt.

Der Reeder, dessen Schiffe den Weltverkehr vermitteln, ist jetzt in der Lage, seinen Kapitänen nach den fernsten Häfen Anweisungen für neue Ladungen, Aufenthalt, Ankunft und Abfahrt zu geben, während er sich früher gewinnbringende Frachten entgehen lassen mußte, weil seine Schiffe für ihn nicht erreichbar waren. Die Sturmwarnungen und der Wetternachrichtendienst überhaupt sind nicht nur für die Schiffahrt bedeutungsvoll, sondern kommen auch dem Verkehr auf dem Lande zugute.

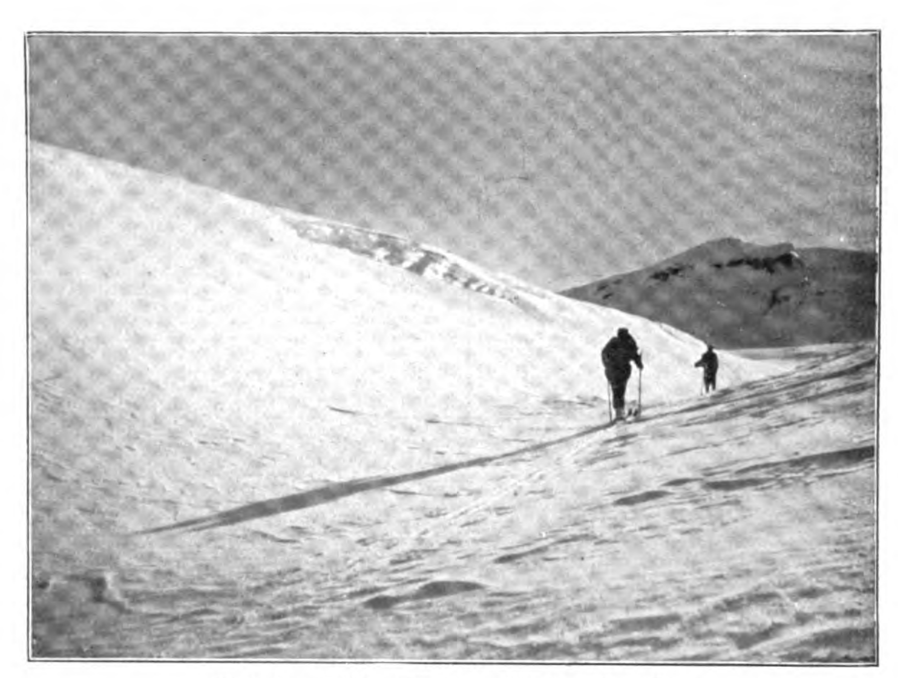
Die moderne Weltwirtschaft ist also zum großen Teil von einem zuverlässigen Kabelverkehr abhängig. Die Unterbrechung einer Linie würde unabsehbare Verluste nach sich ziehen. Wichtige Kabelstrecken sind deshalb nicht einfach, sondern zwei- und dreifach verlegt und bieten so eine Gewähr für die Sicherheit der Nachrichtenübermittlung.

Die drahtlose Telegraphie, in der man eine mächtige Nebenbuhlerin entstehen sah und von der man annahm, daß sie dem Kabel ein ruhmloses Ende bereiten würde, wird die Unterseetelegraphie nicht ersetzen.

Für wichtige Nachrichten, deren ziffernmäßiger Wert oft in die Hunderttausende geht, wird man auch fernerhin das Kabeltelegramm bevorzugen, denn die Funkentelegraphie ist zu wenig diskret und macht die Nachrichten auch andern gleich abgestimmten Stationen, für die sie nicht bestimmt sind, zugänglich.

Das gewaltige Kapital, das im modernen Weltkabelnetz angelegt ist und das von Fachleuten auf über zwei Milliarden Mark geschätzt wird, wird sich also auch fernerhin reichlich verzinsen.





Auf dem Marsch zum Passo Longhin

Skihochtouren in den Alpen

Von

Jürg Muntalt

Wenn in der Stadt zur Winterszeit grauer Dunst um die düsteren Häusermassen hängt und der Rauch, der den Kaminen entströmt, herabgedrückt wird in die schmutzigen Straßen, wenn abends die Gaslaternen im feuchten Nebel von einer ärmlichen Aureole umgeben sind und sich mit ihrem kümmerlichen Licht auf dem nassen Asphalt spiegeln — wenn all die Feuchtigkeit uns in Kleider und Knochen kriecht, dann trübt sich in all dem Grau in Grau auch der Spiegel unsrer Seele; zum mindesten beschlägt er in dieser Atmosphäre, und bei vielen langt die Kraft der Eigenwärme nicht aus, ihn wieder blank und glänzend zu machen oder zu erhalten.

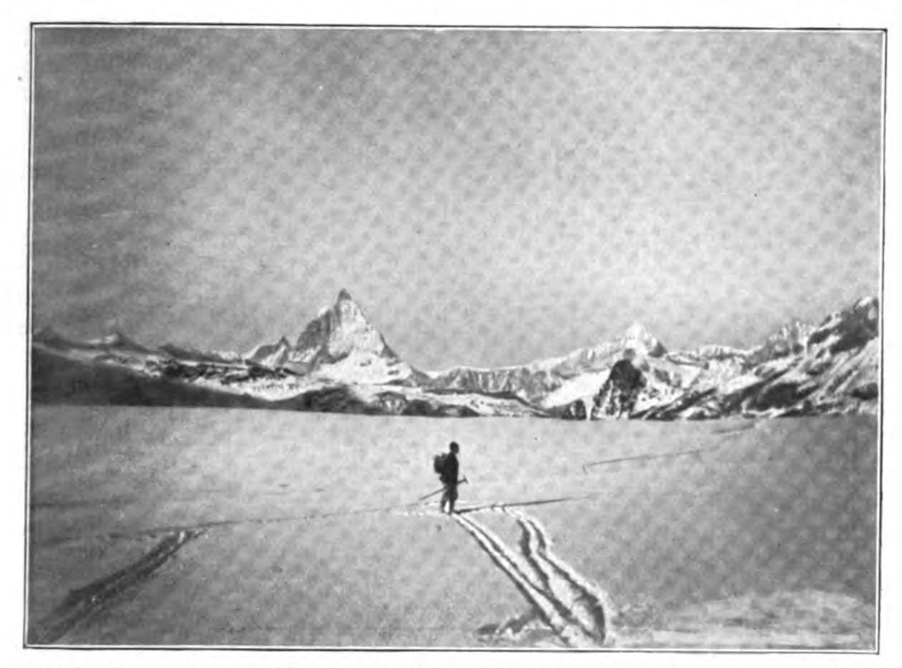
In solchen Zeiten leuchten mir in der Erinnerung sonnendurchflutete und sturmdurchbrauste Tage auf, erfüllt von glücklichem Erleben im Hochgebirge; da gedenke ich der Berge, die mir von Kindheit an Erzieher gewesen sind, Spender von Gesundheit und Kraft, Freunde, und die es geblieben sind bis auf den heutigen Tag. —

Inmitten aller Arbeit, Mühen und Sorgen weiß ich, daß ich mir im Gebirge wieder Frohmut und Spannkraft holen kann, wenn es not tut.

All das Sonnenlicht da oben, all die Frische, die mit dem Körper auch der Geist einsaugt, schaffen eine Kraftreserve von nachhaltigster Wirkung.

Oft ist es, als ob die Erinnerung allein an sonnenhelle Tage, an kraftvolles Erleben im Hochgebirge latente, aufgespeicherte Kräfte zur Auslösung bringen könnte, uns energischer, tatkräftiger zu machen vermöchte.

Für tatfrohe Menschen, für aktive Naturen gibt es keinen besseren Gesundbrunnen, keine wirksamere Schulung zur Erhaltung und Steigerung aller ihrer



Skiläufer auf dem Gornergletscher; im Hintergrund das Matterhorn

„Kraftanlagen", der körperlichen wie der geistigen, als leben in den Bergen zur Erholungszeit, sie durchwandern, sie erklimmen auf flüchtigem Ski im Winter oder als Bergsteiger im Sommer.

Für einen Menschen, der seiner Glieder Herr ist, gibt es nichts Gesunderes als Skilaufen.

Zum Skilauf im eigentlichen Hochgebirge — zur Ausführung von Skihochtouren gehört allerdings neben einer soliden Grundlage an skitechnischem Können auch ein gut Teil alpiner Wintererfahrung, und die wird nicht im Handumdrehen gewonnen. Wer diese Erfahrungen nicht besitzt, der begebe sich nur unter Führung zuverlässiger Kameraden im Winter in die Hochregionen. Dort oben aber wartet seiner unendlich viel Schönes.

Immer wieder, wenn wir im Gebirge sind, faßt uns der Zauber der Berge. —

Es war an einem Silvesterabend, wir saßen am wärmespendenden Herd der Jamtalhütte, die wir frühzeitig über das Kronenjoch erreicht hatten, und gedachten in den nächsten Tagen die begonnene Durchquerung der Silvretta zu vollenden.

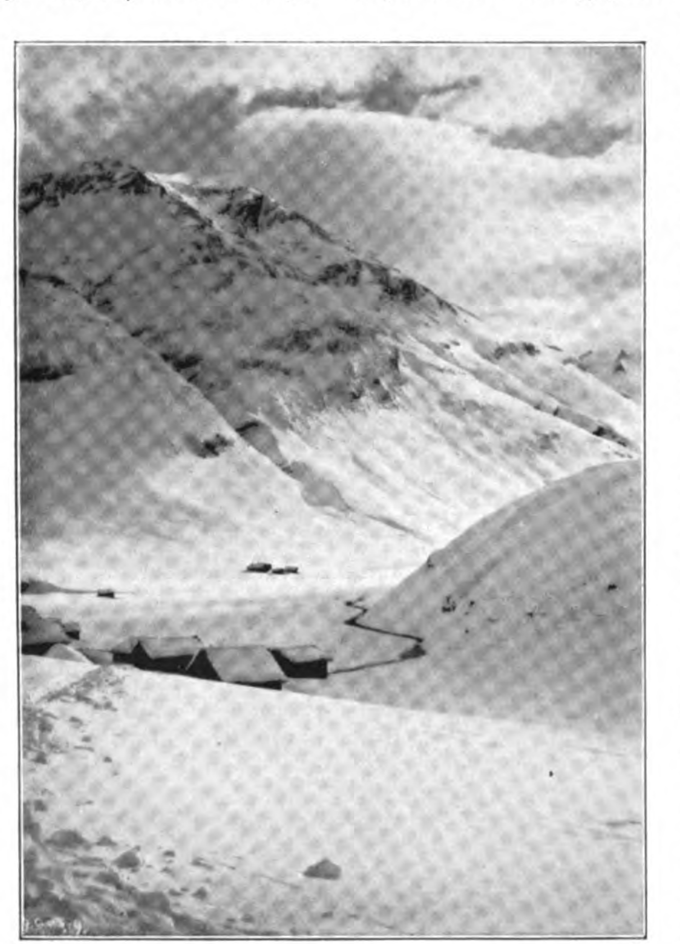
Auf dem Anmarsch hatte ich den Gefährten zeigen können, warum wir als Anmarschroute das Fimbertal gewählt hatten und nicht von Klosters ausgegangen waren. Lawinensicherheit ist bei jeglicher Wegwahl die wichtigste Forderung, gegen die alles andre zurückzutreten hat, und im Fimbertal kann man nahezu immer den sicheren breiten Talboden benutzen, nur am engen Taleingang, kurz oberhalb Ischl, führt der Weg am Steilhang über der tief eingerissenen Schlucht, und hier hält guter Waldbestand den Schnee fest, so daß man fast überall sorglos emporsteigen kann. Alle andern Silvrettatäler sind nur bei ganz günstigen Schneeverhältnissen gefahrlos zu passieren und haben zum Teil sehr bedrohliche Strecken. Auf jeden Fall ist es auch stets besser, zum langsamen Aufstieg den sichersten Weg zu benützen und die etwas unsicheren Stellen womöglich in rascher Abfahrt zu passieren. Vor allem aber wollten wir den herrlichen, sanft geneigten und spaltenarmen Silvrettagletscher als Abfahrtstrecke haben, um am letzten Tage den wunderbaren Genuß sausender Abfahrt im pulverig stiebenden Schnee noch einmal voll ausgenießen zu können.

In unsrer Hütte breitete sich würziger Duft eines Silvesterglühweins, dessen Ingredienzien — ausnahmsweise auf einer Wintertour — die schweren Rucksäcke geborgen hatten, auf dem Tisch standen Teller mit Weihnachtsgebäck und

im Ofen knackte harzreiches Latschenholz. Die Herdtür stand auf, wir ließen uns von der wärmenden Glut bestrahlen und blickten in die züngelnden Flammen.

Mit manchem guten Kameraden hatte ich so am Hüttenfeuer gesessen, schon begann sich die Reihe der Gefährten, die fröhlichen Herzens mit hinauszogen zu kühner Fahrt, zu lichten, und mancher von ihnen starb den unerwarteten Bergtod. Unter dem einen brach ein hartes, am Hang angewehtes Schneebrett, das falsche Festigkeit vortäuschte, die harte, große Schneescholle lag nur hohl auf der Unterlage auf, brach beim Betreten in zerberstende Stücke und riß ihn erbarmungslos in die Tiefe.

Im Schneesturm, noch im Morgendämmer, waren zwei andre Freunde aufgebrochen; im unsichtigen Wetter betraten sie einen steilen, gleichmäßig geneigten Hang, an dem eine mächtige lockere Schneedecke hing, sie querten die Berglehne, zerschnitten mit ihrer Skispur den Zusammenhang der lastenden Massen; ein dumpfer Knall, eine breite Schicht hat sich gelöst, sie gleitet mit unwiderstehlicher Gewalt zu Tal, schiebt die beiden schwachen Menschenkinder vor sich her, mit Zentnerschwere lastet sie auf den langen Brettern, an ein Loskommen ist nicht zu denken, die von oben nachdrückenden Massen brausen über die ringenden Körper und pressen sie in unlösbare eisige Bande. Erst Monate später wurden sie gefunden.



Blick ins Val Bregalia von Avers

Von der unwiderstehlichen Gewalt des gleitenden, lastenden Schnees machen sich die wenigsten Menschen eine zutreffende Vorstellung. Wenn man bedenkt, daß ein Kubikmeter frisch gefallenen Schnees im Durchschnitt etwa 80 Kilogramm wiegt, daß das Gewicht derselben Menge von gesetztem Schnee auf 380 Kilogramm steigt, während nasser, zusammengesinterter Schnee 600 bis 700 bis 800 Kilogramm pro Kubikmeter aufweist — dann erst begreift man, welche vernichtende Gewalt die Lawine zu entwickeln vermag.

Einst — an der Furka war's — da näherten wir uns, auch bei unsichtigem Wetter, dem Hospiz, als plötzlich unter mir die Rufe eines Gefährten ertönten, der in einen kleinen Schneerutsch geraten war, nur bis zu den Hüften stak er fest und doch vermochte er aus eigner Kraft nicht rasch loszukommen, stundenlang hätte er allein an seiner Befreiung arbeiten müssen, während ich ihn — unter Benützung eines Ski als Schaufel — bald frei bekam. Die Nacht verbrachten wir im Hospiz, es schneite und stürmte ununterbrochen weiter, so daß wir den Plan, im Gebiet des Rhonegletschers Touren zu machen, aufgaben,

da die Lawinengefahr sehr groß war und überdies bei dem unsichtigen Wetter kein Hang richtig beurteilt werden konnte. An Aussicht und genußreiche Abfahrt war unter diesen Verhältnissen nicht zu denken.



Nach einem Schneesturm bei der Jamtalhütte

Es ist eine schwere Sache ums Umkehren im Gebirge, und ich rechne mir die Entschlüsse zur Umkehr viel höher an als manche schwere, glücklich durchgeführte Tour. Besonders eine Umkehr beim Rottalsattel an der Jungfrau. Wir waren bis zum Rottalsporn gelangt; es herrschte Nebel und Schneetreiben, am steilen Südhang des Rottalsporns begannen wir Spitzkehren zu legen, aber so tief sanken die Ski ein, daß sie stets durch von oben sehr rasch nachfallenden Schnee bedeckt und belastet wurden; wir gruben eine Quergasse, und die Gefahr, daß die ganze über uns am Hang angehäufte Masse auf uns herabkommen konnte, war so groß, daß wir die Ski abschnallten und uns direkt in der Fallinie emporwühlten und so vermieden, die gefährliche Schneewand quer zur Fallinie zu zerschneiden; auf dem Grat des Rottalspornes wurde der Schnee tragfähiger, und schon hofften wir, unser ersehntes Ziel erreichen zu können; vor uns lag noch ein kurzer Quergang zum Rottalsattel, eventuell Durchschlagen der Wächte, dann kam die letzte Strecke zum Gipfel. Sowie wir



Die Mutthornhütte im Berner Oberland

nun den Hang unterhalb des Sattels betraten, versank ich zuerst bis an die Knie im lockeren, rieselnden Pulverschnee, beim Weitervordringen reichte mir der Schnee bald bis über die Hüften, es war beinahe ein Schwimmen in dem weißen, weichen Element, ein Weiterdringen wäre unter diesen Verhältnissen somit Wahnsinn gewesen.

Sturm und Nebel, schwierige Schneeverhältnisse sind gute Lehrmeister für den alpinen Skiläufer, da lernt er die Augen aufmachen, beobachten, da verfeinert sich das Gefühl für Schneebeschaffenheit, da schärft sich das Auge für die Beurteilung eines Hanges, da lernt man rasch sehen, richtig urteilen und sofort entsprechend handeln! Da durchlebt man Tage lohnender Mühen und stärkenden Kampfes, das ist die Lehrzeit, die herrlichen, sorglosen Genuß an sonnenhellen Tagen mit erhöhter Freude empfinden läßt.

Ein Gipfel ist erstiegen, der jäh gegen das Bergell abstürzende Marcio, vor uns steht die in strenge Formen gemeißelte Kette der Scioragruppe, deren herrliche Gestalten Segantini in seinem „Werden" auf die Leinwand bannte; wie Gebilde aus einer andern Welt ragen Badile und Cengalo in das blaue Firmament, hoch über dem tiefen, dunklen Tal, allem Menschlichen entrückt, unnahbar mit ihren eisgepanzerten jähen Mauern. Rings um uns ein leuchtendes Meer schneeiger Gipfel in strahlendem Sonnenschein. Da fassen wir all die Schönheit rings um uns mit Auge und Herz, wir haben sie uns errungen für immer, ein Sonnentag in den Bergen, ein Gewinn an künstlerischem Erleben fürs Leben!

Sonne, schimmerndes Licht rings um uns, Sonne im Herzen, so fahren wir vom leuchtenden Gipfel zu Tal; eine starke, glitzernde Reifschicht bedeckt den festgesetzten Schnee. Jeder Körperbewegung, jedem leichten Druck des Fußes gehorcht willig der Ski, es ist bald ein wundersames Gleiten, bald pfeilschnelles Sausen, bis der Talboden erreicht wird, über den wir gemächlich dahinziehen, während die Abendsonne die Gipfel der Berge vergoldet.

In unsrer Hütte sinkt das Feuer in sich zusammen, noch einmal klingen die Gläser aneinander, dann blicken wir hinaus in die sternklare Nacht. Sie kündet einen schönen Tag. Wir werden das neue Jahr in herrlichem Glanz erwachen sehen und werden hineinwandern auf getreuem Ski über die leuchtenden Firne.



Oberwiesenthal (Erzgebirge)



Paz Ferrer, die kürzlich verstorbene Tochter des bekannten spanischen Republikaners

Nach einer Originalradierung von Paul Herrmann

(Zu dem nachfolgenden Artikel: Paul Herrmann)

Paul Herrmann

Von

Professor Dr. Hans W. Singer

(Mit sieben Abbildungen nach Originalradierungen des Künstlers aus dem Verlag Oskar Rauthe, Berlin-Friedenau)

Heute gibt die Kunst eine wichtige, wenn nicht ihre wichtigste Gastrolle innerhalb Deutschlands in Berlin. Nimmt man unsre anerkannt erste und älteste Kunstzeitschrift, die von Lützow gegründete Zeitschrift für bildende Kunst, auf und blättert die letzten zehn Jahrgänge durch, so wird man etwa fünfmal soviel Berliner Material darin finden als Münchener. Die Frage, ob die Kunstbewegungen, die in diesen Jahren in Berlin von sich reden gemacht haben, vollgewichtig sind, werden wohl die Beurteiler je nach ihrem Standpunkt verschieden beantworten. Aber was man auch über die Qualität sagen mag, darüber, daß die Quantität der Berliner Kunst gegenüber der Zeit von etwa 1890 ungeheuer gestiegen ist, können keine Meinungsverschiedenheiten bestehen. Heute kann der einzelne in der Berliner Produktion leicht untertauchen, so daß er nicht bemerkt wird.

Es würde mich nicht befremden, wenn der Name Paul Herrmann für manchen meiner Leser einen neuen Klang hätte. Weder für den Leser noch für den Künstler, der seit etwa fünf Jahren in Berlin ansässig ist, hat das etwas Verwunderliches. Verschiedentliche Umstände tragen dazu bei, daß sich die Verhältnisse in dieser Art gestalteten. Zunächst ist Herrmann kein oft gesehener Gast auf unsern Ausstellungen. Zumeist schafft er für einen Kreis von befreundeten Kennern, die seine Arbeiten aus dem Atelier abholen und kaum warten wollen, bis sie fertig sind, geschweige denn dem Künstler die Frist gewähren, sie noch vorher irgendwo auf Ausstellungen herumzuschicken. Dann bilden dekorative Schöpfungen einen großen Teil seiner Lebensarbeit, Schöpfungen, die von vornherein dazu verdammt sind, ihren Zweck wohl zu erfüllen, ihrem Urheber aber wenig Ruhm einzuheimsen. Das Publikum, das das neue Hotel Adlon in Berlin besucht, ist vielleicht nur zum kleinen Teil befähigt, die dortigen Wand- und Deckenbilder Herrmanns zu würdigen. Aber auch der kleine Teil wird schwerlich über den Genuß, den er empfängt, hinaus sich noch um die Persönlichkeit des Künstlers bemühen, eben weil der Genuß ihm an solcher Stätte und nicht in einem Museum, einem Staatsgebäude oder einer Ausstellung zuteil geworden ist.

Sodann, wenn wir einmal Herrmann als einen Künstler betrachten wollen, der sich niedergelassen hat, um sich einen Namen zu machen, so muß man Berlin als mindestens die vierte Stelle ansehen, wo er diesen Versuch, und immer von frischem, unternahm. Herrmann ist Münchener von Geburt und hat sich, ganz auf sich selbst gestellt, in Süddeutschland zu einer angesehenen Stellung emporgeschwungen. Da überredete ihn einer der Herausgeber des berühmten New Yorker Witzblattes „Puck", sein Glück in Amerika zu versuchen. Mit dekorativen Arbeiten in Neuyork und Chicago, mit Bildnissen an eben diesen Stellen und überdies noch ganz im Westen, in San Franzisko, hat er sich drüben die größte Achtung verschafft. Dann aber überfiel ihn die Sehnsucht nach der Kultur der Alten Welt und der Wunsch, sich aus dem Gleise herauszureißen, um seine Künstlerschaft auf eine breitere Grundlage zu stellen. Er ging nach Paris.

In Paris gab es schon einen bekannten Künstler Hermann Paul; um endlose Verwechslungen zu vermeiden, mußte unser Meister sich von Roger Marx umtaufen lassen in Henri Héran. Als solcher hat er, trotz seines bayrischen Deutsch-



Ancien régime (die Marquise)

tums, sich an der Seine, noch dazu während einer heiklen Zeit, die Schätzung der französischen Kollegen und Kritiker errungen, die ihn ebenso wie einen der Ihren behandelten. In der Pariser Zeit häuften sich die Erlebnisse. Paul Herrmann hat mit Edvard Munch zusammen gehaust. Er war monatelang der einzige Mann, mit dem der menschenscheue Strindberg verkehrte. Er war einer der sieben, die Oscar Wildes Leiche auf den Friedhof begleiteten. Er kann schon etwas erzählen. Künstlerisch hat er in Paris seine „Mache" erworben — so müssen wir es wohl grob nennen, wenn wir das französische „facture" übersetzen wollen. Es ist ein Vortrag, der die Handschrift des Malers deutlich erkennen



Die Schieberin

läßt, der aber für die technische Fertigkeit die größte Hochachtung bezeigt. Kunst kommt vom Können, und mag man die Malerei einer Gruppe von Neuesten noch so neu, genial und überwältigend nennen, eins muß selbst der fanatischste Verfechter zugeben, die eigentliche Handfertigkeit ist eine ganz geringe. Caspar Netscher ist gewiß kein großer Künstler; vielleicht wird die Nachwelt Henri Matisse einen der größten nennen. Das weiß ich nicht, aber ich weiß, daß ich in wenigen Wochen den Grad von Handfertigkeit — ich spreche nur von der äußerlichsten Technik — erlangen könnte, um eine getreue Kopie von Matisses Reigen anzufertigen, während es wohl Jahre dauern würde, ehe ich das „Malen können" gelernt hätte, um eine getreue Kopie nach Netscher zu verfertigen. Ich habe stets

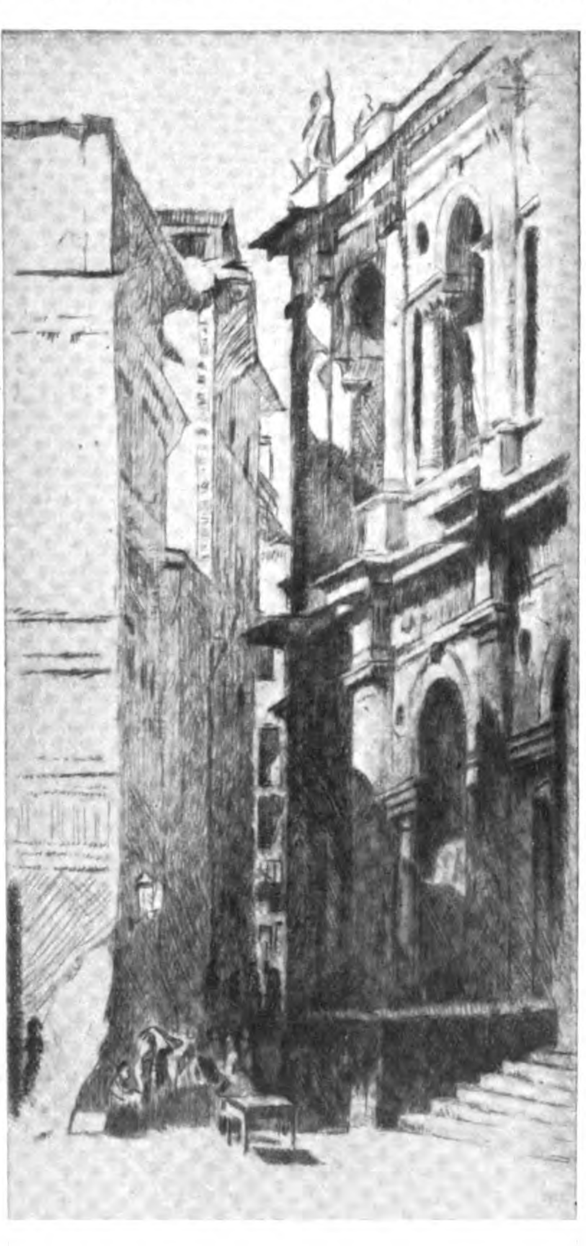
die Spitzpinselei und den geleckten, unpersönlichen Vortrag gehaßt, aber auch die tragische Breite von Tizians Dornenkrönung, der dramatische Schwung von Goyas Karneval, der flotte Spachtelauftrag von Romneys „The Parson's Daughter" stellen noch „facture" dar. Und die Verachtung der „facture" ist zweifellos die Achillesferse der jüngsten Richtungen. Deren Vertreter verdecken, verunstalten gewiß nur ihre Künstlerschaft, wenn sie gleichsam in einer Berserkerwut so stammeln, so über die eigne Zunge stolpern und mit dem Ausdrucksmittel holpern. Paul Herrmann stärkt sicherlich seine, wenn er wie ein überlegener Redner nicht nur durch den Inhalt, sondern auch durch den Fluß seiner Rede erfreut. In Paris hat Hermann auch die Zeiten der neuen Blüte auf graphischem Gebiet miterlebt, die Zeit, in der die „Estampe Originale" und „Le Centaure" entstanden, in der Helleu durch seine Kaltnadelarbeiten, Lunois durch seine Steindrucke dem Schwarz-Weiß zu einer plötzlichen Beliebtheit verhalfen, so daß sich alte und junge Meister — geradeso wie bei uns — ihm zuwendeten.

Nun da sich unser Künstler wieder in Deutschland niedergelassen hat, wird es seine Graphik sein, durch die er sich am leichtesten und besten bekannt machen



Margot im Hut

kann, und er wird hoffentlich die Zeit finden, sich ihr im stärksten Maße zuzuwenden, denn seine Talente auf diesem Feld sind ungewöhnliche. Zunächst überrascht seine Wohlbeschlagenheit auf den verschiedensten technischen Gebieten. Er hat schöne Kreide- und Tonsteindrucke, auch solche in Farben, geschaffen, dann Kaltnadelarbeiten und Radierungen auf hartem wie weichem Grund; endlich noch Schabkunstblätter, sowohl solche auf gewiegtem Grund wie auch jene auf einem Sandgebläsegrund, die den Charakter der englischen Sandpapier-Aquatinta tragen. Das Werk Herrmanns beläuft sich heute schon auf mehr als 150 Blatt; allerdings befinden sich etliche Arbeiten darunter, die nur in wenigen Exemplaren existieren und nur als Versuchsplatten zu betrachten sind. Seine Steindrucke, die er in Paris schuf, beherrscht ein etwas undeutscher Geist: man findet eine Stimmung darin, die an Odilon-Redon oder Paul Véber gemahnt. Schon einmal, daß er die Studien zu manchem Blatt in Charenton machte, ist bedeutsam.

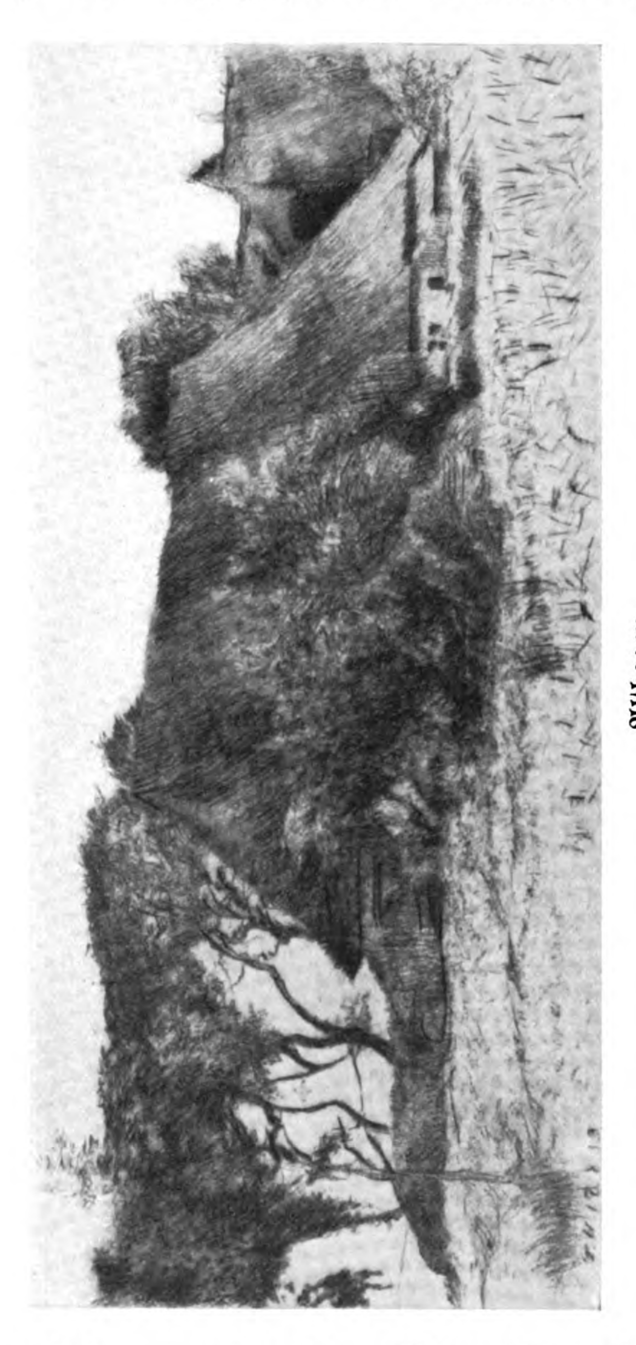


Straßenecke in Siena

Unter den späteren Steindrucken ragt eine Judith hervor. Die Figur ist gewaltig und herb schön gezeichnet: die einfache, eindringliche Farbengebung unterstützt die dramatische Wirkung aufs beste. Unter den Schabkunstblättern weise ich mit Vorliebe auf ein „Adam und Eva“ genanntes Blatt und auf die „Liebkosung“ hin. Hier ist die Form alles: die Komposition ist vornehm und eigenartig, aber die Blätter sind nicht inhaltlich beschwert, was viel mehr bei den ersten drei Blättern aus den „Phantasien“ zutrifft. Dieses Werk erhebt wohl den Anspruch, als Herrmanns wichtigste graphische Veröffentlichung zu gelten; „Träume“, „Zeit“ und „Zwischen Zeit und Ewigkeit“ heißen die bis jetzt vollendeten, ebenfalls geschabten Blätter des Zyklus, der vielleicht ein ganz klein wenig Einbuße an künstlerischer Freiheit erlitt dadurch, daß er in einigermaßen gebundener, philosophierender Gestalt auftritt. Malerisch wunderbar und von feiner Pikanz ist das Schabkunstblatt „Ancien régime“, das wir abbilden, in dem der Geist des

achtzehnten Jahrhunderts auflebt. Die „Paz Ferrer“, Tochter des unglücklichen spanischen Märtyrers, interessiert schon durch die Persönlichkeit der Dargestellten.

Die Kaltnadeltechnik ist so ausgesprochenermaßen ein mit ganz besonderen Reizen ausgestattetes Verfahren, daß wir, wie bei jedem Künstler, so auch bei Herrmann sagen möchten, er gibt uns sein Bestes, wenn er sich dieser Technik bedient. Sie ist bei den übrigen Blättern, die hier abgebildet sind, angewendet worden. Wenn wir sehen, wie Herrmann die Natur im Kunstwerk verklärt, so fällt uns die stilistische Kraft eines der größten Meister, Rembrandts, ein. Auch dieser vermochte mit seinem magischen Stift das Schön und das Häßlich völlig zu verkehren. Zerlumptes Bettlerpack, häßliche, fette Weiber, öde



Althagen



Margot ohne Hut

Gegenden werden unter seinen Händen zu Trägern idealster Schönheit, weil er in seinem Werk seine ganze Persönlichkeit einsetzt und uns daher mittels des Vortrags für seine Individualität interessiert, so daß das Modell nicht mehr stört, weil es ganz an die zweite Stelle gerückt worden ist. Ein Frauenzimmer aus Berlin N, das gewiß in natura widerlich ist, hat unserm Künstler den Stoff gegeben zu den drei von uns reproduzierten Kaltnadelblättern: „Die Schieberin", „Margot im Hut", „Margot ohne Hut", die gewiß jeder Sammler gern besitzen würde. Wie fein sind die Haltung, auch die frechen Allüren der Person und schließlich noch die Stofflichkeit der Materialien auf dem einen Blatt beobachtet worden; wie prachtvoll sind Schwarz und Weiß balanciert auf dem zweiten durch den grandiosen Schwung des Hutes mit der Feder, und wie fein endlich wird die Natur auf dem dritten in eine Liniensprache umgesetzt!

Der Schneegreis und die junge Anemone

Eine Berglegende von Ernst Zahn

I

Es war dort oben, wo die Berge den Himmel tragen. Da sitzen die Schneekönige in ihren Burgen und leben seit Jahrtausenden und werden Jahrtausende weiterleben, wenn nicht ihre Feindin, die Sonne, an mächtiger Macht noch gewinnt und ihre Festen verbrennt.

Es war ein Schneekönig, der hieß Firnhart und wohnte in einem merkwürdigen Turme, welcher aus drei riesigen Felsnadeln gebildet war. Diese Nadeln waren schwarz und so schroff, daß keine Flocke daran haftete, und so spitz, daß sie in den Himmel Wunden zu stechen schienen. Sie hatten ein Tor gegen Westen, das aber so von ihren Wänden umbaut war, daß der neugierige Tag keinen Eingang fand. Der Tag und das Sonnenlicht fanden auch vom Himmel her keinen Weg in die Tiefen des engen Turmes, und so mußte die Sonne sich genügen lassen, auf den drei Nadelspitzen zuweilen ihre leisen Lichter leuchten zu lassen.

In einer Nacht lehnte Firnhart vor dem Eingang seiner Burg an einem Felsen. Er war ein Recke von Gestalt und trug einen Panzer aus schimmerndem Silber, einen Mantel, so weiß und weich wie der Flaum des Schneehuhns, und eine Krone von Eis, die farbiger sprühte als Diamanten. Das Mondlicht spielte in den Zacken der Krone. Einmal stampfte der König mit dem Fuße, da brach unter diesem ein Schneefeld los und wurde wie ein Strom und stob wie ein wirbelnder Rauch zu Tal. Die Nacht, die sanft und still und samtschwarz war, wurde erfüllt von Sausen und Donnern. Manchmal aber hob Firnhart mit beiden Händen das breite Schwert, das an seiner Seite hing, und hieb in die Felsen, daß weit in den Bergen das Echo des Schlages dröhnte und Eisstücke in weiten Sprüngen in das Dunkel hinunterflogen.

„Was tust du, Herr?“ fragte ein Knecht aus dem Innern des Turmes, und Firnhart antwortete: „Es will Frühling werden.“ Seine Stimme war dunkel und schön und schwer wie die schöne, dunkle, träumende Nacht.

Firnhart war nicht allein, obgleich er nicht wußte, daß jemand nach ihm sah. Da war aber eine Stelle unfern derjenigen, auf der er stand, auf der hatte den ganzen Tag die warme Sonne gelegen und war kein Schnee dort, sondern weicher Grund und sprießende Kräuter. Jetzt spielte das Mondlicht um die Stelle, wie des Tages die Sonne. Es war ein solcher Glast über dem Orte, daß, selbst wenn Firnhart dorthin geblickt hätte, seine Augen sich geblendet abgewandt haben würden. Mitten aus diesem weißen Glast sah ein Mägdlein auf den geharnischten Mann. Ihr Gewand war silbern und durchsichtig wie das Mondlicht selbst, aber so feine Falten das wallende Kleid auch warf, ihre Glieder und ihr Nacken waren weißer und schmiegsamer. Von ihrem holden Haupte fiel ein Mantel seidenen Haares um ihre Schultern. Das war so hellblond, daß es manchmal mehr einem leise leuchtenden Glorienschein als wirklichen Locken glich.

Unverwandt schaute das Mägdlein auf den Mann am Felseneingang und

wunderte sich, wie weiß und lang der Bart ihm über den Panzer fiel, daß er dem Reif glich, der an Wintermorgen an Gräsern hängt, und daß das Licht in seinen Strähnen kleine Funken weckte, als ob Edelsteine darin zerstreut wären. War es nun, daß der Blick der Staunenden denjenigen Firnharts anzog, oder daß der blendende Schein über der Stelle, wo das Mägdlein saß, wich, gleichviel, der Schneekönig ließ auf einmal seine ruhigen, kühlen Augen auf sie fallen, betrachtete sie gelassen eine Weile und fragte dann mit seiner dunklen, schönen, klingenden Stimme: „Wer bist du?"

„Ich heiße Anemone," antwortete das Mägdlein leise; aber als er wissen wollte, woher sie käme, sagte sie: „Ich weiß es nicht. Ich bin aus einem Traume erwacht und sah mich hier."

Er kam gegen sie herniedergeschritten. Sein Panzer klang, und in seinem silbernen Helm spiegelte der Mond sein Antlitz. Die Nacht nahm das Geräusch jedes Schrittes auf, den der Schneekönig tat, und tönend wanderte es einen Augenblick an den Bergen hin. Einzelne Sterne standen in dem schwarzsamtenen Himmel und waren wie Kerzen, die dem schreitenden König leuchteten.

Als dieser das fremde Mägdlein erreichte, sah es, daß er ein Antlitz voll Hoheit und Güte hatte, und faßte ein großes Vertrauen zu ihm.

Firnhart sprach: „Du bist früh gekommen, kleine Anemone. Ich sah deiner Schwestern viele, aber keine noch war so früh im Jahr wie du. Und keine noch war so lieblich."

Seine Stimme war wie eine dumpfe, feierliche Glocke in der Nacht.

Das Mägdlein lauschte ihr mit zitterndem Herzen und neigte leise das Haupt, um ihr Schwingen und Verklingen zu hören.

„Du bist ein Pflegling des Frühlings," sagte König Firnhart, „und er wird bald kommen. Aber siehst du die weiße Wolke dort hinter jenem Berge? Das ist ein lauernder Wintersturm, und er wird über diese Lehne brausen, ehe der Lenz Gewalt gewinnt. Wenn er dich findet, wirst du sterben, kleine Anemone."

Das holde Kind erschrak. Es ging ein kalter Hauch an ihrem Haupt vorbei, und es war, als sei er aus Westen gekommen, wo jene Wolke stand. Als aber Tränen der Angst ihr in die Augen traten, tat der König seinen Mantel auf, schlug ihn um ihre schlanken Schultern und hob sie mit seinem starken Arm, daß sie aufrecht stand und ihr Kopf gegen seine Achsel lehnte. Und siehe, der Mantel wärmte das Mägdlein, und sie hatte das ruhevolle Empfinden eines großen Schutzes.

„Komm mit mir," sagte der König. „Ich will dich verbergen, wo der Sturm dich nicht sucht."

Sie schritten durch die schweigsame Nacht. Er hielt sie so fest, daß ihr war, als trage er sie und berühre ihr zarter Fuß den Boden nicht. Bald erreichten sie den Felsenturm. Als sie am Eingang standen, wollte es dem Mägdlein grausen, allein als sie zu ihrem Begleiter aufschaute, fühlte sie sich geborgen, und er führte sie durch das Tor. Sie meinte es von grauen riesigen Eiszapfen behangen, bei näherem Zusehen gewahrte sie jedoch, daß da gepanzerte, steif und reglos an den Wänden lehnende Knechte standen.

„Schließt das Tor!" befahl der König, und sie antworteten mit rauhen Stimmen: „Wohl, Herr."

Ein Krachen verriet sogleich, daß sie den Befehl befolgt.

Sie schritten weiter. Aus dem Turm führte ein Gang in neues Felswerk hinein. Wieder sah Anemone Knechte zu beiden Seiten ihres Weges stehen. Stumm und starr standen sie da, und stumm und groß schritt der König vorbei. Solcher Wachen waren viele, während sie durch immer neue Felsensäle kamen. In denselben war kein Licht, und doch waren sie hell, als ob des Königs weißer



Mondnacht. Nach einer Radierung von Paul Aust

Mantel sie erleuchte. Sie erreichten endlich ein Gemach, das weiße und wie aus blinkendem Rauhreif gebaute Wände hatte. In seiner Tiefe befand sich ein einziges großes Fenster, durch das mildes Licht wie einer Ampel floß. In der Nähe dieses Fensters stand ein Lager, das war so schneeweiß wie des Königs Mantel und so weich wie der. Zu diesem führte Firnhart die Gefährtin und hieß sie sich niederlassen. Er selbst nahm auf einem Schemel an ihrer Seite Platz. Als Anemone durch das Fenster sah, dessen Pfosten und Bogen wie fleckenloser Marmor schienen, war draußen die Nacht mit den wenigen Sternen, und der Mond hing gleich einer Ampel am Himmel und goß sein Licht durch die Fensteröffnung. Anemone aber fror nicht, obgleich alles ringsum wie Eis und Schnee war.

„Hier wirst du geborgen sein," sagte König Firnhart. Er stieß sein Schwert zu Boden. Da erschienen Knechte. Die waren alle in grauen Panzern, und war kein weiblich Wesen irgendwo zu sehen. Die Knechte hatten klirrende Schritte, allein sie dienten dem schlanken Gaste mit stummer Güte. Einer von ihnen trug eine silberne Schale, gefüllt mit einem Tranke, klar wie die Quelle aus Felsgrund, die reichte er Anemone, und sie trank dem König mit einem leisen Neigen des Hauptes zu.

„Du scheinst ein Greis," sprach sie zu ihm, „und dennoch ist nichts von Müdigkeit und sinkender Kraft an dir. Aufrecht stehst du und stolz, und dein Arm ist ein Hort."

Er sah sie sinnend an und winkte. Ein Harfner kam. Der setzte sich, ein dunkler Mann, in eine Ecke des weißen, lichtumflossenen Fensters und begann zu spielen. Von seinen schweren grauen Händen flossen die Töne wie leise Tropfen, oder wie wenn die goldenen Sterne vom Himmel fielen und mit süßem Klingen auf einen Boden von Marmor schlügen. Plötzlich begann König Firnhart zu singen. Seine Stimme, die wie eine Glocke in der Nacht war, schwang sich hinaus, und die Töne der Harfe umspielten sie gleich zärtlichen Kindern. König Firnhart aber sang das Lied von der Einsamkeit; das pries die Gipfel der Welt, wo die Menschen nicht wohnten, das blinkende Eis und den schimmernden Schnee, die blauen Nächte und ihre Sterne, die grauen Tage und ihre Stürme. Es war ein gewaltiges und ein frohlockendes Lied, und doch hörte Anemone etwas heraus, was wie Traurigkeit war und was ihr ein merkwürdiges Mitleid mit ihrem Gastfreund ins Herz goß.

„Du mußt selbst einsam gewesen sein, daß du so die Alleinheit preisen kannst," sagte sie, als er geendet hatte.

Und er antwortete ihr: „Ich habe nie einen gehabt, der neben mir gestanden hätte."

Das klang wieder halb in einem hohen, zornigen Stolz, halb mit einer tiefen Bitterkeit, und das zarte Kind, das eine weiche und liebevolle Seele hatte, konnte nicht anders, sondern legte begütigend die schmale Hand auf die weiße kühle des Königs.

Der aber sah sie abermals seltsam und groß und verwundert an. Dann reckte er sich. „Du wirst müde sein, kleine Anemone," sagte er, „du sollst schlafen."

Er ging zur Türe des Saales und blieb dort mit verschränkten Armen, den Blick auf das Mägdlein gerichtet, stehen. Er sprach nicht mehr. Doch auf seinen Wink klang die Harfe, und Anemones Lider wurden schwer. Sie hörte die Harfentöne ferner und ferner und wußte zuletzt nicht mehr, daß es Töne seien, sondern meinte Flocken schwirren zu sehen, die sie selbst weich und warm bedeckten. Sie schlief ein. Lange stand König Firnhart reglos und nahm die Augen nicht von ihrem Angesicht.

II

Manchen Tag war Anemone Gast im Schlosse des Schneekönigs. Der Sturm, von dem er gesagt hatte, kam wirklich, und er mußte wild und grausam sein;

denn manchmal ging ein Stöhnen durch den Felsenturm, als ob er in seinen Grundfesten erschüttert würde, und manchmal sah Anemone am Fenster, wo ihr Lager stand, graue, furchtbare Nebelvögel vorüberfliegen und Schauer von Flocken so dicht wie Wolken vorbeisausen. Nur herein zu ihr kam keiner der Schrecken. Es war, als ob der König sie bannte; denn wenn er eintrat, schwieg vor dem Fenster der Sturm, und die Flocken fielen leiser, hörten auf, und freundliche Lichtlein schauten von dort her, woher die letzten taumelnd gefallen. Der König erschien Anemonen überhaupt immer gewaltiger. Eine große Ehrfurcht vor ihm erfüllte sie. Er war gut zu ihr. Oft, wann der Sturm am grimmigsten geheult und sie gefroren und vor Angst gezittert hatte, setzte er sich zu ihr und sagte: „Gelt, wie gut, kleine Anemone, daß du nicht draußen bist, wo kein Schutz wäre?“ Dann erzählte er ihr auch Geschichten von allerlei Wesen, das in der Welt der Berge und Gletscher war. Er kannte die Wege der Wolken und des Wetters. Er wußte von Schätzen, die im Gebirge verschlossen lagen, von Menschen, die einst in unwegsamen Eiswüsten, in Schrunden und Klüften verloren gegangen, besonders aber kannte er die Tiere, die edle Gemse, das drollige, wachsame Murmeltier und den einsamen Geier, und von ihnen wußte er so köstliche Mären, daß die junge Anemone nicht müde wurde zuzuhören.

Wenn Anemone lauschte, vergaß sie sich wohl und rückte im Bestreben, nur ja kein Wort zu verlieren, immer näher an des Königs Seite. Nach Kinderart hob sie das Gesicht, um eine neugierige Frage zu tun, einem Ausruf der Freude oder der Angst Laut zu geben.

König Firnhart legte dann mit väterlicher Ruhe den Arm um sie und sagte lächelnd: „Sei still, kleine Anemone, wie solltest du eigenes Glück oder Leid ertragen, wenn fremdes schon dich so bewegt?“

Eines Tages brachte er ihr einen merkwürdigen Stein, der hatte die Form und Größe einer mächtigen Kokosnuß und war äußerlich unansehnlich wie ein Bachkiesel. Er hatte ihn aber in zwei Hälften gebrochen und tat diese vor Anemonens staunenden Augen auseinander. Da war im Innern ein Blinken wie von Juwelen; tiefblauer Amethyst war in dem Kiesel gewachsen.

„So heimlich und verhehlt entstehen die Bergkleinode,“ sagte der König. „Wenn es dich freut, sollen die schmiedekundigen Gnomen dir Geschmeide verfertigen, Ketten für deinen schlanken Hals, Spangen für deine weißen Arme und in dein weißhelles Haar eine Krone aus rotem Gold.“

Er zögerte leise, als er das Letzte aussprach, und sein Blick sah ins Leere, als rede er in tiefen Gedanken. Sein Arm aber engte sich mehr um Anemonens Hüfte.

Das Mägdlein, das, wohl wie alle, ein wenig eitel war, bekam vor Freude heiße Backen und glänzende Augen. Ein Gefühl von Dankbarkeit wallte in ihrem Herzen auf, und fast wider Willen sprang ihr das Wort auf die Zunge: „Du guter Mann, laß mich immer bei dir bleiben.“

„Möchtest du das wirklich, kleine Anemone?“ fragte der König. Seine glockentiefe Stimme bebte, und sein Arm, mit dem er Anemone hielt, zuckte wie vor Schwäche.

Als sie aber sah, daß eine große Bewegung ihn ergriffen hatte, kam sie erst recht in Eifer, ihm ihre Erkenntlichkeit zu bestätigen.

„Ich habe es so gut,“ sagte sie, „wie sollte ich mich je wieder von hinnen wünschen?“

Da erwachte der König aus seinen Gedanken, und fast plötzlich verließ er den Saal.

Anemone war es, als ob er gesagt hätte: „Das ist nicht genug.“

Sie wunderte sich über dieses Wort und sein Wesen und fragte ihn bald nachher um die Meinung dessen, was er gesprochen. Sein Gesicht wurde streng

und starr. Er kam nicht heran zu ihr, sondern stand hochaufgerichtet, reglos und die Faust am Schwerte, ein paar Schritte von ihr ab. Wohl wallte sein Bart weiß auf die Brust, aber er schien Anemonen jünger und stärker als je vorher. „Um dessentwillen, daß es dir hier gut geht allein, kleine Anemone, kann ich dich nicht hier behalten."

„Was denn müßte ich tun?" fragte sie.

„Wenn ich glauben soll, daß du immer bei mir bleiben willst, dann müßtest du mich lieb haben und meine Königin werden."

Er wartete abermals nicht auf ihren Bescheid, sondern entfernte sich mit klirrenden Schritten.

Die kleine Anemone sah halb erschrocken, halb bekümmert ins Leere. Sie legte die Hände um die Knie und wurde traurig. Es war ihr, als sei aus dem Orte, wo sie weilte, die Traulichkeit gewichen. Sie merkte, während sie so in trübem Brüten saß, nicht, daß des Königs Harfner eingetreten war und sich ins Fenster setzte. Als aber sein Spiel an ihr Ohr drang, nahm sie es als etwas Selbstverständliches und Liebgewohntes hin und wendete sich nicht um, sondern ließ die leise Melodie mit einem ähnlichen Wohlgefallen über sich ergehen, wie man das Streicheln eines Sonnenstrahls im Nacken empfindet. Der König hatte aber den Harfner zu ihr gesandt, damit dessen versöhnungsvolle Saiten sie seine, des Königs, Härte vergessen lasse.

Anemone versank, während die Harfe süßer und süßer klang, in träumendes Sinnen. Ihr Herz wurde weich. Sie sah den König vor sich, als ob er noch drüben stände. Die Harfenklänge schienen ihre Gedanken zu ihm hinzuführen und bei ihm festzuhalten, daß gar nichts andres daneben Raum hatte. Sie erinnerte sich, wie er sie mit starkem Arm in die Felsenburg geführt, wie er sie behütet und ihr nichts als Gutes getan. Sie fühlte auch, daß sie ihn liebe. Wie eine Tochter ihren Vater! Das — so fiel ihr plötzlich ein — wollte sie ihm sagen.

Als sie diesen Entschluß gefaßt, wurde ihr froher und froher ums Herz. Es litt sie zuletzt nicht mehr auf ihrem Sitze, sondern sie stand vor lauter Erwartung, ob wohl der König bald kommen werde, auf und preßte die Hände beide an ihr klopfendes Herz.

Der Harfner spielte noch immer. Lauter und lauter, inniger und mit wachsendem Jubel.

Anemonens Herzschläge gingen seltsam im Takt mit der Musik.

Dann kam der König.

Als er Anemone so in Erwartung und mit unverhehlter Freude im Antlitz stehen sah, ging es über seine weißen Züge wie eine feine Röte. Aber er näherte sich nicht, sondern stand wie vordem, gewappnet und streng als ein Krieger und nicht als ein Werber.

Anemone wiederum aber wagte nicht sich in seine Arme zu werfen, obgleich es sie mit Gewalt ihm entgegenzog. Endlich faßte sie sich Mut und begann in holder Verzagtheit: „Ich möchte dir etwas sagen, o König."

„Sprich," antwortete er.

„Du hast mir berichtet, daß ich nur bei dir bleiben dürfe, wenn ich dich liebe und deine Königin werde. Siehe, ich begehre nichts andres, als dich wie einen Vater zu lieben, und wenn du mich würdigest, Königin zu sein, so will ich es dir danken."

„Besinne dich wohl, kleine Anemone," erwiderte er mit einem Ernste, der sie erschreckte. „Wenn du meine Königin bist, so löst nichts mehr dich von mir, und nichts soll dir wohlgefallen, als was zu meiner Ehre ist."

Anemone schlug den Blick zu Boden. Ihre Freude wollte verblassen.

Da klang des Harfners Saitenspiel wieder, ganz von ferne, wie wenn der

Mann im Fenster nur im Traume und kaum hörbar die Finger an die Stränge legte. Und siehe, mit Gewalt kamen alle die Gedanken zurück, welche dem Mägdlein das Glück ihrer Zuflucht und die Güte ihres Schützers gezeigt hatten. Sie hob die Augen und sah den Weißbart mit einem Blicke an, der voll Bewunderung und Vertrauen war. „Ich weiß, o König, daß ich mich in keine treueren Hände geben könnte.“

Ein tiefer Atemzug schwellte Firnharts Brust. Dann riß er die Arme auf und fing die schlanke Anemone, und als er sie so gewaltig an sich hielt, wußte sie, daß sie geborgen war.

Einige Tage später wurde die Hochzeit gefeiert.

Bis dahin hatten nur des Königs graue Knechte bei Anemone Dienst getan. Am Tag vor der Hochzeit brachte der König einen Einsiedel in den Saal. Der war ein blondbärtiger, schlichter und freundlicher Kuttenmann, der Stunden tiefer im Gebirge seine Klause hatte. Kaum war er eingetreten, so standen drei liebliche Frauen in Schleiergewanden auf der Schwelle, und die eine war blau, die andre rot und die dritte weiß gekleidet. König Firnhart führte selbst die Anemonen zu und sagte: „Das sollen deine Gespielinnen und Dienerinnen sein.“ Er nannte ihre Namen. Gentiana hieß die erste, die zweite Rose und Lilie die dritte. Die machten sogleich um Anemone sich zu schaffen, kämmten ihr das lange weißblonde Haar und setzten ihr die Krone aufs Haupt, die von Gold gearbeitet und mit so hellen Topasen geschmückt war, daß es schien, als trüge sie große Tropfen wunderklaren Morgentaues über der Stirne.

Das Hochzeitsfest war nicht laut und nicht üppig, aber da Anemone nie eines gesehen oder erlebt, so fand sie es schön und gut.

Der Einsiedel segnete sie und den König, und die grauen Knechte standen steif und ernsthaft um sie her. Dann klang vor der Tür des Harfners Lied. Der sang:

Wenn Lieb' um Liebe wirbt,
Ist Frühlingszeit,
Wenn Lieb' von Liebe stirbt,
Tagt bittres Leid.

Wenn Liebe Lieb' umflicht,
Hebt Gott die Hand,
Wenn Lieb' von Liebe bricht,
Geht Tod ins Land!

Und siehe, der König legte beide Hände auf den güldenen Knauf seines Schwertes, der ein Kreuz bildete, und sang des Harfners Worte mit seiner hallenden Stimme nach, die war wie eine dumpfe Glocke in der Nacht:

Wenn Lieb' von Liebe bricht,
Geht Tod ins Land!

So voll mächtigen, zornhaften Ernstes klang dieses Lied, daß der kleinen Anemone das Herz zittern wollte. Aber der König faßte danach ihre Hand, und sie ermannte sich wieder. Es war aber wohl gut, daß der König sie hielt; denn es begann plötzlich ein furchtbares Rollen und Grollen, wie wenn Hunderte von Mörsern gelöst würden.

„Das sind die Lawinen,“ sagte der König. „Erschrick nicht, Anemone. Sie donnern zu deinen Ehren. Die Welt zittert, wenn des Schneekönigs Herz vor seliger Minne schlägt.“

So lächelte Anemone gehorsam, wenn auch noch ein wenig bange. Und bange blieb sie den ganzen Tag; denn nachdem sie an einer Festtafel zu Häupten

neben dem König gesessen, in ihrer Nähe der Einsiedel und die holden Mägde, die ihr dienen sollten, weiter unten aber alle die grauen, schweigsamen Knechte, kam eine Stunde, da sie mit dem König, ihrem Gemahl, ganz allein blieb, und als er nun Rüstung und Schwert beiseitelegte und sie auf seine Knie zog, da war er wohl immer noch ein heldenhafter Mann, aber irgendwie schien Anemone etwas Fremdes an ihm, als ob ihm Stolz und Herrscherblick viel besser eigneten als Zärtlichkeit. Er erschien ihr wie kleiner geworden. Sie begriff nicht, wie der vom weißen Bart umrahmte Mund spielerische und von Liebe bebende Worte sprechen konnte. Und sie schauerte seltsam, als des Schneekönigs Lippen die ihren küßten, während sie sonst nur leise und mit einer väterlichen Feierlichkeit ihre Stirn berührt.

III

Die kleine Anemone gewöhnte sich indessen an ihres Gatten und Königs Zärtlichkeit, und da er wirklich ein Held und edler Recke war, dem weites Bergland untertan und dessen Blick da oben Wind und Nebel und Wolken gehorchten, der mit dem Föhnsturm, dem Räuber des Gebirges, rang und ihn warf, so verzieh sie ihm das, was ihr wie Schwäche an ihm vorkam.

Die Tage vergingen.

Der gewaltige Sturm und das Flockengestöber, vor denen Anemone in Firnharts Turm Schutz gesucht, waren längst vorbei. Auch der Föhn war besiegt, und das Grollen der Lawinen, die tagelang noch zu des Königs und ihren Ehren gedonnert hatten, schwieg.

König Firnhart begann sein Gemahl vor das Tor seines Turmes zu führen. „Ich will dir ein Wunder zeigen," sagte er.

Als Anemone zum erstenmal kam, lag auf der Stelle, von wo sie einst den König erblickt, ein Sonnenstrahl. Da war das Plätzlein ganz anders geworden. Samtener Grund bedeckte es, und eine Quelle murmelte zufriedene, kleine Worte in Moos und Gras hinein.

Als sie zum zweitenmal kam, war das Grün weit in die Runde und weit hinab in das Tal gewachsen. Der Quellen waren nun viele ringsum, und ihr Murmeln war manchmal wie ein glückliches Beten vieler Stimmen. Die Berge aber, die weiß waren und weiß blieben, waren alle mit goldener Krone gekrönt, welche die Sonne ihnen aufgesetzt.

Als aber Anemone zum drittenmal kam, da fehlte der König an ihrer Seite, und er hatte ihr nur die drei Gespielinnen mitgegeben. Und als sie, die ebenfalls ihr Krönlein von Gold trug und ihr weißgelbes Haar wie einen Mantel um die Schultern wallen ließ, talzu blickte, sah sie in dem grünen Samt, der allüberall über den Boden gespannt war, liebliche Wesen stehen, von denen sie das Auge gar nicht mehr wenden mochte.

„Wer sind diese?" fragte sie die Gefährtinnen.

Gentiana antwortete: „Wie, kennst du sie nicht?"

Rose aber, die ein munteres und bewegliches Ding war, klatschte in die Händlein und sagte: „Das sind doch deine und unsre Schwestern."

„Siehe, wie sie zu uns emporschauen und uns winken," sprach die stille, blasse Lilie. „Laß uns hinuntergehen."

Sie stiegen hinab, und es war, wie die Gespielinnen gesagt hatten. Unzählige zarte, elfenhafte Wesen wie Anemone und ihre Gefährtinnen selbst waren da beisammen. Sie empfingen die Ankömmlinge mit Jubel. Dann spielten und tanzten sie zusammen. Die Bergamseln sangen dazu, und manchmal harfte ein Windlein auf den Zweigen einer rauhen, alleinstehenden Tanne.

Anemone war glücklich. Aber nach einer Weile erinnerte sie sich, daß sie des

Königs war, und stieg wieder zu seinem Turm empor. Die Sonne ging mit ihr und erlosch, als sie mit den Gespielinnen durch den Felseneingang trat.

Dem König erzählte sie mit leuchtenden Blicken, was sie erlebt hatte, und er konnte wohl aus ihrem Antlitz lesen, daß sie sich schon auf den nächsten Gang zu ihren Schwestern freute. Es war, als läge darob ein leiser Trübsinn auf seiner Stirn. Aber er strich ihr mit der Rechten das Blondhaar glatt und sagte gütig: „Du Kind! Gehe hinunter, so oft und so lange du willst. Nur mit der Sonne, die den Heimweg über diesen Berg nimmt, mußt du wiederkommen."

Das versprach Anemone, und sie hatte den König lieb um seiner Güte willen.

Mancher Tag sah von da an die junge Schneekönigin mit ihren Frauen im Kreise ihrer Schwestern auf der Blumenmatte weilen. Immer wußte Anemone dem König etwas Fröhliches von ihren Spielen zu erzählen. Nur einmal war sie still und gab auf seine Fragen nur einsilbigen Bescheid. Er stand auf, nachdem er eine Weile neben ihr gesessen, und trat an das weite Fenster ihres Gemachs. Starr aufrecht stand er da und sah in die Weite hinaus, als zähle er die Sterne, die langsam und gleich goldenen Blüten am Himmel aufbrachen. Er schien auch Anemone und sich selber zu vergessen; denn er begann leise und gedankenvoll vor sich hinzusingen. Seine Stimme hatte aber ihren dumpfen, dröhnenden, erzhaften Ton, und es war das Lied, das der Harfner am Hochzeitstage gesungen:

> Wenn Liebe Lieb' umflicht,
> Hebt Gott die Hand,
> Wenn Lieb' von Liebe bricht,
> Geht Tod ins Land.

Anemone sah ihn an und schauerte. Am nächsten Tage begab sich die junge Königin wie gewohnt aus dem Turme. Sie und die Frauen trugen kostbarere Gewänder als gewöhnlich, und wie auf Verabredung hatten auch die Schwestern wundersam bunten, leuchtenden Staat angelegt.

„Ob wir ihn heute wohl wiedersehen werden?" fragte Gentiana die Gebieterin, als sie nach dem Tanzplatz niederstiegen.

„Mir ist, ich sehe ihn schon," erwiderte Anemone, und sie blickte nach einem gewaltigen Felsblock, der in einiger Entfernung über einem rauschenden Wildstrom lag. Der Fels war nicht rauh und unwirtlich wie die andern, sondern es wuchs ein rechter Garten aus Moos und Heidelbeerkraut und Alpenrosensträuchern darauf.

„Da sitzt er, gerade wie gestern," bestätigte die übermütige Rose, „und er schaut wieder zu uns herüber und wird sich doch nicht näher trauen, der Hasenfuß."

Auf dem Blocke saß ein Jüngling in schlichtem grauem Gewand, etwa wie ein Wanderer anzusehen, mit krausem Haar und einer Alpenrosenknospe hinterm Ohr.

Anemone senkte die langen Wimpern und tat, als kümmere der Fremde sie nicht, allein die Frauen wußten, daß sie gestern oft heimlich nach dem Jüngling hinübergeschaut hatte, und merkten bald, daß auch heute ihr schönes Haupt sich fast wider ihren Willen jenem Felsen zuwendete, wenn sie sich unbeobachtet glaubte. Sie war nicht so munter zu Spiel und Tanz wie all die Tage her, sondern klagte, daß sie müde sei, und verließ nach einer Weile die Reihen der übrigen, um wie im Schlafwandel jenem Felsen zuzugehen.

Der Jüngling war aufgestanden und schlenderte ihr entgegen.

Auf einem sanften Mooshügel trafen sie aufeinander.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist, schönes Kind," sagte der Jüngling.

„Weißt du denn, ob ich deinetwegen kam?" fragte Anemone. Sie senkte die Augen und hob sie wieder. Ängstlich schaute sie zu König Firnharts Burg hinauf.

Aber die Spitzen des Krönleins auf ihrem Haar glühten in der Sonne wie weiße Dornen, und die Rose an des Fremdlings Schläfe leuchtete wie ein großer Tropfen Blutes.

Der Jüngling sah die Krone an und sagte: „Du scheinst vornehmen Geblütes. Verzeih, daß ich so frei mit dir rede. Es ist deine Milde, die mich so kühn macht."

„Wer bist du?" flüsterte Anemone verschämt.

Er gab ihr Antwort: „Ich bin ein Wanderer, und mein Weg führt von Irgendher nach Werweißwohin. Einer von zwölf Brüdern bin ich, die alle des Jahres einmal hier vorüberkommen. Mein Name ist Junius."

Anemonens Herz pochte seltsam; aber sie wußte nicht, weshalb. Es war ihr, als hätte sie ewig stehenbleiben mögen, wo sie stand, aber als sie nun wieder nach Firnharts Burg sah, erblickte sie ihren Gatten, der vor seinem Tore lehnte. Da lief es wie ein Krampf des Schreckens durch ihre Seele, und sie wandte sich stumm und ging zu den Gefährtinnen zurück.

Der Jüngling wußte nicht, was er von ihr denken sollte.

Anemone kehrte an diesem Tage früh zu König Firnhart heim.

Dieser war nicht von der Stelle, von wo aus er zu ihr herabgeblickt, gewichen. Er wartete da, bis sie herankam, grüßte sie mit einem ernsten Nicken und ließ sie mit den Frauen an sich vorüber in die Burg gehen. Sie sah nicht auf, und als sie gesenkten Hauptes in ihr Gemach getreten war, setzte sie sich auf ihr Lager und schaute traumverloren immer durch das weite Fenster hinaus.

König Firnhart kam.

Sie neigte die Gestalt wie eine, die Schläge fürchtet, aber sie sprach nicht von dem, was sie erlebt hatte.

Der König fragte nicht. Er war gütig zu ihr und sandte ihr durch die Frauen Edelsteine, die seine Knechte aus den verborgenen Quellen des Berges gesammelt. Auch der Harfner nahte ihr auf sein Geheiß und spielte. Sein Spiel machte Anemonens Seele weich, und sie sah, wie gut der König war. Sie bemerkte auch gar wohl, wie des Gatten Blicke sinnend auf ihr ruhten, während er hin und wieder ging, und wie er lange an der Tür stand und nach ihr schaute, während sie ihm den Rücken drehte.

Am nächsten Tage verließ sie die Burg nicht.

„Warum gehst du nicht den gewohnten Weg?" fragte Firnhart.

Sie wagte nicht ihn anzusehen und antwortete, sie scheue die Glut der Sonne.

Seine Augen leuchteten über ihre Treue, und an diesem Tage brachten die Frauen ihr seltene Moose und seltsame Bilder, die in Stein gewachsen waren. Auch diese sandte der König ihr zum Ergötzen.

So wendeten sich zehn Tage.

Anemone war blaß und fröstelte und hatte müde Schritte. Das Lächeln wurde ihren Lippen fremd, und ihre Augen schauten wie durch Schleier. Immer noch verließ sie die Burg nicht. Der König jedoch fragte nicht mehr, weshalb sie weile. Er ließ ihr nur zutragen, was ihre Augen erfreuen konnte, und seine dunkle Stimme bebte vor Zärtlichkeit, wenn er zu ihr sprach.

Am zehnten Tag rief ein Knecht den König in einen der Gänge, die aus der Burg in die Tiefen des Berges führten, so daß er weit fort war. Da fuhr die kleine Anemone, welche darum wußte, in ihrem Gemache wie aus einem langen Traume auf. Mit zitternden Knien und tastenden Händen eilte sie barhaupt aus dem Saale und vor den Turm hinaus, so rasch, daß ihre Frauen ihr kaum zu folgen vermochten. Draußen war ein solches Flammen und Glitzern und Blitzen von Licht, daß sie zuerst wie geblendet war. Dann aber sah sie, daß das Grün aus dem Tale noch weiter gegen Firnharts Burg heraufgewachsen war, und daß

unten auf der Blumenwiese wie vordem die zierlichen Schwestern spielten. Auch diese erblickten sie und hoben winkend die weißen Arme. Der Fels, wo der Jüngling gelegen, war leer. Aber siehe, plötzlich sah Anemone ihn von einer nahen Halde ihr entgegeneilen. Sie wußte nicht, wie es geschah und was sie zwang. Auch sie flog auf ihn zu. Er aber empfing sie, als ob er sie lange kenne, schlang den Arm um sie, und sie legte den Kopf an seine Schulter.

„Warum säumtest du so lange?“ fragte er, und sie vermochte nicht zu antworten, sondern schmiegte sich nur, wie Schutz suchend, enger und enger an ihn.

Drüben standen ihre Frauen mit erschreckten Mienen und schauten unschlüssig, was sie tun sollten, bald nach ihr hin, bald nach König Firnharts Burg.

„Komm mit mir,“ sagte der Jüngling. „Ich habe dich lieb und will dich nie mehr von mir lassen.“

Nun schrak Anemone von ihm. Sie wandte ihr Antlitz der Burg zu und flüsterte: „Ich darf nicht. Ich gehöre ihm. Er hat mich geborgen, als ich in Not des Lebens war, und ich habe ihm Treue versprochen.“

„Wie,“ brauste der Jüngling auf, und sein Haar blitzte wie zuckende Sonnenstrahlen, „soll Frühling und Winter zusammengehören, Weißhaupt und Blondhaar immerdar verbunden sein? Das ist wider der Welt Gesetz. Ich lasse dich nicht mehr! Und ich will den sehen, der dich mir entreißen will.“ Er umfaßte Anemone aufs neue und wollte sie mit sich führen.

In diesem Augenblick erschien König Firnhart unter dem Tore seiner Burg, und neben ihn traten seine grauen, starren Knechte. Ihrer wurden mehr und immer mehr. Von dorther aber, wo das weite Fenster war an Anemonens Gemach, ertönte des Harfners Stimme. Ein Wind schlug ans Fenster und faßte die Worte und Töne und trug sie wie auf Schwingen über Anemonens und ihres Beschützers Häupter dahin.

Wenn Lieb' um Liebe wirbt,
Ist Frühlingszeit,
Wenn Lieb' von Liebe stirbt,
Tagt bittres Leid.

Wenn Liebe Lieb' umflicht,
Hebt Gott die Hand,
Wenn Lieb' von Liebe bricht,
Geht Tod ins Land.

Und gewaltig, dumpf und schwer, wie zum Sturme rufendes Erz, nahm des Königs Stimme die Worte des Liedes auf:

Wenn Lieb' von Liebe bricht,
Geht Tod ins Land!

Über die drei grauen Spitzen seines Turmes krochen Wolken. Sie waren grau und schwarz und düster wie des Winters schwerstes Wettergewölk.“

„Anemone!“ schrien die drei zitternden Gespielen.

„Anemone!“ riefen angstvoll die Schwestern unten auf der Alpenwiese, von welcher eben die Sonne wich.

Anemone hielt sich kaum aufrecht. Sie suchte sich loszumachen, und es war, als zöge es sie dem Könige entgegen, der drohend in Panzer und Waffen stand.

Aber Junius, der Jüngling, hielt sie. Auf dem Platze, wo er stand, war noch alles hell. Er selbst war verändert. Sein Kleid eines Wanderers war von ihm gefallen. Er trug eine Rüstung aus blinkendem Golde und einen Helm, von dem es wie von Flammen sprühte. In der Hand aber hielt er statt eines Stabes ein nacktes Schwert.

„Gib mir zurück, was mein ist!“ rief König Firnhart herunter.

Die Wolken über seinem Haupte zogen näher und senkten sich. Eisige Winde brachen aus den Klüften und schienen aus dem Innern der Burg hervorzubrausen. Des Königs Mantel wehte, und sein weißer Bart flog im grimmen Winde, aber seine Stimme war mächtiger als der Sturm.

„Anemone ist mein!“ rief der Jüngling.

Da bragen auf des Königs Wink wohl fünfzig der grauen Knechte hervor. Die waren unbeholfen und schwerfällig, und ihr Laufen war mehr ein Fallen und Kollern, als sie gegen den Jüngling stürmten. Sie kamen in ihrem stürzenden Laufe an der Stelle vorüber, wo Gentiana und Rose und Lilie standen. Die flohen vor ihnen, als sie wie eine Lawine über sie brachen; allein sie kamen nicht weit. Wie wilde Rosse stürmten sie über sie hin und zerstampften die zarten Leiber der drei Frauen unter ihren Füßen.

Anemone schrie auf.

Allein der Jüngling, der sie hielt, setzte ein goldenes Hörnlein an seine Lippen und schwang einen wunderbar hellen Ton in die Berge. Da brach die Sonne im Westen heißer aus einer Lücke zwischen zwei Gipfeln, und heiße Winde kamen aus den Tiefen der Täler. Die Sonnenstrahlen aber waren auf einmal goldgepanzerte Krieger. In immer größeren Scharen eilten sie heran und warfen sich König Firnharts Knechten entgegen.

Der erste graue Haufe der steifen Stürmer erreichte den Jüngling nicht, sondern fiel, geworfen, im gewaltigen Ansturm seiner lichten Krieger.

Aber nun hob eine Schlacht an, von deren Tosen die Berge zitterten, Stürme rangen mit Stürmen und Wolken mit Licht und Fröste mit Gluten.

Immer neue Scharen von Knechten brachen aus König Firnharts Burg. Ihr Schreiten war wie Schmettern und ihr Laufen wie Splittern von Eis, und so oft ihr Ansturm an der Mauer zerbrach, die des Junius Krieger um ihn und Anemone bildeten, immer füllten sich ihre Reihen. Da erblaßte die Sonne langsam und wie verdrängt. Das graue Gewölk aber rückte weiter und schattete die Erde, und wo der Schatten lag, da faßten König Firnharts Knechte Fuß und wichen nicht mehr. Der König aber hob seinen Arm, und sein Mantel flog wie Schwingen eines weißen Geiers. Aus seiner gepanzerten Brust entfloh ein Stöhnen, das klang, als springe der Fels seines Turmes von oben bis unten. Der König schwang eine graue Lanze. Sie entfloh seiner Hand und flog nieder durch die Luft. Wohl hob Junius die Faust und wollte sie beiseitelenken, allein im Fallen traf sie Anemonens weißblondes Haupt, und lautlos sank diese zu Boden.

Es war, als hätte des Schneekönigs Volk neue Kraft und neuen Zorn. So furchtbar brachen die 'grauen Scharen heran, daß Junius, der Jüngling, weichen mußte und nicht vermochte, Anemonens Körper zu bergen. Schritt um Schritt wich er mit den Seinen. Halde um Halde gewannen ihm die andern ab. Erst in den Tiefen eines andern Tales ließen die Verfolger ab von den Besiegten. Die furchtbaren Knechte hatten auch die Wiese überschritten, wo Anemonens Schwestern sich in Schrecken und Hilflosigkeit auf ein Häuflein zusammengedrängt. Und keine einzige der holden Gespielinnen blieb am Leben.

Als nun der Lärm der Schlacht sich entfernt, taten die grauen Wolken sich auf und Schnee fiel aus ihnen. Schwer und lautlos fiel der Schnee. Er deckte die Matte, wo Anemone mit den Schwestern gespielt. Er deckte die toten Knechte des Schneekönigs, die zu Hunderten dahingestreckt lagen. Anemone deckte er, deren zarter Körper lag, wo er gefallen.

Lautlos fiel der Schnee; hoch und höher deckte er das Tal.

König Firnhart stand am Eingang seiner Burg, in den Mantel gehüllt, der wie Flaum des Schneehuhns war. Er hielt die Arme verschlungen, und der lange

Weißbart rieselte darauf hernieder. In dem Barte schimmerte es wie von kleinen Edelsteinen, wie von kleinen, blinkenden Tränen.

Lautlos fiel der Schnee. — Lautlos fiel der Schnee. — Lautlos fiel der Schnee. —

*

In den Bergen vor König Firnharts Burg wachsen nie mehr Blumen. Nie mehr gewinnt der Sommer da oben Macht über Schnee und Eis. Der König selbst aber wohnt im Turm. Er verläßt ihn nie. Kein Knecht darf im Saale weilen, wo der König haust. Sie stehen vor den Türen und in den Fluren, steif, grau und still. Bei dem König sitzt nur einer. In seinem Arm liegt eine zerbrochene Harfe. Der König zerschlug sie am Gestein.



Winter

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Jean Seiberth



Die Bank von England

Die Finanzzentrale der Welt

Etwas über Geschichte und Konstitution der Bank von England

Von

Henriette Jastrow, London

Die alte Dame von Threadneedle Street," so heißt sie im Volksmund. Das ist der Kosename für die Bank von England. Wann sie ihn erhalten und warum er ihr gegeben wurde, ob sie deshalb „die alte Dame" genannt wird, weil sie in der Einfädelstraße residiert, das vermögen uns die Gelehrten nicht zu sagen. Aber so allgemein bekannt ist sie unter dem Namen, daß ein Brief, so adressiert, ohne weiteres an die richtige Adresse kommen würde, und daß man sicher vor der Bank von England abgesetzt wird, wenn man dem Droschkenkutscher die Weisung gibt: „To the Old Lady of Threadneedle Street."

So populär freilich wie heute war die Bank von England nicht immer. Es gibt Sachverständige, die behaupten, daß die alte Dame im Laufe ihrer Karriere alle erdenklichen Torheiten auf dem Gebiete der Finanz begangen hat, und es

mangelte ihr vormals nicht an Gegnern. Aber das sind vergangene Zeiten. Und was auch immer ihre Jugendtorheiten gewesen sein mochten, und wie wenig sie auch oftmals die Zeichen der Zeit verstand, so ist sie doch aus allen Fährlichkeiten in unangetasteter Integrität hervorgegangen. Das hat sie dem britischen Bürger lieb und wert gemacht, und heute schaut er mit felsenfestem Vertrauen zu ihr auf, überzeugt, daß sie so lange bestehen wird wie das britische Reich selbst.

Die Geschichte der Bank von England reicht zirka 220 Jahre zurück. Vordem waren die Goldschmiede die Bankiers der Kaufleute in der City von London und auch der Könige, welch letztere Verbindung ihnen allerdings manchmal teuer zu stehen kam. Als sie Karl I. ein Darlehen zu geben sich weigerten, konfiszierte er ohne viel Federlesens 200 000 Pfund Sterling, die sich im Gewahrsam der Goldschmiedezunft befanden, und sein Sohn Karl II. raubte sich im Jahre 1672 auf die gleiche Weise eine Million Pfund Sterling. Kein Wunder, daß die Stuarts in der kaufmännischen Gemeinschaft der City von London nicht gut angeschrieben waren; und als William Paterson, ein Mann mit reichen Ideen, mit dem Plan hervortrat, ein Bankinstitut zu gründen, das auch die Finanzgeschäfte der Regierung besorgen sollte, fand er in der City Anklang und Unterstützung, nicht zum wenigsten, weil die Regierung — unter Wilhelm III. — gegen die Stuarts Krieg führte, um den schottischen Prätendenten Jakob II. zu vernichten. Zwar erhoben sich die Goldschmiede dagegen, und indem sie in dem Vorhaben Patersons sogleich einen mächtigen Rivalen witterten, vergaßen sie in dem Kampf gegen das neue Institut sogar ihren Groll gegen die Stuarts, die sie beraubt hatten. Aber ihr Widerstand war vergebens. Am 27. Juli 1694 wurde William Paterson der königliche Charter erteilt für seine „Corporation of the Governor and Company of the Bank of England“. Das Kapital der Bank von 1 200 000 Pfund Sterling war von 40 Kaufleuten in der City von London aufgebracht worden, und dieses Kapital wurde der Regierung geliehen gegen 8 Prozent Zinsen und gegen wertvolle Privilegien, die in dem Charter enthalten waren, so vor allem das Recht der Notenausgabe und das Monopol für alle Finanzgeschäfte der Regierung. Die letztere Konzession hat oft zu der Annahme geführt, daß die Bank von England ein Regierungsinstitut sei, oder daß doch die Regierung an der Verwaltung der Bank beteiligt sei. Aber diese Annahme ist irrig. Die Verwaltung der Bank ist gänzlich unabhängig vom Staat. Die Regierung ist der älteste und bedeutendste Klient der Bank von England, aber über dieses geschäftliche Verhältnis hinaus besteht keine weitere Verbindung zwischen ihnen.

Im Laufe der Jahre wurden die Privilegien der Bank erneuert und sogar noch erweitert, und im Jahre 1708 wurde ihr das ausschließliche Recht erteilt, als Aktienbank (Joint Stock Bank) in England zu funktionieren. Nur Privatfirmen mit nicht mehr als sechs Teilhabern durften neben ihr noch Bankgeschäfte betreiben. So herrschte sie fast unumschränkt bis zum Jahre 1826. Durch die Krisis des Jahres 1825, die Tausende ruinierte, gedrängt, sah sich die Gesetzgebung gezwungen, das Monopol der Bank von England zu durchbrechen, und auch andern Joint Stock Banks wurde es nun gestattet, Geschäfte zu betreiben. Doch wieder wußte die alte Dame Privilegien davonzutragen: für London und einen Umkreis von 65 Meilen verblieb ihr die bisherige Alleinherrschaft. Aber dem wachsenden Bedürfnis gegenüber vermochte sich das Monopol auch in der verminderten Gestalt nicht zu halten, und im Jahre 1833 wurden die Aktienbanken auch in London gesetzlich zugelassen, und nur das Monopol der Notenausgabe verblieb der Bank von England.

Wenn früher erwähnt wurde, daß es der Bank öfter an einsichtsvollem Verständnis für die Verhältnisse mangelte und daß sie die Zeichen der Zeit nicht zu deuten wußte, so gibt die nächste Periode unzweifelhaft Zeugnis davon. Bei den Änderungen des Charters in den Jahren 1826 und 1833 legte die Regierung es der Bank nahe, Filialen in der Provinz zu errichten, und wäre dieser Anregung Folge gegeben worden, so würde sich heute ein Filialennetz der Bank von England über das ganze Land ziehen mit enorm erweiterten Aufgaben

und Gewinnen für die Bank. Statt dessen besitzt die Bank von England — ungleich der Reichsbank und der Bank von Frankreich, die durch ihre zahlreichen Geschäftstellen mit dem ganzen Lande in Fühlung sind — nur zwei Filialen in London und neun in Provinzialstädten, eben weil die goldene Gelegenheit jener Zeiten nicht wahrgenommen wurde. Die am Ruder standen, waren der Idee nicht geneigt, man vermochte ihre Tragweite und die wachsenden Bedürfnisse des Landes nicht zu erfassen. Anstatt sich diesen anzupassen, versuchte man gegen die herannahende Konkurrenz zu Felde zu ziehen. Es entbrannte ein erbitterter Kampf der Bank von England gegen die Joint Stock Banks in London. Im Jahre 1834 etablierte sich die „London-und-Westminster-Bank" in der Hauptstadt, und gegen diese erste Folge der Gesetzesänderung von 1833 richtete sich der Feldzug. Mit der Bank von England verbanden sich, von der gleichen Mißgunst und Kurzsichtigkeit geleitet, die Privatbankiers, und während die erstere sich weigerte, der London-und-Westminster-Bank ein Konto einzuräumen, schlossen die Bankiers sie von dem „Clearing House" aus, der allgemeinen Abrechnungsstelle, welche sie damals schon besaßen. Ja, die Bank von England rief in ihrem Vernichtungseifer sogar die Gerichte an und beantragte, den Schritt der London-und-Westminster-Bank für ungesetzlich zu erklären; aber es war von vornherein klar, daß sie damit abgewiesen werden mußte. Dem Beispiel der London-und-Westminster-Bank folgten andre Banken, und es begann eine ungeahnte Entwicklung der Joint Stock Banks in London und im ganzen Lande, namentlich nachdem das Gesetz von 1858 ihnen das Recht einräumte, sich als „Limited Liability Company" (Gesellschaft mit beschränkter



Der Banknotensaal



Mit Gold- und Silberbarren beladene Wagen im Hofe der Bank

Haftpflicht) registrieren zu lassen. Im Lichte der heutigen Verhältnisse nehmen sich die damaligen Widerstände seltsam aus. Bis zum Jahre 1854 verblieben die Bankiers bei ihrer Weigerung, die Banken zu ihrem Clearing House zuzulassen — heute bilden die Privatfirmen eine verschwindende Minderheit gegen die Aktienbanken in dem riesenhaften Betriebe des Londoner Clearing House. Und was denkt wohl die alte Dame von Threadneedle Street heute von ihrer damaligen Weigerung, der ersten Aktienbank in London ein Konto einzurichten? Heute, wo sie unzertrennlich voneinander und unentbehrlich füreinander geworden sind, die Bank von England und die Joint Stock Banks. Hat doch die Bank von England allein als der Bankier der Aktienbanken über tausend Millionen Pfund Sterling in ihrem Gewahrsam.

Aber daß die Bank von England in früheren Zeiten Irrtümer und Fehler begangen, ist vielleicht weniger verwunderlich, als daß sie nicht auch jetzt noch fortgesetzt solchen Fehlern verfällt; denn, so unglaublich es sich anhört, die Bank wird nicht von Fachleuten verwaltet, sondern von Männern, die im Bankfach Amateure sind. So will es die Verfassung des Instituts aus den Zeiten der Eifersucht und des Konkurrenzneides: kein Angehöriger des Bankfaches wird zur Verwaltung der Bank zugelassen. Die 26 von den Aktionären gewählten Direktoren der Bank von England sind nicht, wie man meinen möchte, die erprobtesten und gewiegtesten Finanzköpfe der Bankwelt der City von London, sondern sie sind Geschäftsleute in andern Fächern, Großkaufleute. Das Direktorat der Bank ist nur ein Nebenamt, was auch übrigens schon in der unbeträchtlichen Remuneration von 500 Pfund Sterling (10 000 Mark) jährlich für jeden Direktor sich ausdrückt. Aus ihrer Mitte wählen die Direktoren alle zwei Jahre einen Gouverneur und einen Vizegouverneur, die während ihrer Amtsperiode Honorare von 2000 beziehungsweise 1500 Pfund Sterling jährlich beziehen. Und wenn nun einer der 26 Direktoren ausscheidet, wie wird alsdann ein neuer Direktor der Bank von England gewählt? Sind Verbindungen, Name, Reichtum, hervorragende kaufmännische Erfahrung von Einfluß? Nichts von alledem. W. Bagehot, einer der besten Kenner des inneren Lebens der City von London, versichert uns in seinen Schilderungen des Londoner Geldmarktes, daß es nur wenige begehrenswerte Positionen im Lande gibt — und Direktor der Bank von England zu sein, ist eine Distinktion, die von niemand gering geschätzt wird —, die so ohne Rücksicht auf Verbindung, so rein im Interesse des Dienstes vergeben werden wie die Direktorate der Bank von England. Und was die kaufmännische Erfahrung anbelangt, so könnte diese gewiß nicht zur Bedingung gemacht werden, denn das erste Erfordernis für den neu zu ernennenden Direktor ist,

daß er jung sei. Das hört sich sonderbar an, hat aber doch seinen guten Grund. Die Ämter des Gouverneurs und Vizegouverneurs kommen in der Regel der Anciennität nach an jeden Direktor der Bank von England, und das geschieht im Durchschnitt ungefähr zwanzig Jahre nach seinem Eintritt. Diese Ämter sind von sehr großer Bedeutung, denn Gouverneur und Vizegouverneur sind nicht etwa nur ornamentale, sondern sie sind die wirklichen Häupter der Bank, und selbst die höchsten permanenten Beamten des Instituts haben keinen Einfluß auf dessen Leitung, und deshalb ist es wichtig, daß die Inhaber dieser Ämter in der Fülle ihrer Lebenskraft stehen. So verzichtet man auf eine reiche Erfahrung für den neu eintretenden Direktor, man wählt einen jungen Mann von versprechenden Gaben, die sich entwickeln sollen, bis die Reihe an ihn kommt, das große Finanzinstitut zu regieren.

Theoretisch kann es, nach W. Bagehot, kaum eine schlechtere, unzweckmäßigere Bankverwaltung geben: Die Leitung der Geschäfte nicht in festen Händen, sondern alle zwei Jahre wechselnd; Direktoren, die zu jung sind, wenn sie eintreten, und in der Mehrheit scheinbar zu alt; eine Körperschaft, in der die wichtigsten Positionen nach der Anciennität verteilt werden; ein zu großes Kollegium, und unter ihnen allen nicht ein einziger Fachmann, nicht einer, der von Beruf Bankier ist. Wollte jemand eine solche Verfassung für die Verwaltung einer neuen Bank vorschlagen, man würde ihn auslachen oder für irre erklären. Und dennoch und trotz aller theoretischen Bedenken und wirklichen Mängel, die dem System anhaften, hat es sich doch im großen und ganzen bewährt.


Der Portier am Haupteingang

In der Folge wurden der Bank neue Wege gewiesen, weit über ihre ursprüngliche Bestimmung hinaus. Das Gesetz des Jahres 1833 hatte ihr zwar eine wesentliche Beschränkung ihres Monopols gebracht, anderseits aber auch ein wichtiges Vorrecht: die Noten der Bank von England wurden zum gesetzlichen Zahlungsmittel des Landes (legal tender) erklärt.

Diesem Gesetz folgten dann im Jahre 1844 die Bank-Akte, die unter dem Ministerium von Sir Robert Peel das Zettelbankwesen in England wesentlich umgestalteten, die Währung auf eine solide Basis stellten, die Notenausgabe zentralisierten und die Ausgabe ungedeckter Noten auf ein gewisses Maß beschränkten.

Dieses Gesetz ist auch heute noch in Kraft, doch wurden die Bestimmungen hinsichtlich der ungedeckten Noten dreimal von der Regierung zeitweilig im Jahre 1847, 1857 und 1866 außer Kraft gesetzt, damit die Bank während der damaligen Handelskrisen ausgedehntere Darlehen gewähren konnte. Ist sie selbst damals nur durch diese außerordentlichen Regierungsmaßnahmen vor Gefahr behütet worden, so hat sie doch anderseits wiederholt durch weise Voraussicht das Land vor ernsten Krisen bewahrt; und was auch immer die Jugend- und Schwabenstreiche der alten Dame gewesen sein mögen, die Finanzwelt aller Länder wird wohl darin übereinstimmen, daß die Bank von England heute und seit lange schon in einer Weise geleitet wird, die ihrer würdig ist als des gewaltigsten und großartigsten Finanzinstituts der Erde.

Hunnenritt

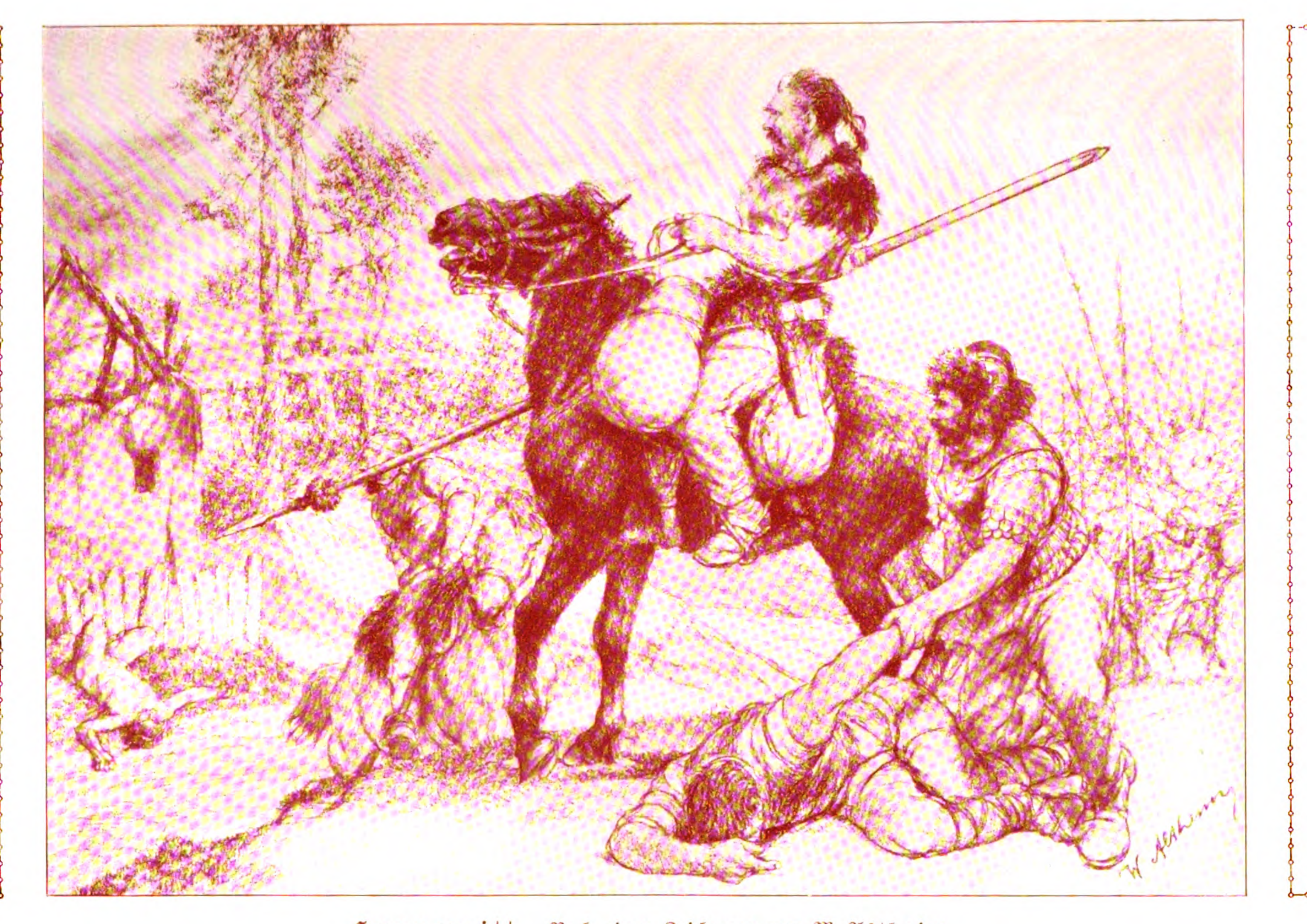
Aus dem Französischen des Jean Richepin übertragen von Max Krell

Mein kühnes Roß, mein stolzes Roß,
Dem Feinde in die Flanken!
Germanen oder Franken
Vor deinen Hufen sanken,
Mein kühnes Roß, mein stolzes Roß,
Die Völker schon der halben Welt
Wie Roggen vor der Sichel fällt!
Attila!
Attila!

Im Wetterbrausen jagen wir
Heran von ferner Küste;
Durch Waldesgrund und Wüste,
Die nie ein Hufschlag grüßte,
Im Wetterbrausen jagen wir.
Wie sturmgetriebner Dünensand,
Ho! wirbeln wir von Land zu Land.
Attila!
Attila!

Von Kampf zu Kampf durch weite Welt,
Gebirg und Tal wir rasen.
Wo Herden friedlich grasen,
Da wird zum Sturm geblasen!
Von Kampf zu Kampf durch weite Welt
Geht unaufhaltsam unser Zug,
Wie Wandervögel rascher Flug.
Attila!
Attila!

Der wilde, heiße, stolze Ritt
Treibt jeden Feind zum Weichen.
Rings türmen sich die Leichen
Als unsres Weges Zeichen.
Der wilde, heiße, stolze Ritt
Schlägt uns nun bald die ganze Welt,
Daß sie wie reifer Roggen fällt.
Attila!
Attila!



Hunnenritt. Nach einer Zeichnung von W. Altheim
(Zu dem nebenstehenden Gedicht)



Phot. A. Steiner, St. Moritz

Eisspiele in St. Moritz

Die moderne Frau beim Wintersport

(Photographien von Ludwig Schaller, Stuttgart)

Es war einmal — so fangen alle Märchen an — und klingt es nicht fast wie ein Märchen: es war einmal eine Zeit, die ist noch gar nicht lange her, da gab's keinen Wintersport! Man wird mir wohl entgegenhalten, daß das Schlittschuhlaufen, wie man auf alten holländischen Bildern sehen kann, schon vor Jahrhunderten geübt wurde, auch kann ich mich noch recht gut der Zeit entsinnen, wo ich als fünfjähriger Knirps von meinem Vater zum Schlittenfahren auf Bergschlitten mitgenommen wurde, draußen auf der steilen Waldstraße vor der Stadt. Aber nur wenige waren es damals, die ein Vergnügen daran finden konnten, sich bei Schnee und Frost im Freien zu tummeln. — Da kam plötzlich ein Umschwung. Der „Wintersport" wurde modern. Gute künstliche Eis- und Rodelbahnen wurden angelegt, und ein begeisterter Mann brachte in unsre Stadt die Kunde vom Schneeschuhlauf, vom schönsten, edelsten, genußreichsten Wintersport. — Im ersten Jahr war es nur eine kleine Schar Getreuer, die jeden Sonntag eines schneegesegneten Winters hinauszog, und mehr als einmal kam es vor, daß ich mit den zwanzig bis dreißig winterfreudigen Genossen als einziges weibliches Wesen mitmachte, zuerst wohl mehr zum Entsetzen der biederen Residenzler. Aber mit unheimlicher Schnelligkeit nahm schon im nächsten Jahr der Schneeschuh alle Herzen gefangen, und siehe, es geschah: es war „modern" und deshalb selbstverständlich, daß auch die moderne Frau und das moderne Mädchen „Wintersport" trieb. Im Schlittschuhlaufen machte die Dame dem Herrn bald ernste Konkurrenz, und wer



Christianiaschwung

einzelne Damen gibt, die sich wohl mehr aus Ehrgeiz als aus Sportfreude dazu verleiten lassen, sich langausgestreckt auf einen schweren eisernen Skeleton zu legen und mit dem Kopf voraus die total vereisten Strecken und Kurven der verschiedenen Bahnen hinabzufahren.

Anders steht's mit dem richtigen Rodeln. Es ist dies ein Sport, der auch speziell in Österreich, das die dazu erforderlichen Rodelbahnen in natürlichster Weise an seinen schönen Bergen aufweist und das sich auch selten über Schneemangel zu beklagen hat, von Damen und Herren mit derselben Begeisterung und Geschicklichkeit betrieben wird. Auch das Bobfahren, zum mindesten das Bobsteuern ist eine Sache, die wir unbedingt dem stärkeren Geschlecht überlassen

einmal auf einem größeren Eislaufplatz, zum Beispiel in Wien oder in den bekannten Wintersportplätzen, den Einzel- und Paarlaufkonkurrenzen zugeschaut hat, wird, wenn er gerecht ist, wohl nicht lange im Zweifel darüber sein, wem er sowohl in bezug auf Geschicklichkeit als auch auf Eleganz den Vorzug zu geben hat. Nur hat leider das Schlittschuhlaufen in Deutschland im allgemeinen während der der letzten Winter sehr unter der Ungunst der flauen Witterung zu leiden, und es kommt daher diese Kunst, abgesehen von den Eispalästen der Großstädte, die das ganze Jahr über benutzbar sind, mehr in den mit Kälte reicher gesegneten Ländern, zum Beispiel, wie schon erwähnt, in Österreich und in der Schweiz, zu hoher Blüte. Das Rodeln, das ja eigentlich erst in seinen raffinierteren Steigerungen — im Bobsleigh und im Skeleton — in die Höhe gekommen ist, wird immer mehr ein Herrensport bleiben, obwohl es auch



Ein kleidsames Eislaufkostüm
Fußfreier Rock und kurzes Plüschjäckchen

sollten, denn vernünftige Einsicht muß uns ja sagen, daß die Kräfte nie ausreichen würden, im Notfall wirklich ein Unglück zu verhindern.

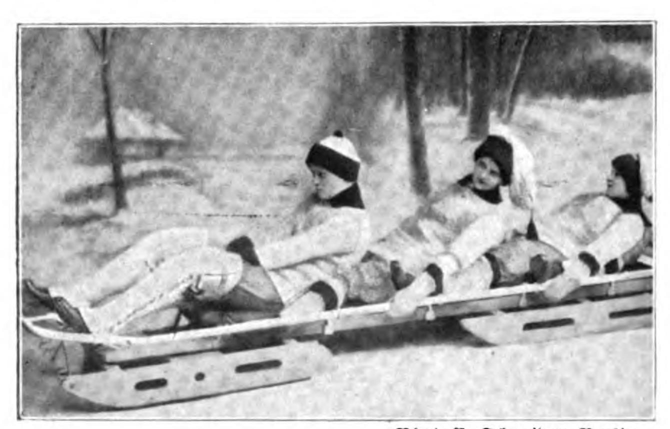
Aber der Schneeschuhlauf! Wohl sahen zu Beginn unsre männlichen Zunftgenossen mit verächtlichem Lächeln auf die Anfängerinnen in der edlen Kunst herab. Es sei auch gerne zugegeben, daß keine Frau in solchem Sport je das leisten wird, was ein Mann leistet, doch wird sie ihm unter den Vorbedingungen einer absoluten Gesundheit, eines unverbildeten Körpers und sonstiger sportlichen Gestähltheit immer eine gute, gleichstehende Gefährtin werden können, auch für anstrengende Touren. Daß Frauen im Verhältnis dieselbe Sicherheit in Steilabfahrten, im Bogenfahren, Schwingen, in Um- und Geländesprüngen erreichen können wie das stärkere Geschlecht, beweisen die vielen Beispiele der überaus schneidigen Schneeschuhläuferinnen, die man — weniger in den Mittelgebirgen als im bayrisch- und österreichisch-alpinen Skigebiet — bewundern kann. Das Schneeschuhlaufen mit Pferden, das sogenannte Skikjöring, ist eine auch von Damen sehr beliebte Variation des Skisports. Oft lassen sich ganze Gesellschaften von einem oder mehreren Pferden über Land ziehen, oft sieht man einen Reiter, dessen Pferd außer ihm noch eine Dame auf Skiern vom Platz bringt, und bei den großen Rennen, die in den Hauptwintersportplätzen der Schweiz alljährlich veranstaltet werden und die oft mit Vollblutpferden beschickt sind, gibt es sowohl Dameneinzelrennen als auch Paarläufe hinter dem Pferd. Zur Skifahrerin gehört vor allem eine gute, zweckdienliche Kleidung. Wie bei jedem neuen Damensport, so war es auch bei diesem unvermeidlich, daß ehrgeizige Schneider und Schnei-



Telemarkschwung



Wie man sich anziehen soll,
und wie man sich nicht anziehen soll



Phot. E. Schneider, Berlin

Elegante Rodelkostüme

Hemdhosen, die jetzt überall in jeder Ausführung zu haben sind. Daß jederlei Korsett wegfällt, ist so selbstverständlich, daß es keiner weiteren Erklärung bedarf. Das schwierigste Stück der Damenkleidung, an dem immer noch am meisten gesündigt wird, ist das Beinkleid. Es wird in dem Gedanken, ein möglichst rockähnliches Gebilde herzustellen, immer viel zu weit und faltig gemacht, und das ist falsch. Denn daß ein gutsitzendes, nicht zu enges Beinkleid bei weitem ästhetischer wirkt als die um Hüften und Knie schlotternde Hose, wird jeder zugeben, der beides kennt. Zur kurzen Hose kommen als Vervollständigung Wickelgamaschen, die das Beinkleid und den Stiefel vollkommen vor dem Eindringen der Nässe schützen. Die Teufelsche Marsgamasche sei da besonders empfohlen. Bei einer andern Machart werden die kurzen Beinkleider durch die beim Herrenanzug allgemein übliche Norwegerhose ersetzt, die, unten in den Stiefel gesteckt, der Wickelgamaschen nicht mehr bedarf. Letztere

derinnen bald darin wetteiferten, der neuen Mode gleich zum passenden Kostüm zu verhelfen. Passend aber nur im Sinne der Schneidernden, im Sinn des Sports aber so unpassend als möglich. Man vergegenwärtige sich die grellen, roten, grünen, gelben Lodenkostüme, wie man sie für die modernen Wintersportplätze ersonnen hat, die mit der Enge und Länge des Rocks und mit der Wahl der langhaarigen Stoffe sich absolut unpraktisch erweisen. Diese Art der „Sporttoiletten“ wollen wir gerne den Dämchen überlassen, die, weil's Mode ist, Wintersport „mitmachen“ und für die diese Mode hoffentlich recht bald wieder überlebt ist. — Anders steht die Sache für die, die unsern schönsten Sport aus Liebe zur herrlichen Winterwelt betreiben, die aus Freude an körperlicher Übung in der freiesten und reinsten Natur, wie sie uns nur der Winter bietet, hinausfahren. Sie aber wissen wohl, daß zu solchem Sport zweckmäßige Kleidung gehört, daß Rock und Schleier hinderlich ist, und daß vor allem für jeden Witterungswechsel vorgesorgt werden muß. Vielseitigen Erfahrungen nach dürfte sich das im folgenden beschriebene Kostüm besonders empfehlen. Die Unterkleidung sollte eine wollene oder seidene sein, am besten wie am einfachsten sind die sogenannten



Auf einer mehrtägigen Schneeschuhwanderung

eignet sich jedoch nur für große, schlanke Damen.

Die Bluse mag je nach dem Wärmebedürfnis der einzelnen aus Wolle, Seide oder Oxford sein. Am besten empfiehlt sich Byellaflanell, er hält nicht zu warm und schützt doch vor Erkältungen. Man schneide die Bluse lang, etwa im Schnitt eines Herrenhemdes, und man wird sicher sein, daß sie immer geordnet sitzt. Darüber kommt nun die Jacke. Auch hier ist wieder eine ganz einfache Machart, etwa die einer Herrenjacke, die richtigste. Am besten ist's, man läßt sich so etwas überhaupt von einem Herrenschneider anfertigen, ein solcher kommt auch weniger auf unnötigen Aufputz. Taschen in beliebiger Anzahl können nach Wunsch außen und innen angebracht werden und müssen alle mit einer darübergehenden Klappe verschlossen werden können. Noch eins! Je weniger bei so einem Skianzug die Taille markiert ist, desto besser sieht er aus. Ein kurzer Rock, der rund geschnitten, vorn mit einer Reihe von Druckknöpfen verschlossen wird, kann bequem



Phot. E. Schneider, Berlin

Beim Eissegeln



Phot. A. Steiner, St. Moritz

Eisspiele in St. Moritz

und rasch aus- und angezogen werden und ist bei Touren auch als Wetterkragen von Nutzen. Zu Jacke, Rock und Hose nehme man einen glatten, nicht zu dicken Stoff, an dem der Schnee nicht haften bleibt, etwa ein englisches Cheviottuch. Dunkle Farben wie Blau, Grün, Braun nehmen sich am schönsten aus. Vor zu warmer Kleidung hüte man sich, da man bei der gleichmäßig starken Bewegung sehr selten friert. Sehr zweckdienlich ist es, eine Windjacke im Rucksack mitzuführen; sie verbindet möglichste Wasserdichtigkeit mit geringer Schwere und kann bei warmem Wetter statt der Jacke getragen werden und bei Schneesturm und Wind über derselben. Wollene Fausthandschuhe und auch ebensolche Strümpfe, starke, extra zum Skisport angefertigte Stiefel und eine Mütze über Haar und Ohren vervollständigen den praktischen Anzug. Es bleibt noch zu sagen, daß natürlich nicht jede Dame in Hosen gehen kann. Ich möchte es dem ästhetischen Gefühl der einzelnen überlassen; stärkere Damen tun natürlich gut daran, immer einen Rock zu tragen.

Die zweckmäßigste Mädchenbekleidung

Das oben beschriebene Kostüm, das mit kleinen Variationen auf allen unsern Abbildungen zu sehen ist, eignet sich auch in seiner Einfachheit mit dem kurzen Rock als kleidsames Eislauf- und Rodelkostüm. Die schwere Jacke kann bei diesen mehr an schöne Witterungsverhältnisse gebundenen Sportarten durch eine der jetzt sehr beliebten farbigen, gestrickten Jacken aus Wolle oder Seide ersetzt werden, zu denen gewöhnlich auch die passende Mütze zu haben ist.

Zur Tatsache, daß sich meine vorhergehenden Ausführungen fast durchweg um den Skisport drehen, mag der Grund vielleicht darin zu suchen sein, daß streng betrachtet eigentlich von allen Wintersportarten auf den Schneeschuhen der einzige wahre, ernste Sport getrieben wird. Denn Schlittschuh- und Bobfahren sowie auch das Rodeln und Skikjöring sind doch alle mehr oder weniger spielerischer Art, die zweifellos auch gesunde Bewegung verschaffen, nicht aber dem ganzen Körper diese wohltuende Durcharbeitung fast jedes Muskels mit sich bringen, wie es das Schneeschuhlaufen tut. Auch ist es allein dem Schneeschuh zu verdanken, daß uns die bis jetzt weltfernen Schönheiten eines tief verschneiten Tannenwaldes, eines stolzen Gipfels im Hochgebirgswinter erschlossen wurden. Heißt's doch mit Recht in unserm Lied vom „feinsten“ Sport:

Und steh i na drobn auf der Spitzen
Und schau i ringsum in der Welt,
Na heb i voll Andacht mei Mützen —
A Pereat, wem dös net gefällt!

Skiamor

Die unsterbliche Amöbe

Naturwissenschaftliche Plauderei von

Wilhelm Bölsche

Der treffliche Burmeister, eine Prachtgestalt älteren deutschen Gelehrtentums, von echtem Schrot und Korn und ein Original dazu, war in späteren Jahren dauernd nach Südamerika übergesiedelt, ganz eingesponnen dort in seine Studien über das heutige kleine und das ehemalige Riesengetier dieses seltsamen Stücks Erde. Als jüngere Freunde ihn besuchten, mit ihm beim goldenen Wein saßen und wohl etwas verwundert waren, den uralten Patriarchen immer noch so rüstig als Pionier auf der Schanze zu finden, meinte er launig: seine geistige Unsterblichkeit sei ihm ja ein Problem, aber woran er nachgerade wirklich glaube, das sei seine körperliche Unsterblichkeit. Der alte Herr hat zuletzt doch auch diese äußerste Forschungsreise antreten müssen. An seinen Ausspruch aber muß ich denken bei einer wissenschaftlichen Streitfrage, die jetzt auch schon über rund dreißig Jahre zurückgeht. Es war zu einer Zeit damals, als in der Naturphilosophie gerade einmal besonders lebhaft wieder über geistige Unsterblichkeit debattiert wurde. Da aber kam einer der allerbesten Köpfe unter den strengen Fachnaturforschern und stellte ganz friedlich den Satz auf: auf jeden Fall gebe es auf unsrem merkwürdigen Planeten körperlich unsterbliche Wesen. Nicht der Mensch gehöre dazu, von dem das schwermütige polynesische Liedchen singt, daß die Palme wachse, die Koralle sich breite, er aber dahingehen müsse. Auch die Palme nicht und die Koralle nicht. Wohl aber ein unsichtbares Reich, das lange in der Phantasie der Völker geradezu mit Gespenstern bevölkert worden war. Wenn früher die Pest oder eine ähnliche Masseninfektion durch die Kulturmenschheit ging, so erschien sie wie ein böser Dämon, der uns heimsuchte. Unsre Zeit hat diesen Dämon entlarvt. In unsern Mikroskopen hat er sich als jenes Heer kleinster der kleinen, einfachster der einfachen Lebewesen ausweisen müssen, als Geschöpfe vom Bakterien- und Infusorienschlage. Wir wissen jetzt, daß es auf unsrer Erde zwei Hauptgruppen lebendiger Organismen gibt: die einen, zu denen alle höheren Pflanzen wie Tiere gehören, zusammengesetzt aus vielen, oft unfaßbar vielen Zellen, die andern zeit ihres Lebens nur bestehend aus einer einzigen solchen Zelle. Unter diesen „Einzellern“ aber befinden sich jene Massenmörder, Massengifter, die bei jenen Krankheiten gegen uns wüten und deren wir gerade jetzt in den schlimmsten Fällen Herr zu werden beginnen oder doch hoffen. Eben von diesen Einzellern aber stellte nun August Weismann den verblüffenden Satz auf: sie hätten vor all den sonst so viel höher entwickelten Vielzellern doch ein ungeheures voraus: nämlich die Gabe körperlicher Unsterblichkeit. Was kein Stein der Weisen, kein wundertätiger Quell Bimini uns jemals hatte geben können, das sollte jede armselige mikroskopische Amöbe besitzen seit Urtagen irdischen Lebens. An sich ist wohl kaum je etwas Verblüffenderes streng wissenschaftlich behauptet worden. Noch verblüffender aber wirkte die schlichte Logik der Beweisführung, die ihren Faden vom allereinfachsten und bekanntesten Sachverhalt zu spinnen schien.

Zunächst durfte man die Behauptung selbst ja nicht verkehrt fassen. So ein Bazillus oder eine Amöbe oder ein Malariaparasit sind nicht einfach todesfest im Sinne, daß man sie nicht gewaltsam umbringen könnte. Sonst stände es schlimmer als schlimm um den großen

Feldzug unsrer heutigen Medizin. Natürlich kann man sie vergiften, verbrennen und so weiter. Was aber Weismann meinte, ist, daß solcher Einzeller keinen natürlichen Tod kenne. Wir alle wissen um den gewöhnlichen, den so oft als tragisch empfundenen Hergang bei dem höheren Wesen. Es wächst auf, es erreicht eine gewisse Blüte seines Lebens — dann, nach einer rund abgemessenen Zeit, altert es wieder und stirbt endlich, auch wenn keinerlei Gewalt es bedroht hat; inmitten auch des höchsten Glücks endet es an Altersschwäche wie eine abgelaufene Uhr. Wohl mag es auf der Höhe seiner Tage eine neue, lebenskräftige, wieder junge Generation von sich haben ausgehen lassen, aber der neue, morgenfrische Aufstieg dieser jungen Welt des Kindes ändert nichts an dem Altern und Sterben des Vaters, der Mutter. Ganz anders bei der Amöbe. Auch ihr Leib, der nur aus einer Zelle besteht, wächst zunächst frisch ins Leben hinein. Wenn ihm dieses Leben aber sonst kein besonderes gewaltsames Ungemach bringt, so ist der weitere normale Verlauf, daß dieser Leib auf der Höhe seiner Reife und Gesundheit sich einfach in zwei lebendige Hälften teilt, von denen jede sich alsbald wieder zu einem vollkommenen Geschöpf auswächst. Die so entstandenen zwei Amöben stellen die Kinder dar, die das alte Leben mit frischer Kraft beginnen. Zugleich aber ist das elterliche Wesen restlos in sie aufgegangen: es ist keine Mutter etwa geblieben, die jetzt zu Altern und Tod bestimmt wäre — keine Leiche liegt auf dem Plan. Die beiden Jungamöben aber werden es zu ihrer Zeit genau ebenso wieder machen, werden wieder teilen und damit restlos in ihr Jungbad gehen, ohne daß jemals ein natürlicher Tod sich einstellte. Wenn nur einmal im Anfang der Zeit Leben auf der Erde entstanden ist und die heute noch lebenden Amöben die Nachkommen der damals schon gebildeten sind, so hat sich in Wahrheit in ihnen kraft dieser Methode leibliches Leben bereits über hundert und mehr Millionen Jahre fort weitergegeben ohne Todesriß. Im einzelnen mag die Teilung selbst komplizierter sein, als man sich früher dachte, auch recht verschiedenartig bei den verschiedenen Einzellertypen, aber das Schlußergebnis bleibt immer das gleiche reinliche: die körperliche Unsterblichkeit. Unfaßbar viele Pechvögel des Einzellervolkes mögen auch in jener langen Zeit gewaltsam ihr Ende gefunden haben. Aber die zahllosen, die noch immer überleben, überleben auf Grund dieser Unsterblichkeit.

Der verblüffende Gedanke war aber kaum ausgesprochen, da begann auch schon das hitzigste Turnier um ihn. Den meisten erschien er zu paradox, als daß er wahr sein könnte. Ein erster Gegenstoß ging davon aus, daß bei solcher restlosen Aufteilung einer alten Amöbe in zwei verjüngte doch die alte Individualität sich auflöse, also gewissermaßen mit ihr doch etwas sterbe. Aber diese Individualitätsfrage führt strenggenommen schon ins seelische Gebiet, und Weismann hatte sehr geschickt immer nur von der körperlichen Unsterblichkeit gesprochen. Mit der „Individualität" erlebt man ja auch bei manchen schon etwas höheren Tieren noch die sonderbarsten Sachen. Noch einen Süßwasserpolypen kann ich in zwölf Schnitzelchen zerhacken, und jedes Schnitzelchen ergänzt sich prompt zu einem ganzen neuen Polypen; jetzt was ist auch hier mit der Individualität des alten Polypen geschehen? Unser Denken kommt da einstweilen nicht durch. Gewiß aber ist, daß der alte Polyp, körperlich genommen, dabei nicht getötet worden ist, denn zum Tode gehört eine Leiche, und keines der zwölf Hackstücke ist als Leiche liegengeblieben. Genau so fehlt aber die Leiche bei unsrer Amöbe. Vorsichtigere Kritiker wagten sich denn auch nicht auf dieses heikle Gebiet, sondern versuchten einen wesentlich substanzielleren Weg, um zu prüfen, ob Weismanns Idee selber unsterblich sei: sie rückten ihr mit dem unmittelbaren Experiment auf den Leib.

Wenn Weismann recht hatte, durfte sich auch in einer unabsehbaren Kette genau kontrollierter Einzellergenerationen niemals ein natürliches Altern, ein Altersverfall einstellen, der endlich doch noch zum körperlichen Zusammenbruch dieser Kette führte. Der Franzose Maupas züchtete also Hunderte von Generationen eines gewissen Infusoriums und kam zu einem zunächst höchst bedenklichen Resultat. Die betreffenden Liliputaner teilten anfangs glatt, teilten

wieder und wieder, als liefe die Sache anstandslos auch hier in die Ewigkeit. Aber nach einer Weile fielen die Kleinen ab, degenerierten, gerieten in greisenhaften Stillstand, der das Ganze unvermeidlich doch noch auf den Tod losführte. Hätte das Experiment hier für immer abgebrochen, so wäre Weismanns Idee für immer widerlegt gewesen: die Leiche im Spiel war gefunden, wenn sie auch erst nach hundert und mehr Teilungen erschien. Aber Maupas mußte einen weiteren Sachverhalt feststellen, der alles wieder umwarf. Wenn man diese Infusorien nicht unter unnatürliche Bedingungen brachte, sondern sich selbst überließ, so fanden sie, ehe noch jener scheinbare Altersverfall sich geltend machte, aus eigner Kraft ein untrügliches Mittel, ihm vorzubeugen. Nach einer Reihe einfacher Teilungen veränderten sie nämlich plötzlich ihr Fortsetzungsprinzip: sie verschmolzen zu zwei und zwei, und wenn jetzt aus dieser Mischzelle neue Teilungen weiter erfolgten, so bewährten diese erneut die alte Jugend ohne jede senile Gefahr. Der Vorgang war an sich sehr interessant, weil er schon eine Vorstufe des Prinzips darstellte, das nachher im Liebesleben der höheren Tiere und Pflanzen eine so kolossale und entscheidende Rolle spielen sollte. Zur Sache zeigte er aber eine Regulierung, die Weismanns Idee erneut glänzend zu rechtfertigen schien; denn ob nun Teilung oder Mischung: es blieb dabei, daß keine Leiche das Spiel unterbrach. Emsigste Kritiker wurden indessen nicht müde, nach dieser „Leiche" weiter zu suchen. Der Mischungsvorgang, hoch interessant wie er war, wurde selbst enger aufs Korn genommen. Es zeigte sich, daß die verschmelzenden Infusorien gleichsam einen Teil ihres Eigengerüstes dabei abbrachen und erst neu wieder aufbauten. Dieses Abbrechen wurde als versteckte Leichenbildung gefaßt, als sterbe in jedem der beiden Geschöpfchen gleichsam seine eine eigne Hälfte erst ab, ehe die andre zu neuer Lebenskraft sich mit der andern von drüben vereinige — ein unsagbar raffiniertes Durcheinanderspiel von Liebe und Tod fast im gleichen Moment. Die Frage, ob das nicht wieder zu spitzfindig ausgelegt sei, machten aber erneute Massenexperimente belanglos. Calkins züchtete abermals lange Infusorienkulturen und konnte wiederum feststellen, daß nach einer gewissen Kette einfacher Teilungen die Lebenskraft haperte und die Uhr, bildlich gesprochen, anfing nachzugehen. Zur neuen Regulierung auf das richtige Tempo bedurfte es aber, so wurde diesmal offenbar, nicht immer jener Mischung von Individuen. In vielen leichteren Fällen genügte Abänderung der Nahrung und ähnliches schon. Von da aber war nur noch ein kleiner Schritt zu der Möglichkeit überhaupt, das Senilwerden der Teilgenerationen auch durch reine Sorgfalt der Pflege und systematische Abwehr störender Außeneinflüsse dauernd zu verhindern. Und auch diese Möglichkeit ist, soweit menschliches Ermessen zurzeit reichen kann, inzwischen von Jennings und Woodruff wirklich erwiesen worden. Sie haben Infusorien durch 2500 Generationen gezüchtet und kontrolliert. In diesem Falle trat weder Altersverfall ein noch Vermischung. Angemessene Diät, die jede Störung der Lebenshaltung ausschloß, genügte offenbar allein zur Selbstregelung der Lebensuhr. Man könnte natürlich annehmen, daß bei der millionsten oder billionsten Generation doch noch die Dinge haperten. Aber diese Annahme wäre eine durchaus willkürliche, die einstweilen dem schlichten Sachverhalt nicht entspricht.

August Weismann ist also heute der Ansicht, daß er trotz aller Fehden das Spiel gewonnen habe. In der kürzlich erschienenen Neubearbeitung seines Standardwerks, der „Vorträge über Deszendenztheorie", hat er dem auch beredten Ausdruck gegeben. Der Sieg seiner Grundthese bedeutet für ihn aber zugleich Sieg einer Folgerung, die er darangeknüpft. Wenn die einzelligen Wesen noch keinen natürlichen Tod kennen und kannten, so muß dieser Tod also erst innerhalb der organischen Entwicklung bei den vielzelligen Wesen entstanden sein. Er wäre keine Ureigenschaft des Lebens, sondern erst eine spätere Zutat. Was aber könnte sie bewirkt haben? Eine unheimlich gewaltige Frage! Weismann ist aber nun der Ansicht, daß unser menschliches Denken so konstruiert ist, daß es rein wissenschaftlich alle solche Entwicklungsfragen in der Natur nur lösen kann nach dem

Begriff „Nützlich“ oder „Unnützlich“. Die höheren Pflanzen und Tiere haben jenes Amöbenprinzip, das elterliche Wesen restlos in die Jungen aufgehen zu lassen, verworfen. In der Reife ihres Lebens produzieren sie bloß noch Keimzellen, aus denen die junge Generation erwächst. Sie selbst bleiben auch danach noch selbständig stehen. Warum leben auch sie als Eltern aber nun nicht unsterblich fort? Weil sie fernerhin überflüssig für die Erhaltung der Art sind, meint Weismann. Alles Überflüssige ist aber zuletzt unnützlich im Naturhaushalt und wird im Daseinskampf endlich weggezüchtet. Jede Funktion und jedes Organ schwindet, wenn sie für die Erhaltung der betreffenden Lebensform überflüssig werden. Franz Doflein, nach dem Rücktritt des ehrwürdigen alten Meisters jetzt Weismanns Nachfolger auf dem Freiburger Lehrstuhl für Zoologie, hat dagegen versucht, der Grundthese eine freundlichere Konsequenz für uns selbst zu geben. Wenn das Altern und der Tod keine Grundeigenschaften aller lebendigen Substanz sind, sondern bloß eine mehr oder minder äußerliche Zutat, die (wie jene Infusorienexperimente zu beweisen scheinen) wesentlich doch nur eine Abnutzungserscheinung durch Ungunst der äußeren Verhältnisse im unmittelbaren Effekt darstellt, so ließe sich ein erneutes änderndes Eingreifen durch unsre Intelligenz denken. Es werde zwar ein Phantom bleiben, das Menschenleben ins Unendliche zu verlängern. „Aber indem durch genaue Erforschung eine Anzahl der günstigen Bedingungen ausfindig gemacht werden und für ihre Wirksamkeit während der Entwicklung des Lebens des Individuums gesorgt wird, während möglichst viele Schädigungen ausgeschaltet werden, muß es möglich sein, die Abnützung des Körpers hinauszuschieben, seine Leistungen länger auf der Höhe zu erhalten und das Leben als Ganzes zu verlängern.“ In diesem Sinne seien die bekannten Ideale Metschnikoffs würdige Ziele für den Forschergeist. Ich meine aber, es sei das edelste Ziel dieses Geistes, was schon in diesen ganzen Fragestellungen und Folgerungen, wie immer sie sich klären mögen, selber hervortritt: der Weg vom Unscheinbarsten, wie es solche Amöbe darstellt, bis ins Herz uralter Menschheitsgeheimnisse.

Der Schiffer

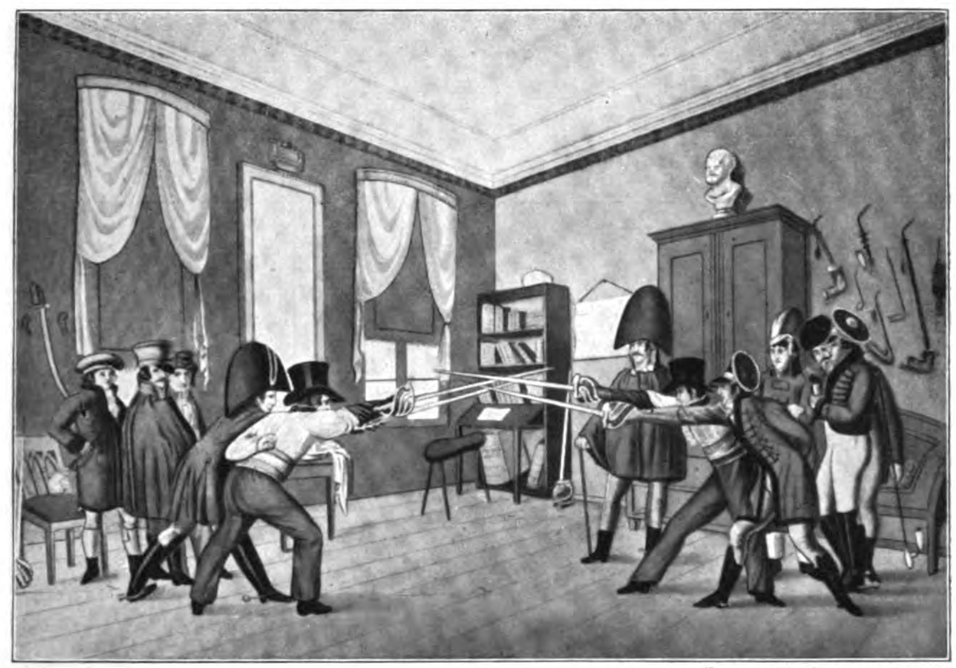
Vornüber an dem Taue treckt
Der Schiffer mit den Schifferknechten —
Zur Stahlhand sich die Finger flechten,
Und keuchend Knie und Knie sich streckt.

Die Zunge brennt — die Sonne gleißt —
Und störrisch folgt dem Seile nur
Stromauf der Kahn die Wasserspur —
Mit Schweiß der schwüle Weg sich speist.

Manch Fluchwort wird dem Kahn zum Lohne.
Des Schiffers Seele, sie nur schweigt
In leisem Lächeln. Tiefer neigt
Die frohe Schulter sich der Frone.

Mit ihm am Tau die Träume ziehn — —:
Ein Weib — sie hält in starker Hand
Das Steuer, aber unverwandt
Die Augen nur — sein Weib! — auf ihn —

Paul Richter



Verlag M. Hunger, Jena

Mensur. Nach einem Original aus dem Jahre 1780

Die Studentenmensur

Von Dr. Oskar Scheuer, Wien

Wer wird im Kollegium schwitzen,
Wem empört's nicht die Natur?
Wenn die blanken Hieber blitzen,
Wenn begrenzt ist die Mensur!

Die „Lust der Lieder und der Waffen", sie liegt in der Natur des deutschen Studenten seit alters her. Stets suchte Bruder Studio im edlen Waffenspiel die männlichen Tugenden der Tapferkeit und des Mutes zu erproben und zu entwickeln. Und trotz Antiduellbewegung und dergleichen mehr haben die Worte des Professors Rosenkranz (1837) auch heute noch ihre volle Gültigkeit: „In ganz Deutschland macht man sich vom Studenten kein andres Bild, als daß er zu fechten verstehe. Das Rapier ist ein von ihm unabtrennbares Akzessorium: ein eigner Zauber scheint in dem gefährlichen Stahl zu ruhen, obwohl die Zeit längst vorüber ist, wo der Student nie anders ging als mit dem Degen an der Seite . . ."

Damals zeigten freilich die studentischen Zweikämpfe auch ein andres Bild als heute. Sie hatten nichts von den modernen verfeinerten, ritterlichen Formen. Als sogenannte Renkontres kamen sie zustande und waren Raufhändel schlimmster Art. War eine Beleidigung geschehen, so folgte ihr die Austragung auf der Stelle ohne formelle Herausforderung, ohne Sekundanten. Es wurde auf Hieb und Stich gerauft, und das Publikum stand in angemessener Entfernung und sah dem Schauspiel zu.

Dieser verwilderten Fechtkunst machte Wilhelm Kreußler, der Urahn der berühmten Fechterfamilie zu Jena, ein Ende. Er und seine Nachfolger lehrten das reine Stoßfechten, das sich von Jena bald auf alle deutschen Hochschulen verbreitete. Gleichzeitig bildete sich ein ausgesprochen studentischer Komment aus. An Stelle der Renkontres traten regelrechte Herausforderungen zum Zweikampfe. Man trug die Sache auch jetzt noch auf der Straße oder auf dem Markte aus, meist aber traf man sich mit Sekundanten und Zeugen „vor den Toren", wo unter bestimmten Formen mit dem Stoßrapier gefochten wurde. Es ging dabei recht glimpflich zu. Die geringste Verletzung genügte zur Beendigung des

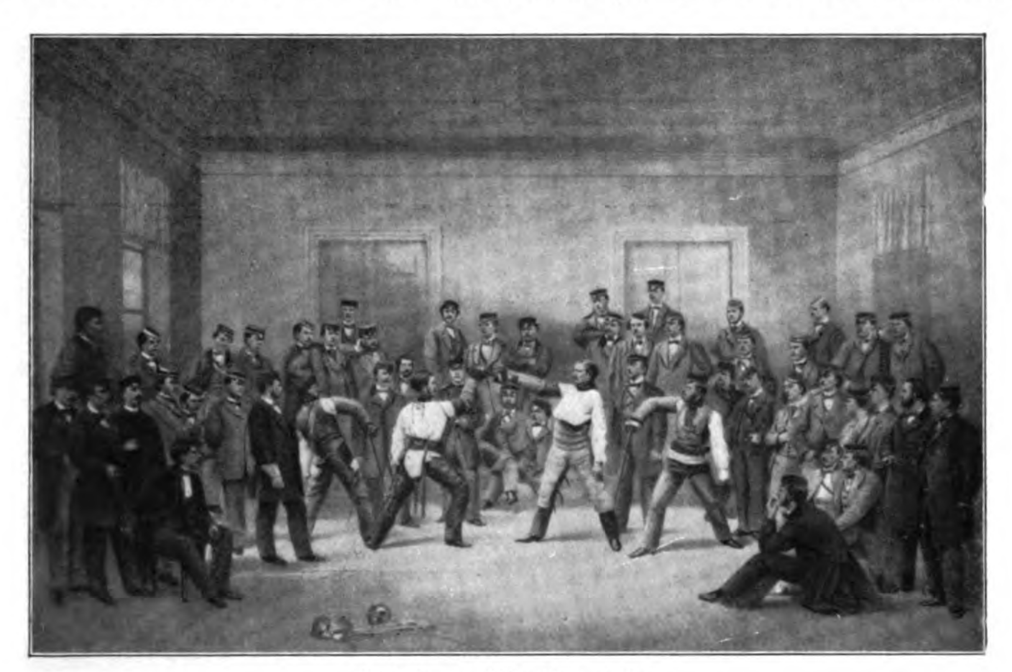
Kampfes. Gefährlicher wurden die Stoßmensuren, als zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an Stelle der „Stoßschläger“ mit großen Tellern die sogenannten „Pariser“ mit viel kleinerem Stichblatt traten. Die spitze Klinge des Parisers drang leicht in die Lungen — „Lungenfuchser“ nannte man derlei Verletzungen — und nicht selten blieb einer der Duellanten auf dem Platze. Wegen ihrer Gefährlichkeit erstanden der Stoßmensur immer mehr Feinde, und als sie im Jahre 1840 vom akademischen Senat der Universität Jena für kriminell erklärt wurde, verschwand sie allmählich ganz von der Bildfläche. Als ihr letztes Opfer fiel 1845 der Jenaer Burschenschafter Erdmannsdörfer, dessen Andenken fortlebt in den Schlußzeilen des schönen Liedes „Auf den Bergen die Burgen“, das sein Gegner gedichtet. An Stelle der Stoßmensur trat nun der Hiebkomment, ausgebildet und den Studenten gelehrt vom Jenaer Fechtmeister Roux. Statt mit dem Rapier wurde mit dem sogenannten „Schläger“ gefochten, und zwar unterschied man den Korbschläger, entstanden aus dem alten Raufdegen (Korbdegen) und den Glockenschläger, der sich aus dem Jenaer Stoßschläger entwickelt hatte. Dieser Unterschied besteht auch noch heute. Zumeist wird aber auf Korb gefochten, auf Glocke schlägt man nur mehr in Berlin, Greifswald und Königsberg.

Die Art des Hiebfechtens war damals eine ganz andre als heutzutage. Man focht damals mit dem Schläger so wie heute mit dem Säbel, die Klingen in Terz gebunden. Von einem festen Stand war keine Rede, man durfte vor- und zurückgehen, ja sogar rotieren.



Münchener Stoßmensur 1835. Nach einem Gemälde von H. Stubenrauch

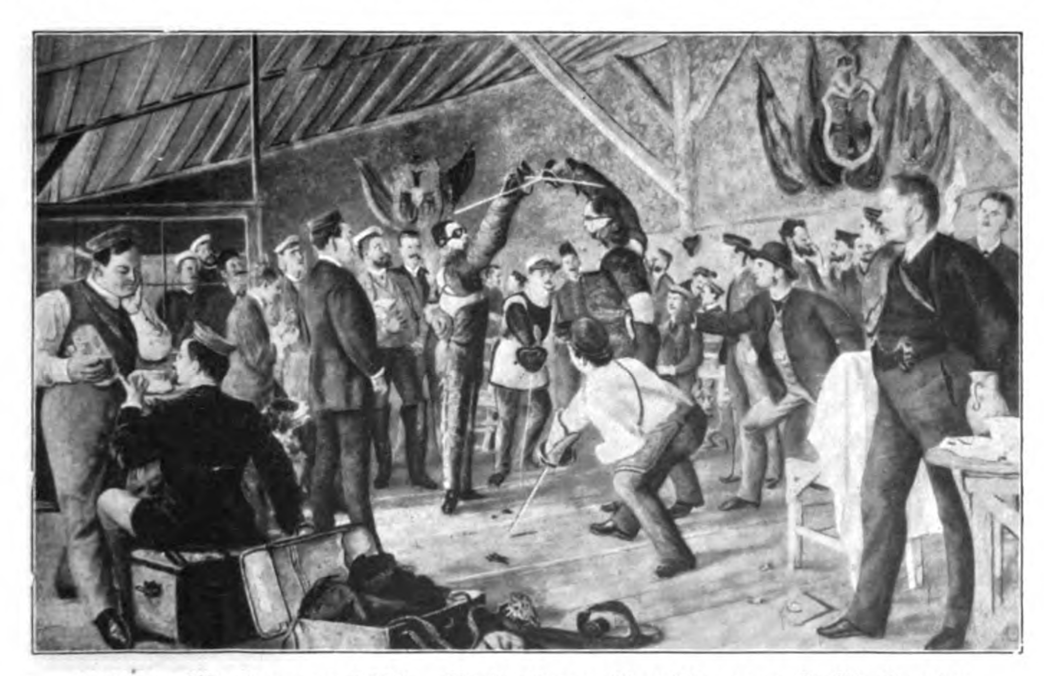
Die Bandagen bestanden aus einem Paukschurz (seit Ende der zwanziger Jahre kam dafür die Paukhose auf) zum Schutze des Unterleibes, einem Handschuh und einer Krawatte aus Seide für den Hals. Den Arm schützten ein Lederstulp oder sogenannte Wickelbinden. Auf dem Kopf trug der Paukant in den ältesten Zeiten einen „Paukhut“ (auf den deutschrussischen Hochschulen einen Helm mit messingenem Kamm, der auch heute noch üblich ist), später



Göttinger Mensur 1861

(um 1820) eine wattierte Mütze mit großem Schirm zum Schutze der Augen. Doch gab es auch Forderungen „auf kleine Mützen" und solche „ohne Mützen".

Als dadurch öfters Augenverletzungen vorkamen, suchte der Heidelberger Paukdoktor, der bekannte Immisch, diese Gefahr durch eine Paukbrille (1857) zu beseitigen. Der Versuch gelang, und bald verbreitete sich die Brille auf alle deutschen Hochschulen, wo sie auch heute noch bei jeder Schlägermensur in Verwendung tritt. Dadurch verschwanden die Mützen von den Häuptern der



Wiener Mensur um 1880. Nach einem Gemälde von J. M. Kupfer



Wiener Mensur um 1910

Paukanten, und nur mehr die heutige Sekundantenmütze mit ihrem breiten Schilde erinnert an sie.

Mit der Einführung der Paukbrille war der erste Schritt zur heutigen modernen Mensur getan. Dazu kam noch die Errungenschaft der aseptischen respektive antiseptischen Wundbehandlung, und nun wurden die Ansprüche an die Paukanten in bezug auf Stellung, Haltung, Parade und so weiter gesteigert, die Gefahr der Mensur aber um vieles verringert. Und eine schwere Abfuhr, die uns Stubenrauch so wunderbar naturgetreu auf dem Bilde wiedergibt, ist heute weniger gefährlich und schmerzhaft für den Betroffenen selbst als für seine Korporation, für deren Paukbuch sie ein beträchtliches Minus ergibt.

So sehen wir die studentische Mensur sich allmählich aus dem Duell entwickeln, zu einer besonderen Anwendung des Duellbegriffes werden. Sie ist die Äußerung der spezifisch studentischen Ehrenhaftigkeit, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß jeder, „den der Burschengeist durchdrang", es für natürlich und selbstverständlich erachtet, seine Ehre stets mit der Waffe zu verteidigen. Und so dient der Schläger auch heute noch vielfach dazu, Ehrenhändel auszutragen. Der Hauptsache nach aber bezweckt die Schlägermensur, die Bestimmungsmensur, neben der körperlichen Sportübung auch die Schulung seelischer Faktoren, wie Willensstärke, Charakterfestigkeit, Energie, Mut und Ausdauer.

Letzteren Momenten, der Ehrenhaftigkeit und den durch sie an den einzelnen gestellten Anforderungen entspricht es, daß die „schlagenden" Korporationen von jeher niemand in ihren engeren Verband aufnahmen, der sich nicht auch auf Mensur vorher bewährt und den Tatbeweis physischer und moralischer Waffenfähigkeit erbracht hatte. Und daraus entwickelten sich die heute üblichen Bestimmungsmensuren, Waffenspiele, zu denen die einzelnen aktiven Mitglieder der Korporationen von dem Paukwart „bestimmt", das heißt mit gleichwertigen Fechtern einer andern Korporation zusammengestellt werden, Waffenspiele, über die wir uns nicht besser auszudrücken vermögen als mit den Worten des bekannten Geschichtschreibers und Publizisten Heinrich von Treitschke, der den Studentenmensuren in einer seiner Schriften schon vor Jahren folgende gewiß auch heute noch zutreffende Charakteristik widmete:

„Zur Ausbildung der Charakterstärke, der Entschlossenheit gehört nicht bloß, daß man sich in Gefahr begibt und



Verlag J. J. Weber, Leipzig

Schlägermensur. Nach einem Gemälde von Otto von der Wehl

erträgt, was man nicht ändern kann, sondern auch, daß man den Gegner kaltblütig, wenn auch loyal, also ohne tückisches Lauern, das von je für unanständig galt, doch mit Geschick überwinden oder seinen unvermeidlichen Sieg möglichst einschränken lernt. Wir meinen, die Männer, die vor zwanzig bis dreißig Jahren auf der Universität gefochten und später geholfen haben, den Landesfeind niederzuwerfen, haben bewiesen, daß Anwendung der erlaubten Hilfsmittel mit selbstlosem Drangeben der eignen Person sehr wohl vereinbar ist."



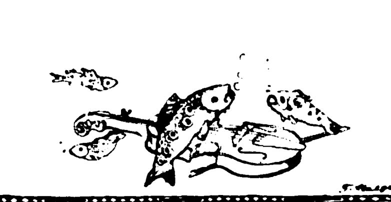
Schwere Abfuhr. Nach einem Gemälde von H. Stubenrauch



APPASSIONATA

Von

HUGO SALUS





Geſtern hat der große Taſtenmeiſter
Die Appaſſionata euch beſchert.
Tauſend kamen, werktags wüſt beſchwert,
Tauſend gingen freier, froher, dreiſter.

Steht in jedem Haus heut ein verwaiſter
Flügel einſam, ſtumm in ſich gekehrt:
Wer den Meiſter geſtern fromm gehört,
Rührt heute keine Taſte, ſcheut die Geiſter.

Aber morgen werden feurig jung
Tauſend Finger in die Taſten greifen,
Jeder hat des Meiſters Kraft und Schwung,

Jeder fühlt ſich zur Vollendung reifen . . .
Der Akkord mißlingt, und auf den Taſten
Werden tauſend ſchwere Hände laſten . . .



Ernst Liebermann: Modellpause

Affengeschichten

Selbsterlebtes von Emmy Mühe (Bremen)

In Indien war es, wo ich mich während der heißen Jahreszeit im Nainital, einer herrlich gelegenen Sommerfrische hoch oben im Himalaja, aufhielt. Ich saß eines Morgens in der Veranda unsers Bungalows (Hauses) und verzehrte, gemütlich dabei lesend, mein Chota hazri — das ist das kleine erste Frühstück um sechs Uhr morgens, meistens im Bette eingenommen, bestehend aus Tee, Toast und Früchten. Als ich gerade ein Stück Toast zum Munde führen will, fährt plötzlich ein haariger Arm hinter meinem Rücken hervor, dicht an meinem Gesicht vorbei, und schwupp, wird mir mein Toast entrissen. Ich wende mich hastig um und sehe, wie ein großer grauer Langur (Affe) sich behend mit seinem Raube in die Bäume schwingt, die unser Haus an drei Seiten umgeben, während die vierte Seite schroff emporsteigender Fels ist, aus dessen Spalten zarte Farne in wehenden Schleiern und duftende, leuchtende Iris hervorsprießen. Lachend drohe ich dem zähnefletschenden Tiere, das nun in größter Gemächlichkeit meinen Toast verzehrt.

Am nächsten Morgen wiederholte sich dieselbe Szene, und nun hielt ich dem Affen, sobald er sich blicken ließ, Bananen und andre Früchte hin, die er mir auch aus der Hand riß, zuerst noch scheu und hastig aus größerer Entfernung, schließlich aber zutraulich, ganz nahe herankommend. Ich erschreckte ihn nie durch hastige, abrupte Bewegungen und sprach immer freundlich und ruhig mit ihm, was er sich häufig mit schiefem Kopfe und blinzelnden Augen, sehr ernsthaft dreinschauend, anhörte, als verstünde er jedes Wort. Sah der Affe dabei weise aus!

Nach vielleicht vier Wochen war er so zutraulich geworden, daß er sich höchst gravitätisch neben mich setzte und vergnüglich die Früchte schmauste, die ich ihm reichte. Manchmal nur stieß er mich ganz sanft an, wenn ich ihm noch mehr geben sollte, und er nickte dann dazu mit dem Kopfe und blinzelte mich so recht verständnisinnig an, als wenn er sagen wollte: „So ist's recht, wir beide verstehen uns gut." Er war eben ein Prachtkerl, der dem Affengeschlecht große Ehre machte.

Unsre Freundschaft erhielt leider einen Riß, als eines Tages der große Hund eines meiner Bekannten laut bellend in die Veranda stürmte und meinen grauen Freund verscheuchte. Er ließ sich nun zu meinem Bedauern nicht wieder bei mir blicken, nur zuweilen sah ich ihn scheu und mißtrauisch aus den Bäumen herablugen, um dann sofort wieder zu verschwinden.

Auf meinen Spaziergängen und -ritten passierte es mir manchmal, daß die grauen Affen des Himalaja, die sich häufig in großen Scharen in wenig besuchten einsamen Gegenden, wohin es mich immer wieder zog, in den Bäumen umhertrieben, mich mit Blättern und kleinen Zweigen bombardierten oder mir meinen Hut zu entreißen suchten und sonst noch allerhand Possen trieben. Auch brachten sie oft mein Pferd, einen heißblütigen, sehr schönen silbergrauen Araber, zum Scheuen, indem sie ihm dicht vor seiner Nase plötzlich einen Ast emporschnellten. Mein Pferd nahm das stets sehr übel auf mit Hinten- und Vornausschlagen, unangenehmen Bocksprüngen und einem tollen Davonjagen, so daß es mir nicht leicht wurde, im Sattel zu bleiben. Ich verspürte dann eine verfängliche Neigung, meinem Tiere zärtlich um den Hals zu fallen oder ihm durch zu scharfe Zügelung das weiche Maul zu verderben. Wenn es sich nach

dem Schrecken im wilden Davonlaufen ausgetobt hatte, beruhigte es sich bei gütlichem Zureden und Streicheln nachher bald wieder. Drohte ich dann den Affen mit der Reitpeitsche, so schnitten sie mir Gesichter, schalten auf mich herab oder flohen mit großem Geschrei, sich flink von Baum zu Baum schwingend.

Ein zahmer Affe, den ich zum Geschenk erhielt, machte mir anfangs vielen Spaß. Sehr komisch sah es aus, wenn er bedächtig und ernsthaft mit mir im Zimmer Arm in Arm auf und ab wanderte, seine Kette gleich einer Schleppe graziös emporhaltend. Ein alter Hut von mir, den er verkehrt herum auf den Kopf gestülpt hatte, schwankte ihm immer wieder auf die Nase herab, zwischendurch liebäugelte er eitel mit seinem drolligen Spiegelbilde, das er in der ersten Zeit noch aufmerksam betastet hatte, oder er gebrauchte einmal wieder alle viere, den Hut dabei zwischen den Zähnen haltend, raste auch wohl in toller Laune an den Vorhängen empor, um sich dann an seinem Schwanze von der Stange herabzulassen. Eines Morgens in mein Ankleidezimmer tretend, finde ich ihn, mit meiner Frisierjacke angetan — er hatte sich diese gleich einem Beinkleide über die Hinterbeine gezogen —, vor meinem Toilettentisch sitzen. Er benutzte eifrig meinen Kamm und die Haarbürste und bewunderte grinsend mit Hilfe meines Handspiegels seine hintere Haarfrisur. Auf den für ihn zu niedrigen Stuhl hatte er mein hübschestes seidenes Kissen gelegt. Der Schlauberger dachte wohl, für ihn sei das Beste gerade gut genug! Er war zuweilen Zuschauer gewesen, wenn ich mich frisierte, nun mußte er es mir nach echter Affenmanier natürlich nachmachen, solch ein Aff! Ich verschloß von jetzt an meine Sachen und gab ihm Kamm und Bürste zum eignen Gebrauch, denn diese Gütergemeinschaft war doch nicht nach meinem Geschmack.

Gar böse konnte er werden, wenn ich Briefe schrieb. Er versuchte mir dann Feder und Papier zu entreißen oder setzte sich auch wohl blitzschnell mit kühnem Sprunge mitten hinein in das Geschriebene; einmal sogar goß er mir den ganzen Inhalt des Tintenfasses über meinen kaum begonnenen Brief, nach welcher Missetat er sich schleunigst hinaus auf einen Baum rettete, von dem er nun mit drollig-kläglicher Miene sich meine Strafpredigt anhörte. Auch liebte er es nicht, wenn Besuch kam. Stets hockte er dann mit so recht gelangweiltem oder auch mürrischem Ausdruck in einer Ecke. Sprach man dann mit ihm, so drehte er einem brüsk den Rücken zu. Höflichkeit und mein Affe existierten eben nicht füreinander. Einem Besucher der ihn einstmals neckte, gab er eine gepfefferte Ohrfeige, und noch lange nachher knurrte er diesen zähnefletschend an, sobald er ihn erblickte. Mein Pferd und der Affe waren erbitterte Gegner. Das erstere schnob immer zornig, tänzelte unruhig hin und her und schnappte nach dem Affen, da dieser alles, was er fassen konnte, ihm an den Kopf warf und ihm gern Haare aus dem Schwanze riß, um es damit zu kitzeln. Eines Morgens sprang er gar meinem vor der Veranda wartenden gesattelten Pferde auf den Rücken, es zwickend und wütend an der Mähne reißend, so daß es hochstieg, ausschlug, sich im Kreise drehte und laut schreiend wieherte. Der Affe aber flüchtete auf das Dach der Veranda und ließ sich an diesem Tage nicht wieder blicken. Ich gab ihn dann am nächsten Tage fort, denn ich wollte es nicht auf weitere solch böse Streiche ankommen lassen. — Nie kann ich den Anblick eines versehentlich angeschossenen Äffchens vergessen. Der junge englische Offizier, dem dies passiert war, kam blaß und traurig darüber zu uns und bat, wir möchten doch die Wunde auswaschen. Tränen kamen mir in die Augen, als das Tierchen so kläglich den Kopf wandte, sich erschreckt die Wunde besah und dann wie ein Kind schluchzte und wimmerte, wobei ihm die dicken Tränen aus den uns hilfeflehend anblickenden Augen rannen, die es sich mit den kleinen Händen abtrocknete. Es starb, da die Wunde tödlich war.

An einem schönen, klaren Tag im September war es, als wir etwa dreißig Gäste zum Tennis erwarteten. Unterhalb unsers Hauses auf einem Plateau, im Schatten von hohen Deodaren, Pinien und fremdartigen dichtbelaubten Bäumen, an denen sich Konvolvulus, Lianen und schmarotzende Farne emporrankten, stand bereits eine lange Tafel gedeckt mit allerhand guten Sachen, zu deren Bewachung ein Diener daneben

an der Erde hockte. Der zarte Duft von Rosen, mit denen unser Bungalow förmlich überschüttet war, schwebte in der Luft, blauschillernde Felsentauben umkreisten flügelrauschend das Felsgestein, die Sonne strahlte lachend vom wolkenlosen, türkisfarbenen Himmel hernieder und warf glitzernde Reflexe auf die fleckenlose Weiße der Schneeberge, die, hoch emporragend in schweigender Majestät, einen wirkungsvollen Hintergrund bildeten. Nichts regte sich, eine lautlose Stille ringsumher. — Da plötzlich ein lautes Geklirr und Gelärme. Ich war gerade beim Ankleiden und eilte nun erschreckt hinaus in die Veranda, von der man auf das Plateau herabsehen konnte. Zuerst stand ich wie gelähmt, dann aber Tränen lachend da. War das ein komischer Anblick! Eine Schar grauer Affen, herbeigelockt durch die vielen Süßigkeiten, hatte sich über alles hergemacht, und sie hielten nun als ungebetene Gäste ein herrliches Festmahl, das ihnen vorzüglich zu munden schien. Das war ein Schlecken und Schlucken, ein Sich-die-Backen-Vollstopfen und Schmatzen! Dort tauchte ein Affe tief hinein in eine Cremeschüssel und zog schmunzelnd die Pfote durchs Maul, hier schlürfte einer eine Geleeschüssel leer, ein andrer hielt liebäugelnd einen Topfkuchen in die Höhe und biß dann große Stücke heraus. Wütend balgten sich zwei der Affen um eine Weinkaraffe, die dabei natürlich in tausend Stücke zerschellte und nun der Affen Fell anstatt ihre Mägen tränkte. Ein großer, alter Affe drückte gar zärtlich eine Kristallschüssel voller Schlagsahne an sein Affenherz, weiße Ströme, die an ihm herabflossen, eifrig abschleckend. Zwei junge hatten sich über das Fruchteis hergemacht, das sie jedoch prustend und Grimassen schneidend wieder ausspien.

Plötzlich kam mir der Gedanke: in kaum einer Stunde sind unsre Gäste da, und was dann? Ich rief nun das die Klingeln ersetzende „Khui hai!" — ist da jemand? Aber kein Diener war zu sehen. Wahrscheinlich nahm er erst wieder einmal einen Zug aus seiner Hookah, der Wasserpfeife, in seinem Hause, das weiter unten am Berge, gleich allen Wohnungen unsrer zahlreichen indischen Dienerschaft, hinter Mauern verborgen lag. Meine Aja, die indische Dienerin, holte nun einige der Diener herbei, und bald verschwanden die Affen mit großem Geschrei, noch aus den Bäumen herab ihre Verfolger mit geraubten Kuchen bombardierend. Wir sandten nun schleunigst nach der Offiziersmesse und dem englischen Klub, zu Freunden und Bekannten, um Ersatz für die geraubten und verdorbenen Sachen zu erhalten. Das gab dann ein Lachen und Scherzen beim Verzehren der bunt zusammengewürfelten Speisen, als wir unsern Gästen von der Tragikomödie erzählten, welche die Affen aufgeführt hatten.

Wir blieben bis Mitte Oktober im Gebirge, dann siedelten wir nach Lahore, einer Stadt in den Nordwestprovinzen, über, wo jetzt eine ziemlich erträgliche Temperatur herrschte. Hier fuhren wir häufig Sonntags hinaus nach einem Affenhain, weit außerhalb der Stadt gelegen, wo es von Affen wimmelte. (Die Affen sind bekanntlich den Indern heilig, der Affengott Hanuman, dem viele Tempel errichtet sind, gehört zu den höheren Gottheiten. Wehe dem, der einen zum Tempel gehörenden Affen töten wollte!) Hielt dann im Haine unser Wagen, so kamen sie herbei, große und kleine Affen, auch die kleinsten auf den Armen ihrer Mütter; sie kletterten auf das offene Verdeck, auf den Wagentritt, sogar zu uns in den Wagen kamen sie, hockten sich zutraulich neben uns auf den Sitz und zu unsern Füßen nieder und ließen sich die ihnen mitgebrachten Früchte und andres mehr gut schmecken, wobei sie sich gegenseitig oft die besten Bissen fortrissen. Da ihnen durch die Menschen nie ein Leid zugefügt wird, so fürchteten sie diese auch nicht. Nur die Schlangen fliehen sie, deren Zischen sie in zitternde Angst versetzt. — Hatten wir die Affen schließlich mit sanfter Gewalt wieder aus dem Wagen geschoben und fuhren davon, so trollten wohl einige noch eine Zeitlang neben uns her, kehrten dann aber bald um, zurück nach ihrem heiligen Haine, wo sie am Teiche unter schönen alten Bäumen ein beschauliches Dasein führten.



Diefenbach auf Capri

Von

Otto Köhler

Wiederum befand ich mich auf der Fahrt gen Süden. Gleich dem Zugvogel hatte mich's fortgetrieben aus dem kalten, unwirtlichen Norden. Ich wollte dem Frühling, der lachenden „Primavera", entgegeneilen.

Und so stand ich eines Morgens an der Reling des Dampfers, der mich durch die blauen, rotschimmernden Fluten des Meeres trug. Der schönste Busen der Welt, der Golf von Neapel, hatte mich schmeichelnd umfaßt und ließ mich nicht mehr los.

Sinnbetörend, berauschend wirkte das Bild, das meine Augen schauten. Zur Rechten wirbelte aus der Riesenesse der Vesuv seine weißen Rauchwolken in den Azur, zur Linken erhoben sich die malerischen, mit Orangenwäldern und Pinienhainen bekränzten Felsenufer von Castellamare und Sorrent, und gerade vor mir erschien wie eine Fata Morgana Capri, das dem Meere entstiegene Traumland, die Insel der Glückseligen.

Es ist die blaue Blume des Glücks. Wen die Götter liebhaben, dem ist sie



Karl Wilhelm Diefenbach:



ein Segen. Und wen sie verderben wollen, dem ist sie die blendende Giftblume, deren Duft betäubt und Untergang verbreitet. Cäsaren, Kaiser und Könige, Reiche und Arme fanden hier Genesung, Glück, Tod oder Leben.

Mit solchen Gedanken betrat ich die seltsame Insel, auf der ich seltsame Menschen kennen lernen sollte. So mancher von ihnen war nur auf Tage, auf Wochen gekommen. Aber er fand kein Zurück mehr. Der Zauber, die Pracht der Natur hatten ihn gepackt. Die weiche, warme, mit Sinnenlust geschwängerte Luft hatte seine Energie gelähmt. Er war unterlegen. Er vergaß sein Vaterland. Er blieb auf Capri.

So und nicht anders war es dem Maler Diefenbach ergangen.

Wie es bei uns nur eine weinende, so gibt's hier nur eine lachende Armut. Bei all ihrem Schmutz, bei all ihrer Armseligkeit sind hier im Süden vielleicht die glücklichsten Menschen. Unter den warmen Strahlen der alles vergoldenden Sonne sind's lachende Kinder. Lebensfreude! Sie allein gedeiht in einem gesunden Körper. Und das ist der Leitfaden, die Philosophie, die aus Diefenbachs Werken spricht. „Per aspera ad astra!" „Göttliche Jugend!" sind die Höhepunkte seines Schaffens. Es ist ein Klingen und Singen, ein Traum von Schönheit in diesen Silhouetten, diesen nackten tanzenden Kindergestalten, diesen entzückenden Blumengeistern und Lichtelfen. „Helios", der Lichtgott, ist ihm der Inbegriff, der Zweck seines Erdenwallens. Ihm hat er seine Kunst geweiht.



Per aspera ad astra



Als ich unweit des „Katers Hiddigeigei“ neben der berühmten Piazza Diefenbachs Villa betrat, deren äußere Wände er mit zahllosen Silhouetten geschmückt, fiel mir in der Halle sofort ein großes Gemälde auf: die Vision eines Christuskopfes mit brechenden Augen. In dieses Bild hat der Künstler seine Seele gelegt, den Glauben an Gott und die Ewigkeit.

Und wiederum ist's die Musik, der er grenzenlose Verehrung entgegenbringt. Nie vergesse ich den Eindruck, den ich von einem solchen Bild empfing: auf dem Krankenbett liegt ein sterbender Knabe. Im letzten Aufflackern seiner Lebenskräfte umklammert er angstvoll die geliebte Geige, den Freund, den er auf Erden zurücklassen soll. Zur Seite steht ein Engel, bereit, die entschwindende Seele emporzutragen.

Ein andres Bild: Auf ragender Felsklippe am Ufer des Meeres steht ein nackter Knabe. Sein Haar flattert im Winde. Der Sturm heult. Die Brandung donnert. Die See wütet. Wogen spritzen empor. Wie eine biegsame Weidengerte steht die jugendliche Gestalt. Stolz und aufrecht, fröhlich, mit ausgebreiteten Armen bietet der Knabe dem finsteren Schicksal, dem Sturm des Lebens die Brust.



Karl Wilhelm Diefenbach †

Hier der Lebensgang. Karl Wilhelm Diefenbach wurde 1851 zu Hadamar in Nassau geboren. Sein Vater war Maler und Gymnasialzeichenlehrer. Schon während seiner Schulzeit malte der Sohn unter Anleitung des Vaters. 1872 kam er nach München und besuchte die Akademie der bildenden Künste. Er war in bedrängten Verhältnissen. Die Mittel zum Lebensunterhalt mußte er jahrelang durch übermenschliche Anstrengungen aufbringen. 1885 zog er nach einem verlassenen Steinbruch bei München. In dieser Einsamkeit lebte er als Naturapostel und Vegetarier drei Jahre mit Frau und Kindern. In dem Münchener Sittenroman „Was die Isar rauscht“ hat M. G. Conrad den Maler Diefenbach so geschildert. 1889 und 1891 veranstaltete der Künstler in München eine Ausstellung seiner Gemälde, darunter einen Zyklus: „Das wiedergefundene Paradies“. Auf Einladung des Österreichischen Kunstvereins eröffnete er dieselbe Ausstellung 1892 mit außerordentlichem Erfolge in Wien. 1895 ging Diefenbach mit seiner Familie längere Zeit auf Reisen, die sich bis nach Ägypten und in die Wüstenlandschaften Afrikas erstreckten. 1897



kehrte er nach Wien zurück. 1898 kam dort wieder eine Ausstellung seiner Bilder zustande. Das Jahr 1899 brachte eine solche zu Triest. Seit 1900 lebte Diefenbach in Italien. Die Hygieneausstellung zu Neapel im Jahre 1900 bot ihm Gelegenheit zum Ausstellen seiner Riesengemälde: „Du sollst nicht töten!“ und „Frage an die Sterne“, die viel Bewunderung fanden.

Das Beste aber, was der Künstler geschaffen, sind wohl seine Silhouetten. Sie spiegeln sein ganzes eigenartiges Wesen wieder, sie offenbaren sein Streben nach dem Wahren, Schönen, Guten, für das er unerschrocken mit seiner ganzen Persönlichkeit eintrat.

Nun hat der Allbezwinger Tod dem Wirken des erst Zweiundsechzigjährigen ein Ziel gesetzt. Am 15. Dezember des vergangenen Jahres endete sein Erdenwallen, und Capri, seine zweite Heimat, ist auch seine letzte Ruhestätte geworden.

Sein Geist aber lebt in seinen Werken fort, um der leiblichen und seelischen Gesundung, der Veredelung des Menschengeschlechtes zu dienen.



Silhouetten von Karl Wilhelm Diefenbach

Tiefeinsamkeit

Von

Carl Busse

Tiefeinsamkeit, noch immer machst du mir seltsam bang,
Das ist zu jener Stunde, da sonst ich sang und trank.
Fern lachen meine Freunde bei Gelag' und Wein,
Ich bin mit meiner Seele so lange schon allein.
Monate schon und Jahre . . . das dritte jährt sich bald.
Ich höre nur mich selber, hör' nur Wind und Wald.
Die beiden rauschen, rauschen . . . neigen und grüßen sich,
Sie werden immer lauter und immer stiller ich.
Mir ist schon oft so kühle, als wär' ich aus der Zeit
Entlassen und verbunden nur noch der Ewigkeit.
Und doch macht mich ein Brennen, in Wonn' und Weh noch blind,
Mein Herz ruft's in die Wälder, mein Herz ruft's in den Wind:
O Einsamkeit, du tiefe, du scharfes Bad von Stahl,
Du Wiege meiner Freuden, Wehmutter meiner Qual,
Du trägst auch all mein Hoffen, der Zukunft Preis und Ziel,
Die Sehnsucht meiner Nächte — o Gott, wie trägst du viel!

Früh nur...

Von

Josef Kirtir

Früh nur, wenn die Seele klebt
Noch am Saum des Morgentraumes,
Wenn die Wimper kaum sich hebt
Scheu im Dämmerlicht des Raumes,

Da kommt's mir zuweilen vor,
So im ungewissen Scheine:
Daß ich dich nicht ganz verlor,
Daß du mein und ich der deine.

Dämmerung

Von

Herbert Stegemann

Abend liegt auf stiller Heide,
Dämmerung auf grauem Moore,
Festgebannt in langem Leide
Träumen schwere Wolkenflore.

Suche, wandre, haste, scheide,
Harre vor verschloßnem Tore —
Abend liegt auf stiller Heide,
Dämmerung auf grauem Moore.



Kultur der Gegenwart





Literatur



Der Verlag von Brockhaus in Leipzig erwirbt sich ein dankbar anzuerkennendes Verdienst durch die Herausgabe einer zweibändigen Auswahl der „Wanderjahre in Italien“ von Ferdinand Gregorovius. Der Auswähler H. H. Houben hat aus den fünf Bänden der vollständigen Ausgabe mit gutem Verständnis die inhaltlich und darstellerisch wertvollsten Aufsätze zu zwei handlichen Bänden gesammelt, die besonders den Italienreisenden als anregende Begleiter zu empfehlen sind. Ich nenne vornehmlich den geradezu klassischen Aufsatz über Ravenna, den über die Abruzzen, die Campagna von Rom, Neapel und den, von allen Arbeiten des großen Kenners und Darstellers italienischer Menschen und Dinge noch heute bekanntesten, über die Insel Capri. Gregorovius war einer unsrer sehr wenigen grundgelehrten Prosaschreiber, die sich der durch eine mehr als zweitausendjährige Erfahrung erwiesenen Tatsache vollbewußt waren, daß nach dem feinen Worte Rankes auch in der wissenschaftlichen Literatur nur die „schönen Bücher“ dauern, das heißt nur die schön im besten Sinne des Wortes geschriebenen Bücher. An seinen Verleger F. A. Brockhaus hat Gregorovius schon 1855 geschrieben: „Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, Neues zu geben, soviel ich kann, und dieses in einer Form und Sprache, welche mir die Kritik wird anerkennen müssen, denn nicht umsonst will ich mir im Süden den Formensinn gebildet haben.“ An wie wenigen deutsch geschriebenen Werken mit noch so gewichtigem Inhalt findet auch der künstlerische Sinn volles Genügen? Gregorovius zu lesen ist mir stets ein ähnlicher Genuß gewesen wie der Umgang mit den großen französischen und englischen Geschichtschreibern! Inhalt vergeht, Form besteht, ich meine natürlich in der Wissenschaft, deren Inhalt meist schon nach einem halben Menschenalter nur noch in der Geschichte der Wissenschaft, nicht mehr in der lebendigen Wissenschaft selbst eine Rolle spielt. Gregorovius ist schon jetzt ein Klassiker der deutschen Prosaliteratur, obgleich die unerbittliche Zeit den wissenschaftlichen Wert seiner rein geschichtlichen Darstellungen zu mindern begonnen hat. — Die im Anhange von Houben beigefügte Schilderung des Lebensganges des Verfassers, der Geschichte Roms und der Wanderjahre in Italien ist für seine italienische Lebensspanne vortrefflich, dagegen leider für die Zeit, in der die Geschichte der Stadt Athen entstand, gar zu karg. Hoffentlich ist dieser schönen Ausgabe recht bald eine neue Auflage beschieden, worin die bedauerliche Lücke ausgefüllt werden kann.

*

Zu den hervorragendsten und gehaltvollsten neuen Erscheinungen auf wissenschaftlichem Gebiete gehört die Sammlung „Das Weltbild der Gegenwart“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), herausgegeben von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt. Der Untertitel verspricht und die bisher erschienenen Bände halten das Versprechen, einen „Überblick über das Schaffen und Wissen unsrer Zeit in Einzeldarstellungen“ zu geben. Sammlungen wie diese sind heute eine unbedingte Notwendigkeit für jeden, der sich auf einer gewissen Bildungshöhe erhalten will, aber, wie das ja selbstverständlich ist, nicht die Möglichkeit hat, sich aus der ungeheuren Literatur über alle wichtigsten Wissenszweige so zu unterrichten, daß er ein Weltbild der Gegenwart gewinnt. Die zwei bisher erschienenen Bände: „Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde“ von Ferdinand Meisel und „Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert, vom deutschen Standpunkt aus betrachtet“ von Richard M. Meyer, erfüllen ihre Aufgabe, soweit das im Rahmen eines noch handlichen Bandes möglich ist. Richard Meyers Buch reizt vielfach zu lebhaftem Widerspruch, aber auch dies ist doch mehr ein Vorzug als ein Mangel. — In der Stunde, da ich dies schreibe, erscheint noch ein dritter Band des Sammelwerkes: „Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II.“ von Wilhelm von Massow, ein überaus belehrungsreiches Buch, das auch von



Kultur der Gegenwart



solchen, die nicht auf Massows politischem Standpunkt stehen, mit Gewinn benutzt werden kann.

*

Im Verlage von S. Fischer in Berlin gibt Paul Schlenther Otto Brahms „Kritische Schriften über das Drama und Theater“ gesammelt heraus — gesammelt, aber natürlich nicht vollständig, sondern in einer liebevollen Auslese. Brahms Lebenswerk wird auch dann nicht ganz untergehen, wenn seine Tätigkeit als Leiter des Deutschen Theaters einst in einer fernen Vergangenheit liegen wird. Ja, wer weiß, ob man es dann nicht beklagen wird, daß dieser feine kritische Kopf die schaffenskräftigsten Jahre an das Theater, statt an die dauernde wissenschaftliche Arbeit gewandt hat.

*

Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, wohl aber hebt sie bei unserm jetzigen wissenschaftlichen Betriebe die verwelkten Kränze liebevoll auf und sorgt dafür, daß die größten Mimen nicht für immer spurlos in die Versenkung der Bühne hinabgleiten. Monty Jacobs gibt im Leipziger Inselverlage einen Sammelband „Deutsche Schauspielkunst“ heraus, Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen, mit wertvollem Bilderschmuck und in einer Auswahl, die dem Geschmacke des Herausgebers Ehre macht.

*

Von Anton Bettelheim, einem unsrer besten Lebensbeschreiber, erscheint im Paetelschen Verlage zu Berlin ein Band vermischter Reden und Aufsätze: „Biographenwege“. Schriftsteller wie Bettelheim haben nicht nur das Recht, sondern die literarische Pflicht, ihre kleineren Arbeiten, selbst wenn diese in vielen Fällen nur Gelegenheitsarbeiten waren, durch einen Sammelband vor dem Verstieben zu retten. Seine Aufsätze über Tegetthoff, Marie von Ebner-Eschenbach, J. V. Widmann, Auerbach und Anzengruber werden erst durch diesen Band dem allgemeinen Leserkreise zugänglich.

*

Einen der gewichtigsten Beiträge zur Kunde von Beethoven bringt das prächtige zweibändige Werk von Friedr. Kerst: die „Erinnerungen an Beethoven“ (Stuttgart, Julius Hoffmann). Mit einem Sammlerfleiß ohnegleichen hat Kerst, einer unsrer gründlichsten Beethoven-Forscher, alles Merkwürdigste und Wichtigste zusammengetragen, was uns von Zeitgenossen über Beethoven berichtet wird. Aus den entlegensten Quellen hat er überraschende Aufschlüsse hervorgespürt, aber nicht bloß blindlings auf möglichste Vollständigkeit hin gesammelt, sondern mit wissenschaftlicher Strenge den Weizen von der Spreu gesondert. In der Literatur über Beethoven wird diesem schönen, vom Anfang bis zum Ende fesselnden, vielfach geradezu aufregenden Werke fortan eine der vornehmsten Stellen gebühren.

*

Rudolf Presber beschert uns mit einem Bande von Sprüchen, meist gereimten: „Vom Weg eines Weltkinds“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In Rudolf Presber mischen sich zwei Dichtergaben, ohne sich zum Glück ganz zu durchdringen: wir scheiden den empfindungsreichen Lyriker Presber deutlich von dem Meister des feingeschliffenen Sinnspruches, und dennoch gewinnen wir aus diesen beiden Hauptzügen ein deutliches Gesamtbild. Es wäre jammerschade gewesen, wenn viele, ja die meisten Sprüche dieses Weltkindes mit dem Heft eines Wochenblattes untergehen müßten. Natürlich ist nicht jeder Spruch in einem ganzen Bande klassisch; das erwartet auch kein Leser, sondern man darf wohl zufrieden sein, wenn kein einziger unbedeutend oder platt und wenn ein gutes Drittel vollendet ist. Keine Probe aus diesem Drittel zu geben, fällt mir schwer; aber eine Probe ist keine Probe, man muß sie billig lesen alle.

Eduard Engel



Kunstgewerbe

Zwei entscheidende Ausstellungen

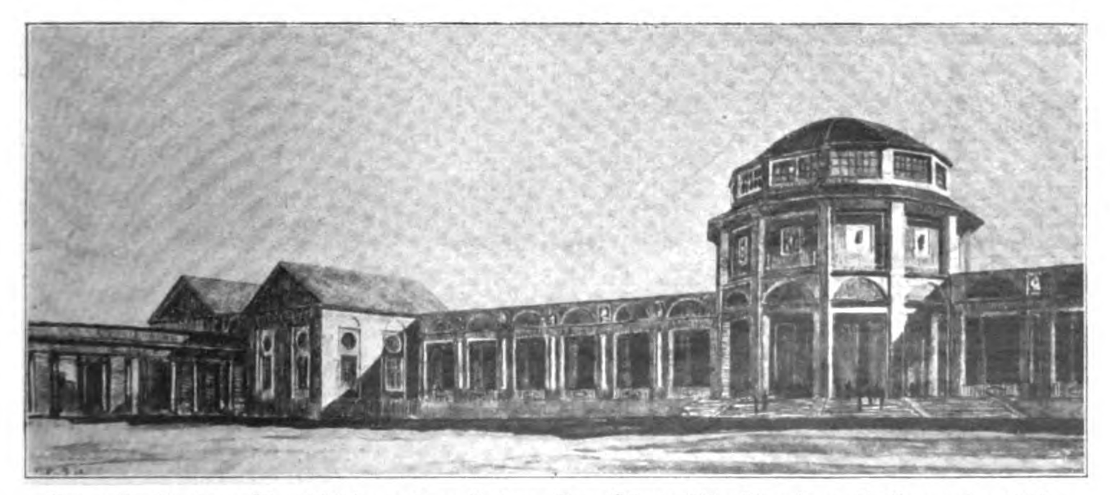
Der Deutsche Werkbund wird im Jahre 1914 zu Köln seine erste Aus-



Kultur der Gegenwart



stellung veranstalten. Bisher haben sich immer nur die einzelnen Mitglieder dieses Bundes für die schöne Qualitätsarbeit an den Prüfungsparaden der deutschen Fabrikation beteiligt; nun soll an den Ufern des Rheins auf einer Fläche von 20 Hektar gezeigt werden, was solch eine Organisation von Künstlern, Fabrikanten und Handwerkern, von weitblickenden Kaufleuten und anspruchsvollen Freunden der Künste leisten kann, wenn sie von dem einheitlichen Streben getrieben wird, dem neuen Deutschland den neuen Stil zu gewinnen und zugleich den letzten Hauch jenes alten Mißtrauens gegen die deutsche Ware und den deutschen Geschmack zu tilgen. Der Deutsche Werkbund ist aus der Not und dem Enthusiasmus geboren worden. Aus der Not des Kampfes gegen ein sich selber überlebt habendes, aber darum noch nicht gestorbenes Manchestertum der Herstellenden und der Vertreibenden. Und aus dem Enthusiasmus, den einige künstlerische Persönlichkeiten angefacht hatten, der dann von dem nicht verbildeten Teil des Volkes aufgegriffen wurde und der schließlich die instinktklaren Kapitalisten überzeugte: davon nämlich, daß künftighin nur noch eine charaktervolle, technisch vollkommene und dem Rhythmus der Zeit sich einfügende, ja ihn klärende Produktion erfolgreich sein kann. Durch die Agitation des Werkbundes ist ohne Zweifel der Schund zurückgedrängt worden; es verschwanden auch so manche Lächerlichkeiten der Formgebung. Die Brüsseler Weltausstellung gab bereits einigermaßen eine geschlossene Übersicht über das, was nach dem Produktionsideal des Deutschen Werkbundes für das Möbel, für die Keramik, die Textilik und für all die übrigen Fabrikationszweige erstrebt werden soll. Der Erfolg dieser Deklaration vor den Völkern hatte besonders die Aufmerksamkeit der Engländer und der Franzosen auf den deutschen Barbaren gelenkt. Paris erstaunte; es begann zu fürchten, daß sein ererbter Beruf, die Mode der Völker zu führen, an die weißen Kürassiere übergehen könnte. Als dann, ein Jahr später, in München den herzugereisten Franzosen abermals der mächtige Aufschwung der deutschen Feinindustrie nahegebracht wurde, beschloß man in Paris, gegen dieses keck strebende Deutschland eine Ausstellung zu machen, eine Demonstration für die unerschütterliche Herrschaft des französischen Geschmacks. Diese französische Abwehr- und Angriffsausstellung ist bisher nicht zustande gekommen; wer eine Vorstellung hat von dem, was das gegenwärtige Frankreich an Möbeln, an Kunstgewerbe aller Art und besonders an „schlichten“ Gebrauchsgegenständen hervorbringt, wird sich über die Vorsicht der einstigen Kulturführer nicht verwundern. Die Franzosen haben alle Ursache,



Haupthalle der für 1914 vorbereiteten Deutschen Werkbundausstellung in Köln



Kultur der Gegenwart



den friedlichen Waffengang mit dem neuen deutschen Geschmack, der neudeutschen Architektur und allen übrigen von solchem architektonischen Geist beherrschten Produktionsgebieten zu meiden. Um so beachtenswerter ist es nun, daß der Deutsche Werkbund an unsrer Westgrenze seine erste geschlossene Ausstellung unternimmt. Köln liegt nicht nur für Deutschland, es liegt auch für die östlichen Völker, für Rußland und den Balkan, auf dem Wege nach Paris. Die Werkbundausstellung möchte allen diesen Reisenden einen Aufenthalt abfordern und dies nicht nur für das Jahr 1914, vielmehr für eine ganze kommende Epoche: für das Zeitalter des deutschen Stils.

Die Größe der Aufgabe ist begriffen worden; selten bekam eine Ausstellung so reichlich und so willig bedeutende Gelder überwiesen. Die Stadt Köln gab 2 Millionen, der österreichische Staat 120000 Mark, Sachsen 30000, Dresden 40000, Chemnitz 16000, Leipzig 30000, München 25000, Hannover 35000; im übrigen stehen noch an die 100000 Mark zur Verfügung, während um weitere größere Summen aussichtsreich verhandelt wird, so daß der von Kölner Bürgern gezeichnete Garantiefonds von 1½ Millionen kaum in Anspruch genommen werden dürfte. Bei solcher Finanzierung läßt sich etwas leisten, zumal wenn so vortreffliche Männer wie unsre führenden Künstler und unsre leitenden, vom Werkbundgedanken ergriffenen Unternehmer an das Werk gehen. Die architektonische Gesamtleitung besorgt der Stadtbaumeister von Köln, Carl Rehorst; an den Hauptbauten sind Behrens, Theodor Fischer, Muthesius, Bruno Paul, der Offenbacher Eberhardt, der Breslauer Poelzig, Georg Metzendorf, der Wiener Hoffmann, der Münchener Riemeyer, Wilhelm Kreis und einige andre bewährte Kräfte der neuen Generation beteiligt. Der Plan der Ausstellung ist sehr klug aufgestellt worden; jedes der zentralen Gebiete, der Fabrikbau, die Kunst im Handel, die kirchliche Kunst, die Einrichtung der Wohnungen und die Ausstattung festlicher Räume, die Formgestaltung technischer Werkzeuge, der Maschinen, der Verkehrsmittel, der Schiffe, der Eisenbahnwagen, die Gestaltung der Großstadt wie des Dorfes, die Methoden der künstlerischen Erziehung, die Frauenarbeiten, sie alle bekamen genug Platz angewiesen, um zeigen zu können, was die Besten der deutschen Künstler und Handwerker, der Fabrikanten und Kaufleute heute herzustellen und zusammenzutragen vermögen. Es soll in dieser Ausstellung jeder Winkel reinlich und schön sein. Es soll alles Gezeigte deutsch sein, damit jenseits des Rheins erkannt werde, daß die Nation, die (nach äußeren Merkmalen bewertet, noch immer unter der Pickelhaube schläft) rüstig dabei ist, die letzten Reste der Ludwigstile zu überwinden. Zu den interessantesten Darbietungen der Ausstellung wird ein Theater gehören, das van de Velde erbaut; durch diesen Bau soll zugleich augenfällig werden, wie wenig Frankreich mit dem neuen Formwillen anzufangen weiß, und wie sehr Deutschland ihm zu folgen entschlossen ist. Der aus Belgien zu uns gekommene Metaphysiker des Formalen hatte in Paris versucht, ein Theater zu bauen; er hat es nicht vollenden können, weil die Franzosen sich mit seiner Intellektualität nicht aussöhnen konnten. So mußte also dieser geniale Architekt, der noch heute am liebsten Französisch spricht, von den Champs Elysées auf das Gelände der Deutschen Werkbundausstellung flüchten. Dieser Vorgang ist ein Symptom; er soll durch die Kölner Fanfare zu einem Symbol werden.

*

In den Hallen, die im Schatten des Völkerdenkmals die Leipziger Baufachausstellung einschlossen, wird im Jahre 1914 die erste internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik stattfinden. Damit will Deutschland seinen Anspruch erheben, zu den Führern der internationalen Buch- und Zeitschriftenproduktion zu gehören. Es wird dies wahrhaft ein Denkmal des Geistes sein; schon ein flüchtiges Durchlesen des Programms läßt die Vorstellung durch unendliche Gebiete des intellektuellen und des künstlerischen Schaffens sich ergehen. Man

wird in Leipzig das zu sehen bekommen, was man bis jetzt zwar schon kannte, aber doch nur unbestimmt fühlte: die Macht, die gewaltige, die unüberwindliche Macht des gedruckten Wortes. Aus dem umfangreichen Programm seien für heute nur zwei Planungen hervorgehoben. Es soll eine große kulturgeschichtliche Abteilung aufgebaut werden. Die Idee dieses universalgeschichtlichen Unternehmens gab wohl Karl Lamprecht; es soll die Evolution der graphischen Künste vom Urbeginn bis zur Jetztzeit vorgeführt werden: Hauptaufgabe wird es dabei bleiben, die Stetigkeit im Kulturwandel herauszustellen. Zur Vertiefung des kunstgeschichtlichen



Phot. Presse-Bureau, Leipzig

Das Direktorium und der Mitarbeiterstab der demnächst zur Eröffnung kommenden Internationalen Buchgewerbe-Ausstellung in Leipzig



Kultur der Gegenwart



Verständnisses bis auf die allgemeine kulturgeschichtliche Sohle wird parallel mit der Entwicklungsreihe der bildenden Künste eine Sammlung von Darstellungen angeordnet werden, die die Höhe der entsprechenden Entwicklungsstufe der äußeren Kultur, besonders auch der Wirtschaftsgeschichte, zur Darstellung bringt." Wir werden also eine Art materialistischer Beweisführung für unsre neueste Erkenntnis von der Einheit der Kunstform mit dem Zeitgeist zu sehen bekommen. Im übrigen wird auch für diese Entwicklungsgeschichte der Satz von der Ontogenese als einer verkürzten Phylogenese sich bewahrheiten; neben den graphischen Leistungen unsrer Kinder werden Dokumente primitivster Kultur, Zeichnungen der Urmenschen, zu hängen kommen. Das bis ins einzelne bereits durchgearbeitete Register dieser entwicklungsgeschichtlichen Abteilung verheißt eine außerordentliche Einsicht in die Geheimnisse des Kunstwerdens. Die Schriftenentwicklung und das Buchwesen der aufeinander folgenden Kulturkreise, von Ostasien bis zur modernen Technik, werden durch typische Beispiele nachzuprüfen sein; für jede Zelle dieses astreichen Baumes sorgt ein erprobter Spezialist. Schon die Vorbereitung dieser Abteilung ist so ungewöhnlich, daß man heute bereits notwendig fordern muß: diese Ausstellungssäle in ein bleibendes Museum hinübergerettet zu sehen. Die zweite ungemein interessante Abteilung wird durch eine Kollektivausstellung der „Fachpresse" geboten werden. Es werden die wissenschaftlichen Fachblätter, die Blätter des Erwerbslebens, der Technik, des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft, des Verkehrswesens, ferner die Fachblätter der großen Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer und schließlich die Sportzeitungen vollzählig vertreten sein. „Ein umfassendes Kulturbild unsrer Zeit soll sich damit vor den Augen des Besuchers entrollen." So verheißt die Einladungsschrift; es ist mit Zuversicht zu erwarten, daß diese Ausstellung der Fachpresse in der Tat tiefe Einblicke in die Intensität der modernen Arbeitsleistung gewährt. Robert Breuer

Architektur

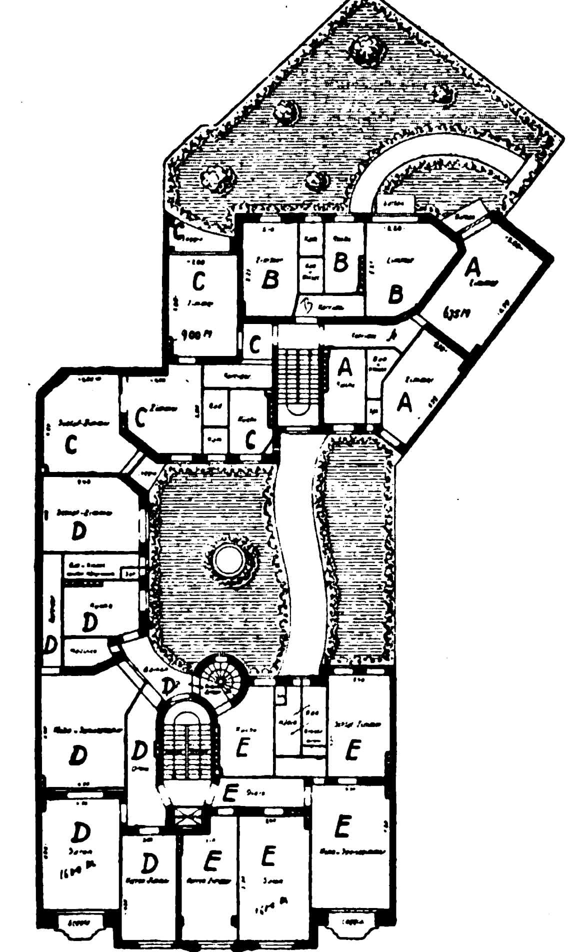
Der Zweckverband von Groß-Berlin, über dessen bisherige Erfolge die Meinungen ziemlich geteilt waren, hat seine erste Tat vollbracht. Er hat es erreicht, daß die östliche größere Hälfte des Tempelhofer Feldes der landhausmäßigen Bebauung zugewiesen worden ist, nachdem die westliche noch vor kurzem vom Fiskus der Bebauung mit der fünfstöckigen Mietkaserne preisgegeben worden war. Wie das ganze innerhalb der Ringbahn gelegene Gelände von Berlin, so gehörte auch das Tempelhofer Feld ursprünglich zu demjenigen Gebiete, das eine um Jahrzehnte zurückliegende Bauordnung der fünfstöckigen Mietkaserne vorbehalten hatte. Die Bedeutung der jetzigen, durch den Zweckverband veranlaßten Maßnahme geht daraus hervor, daß das riesige, 780 Hektar große Gelände, das bei fünfstöckiger Bebauung etwa einen Wert von 400 Millionen Mark dargestellt haben würde, durch die Einführung der landhausmäßigen Bebauung (Bauklasse F) mit einem Federstrich auf etwa 60 Millionen Mark heruntergesetzt ist. Eine noch größere Bedeutung hat die Maßnahme aber dadurch, daß hier der erste Schritt zu dem Ziele getan ist, die Bebauungsdichtigkeit und die Bebauungshöhe der an Berlin angrenzenden Gebiete überhaupt herabzusetzen. Daß diese Herabsetzung möglich sei, wurde bisher vielfach bestritten, weil infolge der einmal getroffenen Baubestimmungen große pekuniäre Interessen durch die Grundstücksspekulation investiert seien, die man nicht verletzen dürfe. Im vorliegenden Fall ist die Herabsetzung der Bebauungsdichtigkeit deshalb ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen, weil das Tempelhofer Feld als Exerzierplatz dient und nach Ansicht der Militärbehörde auch dauernd als Exerzierplatz erhalten werden soll. Es kann der Militärverwaltung deshalb gleichgültig sein, ob das Gelände mit 60 Millionen Mark oder mit 400 Millionen Mark zu Buche steht. Immerhin aber ist es von größter Wich-

Kultur der Gegenwart



tigkeit, daß hier der Bann gebrochen ist, der infolge einer früheren verfehlten Baupolitik heute auf ganz Berlin lastet. Es hat etwas geradezu Erschreckendes, wenn man sich klarmacht, daß in Groß-Berlin noch sechsmal so viel Gebiet der fünfstöckigen Mietkaserne ausgeliefert ist, als jetzt bereits mit ihr bebaut ist.

Inzwischen ist die Bebauung der westlichen Hälfte des Tempelhofer Feldes, die vor wenigen Jahren vom Militärfiskus für 72 Millionen Mark an die Tempelhofer Terrainaktiengesellschaft verkauft worden ist, in die Hand genommen worden; hohe Mietkasernen schießen gleich Riesenpilzen aus dem Boden hervor. Es ist anzuerkennen, daß wenigstens die ersten Blocks, die gebaut worden sind, ein würdiges architektonisches Gepräge tragen; die Entwürfe zu diesen Häusern rühren von Professor Möhring her. Wenn nur nicht sofort hinter diesen Blocks wieder die berüchtigten Berliner Bauunternehmerfassaden einsetzten! Fast noch schlimmer steht es mit den Grundrissen, die nach dem alten Berliner Schema mit allen seinen Rückständigkeiten weiter angewendet werden. Das Berlin-Wilmersdorfer Tageblatt veröffentlichte vor kurzem einen solchen Grundriß, der hier wiedergegeben ist. Obgleich die Vier- und Fünfzimmerwohnungen, um die es sich hier handelt, nach der Berliner Parvenusitte als „hochherrschaftlich" bezeichnet werden, zeigen die Zimmer die willkürlichsten Formate und bilden im Grundriß ein undisziplinierendes Durcheinander, es sind die üblichen Durchgangszimmer vorhanden (Berliner Zimmer), von Querlüftung der Wohnungen ist keine Rede, und friedlich liegen, wie das in Berlin so Sitte ist, das Klosett und die Speisekammer in einem Raume vereint nebeneinander, dergestalt, daß das Klosett eine Beleuchtung und Entlüftung über die Speisekammer hinweg erhält und beide Kompartimente nur durch eine ganz dünne Rabitzwand, die jeder Nageleinschlag durchlöchert, getrennt sind. Im Einklange mit diesen grundrißlichen Leistungen steht der ganze Bebauungsplan. Wenn man heute einen neuen Plan von Berlin in die Hand nimmt, so sieht man mit Erstaunen, daß sich an dem südlichen Weichbild plötzlich einer jener bekannten Stadtpläne gewesener kleiner Festungsstädte eingefunden hat, die durch einen gürtelförmigen Wallgraben (die Reste der mittelalterlichen Stadtbefestigung) umschlossen sind. Es ist das Viertel „Neu-Tempelhof"; um dort etwas Besonderes zu bieten, ist diese romantische Idee hervorgeholt worden. Natürlich wurde dann einer jener überflüssigen Wettbewerbe ausgeschrieben, bei denen notwendigerweise nichts heraus-



Ein Grundriß nach dem Berliner Schema



Kultur der Gegenwart



kommen konnte, weil die Idee schon festgelegt war. Es erscheint unglaublich, aber jeder kann sich an Ort und Stelle überzeugen, daß tatsächlich eine Art Wallgräben ausgeschachtet werden auf dem völlig ebenen, spiegelglatten Gelände des Tempelhofer Feldes! Der augenscheinliche Zweck ist, Brücken darüber bauen zu können. Unsachlich wie diese ganze Idee ist ihr Ausbau. Die Straßen tragen durchweg den stolzen Namen „Korso", um die Brust des hochherrschaftlichen Vierzimmerbewohners in Stolz schwellen zu machen. Das Ganze ist eine echt Berliner Schöpfung, bezeichnend für den Geist, der in dieser eiligst emporgekommenen Millionenstadt heute herrscht. Die schlechten Instinkte eines auf großsprecherisches Gebaren angelegten Publikums finden willige Diener in der Spekulation. Produktion und Konsum befinden sich wieder einmal in schönster Harmonie.



Straße und Platz auf dem Tempelhofer Gelände. (In de…

*

Das Schicksal des neuen Opernhauses in Berlin ist durch den Tod des Geheimen Baurates March, auf den sich die meisten Chancen für den Auftrag zur Ausführung zusammengezogen hatten, auf ein andres Geleis geschoben worden. Nachdem nun einmal beschlossen worden war, den Bau nicht dem Preußischen Ministerium für öffentliche Arbeiten allein anzuvertrauen, vielmehr einen außenstehenden, künstlerisch gebildeten Architekten zur Mitwirkung heranzuziehen, war die Personenfrage durch den Tod Marchs von neuem aufgerollt. Es darf als ein glücklicher Ausweg betrachtet werden, daß man den Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann mit dem Bau betraut hat. Das große diplomatische Geschick, das zu Hoffmanns hervorragendsten Eigenschaften gehört, befähigt ihn wie keinen andern, eine Aufgabe zu lösen, deren Schwierigkeiten noch mehr außerhalb als innerhalb des eigentlich Architektonischen liegen. Hoffmann hat an der Hand des schon vorhandenen Materials neue Pläne aufgestellt und in einem persönlichen Vortrag beim Kaiser am 5. November die Genehmigung seines Entwurfes erhalten. Es soll mit dem Bau noch im Frühjahr begonnen werden. Als Bauzeit ist die sehr kurze Spanne von fünf



Kultur der Gegenwart

Jahren angenommen. Es wird sich Gelegenheit ergeben, auf die Pläne zurückzukommen, sobald sie für die Veröffentlichung freigegeben sein werden.

*

Einem Sturm im Glase Wasser gleicht die Erregung, die der Wettbewerb um das Botschaftsgebäude in Washington unter den deutschen Architekten hervorgerufen hat. Im Preisausschreiben war, wie üblich, in Aussicht gestellt, daß einer der preisgekrönten Entwürfe zur Ausführung gelangen sollte. Statt dessen wurde durch eine offiziöse Mitteilung bekannt, daß die Ausführung dem Hofbaurat von Ihne übertragen worden sei, der am Wettbewerb gar nicht teilgenommen hatte.

Darüber Entrüstungsversammlungen, Proteste, Petitionen an den Reichstag. Bis eines Tages plötzlich abgeblasen wurde und jetzt alles wieder mäuschenstill ist. Wieso, warum und wozu, bleibt der Öffentlichkeit ein Geheimnis. Für sie wird nur der fatale Eindruck erzeugt, daß auch in der freien deutschen Architektenschaft Mächte im Spiele sein können, die der Freiheit in die Arme fallen und redende Lippen erstarren machen.

Hermann Muthesius



litte und rechts die beiden Bauten von Professor Möhring)

Musik

Die Musik seit Richard Wagner von Walter Niemann, so lautet der Titel eines Buches, das soeben bei Schuster & Löffler erschienen ist. Ein sehr verdienstvolles Werk, das von reichem Wissen, vor allem aber von starker selbständiger Urteilskraft zeugt. Nicht von irgend welchem Parteistandpunkt aus, den der Verfasser weit von sich weist, wird der Leser in die verschiedenen Grundströmungen des musikalischen Schaffens seit Richard Wagner, also mitten hinein in die Musik der Gegenwart, eingeführt. Auf breiter Grundlage des Kulturbodens, mit interessanten Streiflichtern auf parallellaufende Strömungen in Dichtung und bildenden Künsten, sieht man aus der Masse der schaffenden Tonsetzer die Charakterköpfe der führenden Einzelgestalten emporwachsen. Was Johannes Brahms, Gustav Mahler, Anton Bruckner, Max Reger geschaffen, wird mit besonderer Sorgfalt einer eingehenden Er-



Kultur der Gegenwart



örterung unterzogen. Das Ethos in der Musik bildet den unverrückbaren Standpunkt des Verfassers, von dem aus er sein Urteil über das Geschaffene gewinnt. Die Fülle des Stoffes gliedert sich in vier Hauptabschnitte: der erste behandelt die Romantik und den Klassizismus, der zweite die Neuromantik, der dritte die Moderne, der vierte endlich die Nation, Volk und Stamm. Das Buch bekennt sich als für Deutschland geschrieben; das Ausland wird nur dann in breiterer Darstellung berücksichtigt, wenn sein Einfluß auf unsre Heimatkunst nachweisbar bestimmend eingewirkt hat. Durchweg sympathisch berührt die Ehrlichkeit, der rückhaltlose Freimut, mit der die eigne Meinung ausgesprochen wird; das ist nur möglich bei starker subjektiver Überzeugung, aus der heraus das Buch geschrieben worden ist. Es kann aufs wärmste allen denen empfohlen werden, die an dem Musikleben unsrer Zeit Interesse nehmen.

Und auf ein zweites Buch soll hier aufmerksam gemacht werden, das ebenfalls bei Schuster & Löffler erschienen ist: **Paganini**, eine Biographie von Dr. **Julius Kapp**. Von dem Leben des seltsamen Geigenkünstlers, der einst wie ein feuriges Meteor über die Kulturwelt hinzog, wußte man bisher wenig Genaueres, namentlich kaum etwas aus der Jugendzeit, dem Werdegang des Virtuosen, die dem Siegeslauf des Virtuosen voraufging. Um die Gestalt Paganinis hatten sich schon in seinem italienischen Heimatlande Legenden gebildet. Aus Eifersucht sollte er seine Geliebte erstochen, deshalb jahrelang im Kerker geschmachtet und in der Haft seine unerklärliche Virtuosität mit des Teufels Hilfe erworben haben. Daß Paganini einen Pakt mit dem Gottseibeiuns geschlossen habe, glaubten damals viele, es wurde von mehr als einer Seite Zeugnis dafür abgelegt, daß man auf dem Konzertpodium hinter dem Künstler den Teufel bemerkt habe, der ihm den Bogen führte. Es schien das die einzige Erklärung für das fabelhafte Können des mysteriösen Geigers. Das Dunkel, das bisher über manchen Perioden seines wechselreichen Lebens schwebte, wird jetzt gelichtet. Lückenlos liegt es jetzt vor uns da, das in seiner abenteuerlichen Art vielfach an die Schicksale Casanovas erinnert. Als Kind von seinem harten Vater, einem Hafenarbeiter in Genua, rücksichtslos ausgebeutet, wird der Knabe nach einem großen Triumphe in Lucca, wohin er allein gehen durfte, flügge und kehrt nicht heim. Der schlanke, glutäugige Knabe, das schmale Antlitz von rabenschwarzen Locken umwallt, zieht nun mit seiner Geige von Stadt zu Stadt, verdient auch viel Geld; aber es haftet nicht, denn zwei Leidenschaften, der Spielwut und der Liebe, erliegt er immer aufs neue. In Livorno, wo er abends konzertieren will, hat er am Spieltisch alles, auch sein Instrument, verspielt; da leiht ihm ein französischer Kunstfreund eine edle Guarnerigeige, ja schenkt sie ihm nach dem Konzert aus Enthusiasmus für das geniale Spiel. Auch diese war er später in Gefahr einzubüßen, denn er hatte bis auf 30 Franken alles, was er besaß, schon wieder verspielt, und ein reicher Mann bot ihm für die Geige eine hohe Summe. Da riskierte der Künstler noch einmal einen letzten Coup; bis auf 3 Franken war alles verloren, als sich das Glück wendet. Er gewinnt Schlag auf Schlag, kann alle Schulden bezahlen, seine Geige behalten, von der er sich niemals getrennt, die er in allen seinen Konzerten gespielt hat. Es ist das Instrument, das in Genua, unter einer Glasglocke aufbewahrt, den Fremden gezeigt wird. Von diesem Abend an hat Paganini nie wieder hasardiert. Es ist eine ähnliche Katastrophe wie bei dem jungen Richard Wagner in Leipzig. Seinem erotischen Hange gab sich Paganini, in vollen Zügen den Genuß schlürfend, hin. Bisweilen verschwand er, in irgendein Liebesabenteuer verstrickt, auf Wochen oder Monate und tauchte dann wieder auf. Bis in die vornehmsten Kreise hinauf erlagen die Frauen dem interessanten Künstler, selbst zwei Schwestern Napoleons, die eine, Marie Elise, an den Fürsten Bacciochi vermählt, die andre, die schöne Pauline Borghese, gaben sich dem dämonischen Zauberer hin, der mit seinen Geliebten nicht einmal sehr rücksichtsvoll umging, sich auch



Kultur der Gegenwart

stets, sobald er ihrer überdrüssig war, geschickt seine Freiheit zurückzugewinnen verstand. Nach vielem Hinundherwandern, mancherlei Abenteuern knüpfte der inzwischen zum Mann ausgereifte Künstler in Venedig mit einer kleinen Choristin Antonia Bianchi an, mit der er, um seine wankende Gesundheit zu befestigen, in Sizilien über ein Jahr zusammenlebte. Hier gebar sie ihm auch einen Sohn, das ganze Glück des Vaters, der sich von dem Kinde niemals trennte, ihn auch auf seinen vielen Konzertreisen stets mit sich herumschleppte, selbst als das Zerwürfnis, dann der völlige Bruch mit der Mutter eingetreten war.

Erst nachdem er bereits die Vierzig überschritten hatte, entschloß sich Paganini, über die Alpen zu reisen. Zuerst ging's nach Deutschland, dann nach Frankreich, später nach England. Überall derselbe Erfolg, man strömte in seine Konzerte, obwohl die Eintrittskarten über das Doppelte der gewohnten Preise kosteten, überall der bis zum höchsten Siedepunkt gesteigerte Enthusiasmus. Die Nachrichten aus dem letzten Drittel seines Lebens sind übrigens bekannter als seine früheren Schicksale. Jetzt liegt sein Leben, der Auf- und Abstieg seiner Laufbahn, lückenlos klar in dem von Dr. Kapp verfaßten Buche vor uns; es bringt auch zum erstenmal ein Verzeichnis seines ungedruckten musikalischen Nachlasses. Zu Paganinis Lebzeiten waren nur fünf Werke erschienen, nach seinem zu Nizza 1840 erfolgten Tode wurden auch nur neun weitere Werke herausgegeben, der ganze übrige Nachlaß blieb, weil nicht gedruckt, so gut wie unbekannt. Dem Verfasser ist es nun gelungen, die schriftlichen Aufzeichnungen und den gesamten musikalischen Nachlaß des merkwürdigen Künstlers ans Licht zu ziehen und der Öffentlichkeit zu übergeben. Sein Buch bringt auch zahlreiche Bilder aus den verschiedenen Lebenslagen Paganinis, seines Geburtshauses, seiner berühmten Geige, eine reiche Anzahl von Karikaturen seiner Persönlichkeit, seiner Konzerte in Wien, Berlin und London, auch Faksimiles seiner Notenschrift.

E. E. Taubert



Theater

Im Stoff vom Grafen von Gleichen — der wohl nie gelebt hat und deshalb niemals stirbt — schlummert ein Lustspiel. Eine Komödie, in der sich viel über das Verhältnis vom Mann zum Weib und noch mehr über das Verhältnis vom Manne zu zwei Weibern sagen läßt. Die Tragik des Stoffes ist durch Schmidtbonn und seine Vorgänger erschöpft. Kein Geringerer als Ernst Hart versucht in dem vieraktigen Scherzspiel „Schirin und Gertraude“ — das im Deutschen Künstlertheater mit Tiedtke als einem famosen Grafen von Gleichen seine erfolgreiche Erstaufführung erlebte — den Spaß dieses dreieckigen Verhältnisses, das gar eine legitime, vom Papst gesegnete Doppelehe ist, zu heben. Mit Glück. Sein Graf von Gleichen ist durchaus kein gewaltiger Ritter. Wie er dazu kam, sein junges Eheweib Gertraude zu verlassen und gegen die Türken zu ziehen, bleibt dunkel. Sicher ist dies: er wurde im ersten Treffen überwältigt und gefangen, kam ins Gefängnis und setzte — von des Sultans Tochter Schirin heimlich gepflegt — in seiner engen Zelle gewaltig Fett an. Als ein gar behäbiger Herr kommt er zurück. Als einer, auf den das in Wallensteins Lager eifernden Kapuziners Wort gar gut paßte: „Pflegt den Bauch, läßt sich wenig grämen — kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg — wetzt lieber den Schnabel als den Sabel“ — Und sein Weibchen, das er einst verlassen, ist auch nicht schlauer geworden in den sieben Jahren der Trennung, spielt noch mit Puppen, ulkt mit dem Gesinde und freut sich, als der befreite Gatte einen hübschen Jüngling als Diener mitbringt. Der „hübsche Jüngling“ aber, der niemand anders ist als die vom Gatten aus Angst vor der heimischen Angetrauten als Befreier und Diener ausgegebene Schirin, droht dem kleinen törichten Weibchen gefährlich zu werden. Bleibt nur das Geständnis seines wahren Geschlechtes übrig. Aber das Gefürchtete geschieht nicht — Gertraude ist entzückt von der neuen Gespielin,



Kultur der Gegenwart



Schwester, Mitfrau. Und der dicke Ritter sieht die beiden so innig verschwistert und verbündet zu Spiel und Gelächter, daß er selber, unbeachtet ewig allein gelassen, zu der philosophischen Einsicht kommt: zwei Frauen, die sich miteinander vertragen und lieben, machen einen Mann viel unglücklicher, als zwei Frauen, die sich zanken und hassen ...

Ein Scherzspiel — denn so könnte das nicht weitergehen. Ein Witz, der kein Ende ist; oder doch nur eins sein darf, wenn der Autor immer wieder hinter seiner Komödie hervorkichert: Kinder, ich mach' ja nur Spaß! ... Ernst Hart, der die Königin im Tantris zwischen zwei Männern zeigte und seine Gudrun nicht anders, schreibt hier das Satyrspiel zu seinen Komödien und foppt — vier Akte hindurch, ein bißchen lang — einen feistgewordenen Ritter zwischen zwei Frauen. Und ganz leise klingt in den muntersten Szenen aus den Lustigen Weibern das lüsterne Liedchen des Falstaff herüber, der nicht ahnt, wie genarrt er ist: „Wie freu' ich mich — wie freu' ich mich — wie treibt mich das Verlangen!" Die Lösung dieses Scherzspiels ist natürlich keine Lösung. Denn daß der umfangreiche Graf, der durchaus der Liebe noch nicht entsagt hat, sich nicht dauernd damit begnügen wird, aus seinem breiten Ehebett in der Ferne die beiden einigen Frauen kichern und lachen zu hören, ist wohl anzunehmen. Ein Pedant also könnte ärgerlich nach Hause gehen, weil er auch nach dem Fallen des letzten Vorhangs nicht weiß: wie's nun eigentlich ausgeht — und was nun eigentlich wird! ... Ein Spiel mit der Komödie, aber ein hübsches. Die Kehrseite eines tragischen Stoffes, aber lustig vom Humor beleuchtet. Leichtsinnig hingefabelt, aber flott und ohne allzuviel Pikanterie in den Einzelheiten. Freilich, freilich — fragen, bohren, nachforschen darf man nicht. Was findet die niedliche Türkin an diesem gemästeten Philister? Wie hat's diese kleine spielerische Frau Gertraude, die sich gleich in den türkischen Diener verliebt, so lange ohne Zärtlichkeit ausgehalten? Was wird Gertraude tun, wenn sich der verärgerte Graf morgen einfach Schirin an den Handgelenken fängt und mit ins Schlafzimmer nimmt? Oder was wird Schirin tun, wenn er's so mit Gertraude macht? Nicht fragen! Ein Scherzspiel, eine Tollheit, ein Ulk im Kostüm mit ernsten Liebes- und Lebensfragen. Alles hat seine Berechtigung, wenn's anmutig unterhält. Und darum: wir könnten mehr Scherzspiele brauchen wie „Schirin und Gertraude".

Und wieder die neue Wendung eines alten Stoffes: Gerhart Hauptmann steigt hinab zu den Schatten hellenischen Heldentums. Eine griechische Reise (über die er ein wenig bedeutendes Buch schrieb) bot vielleicht stärkere Anregung als die Lektüre des Homer. „Der Bogen des Odysseus"* schildert des Ithakerkönigs Heimkehr. Schildert sie hauptmannisch. An der Königsburg geht der Dichter, der dem bis ins Detail getreu nachgebildeten Leben kleiner Leute, ihren Sorgen, Leidenschaften und Dialogen seine verblüffenden ersten Erfolge verdankte, mit bewußter Absicht vorbei. Im Heim der rührendsten, aber auch bescheidensten Figur der ganzen Odyssee läßt er seine Akte spielen: beim göttlichen Sauhirt Eumäus. Das schlichte Milieu der Armen und Gedrückten liegt ihm besser; und es erschien dem Dichter wohl als besonderer Wert der Aufgabe, just aus dieser Umgebung, zwischen Schweinen und Hunden, die Heldengröße des Rächers Odysseus emporwachsen zu lassen aus dem schmutzigen und zerlumpten Gewande des Bettlers. Es bleibt nicht bei Schmutz und Lumpen — Erinnerungen an die Bresthaftigkeit des Armen Heinrich, den er früher zum Helden eines Schauspiels erkor, tauchen auf, wenn dieser von keinem gekannte schäbige, räudige Bettler ins Heim des Eumäus kommt, erfährt, wie die Insel heißt, an der er endlich gelandet, und beseligt ihren Staub küßt. Zur selben Zeit kehrt Telemach heim, der den Vater gesucht und nicht gefunden hat. Der Jüngling muß sich verbergen vor der Arglist der üppigen Freier, die im Palaste seine Mutter Penelope, die nach zwanzigjähriger Sorge um den fernen Gatten

* Neue Deutsche Rundschau (Januarheft), Verlag S. Fischer, Berlin.





immer noch schöne, drängend umwerben; so kommt auch er zu dem getreuen Schweinehirten. Die Führer der Freier aber suchen den Versteckten, kennen des Hirten Treue und spüren dem Königssohn in des Eumäus schlichten Räumen nach. Penelope, die Königin aber, um die sich alles handelt, bleibt unsichtbar. Hauptmann spürt wohl, daß das Epos sie bringen darf, daß aber die Erscheinung der Alternden, immer noch Umbuhlten auf der Bühne eine Gefahr, ihr Wiedersehen mit Odysseus (auch als Wiederholung der Erkennungsszene) eine böse Klippe für das Drama bedeuten könnte. So bleibt sie — in den Gedanken aller gegenwärtig, schön, ohne die Möglichkeit der Nachprüfung, Ziel und Preis aller Mühen — verborgen im Königsschloß.

Ganz so vornehm und so in Tränen



Phot. Becker & Maaß, Berlin

Annalise Wagner, Johanna Zimmermann und Jakob Tiedtke in „Schirin und Gertraude“



Kultur der Gegenwart



schwimmend wie in der Odyssee ist sie allerdings nicht gedacht; sonst wäre es dem heimgekehrten einzigen Sohne unmöglich zu sagen: „Gern hätt' ich dir's erspart, o arme Mutter — Daß du dich nun am fünften Tage doch — Erinnern mußtest eines Sohnes, der — Dir schwerlich halb so lieb als lästig ist." Und Odysseus selbst scheint, nach allem, was er von der Getreuen gehört hat, nicht ganz so sicher der Freude dieses Wiedersehens, wie er der Freude der Rache sicher war. (Denn er schließt — wirkungsvoll — an der Leiche der vier Freierführer das Stück mit der unsicheren Frage: „Was wird die Mutter sagen, Telemach — Daß ich ihr schönstes Spielzeug schon zerschlug?" ...) Und weiter weicht Hauptmann ab von seiner Quelle, der Odyssee. Bei Homer ist's Pallas Athene, die dem Sohne den Vater offenbart, den Bettler mit goldenem Stabe rührend.

Schnell mit dem ersten Gewande, den sauberen Mantel und Leibrock,
Hüllte sie jenem die Brust, und mehrete Wuchs ihm und Jugend.
Braun ward wieder des Helden Gestalt, und voller die Wangen,
Und sein Kinn umsproßte der finsteren Locken Gekräusel.

Die Göttin kann begreiflicherweise Hauptmann überhaupt nicht bemühen. Er ersetzt sie durch das kluge Auge menschlicher Liebe. Es ist Leukone, die gütig-kluge Enkelin des frommen Hirten, die dem Telemach hilft, den Vater zu erkennen. Und durch die Kraft seiner selbst und der Liebe und des Hasses und der Erinnerungen und der Heimat, die er einmal beherrscht hat und nun — gerächt dem Sohne lassen will, wächst aus dem gebückten, räudigen Bettler, der sich „Niemand" nannte, in alter Größe der einzige hervor: Odysseus, der Held und König. Der Starke, der wie durch ein Wunder nach zwanzig Jahren noch als vielgeprüfter Heimkehrender den alten Bogen spannen kann, die große Blutarbeit in der Heimat zu verrichten. Freilich: es wird sein letztes königliches Heldenwerk sein. Er hat verzichten gelernt von seinem uralten Vater Laertes, der ihm als freiwillig Armer — auf hoher Felsspitze immer nur nach dem Sohne ausspähend — entgegentritt; und die Füße des Erzeugers küssend, der im gleich Elenden den Sohn nicht erkennt, kündet er, eh' er ans Rachewerk geht, dem jungen Telemach: „Der Herrschersitz ist dein, o Telemach. — Hier, dieser hat das bessere Teil erwählet: — Und sein Teil will ich mit ihm teilen, Sohn ..."

Der letzte Akt des Dramas ist der dichterisch bedeutendste. Die Rache und Abrechnung, das Gericht und das Blutbad. Die Sprache, die in den andern Akten nur selten eine des Stoffes ganz würdige Haltung gewinnt, Trivialitäten nicht scheut und an der Behandlung des Iphigenienstoffes durch Goethe nicht gemessen werden darf, erhebt sich hier zur Wucht und Kraft. Und wenn wir in den ersten vier Akten doch recht häufig das Ansehen Homers und das Interesse an seinen Gestalten voraussetzen müssen, um die Hauptmannschen einzuschätzen und ihre langen Erzählungen vergangener Dinge zu ertragen, ist dieser fünfte Akt ohne die Hilfe fremder Autorität und fremder Fabel ein in der Führung und Sprache edles, im dramatischen Aufbau bemerkenswertes Kunstwerk. Hauptmann hat wohl die dramatischen Schwächen der ersten vier Akte gefühlt und dem immanenten Zauber der homerischen Gestalten, die schon durch ihres Namens Klang unsre Phantasie schwingen lassen, und dem poetischen Eindruck einzelner Szenen auf den Leser mehr vertraut. So hat er das Ungewöhnliche getan und sein Drama zuerst im Druck erscheinen lassen, ehe er es der Bühne der Sozietäre anvertraute. Was eine Belebung dieses Werkes im Rampenlicht von seinem dichterischen Gehalt wird heben, von seinen Gestalten wird verdeutlichen, von seinen allzulangen Reden wird ohne Ermüdung retten können, soll die bald folgende Premiere zu zeigen haben. Der Eindruck, daß hier keine rohe Hand am Schönen sich vergreift, sondern ein Dichter an der Arbeit ist, steigert sich bei der Lektüre. Aber ein leises Heimweh nach dem stärkeren, reineren Quell dieser Sagenwelt ist nirgends ganz zu unterdrücken. Und es wird vielleicht auch nach diesem Racheschuß vom „Bogen des



Kultur der Gegenwart



Odysseus" noch bei dem Bekenntnis bleiben, das Platen in das Buch der Odyssee schrieb:

Schönstes Gedicht! Nichts kommt dir gleich an Behagen und Anmut —
Unter den neueren schuf ähnliches bloß Ariost!

Rudolf Presber

Recht u. Gesellschaft

Die Privatansprüche im Kriege

Gegenwärtig ist zwischen den kontinentalen Staaten und England eine starke Differenz ausgebrochen, die sich auf folgenden wichtigen Punkt bezieht: nach englischem Rechte sollen im Falle des Krieges die Angehörigen des feindlichen Staates ebenfalls als Feinde behandelt werden; sie sollen behandelt werden als Feinde des Königs, denn wer dem feindlichen Staat angehört, ist von selber auch ein Feind des Landes und steht mit allen Intentionen des Königs im Widerspruch. Dieser Gedanke stammt aus der Rüstkammer älterer Zeit. Es kam ehemals vor, daß zum Beispiel die Holländer die Mitglieder fremder Staaten wegen Hochverrats verfolgten, weil sie sagten: wenn ein Staat gegen uns Krieg führt, sind auch die Mitglieder dieses Staates unsre Feinde. Wie sehr dies mit der alten Vorstellung des Krieges zusammenstimmt, ergibt sich ja schon aus der Behandlung der Gefangenen. Man nahm an, der Sieger könne eigentlich die Gefangenen töten, und es wäre noch eine große Vergünstigung, daß er sie nur zu Sklaven mache; und so glaubte man auch, daß der Staat beispielsweise fremde Forderungen einfach einziehen und sich aneignen könne.

Dieser ganze Gedankengang ist im Kontinent durch die ungestüme Beredsamkeit und den gewaltigen Zuspruch von Jean Jacques Rousseau umgestürzt worden. Die englische Anschauung wurde aber durch Rousseau nicht berührt: die Französische Revolution mit allen ihren Resultaten ist dem englischen Wesen ziemlich fremd geblieben; und so kommt es, daß England und Amerika noch auf dem alten Stande verblieben. In den Napoleonischen Kriegen wurde von den englischen Gerichten der Satz aufgestellt:

1. Verträge, die mit einem Angehörigen des feindlichen Staates während des Krieges abgeschlossen werden, sind null und nichtig; und

2. Verträge, die vorher abgeschlossen worden sind, behalten zwar ihre Gültigkeit, sie können aber während des Krieges nicht gerichtlich geltend gemacht werden, denn dem Angehörigen des feindlichen Staates wird während des ganzen Krieges der Zutritt zu den englischen Gerichten versagt.

Dies sind inhaltschwere und für den Verkehr geradezu verderbliche Folgerungen; die Engländer sind aber so davon überzeugt, daß sie keinen Anstand nehmen, hieraus die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Sie sagen also: auch die während des Krieges fälligen Wechsel der feindlichen Untertanen (alien enemies) können nicht eingeklagt werden, und wenn mit einem solchen etwa ein Gesellschaftsvertrag abgeschlossen wurde, so könne das Gesellschaftsverhältnis während des Krieges nicht mehr fortgeführt werden, sondern es müsse erlöschen, denn es sei doch unmöglich, ein Gesellschaftsverhältnis mit einem Feinde fortzuführen, wo doch alle juristischen Akte dieses Feindes null und nichtig wären. Zwar hat man verschiedentlich zur Geltung gebracht, alle diese Bestimmungen würden nicht so pünktlich befolgt werden, es wäre im eignen Interesse der englischen Firmen, diese Folgerungen nicht in die Praxis einzuführen, da hierdurch der englische Handel selber bedeutend leiden müsse; allein hiergegen ist folgendes zu erwidern: die Engländer nehmen an, daß diese Konsequenzen aus der Loyalität gegen das eigne Land hervorgingen, daß es ein Verstoß gegen die eigne Landestreue wäre, dem Mitglied des feindlichen Landes die Hand zu bieten. Sie nehmen an, daß in solchem Falle der englische Geschäftsmann nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet sei, jeden Geschäftsverkehr zu vermeiden; und man hat sich sogar zu der Anschauung verstiegen, daß, wenn von einer Anzahl von Geschäfts-





leuten die Erklärung abgegeben würde, daß man trotz des Krieges die Verträge erfüllen wolle, dies als eine Art von Landesverrat zu betrachten sei. Und wenn man etwa geltend macht, daß der englische Handel dadurch selbst leiden würde, so muß man dabei die Volksstimme nicht außer Betracht lassen. Einerseits glaubt man, daß der Schaden des feindlichen Landes noch viel größer sein werde, anderseits glaubt man, daß es einen Ehrenpunkt darstelle, den Mitgliedern des feindlichen Staates abweisend entgegenzutreten.

Bei dem lebhaften Verkehr mit England, namentlich bei dem lebhaften Bank- und Warenverkehr und den vielen Versicherungsverträgen, die mit England abgeschlossen werden, ist es in Deutschland von der größten Wichtigkeit, diese Frage scharf zu fassen, und es muß hervorgehoben werden, daß wir hier nicht nur theoretischen Abstraktionen gegenüberstehen, sondern daß der höchste Gerichtshof, nämlich das House of Lords, noch im Jahre 1902 diese Grundsätze ausgesprochen hat.

Gerade dieser Umstand hat seinerzeit bei der zweiten Haager Konferenz dazu geführt, daß Deutschland in die von der Konferenz ausgearbeitete Landkriegsordnung die Bestimmung 23 h aufnehmen ließ, die wie folgt lautet:

„Abgesehen von den durch Sonderverträge aufgestellten Verboten ist namentlich untersagt:

h) die Aufhebung oder zeitweilige Außerkraftsetzung der Rechte und Forderungen von Angehörigen der Gegenpartei oder die Ausschließung ihrer Klagbarkeit."

Diese Bestimmung wurde von allen Vertragsmächten, auch von England, angenommen und der Vertrag von England anstandslos ratifiziert.

Nachträglich sind den Vertretern der englischen Politik schwere Bedenken aufgestiegen; man scheint darauf hingewiesen zu haben, daß eine derartige Bestimmung doch gegen die jahrzehntelang geübte englische Jurisprudenz verstoße und es wohl nicht zu erwarten sei, daß die englischen Gerichte von ihrer Praxis abwichen. Die englische Regierung wechselte auf einmal den Standpunkt und erklärte folgendes: Die Bestimmung sei nur eine Bestimmung des Landkrieges und deswegen auf den Seekrieg unanwendbar, daher für England kaum von Bedeutung, da doch die Kriege mit England regelmäßig Seekriege wären. Sodann zweitens, die ganze Bestimmung wolle auch nicht sagen, daß die etwaige Gesetzgebung in diesem Falle unstatthaft sei und geändert werden müsse, sondern sie wolle nur verordnen, daß ein Armeekommandant bei Besetzung des Landes eine derartige Verkümmerung der Rechtspflege nicht eintreten lassen dürfe; also: der Armeekommandant dürfe solches nicht anordnen, aber der Staat könne derartiges in seiner Gesetzgebung ohne weiteres bestimmen.

Es leuchtet ein, daß schon nach dem Wortlaut der Bestimmung die englische Auslegung vollständig unhaltbar ist, und daß die ganze Errungenschaft der Haager Konferenz hiernach völlig bedeutungslos wäre. Einmal finden sich in der Landkriegsordnung eine Reihe von Bestimmungen, die auch auf den Seekrieg passen, zum Beispiel Bestimmungen über die Behandlung von Gefangenen, oder Bestimmungen, die den Gebrauch vergifteter Waffen verbieten, alles Bestimmungen, die kein Mensch vom Seekrieg ausschließen will und die man eben nur deshalb in die Landkriegsordnung gestellt hat, weil man damals den Seekrieg nicht besonders regelte und die gemeinsamen Grundsätze für den Land- und Seekrieg in dem Kapitel über den Landkrieg behandelte. Sodann ist doch kaum zu befürchten, daß ein Kommandant derartige Dinge bestimmen werde — man denke sich ein das Feindesland okkupierendes Heer: soll man etwa annehmen, daß, wenn hier Gerichte eingesetzt werden, es den Bürgern des okkupierenden Staates je verboten würde, bei ihnen ihre Prozesse zu führen? Und wenn die Bevölkerung des okkupierten Staates dies etwa benutzen wollte, um Entschädigungsansprüche gegen das Okkupationsheer geltend zu machen, so wäre es ja sicher, daß bürgerlich-rechtliche Ansprüche wegen militärischer Maßnahmen gegen den okkupierenden Staat überhaupt



Kultur der Gegenwart



nicht erwachsen können. Das kann also nicht der Sinn der Bestimmung gewesen sein, sondern es soll eben gerade die Rechtsordnung derjenigen Länder getroffen werden, welche die Verfolgung von Privatrechtsansprüchen der feindlichen Angehörigen verbieten. Wie, wenn ein Deutscher während eines Krieges mit England in England selbst gegen einen Engländer klagen will? Solche Fälle waren es, die hier in Betracht kamen, und nur an solche kann überhaupt gedacht werden. Und sollte man selbst nnehmen, daß die Haager Bestimmung sich nur auf Anordnungen eines Armeekommandanten bezöge, so daß nur diese, nicht auch ein staatliches Gesetz dieses Inhalts verboten sei, so wäre die Bestimmung schon deswegen ganz illusorisch, weil der Armeekommandant nur an sein Heimatland zu telegraphieren brauchte und dieses durch ein provisorisches Gesetz (auch ohne Parlament) bestimmen könnte, daß die klagbare Geltendmachung der feindlichen Ansprüche untersagt wäre!

Dann würde es sich nicht mehr um ein Verbot des Armeekommandanten, sondern um eine Anordnung der Gesetzgebung handeln! Übrigens enthält die Landkriegsordnung eine ganze Reihe von Bestimmungen, die speziell auch gegen etwaige Maßnahmen der Gesetzgebung gerichtet sind, wie zum Beispiel bezüglich der Gefangenen. Kein Staat dürfte etwa die Bestimmung geben, daß die Kriegsgefangenen Sklaven werden sollen oder daß es statthaft wäre, ihnen ihr Eigentum wegzunehmen; und wenn etwa dieser Staat entgegnen wollte, eine solche Behandlung beruhe nicht auf einer Bestimmung des Armeekommandanten, sondern auf der Bestimmung der eignen Gesetzgebung, so wäre dies von selber hinfällig: die Bestimmung der Kriegsordnung über die Gefangenen erheischt eine absolute Durchführung, und sie kann weder im Einzelfalle noch im ganzen, weder durch eine konkrete Bestimmung eines Armeekommandanten noch durch allgemeines Gesetz eines Staates abgeändert werden. Ganz so verhält es sich mit dem obigen Satze; es wäre eine seltsame Erscheinung, wenn ein einfacher Akt der Gesetzgebung genügte, um die wichtigsten Bestimmungen der Haager Beschlüsse zum Fall zu bringen.

Leider hat sich die englische Regierung auf ihre Auslegung versteift, und es ist schwerlich zu erwarten, daß die englischen Gerichte, wenn es etwa zum Streite käme, die richtige Auslegung des Paragraphen 23 h annähmen: schon die ganze konservative Art der englischen Rechtsprechung, die sehr ungern von bisherigen Grundsätzen abgeht, am wenigsten auf Grund kontinentaler Anregung, spricht dagegen, und außerdem der speziell anglisierende Zug der ganzen Bestimmung; und so sind wir nun in einen schweren Konflikt geraten.

Hier wäre die Möglichkeit gegeben, die Sache an ein Schiedsgericht zu bringen, da durch einen Staatsvertrag vom Jahre 1904 zwischen Deutschland und England bestimmt ist, daß streitige Rechtsfragen und Streitfragen, die sich auf die Auslegung der (zwischen den beiden vertragschließenden Teilen bestehenden) Verträge beziehen, sofern sie nicht auf diplomatischem Wege haben erledigt werden können, dem ständigen Schiedshof im Haag überwiesen werden sollen. Dabei ist allerdings vorausgesetzt, daß solche Streitfragen nicht die vitalen Interessen, die Unabhängigkeit oder die Ehre der beiden vertragschließenden Staaten berühren und nicht die Interessen dritter Mächte beeinträchtigen dürfen — was in unserm Falle ja völlig ausgeschlossen ist.

Ob aber dieser Weg betreten wird, ist sehr fraglich. Ein andrer Weg, der Weg der Wiedervergeltung, das heißt einer nachteiligen Behandlung Englands mit Rücksicht auf diese Differenz als Druck, um eine Änderung seiner Stellungnahme zu ermöglichen, wird gegenwärtig kaum angängig sein.

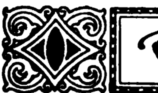
Das ausgiebigste Mittel ist natürlich, den deutschen Handel von der ganzen Sachlage zu unterrichten, ihm die Gefahren der englischen Prätention zu schildern und ihm anheimzugeben, sich selbst zu helfen.

Josef Kohler

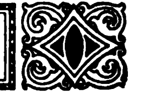


Kultur der Gegenwart





Technik



Es ist noch nicht lange her, da führte der „Maurer“ ohne „Schlossers“ Hilfe seine Bauten auf, abgesehen von einigen kleinen Fertigstellungsarbeiten; heute nimmt der Architekt die Hilfe des Maschineningenieurs in stets steigendem Maße in Anspruch.

Noch ehe der Bau begonnen, wird bei irgendwie zweifelhaftem Baugrund das Erdbohrgerät benutzt, um festzustellen, wie sich das Erdreich unter der Oberfläche zusammensetzt, ob Sand, ob Lehm, ob Fels, in welcher Tiefe der Grundwasserspiegel liegt, und was derlei Fragen mehr sind. Erst dann kann die für unsre modernen schweren Bauten doppelt wichtige Frage der richtigen Gründung entschieden werden. Häufig macht es sich nötig, die Festigkeit des Grundes künstlich zu verstärken, und dann knüpft man an uralte Vorbilder an und errichtet einen Pfahlrost, das heißt, man treibt mit großen Rammaschinen gewaltige, starke Pfähle senkrecht in das Erdreich. In andern Fällen wird rings um die Baugruppe eine dichte Bretterwand in die Erde getrieben, dann hebt man das Erdreich aus, und wenn sich Grundwasser zeigt, erscheint wiederum der Ingenieur und setzt seine Pumpe an, die entweder ein Elektromotor oder ein Benzinmotor treibt und tagein, tagaus das Wasser aus der Grube fördert. Auf die Zuverlässigkeit dieser Pumpe kommt außerordentlich viel an, von ihr ist die ganze Fundamentierungsarbeit abhängig, sie spielt eine ähnliche Rolle wie die Pumpen tief unten in den Bergwerken, denen die Aufgabe zufällt, das ständig in die Schächte quellende Wasser zu beseitigen. Wehe, wenn die Pumpe streikt! Dann „ersäuft“ das Bergwerk, dann ersäuft die Baugrube; dort kostet es unter Umständen viele Menschenleben, hier jedenfalls sehr viel Geld und Zeit. Ein Fall, wo die Pumpe in sehr gefährlicher Weise ihren Dienst versagte, kam seinerzeit beim Neubau des großen Weinrestaurants Rheingold in Berlin vor.

Aber der Pumpmotor ist bald nicht mehr der einzige auf dem Plan. Bei vielen modernen Bauten werden die Fundamente ganz oder teilweise aus Beton hergestellt, das heißt aus künstlichem Stein, der an Ort und Stelle aus seinen Bestandteilen zusammengemischt und in knetbare Form gebracht wird. Dieses Mischen erfolgt gleichfalls in besonderen Maschinen, die der Nachbarschaft gewöhnlich vom „Hören“ nur allzu bekannt sind. Große Blechtrommeln mit spiralförmigen Innengängen werden von einer kleinen Maschine ständig gedreht und besorgen das Mischen der von Hand hineingeworfenen Stoffe.

Ist das Fundament fertig, so erfolgt der eigentliche Hochbau. Früher hat man für diesen Zweck lediglich eine Anzahl Balken in geschickter Weise zum Gerüst aufgebaut, und das einzige der Mechanik entlehnte Hilfsmittel war die Verwendung der Rolle und des Flaschenzuges zum Heben der Lasten. Heute baut man schon vielfach ohne Gerüst. Statt dessen werden entlang der Front Eisenbahngleise verlegt, und auf diesen rollt ein schmächtiger Turm hin und her mit einem großen ausgreifenden Arm an der Spitze. Über die Hand dieses Armes laufen die Ketten und Seile der Hebemaschinen, die in der Regel von kräftigen Elektromotoren oder in Ermangelung von Strom auch mit Benzinmotoren angetrieben werden. (Ab und zu liest man in Veröffentlichungen auch von „Petroleum“-Motoren; an dieser Stelle sei berichtigt, daß das so gut wie ausnahmslos falsch ist und darauf zurückgeführt werden kann, daß die betreffende Nachricht aus dem Englischen unrichtig übersetzt ist, die Engländer nennen nämlich das Benzin „petrol“, ihr „petrol“-Motor heißt daher zu deutsch: Benzinmotor.) Die Arme dieser Krantürme sind beweglich, das heißt schwenkbar, sie werden erst nach der Straße zu gedreht und heben die Lasten, Mörtelgefäße, Steinwannen, eisernen Träger und so weiter von den anfahrenden Wagen ab und ziehen sie hoch, dann wird eingeschwenkt und die Last an der gewünschten Stelle niedergesetzt. Diese aus dem allgemeinen Maschinenbau über-



Kabelkran





nommenen Hilfsmittel haben zweierlei Vorteil für den Bauherrn: sie arbeiten schneller und ersparen viele menschliche Hilfskräfte. Außerdem ermöglichen sie auch das Einbringen größerer Eisenkonstruktionen fix und fertig zusammenmontiert in den Bau. Selbstverständlich ist die Höhe dieser Krantürme beschränkt. Für europäische Verhältnisse reichen sie aus. Bei dem Bau amerikanischer Wolkenkratzer wären sie ein ganz unzulängliches Hilfsmittel.

Eine besondere Neuheit auf dem Gebiet der Transportmittel für den Hochbau bilden weiterhin die Kabelkräne, die wir in zwei Bildern unsern Lesern vorführen. Wenn es sich nicht nur darum handelt, größere Lasten auf beschränktem Kreis hochzuheben, sondern auch in der Wagrechten weiterzubefördern, ist ihre Anwendung gegeben. Auf dem einen Bild sehen wir im Mittelpunkt des Bauwerkes einen etwa 50 Meter hohen Turm errichtet. Von diesem sind starke Kabel nach weit seitlich gelegenen niedrigen, etwa 14 Meter hohen Türmen geführt, die ihrerseits auf Schienen stehen, die im Kreis von 200 Meter Durchmesser um den mittleren Turm herumgefahren werden können, wie die Wagen eines Karussells um die Führungspfosten. Auf den Tragkabeln rollen dann kleine Wägelchen, die mit kräftigen Trossen herauf- und herabgezogen werden, und an den Wägelchen hängen die Flaschenzüge zum Heben und Senken der Lasten. Ihre Tragfähigkeit ist sehr bedeutend. Die auf der Abbildung vorgeführte Konstruktion, die von Bleichert & Co. in Leipzig stammt, vermag 1600 Kilogramm normalerweise zu heben, ausnahmsweise sogar 2500 Kilogramm, die mit einer Geschwindigkeit von 90 Meter in der Minute heraufbefördert und an jedem Punkt des Bauwerkes niedergelassen werden können. Die erste Abbildung zeigt die Anwendung derselben Einrichtung für Abbrucharbeiten. Auch bei Ausschachtung von Baugruben hat man die Kabelbahn angewendet und damit in den beschränkten Räumen der Großstadt wöchentlich zirka 1000 Kubikmeter Boden ausgehoben und fortgeschafft. An den Wägelchen hängen dann Fülltrichter mit beweglichem Boden, so daß die eingefüllten Erdmassen direkt in die Fuhrwerke gefüllt werden, denen die Aufgabe des Abtransportes zufällt.

Bei Hochbauten, die im wesentlichen aus Eisengerüsten zusammengefügt werden, werden aber noch allerhand andre Hilfsmittel des Ingenieurs in Benutzung genommen. Da sind zunächst die pneumatischen Werkzeuge, die heute eine bedeutende Rolle spielen. Im großen Publikum nnd sie ziemlich unbekannt. Besondere Bedeutung haben sie für das Nieten gewonnen. Dies wurde früher bekanntlich von Hand aus mit Hammerschlägen besorgt. Wer einmal sich dieser Arbeit unterzogen hat, der weiß, daß sie nicht gerade zu den angenehmsten Beschäftigungen gehört und daß es vor allem verhältnismäßig lange dauert. Da hat man nun Hämmer gebaut, deren Kopf mit Hilfe von Preßluft in rasend raschen Schlägen niedersaust und die Leistungsfähigkeit des Mannes vervielfacht. Es gehört allerdings auch Gewandtheit dazu, das stark vibrierende Werkzeug richtig zu führen. Voraussetzung für solche Arbeit ist natürlich die Anwesenheit einer kleinen Preßluftanlage, aber die ist nicht schwer zu beschaffen. Auch Meißel und Bohrer kann man mit Preßluft antreiben. Bei letzterem wird jedoch heute wohl allgemein die Elektrizität als Triebmittel bevorzugt; elektrische Handbohrmaschinen sind ein Artikel, den wir heute auf jedem größeren Eisenhochbau finden.

An Stelle des Nietens ist aber heute vielfach das Schweißen getreten, nachdem man in dem sogenannten autogenen Schweißverfahren eine recht bequeme Methode gefunden hat. Man könnte von einer vielfach verstärkten Lötlampe sprechen, von der Erzeugung einer Flamme, die so heiß ist, daß sie Eisen und Stahl flüssig werden läßt. Dies geschieht entweder mit Hilfe von Sauerstoff und Wasserstoff oder mit Azetylen und Sauerstoff. Die betreffenden Einrichtungen sind verhältnismäßig leicht transportabel, so daß man sie auch auf der Baustelle leicht verwenden kann. Die so erzeugte Flamme hat überdies nicht nur die Fähigkeit, zusammenzu-

fügen, sondern auch zu trennen, man spricht dann von autogenem Schneiden. Die stärksten Eisenträger können auf diese Weise durchschnitten werden, ebenso kann man mit Hilfe der Flamme Löcher bohren und so weiter. Neben diesem Schweißen mit der offenen Flamme gibt es dann noch elektrische Schweißmethoden, die sich gleichfalls gut bewährt haben.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß auf einer modernen Baustelle nicht nur mit Muskelkraft gearbeitet wird, sondern daß in steigendem Maße Maschinenkraft herangezogen wird. Die Hauptrolle spielt dabei die Elektrizität, weil sie mit verhältnismäßig einfachen Mitteln die Kraftübertragung gestattet und eine große Beweglichkeit der von ihr angetriebenen Maschinen gewährleistet. Dort, wo sie nicht vorhanden ist, scheut man sich bei wirklich großen Bauten deshalb auch nicht mehr, ein kleines Elektrizitätswerk neben der Baustelle provisorisch zu errichten. Gewöhnlich benutzt man eine Lokomobile oder einen fahrbaren Sauggasmotor als erste Kraftquelle, und der ganze Apparat mit allem Zubehör wird in Wagen untergebracht, die nach Vollendung des Baues auf eine andre Stelle gefahren werden können.

Siegfried Hartmann



Beim Bau einer Rotunde: Links und rechts Kabelkräne



Gesundheitspflege

Nun wollen wir einmal, gewiß nicht im Widerspruch zu den Zeiten der größten Feste, Weihnachten und Neujahr, von dem guten und bösen menschlichen Herzen sprechen, von den Leistungen, dem Versagen und Ermatten dieses Zentralapparates der Bewegungen unsres elementarsten Lebenssaftes. Das Herz ist aber nicht nur solch ein rein mechanischer Propeller, das heißt eine am Gitterwerk des Fasergewebes geschickt aufgehängte, freischwebende Zentralpumpe, der Volksmund hat auch recht, wenn er unter dem „guten Herzen“ gemeinhin den Mittelpunkt unsrer seelisch-humanen Beziehungen zur Welt versteht. Wie viele schöne Märchen ewige Wahrheiten sagen, so ist auch im zähwurzelnden Volksworte oft ein tiefer, intuitiver Kern, den alle Materialisten der Welt mit Kunststücken des Intellektes nicht verstecken können. Man denke doch nur an die Tatsache, daß unser Herz die allerverschiedensten seelischen Eindrücke, Schmerz, Schreck, Freude, Scham, Liebe, Haß mit Pendelschlagvariationen begleitet, oder an die, daß die leisesten Betriebsstörungen dieser Zentralpumpe sogleich unser seelisches Gleichgewicht in bedenkliches Schwanken geraten

lassen, oder man überlege die Bedeutung der sonderbaren Beobachtung, daß bei der Ergriffenheit unsres „sackartigen Heberwerkes“ vor einem Redner, einem Deklamator, einem Musikanten dieser „rein physikalische Apparat“ sich wunderbar in seiner Pulszahl annähert der Pulszahl dessen, der spricht und ihn ergreift. Das sind drei Beispiele statt Hunderter, die beweisen, daß tatsächlich das einfache Menschenherz, diese größte Schöpfertat der Natur, ebensogut ein Seelenorgan wie eine Blutpumpe genannt werden muß, das um so mehr, als einer der bedeutendsten Mediziner, Ottomar Rosenbach, zum Beispiel es als diskutabel bezeichnet hat, ob nicht der Gesamtbegriff der Neurasthenie aufzulösen ist durch Betriebsstörungen und Elastizitätsschwankungen dieses Triebwerkes im Menschenleibe. Daß seelische Veränderungen direkt und indirekt auf das Herz, einen Muskelball, so gewaltig einwirken, wäre ein Wunder, wenn wir nicht genau den Mechanismus kennten, auf dem sich diese rein geistige Angelegenheit vollzieht und dafür wirklich mechanische Analogien besäßen. Das geht alles auf dem Wege der echten Marconiplatten, die jeder Mensch im Leibe aufgehängt erhalten hat und die oft weit früher, als es das Bewußtsein zu fassen vermag, in ihre rätselhaften Schwingungen versetzt werden, das ist das Sonnengeflecht des Nervus sympathicus, dieses Stammvaters aller geistigen Organisation — Stammvater, weil im Aufbau der Organismen das Nervensystem mit seinen Nervenknötchen die ersten Andeutungen erfuhr. Er ist der Herr des Lebens geblieben, der große Organisator der Reizbarkeit — dieses Kardinalsymptoms des organischen Lebens überhaupt — deshalb, weil er mit seinen unübersehbar reichen, windenartigen und efeugleichen Umschlingungen aller Blutgefäße und seinen filigranen Einsenkungen ins Fleisch des Herzens gleichsam das Zentralkommando für alle Strombewegungen und Verwandlungen des Blutes in Organsäfte behalten hat. Wenn man weiß, daß auch der Hemmungssaft, welchen das Herz gleichsam wie flüssige Isolatoren (Stromeindämmer) in das Gehirn und zwischen die phosphoreszierenden Gangliensterne unsrer Seelenapparate einschiebt, seinem Kommando untersteht, so wird man in vollem Umfange die Einheit des Wortes von „Herz und Gemüt“ zu würdigen wissen. Alles Erhabene hat einen menschlich erkennbaren Mechanismus, dem grandiosesten Seelenwunder geht ein erdenrestlicher Vorgang parallel, und die Wissenschaft reicht nicht weiter als bis zur Aufdeckung dieses mechanischen Parallelismus, was darüber ist — das Wunder dieser schöpferischen Einrichtungen, sein Ursprung, sein Endwille, seine Schönheit gehört ins Gebiet der königlichen Geschwister Kunst und Religion, welche auch den Gelehrten erst zum Vollmenschen machen.

Der Arzt, der ja dem seelischen Leben seiner Leidenden ebenso nahestehen muß wie seinen physischen Betriebsstörungen, ist der naturgegebene Vermittler dieser beiden extremen Betrachtungsweisen, der kalten Wissenschaft und dem heißen und innigen Anempfinden vom Wesen der Welt. Gerade die neuesten Forschungen haben ihm eine Fülle von Material zugetragen, um bei den zahllosen Beziehungen zwischen seelischem Leid und Erkrankungen des Herzens erkennend, lindernd und helfend einzugreifen. Es ist nach Rosenbach das unbestreitbare Verdienst A. Smiths, den Nachweis geführt zu haben, daß das Herz allein in seinen Dehnungsverhältnissen ungeahnten Schwankungen unterliegt, das heißt, seine Größe kann unter psychischen und physikalisch-chemischen Einflüssen von Tag zu Tag in weitesten Grenzen schwanken. Es ist eben ein elastischer, dem Gummi vergleichbarer faustartiger Muskelsack, dessen Wände, eben die Muskelfasern, zwar dem Willen entzogen, aber den leisesten seelischen und chemischen Impulsen unterworfen sind. Wir wissen, daß dieser Gummibeutel zwar nicht ermüdet — denn jede Theorie der Ermüdung scheitert an dem Problem des unermüdlich von der Geburt bis zur Todesstunde immer arbeitenden Herzmuskels —, aber doch bei seiner Arbeit unter Umständen Dehnungen erfährt, die seine Wände enorm ausweiten und den Blutstrom träger strömen machen. Die akute oder chronische Überanstrengung (Sport, Überarbeitung),



Kultur der Gegenwart



ebenso wie plötzliche oder dauernde seelische Belastungen (Schicksalsschläge, Kummer, Sorge) bringen solche Ausweitungen des Herzens zustande, ebenso wie Gifte (Alkohol, Nikotin) langsam, aber sicher, manchmal auch ganz akut dem beweglichen Becher der Blutsäfte zu elastischem Ausweichen, Erschlaffen, Überdehnen Veranlassung geben. Bei allen diesen Zuständen braucht noch nicht ein Fäserchen dieser Muskelampulle wirklich erkrankt sein, wie das erst der Fall ist bei dauernden Strombelastungen durch Klappenfehler, Nierenerkrankungen, Arterienveränderung und chronischer Giftwirkung, bei denen dann eine organische Veränderung der Muskulatur durch Vermehrung ihrer Bündel Platz greift. Diese Herzen werden wirklich krank durch Hypertrophie (Überbildung von Herzmuskulatur im Sinne einer Kompensation des Ausfalles vom elastischen Preßdruck), jene sind nur funktionell verändert, es handelt sich um Betriebsstörungen, aber nicht um bildnerisch-plastische Abnormitäten. Diese funktionellen Überdehnungen des Herzens sind es nun gerade, welche die Wechselbeziehungen zwischen Seele und Herz auf das deutlichste beweisen. Denn ebensogut wie bei einem Neurastheniker die ewige Unruhe, die unbestimmte Angst, die zwangsweisen Erregungen das Herz überlasten, ebenso oft kann die aus andern Gründen erfolgte Elastizitätsabnahme der Herzwand die Neurasthenie erst erzeugen. Hier ist Ursache und Wirkung eng verknüpft, ein Ineinanderrinnen von Bedingendem und Bedingtem, ein Circulus vitiosus steht klar vor unsern nach Ursachen forschenden Blicken. Hier kommt eine Unrast und Unsicherheit in die Zentrale der sympathischen Ader- und Herzgeflechte, welche sehr wohl und buchstäblich der Seele eines solchen Leidenden mit ständigem Mahnen und Anklopfen der Gefahr das Gefühl übermittelt, als nage ein fürchterliches Etwas an den Grundmauern seiner Existenz. Sie sind nicht so krank, diese Neurastheniker, wie sie sich fühlen, aber sie quälen sich (und andre!) maßlos mit dem Ahnen einer Bedrohung, weil das Erborgan aller Reizbarkeit, eben der sympathische Nerv, zu allererst „mitleidet" unter der wechselnden oder nachlassenden Energie der sonst gleichmäßig arbeitenden, vom Herztakte getriebenen Blutstromwelle. Kein Arzt darf heute mehr versäumen, bei Melancholien, Hypochondrien, Reizbarkeiten, Nörglern, Launenhaften, Unberechenbaren das Herz auf Elastizitätsschwankungen zu untersuchen, weil öfter aus diesem Punkte alles zu kurieren ist als aus jenem zynischen des Mephisto.

Es ist ein Segen, daß die Zeit, welche diese Zusammenhänge aufgedeckt hat, auch dieselbe gewesen ist, welche die Hilfsmittel gegen diese gemischt physisch-seelischen Funktionsstörungen aufgefunden hat. Auch hierher hat die Elektrizität ihren Triumphzug moderner Siegestaten gelenkt. Es war derselbe A. Smith der erste, welcher mit Wechselströmen dem Regulator dieser Zustände, eben dem Gefäßherznerven (dem Sympathicus) zu Leibe ging. Heute noch ist die Elektrizität, ob in Form von Wechselströmen, Gleichströmen, d'Arsonvalschen Strömen, Vierzellenbädern und so weiter, der mächtigste Faktor gegen die Herzdehnungen, von denen fast jeder Mensch einmal befallen wird; man denke nur an den fast regulären, akuten Erschöpfungsanfall um die fünfziger Jahre herum, den fast alle tätigen und etwas bedeutenden Mitarbeiter an dem Kulturbau unsrer Zeit zu erdulden haben. Alle diese Verfahren, ebenso wie die Sauerstoff-, Kohlensäure-, Ozonbäder, wie die Frottierungsverfahren mit Duschen und Marmorseife, Reibefasern und Hartschwämmen, sie alle suchen dem gleichsam geistigen Herrn der Stromregulierungen, dem sympathischen Geflecht, von dem Naturtrikot des Leibes, der Haut, her beizukommen. Mit vollem Rechte! Denn was kann das jedes Hautäderchen umspinnende Rankengeflecht dieser Nervenfiligrane alles leisten?

Erstens pflanzt sich jeder mit Funken oder Marmorkörnern ihm zugefügte Anreiz rückwärts bis zu seinen ins Mark der Herzsubstanz eingelassenen Adern fort und kräftigt, stählt und ermuntert die größeren Betriebsfilialen dieses Kraftinstitutes, und zweitens zwingen die kleinen, gereizten Schleusenwächter die Hautgefäße, die insgesamt eine enorme Fläche mit ihren Netzkanälen ausmachen,



Kultur der Gegenwart



ihr Stromgebiet sehr wesentlich zu verengern, den Faden des sie durchfließenden Blutes merklich zu verdichten, das Flußbett des Lebenssaftes zu verschmälern. Das hat aber einen höchst willkommenen Effekt: nämlich den, das Herz und die Arbeit seiner schlaff gewordenen Muskelwände ins Stadium der Schonung zu versetzen. Es ist ein Unterschied, ob das Herz bei weit geöffneten Schleusen strömen muß oder bei engen, es spart an Triebkraft enorm, zumal der elastische Druck der muskelringartigen Gefäßwände geradezu einen neuen Betriebsmotor erzwingt, das Gefäßherz, wie man die Aktion aller Blutgefäße, die die Blutwelle pressend vorwärtsschieben, genannt hat. Das erwachte Gefäßherz ersetzt zum großen Teil das Brustherz; die Zentrale kann ausruhen, sich elastisch zurückbilden, ihre Energie durch Arbeitserleichterung wiedergewinnen, weil alle Arterienfilialen die Kraftdepots übernehmen.

Dann strömt, so reguliert, das Blut wieder frisch und leicht auch in die seelischen Arbeitsstätten, und der Mut, die Hoffnung, das Vertrauen, diese geheimen Verbündeten des Arztes, kehren wieder, um das Köstlichste in die Seele einzubringen, was das Leben geben kann, das Gefühl, wieder ein gesunder Mensch zu sein.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich

Frauenrundschau

Das Kind der Gegenwart

Die Aufzucht des Kindes ist heute zu einer Aufgabe für die Frau geworden, die ganz besondere neue Forderungen an sie stellt. Es genügt nicht mehr, wie bisher, daß sie sich dabei auf den mütterlichen Instinkt verläßt, sondern sie muß, um dieser Aufgabe im Sinne der Zeit gerecht zu werden, eine sehr erhebliche Summe von besonderen Kenntnissen und ein großes Maß von Verständnis für diese neuen Forderungen aufbringen. Warum die Frage des Kindes heute fast die beherrschende, wenn nicht des „Jahrhunderts“, so doch sicherlich der Gegenwart geworden ist, das hat seine kulturhistorischen, soziologischen und psychologischen Gründe, auf die des näheren einzugehen den gebotenen Rahmen überschreiten würde. Nur andeutungsweise kann man diese Motive zu beleuchten suchen. Kulturhistorisch ist die Frage des Kindes deshalb so sehr in den Vordergrund getreten, weil zwischen der vorigen und der jetzigen erwachsenen Generation (der der jungen Eltern von heute) eine Ära der mächtigsten kulturellen Entwicklung liegt. Gewaltige Umwälzungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Technik, der praktischen und der idealen Erkenntnis haben hier einen Abstand zwischen zwei Generationen geschaffen, wie er in der Geschichte nicht häufig zu finden ist. In dieser Epoche hat sich besonders das Leben der Frau aufs allerentschiedenste umgestaltet, und die Frauenfrage ist Tatsache geworden. Diese unter so gänzlich veränderten Verhältnissen zur Elternschaft gelangte Generation mußte dem Kinde mit einem viel größeren Verantwortlichkeitsgefühl, Pflichtbewußtsein, aber auch mit tausend bangen Fragen, die unsern Müttern und Großmüttern noch kein Kopfzerbrechen machten, entgegentreten.

Soziologisch ist das Kind schon durch die Krise in der Bevölkerungsfrage plötzlich zu einem mit Recht gesteigerten Wertfaktor geworden. Die erschreckenden Ziffern der Säuglingssterblichkeit mußten, als sie endlich, ebenso wie die des Geburtenrückganges, ins helle Licht der Betrachtung kamen, schon aus politischen, nationalen und rassenhygienischen und natürlich auch aus humanitären Gründen dazu treiben, das Kind mit allen Kräften zu schützen. Wieder bot sich hier gerade für die Frau eine entscheidende Aufgabe. Die Frauen und die Ärzte waren es, die sich zuerst der Säuglingsfürsorge und Säuglingspflege annahmen, hier Reform um Reform anbahnten und durchsetzten und in ihren Organisationen schließlich zu einer segenbringenden Macht wurden. Aber nicht nur auf das Säuglingsalter erstreckt sich die besondere Beachtung, die dem Kinde heute zuteil wird. Eine mächtige Reformbewegung fand den Weg in die Schule. Fast einstimmig sind die wirklichen Päd-

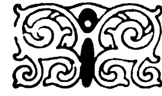


Kultur der Gegenwart

agogen heute in dem Bestreben einig, das Kind vor unnützer oder gar schädlicher Belastung zu schützen und den Impulsen und Neigungen der jugendlichen Natur freieren Spielraum zu geben. Wieder waren hier Frauen bahnbrechend — ich erinnere nur an Ellen Key, die diese Bewegung in Gang brachte, und an Lili Braun, die ihr, nachdem sie schon in vollem Gange war, einen besonderen „Aufschrei" widmen zu müssen glaubte.* Nun ist es gewiß richtig, daß dem Kinde die Entwicklung seines persönlichen Lebens und seiner gesündesten Triebe gewährt sein muß und daß die Schule seine Lebensfreude nicht verkümmern darf. Für entschieden übertrieben aber halte ich gewisse zu weitgehende Forderungen, die dem Kinde allzufrüh eine Selbstbestimmung gestatten, die für sein späteres Leben nur schädlich sein kann. Ohne einen gewissen Zwang zur Erfüllung notwendiger, wenn auch nicht immer angenehmer Pflichten geht es doch im Lebenskampf überhaupt nicht. Und daß die Gewöhnung an diesen Zwang einer Übung bedarf, ist selbstverständlich. Wenn nun dem Belieben des Kindes selbst die Auswahl seiner Tätigkeit schrankenlos anheimgestellt wird, so ist nicht zu erwarten, daß es später in der Lage sein wird, die oft sehr zwingenden Forderungen, die das Leben an uns alle stellt, zu erfüllen. Die Frau als Mutter, aber auch die Frau als soziale Kraft, sie beide haben eine große Menge neuer Aufgaben zu erfüllen. Auf dem Gebiet der Hygiene sind so entscheidende Erkenntnisse in unsere Zeit gekommen, daß die Frau, die sich mit dem Kinde zu beschäftigen hat, hier nicht umhin kann, zu lernen. Nicht nur die Säuglingspflege steht heute auf wissenschaftlichem Boden, nicht nur die Frage der Ernährung, sondern auch die Aufzucht des Kindes überhaupt. Sport und Spiel und alle Arten von Freiluftbetätigungen sind zu anerkannten Notwendigkeiten für die richtige Entwicklung des Kindes geworden. Diesen Bedürfnissen gegenüber

* „Die Emanzipation des Kindes", Verlag Albert Langen, München.

muß die Mutter, die Lehrerin und die in der sozialen Hilfstätigkeit wirkende Frau durchaus orientiert sein. Sogar die Kunst im Leben des Kindes wurde als ein ihm gebührender Wert anerkannt; angefangen vom Zimmer des Kindes bis zu jedwedem kleinsten Gebrauchsgegenstand und zum Spielzeug drängte man nach „angewandter Kunst". Auch hier wird wieder die Erfahrung, die beinahe nur die Frau machen kann, weil sie es ist, die dem Kinde am nächsten steht, am meisten dazu beitragen, aus allerhand übertriebenem Snobismus heraus und aus einigen tatsächlich richtigen Forderungen den geeigneten Mittelweg zu finden. Die Erfahrung zeigt — leider oder erfreulicherweise — daß das Kind mit den überaus ästhetischen Möbeln, Spielgeräten und den so sehr literarischen Bilderbüchern meist wenig anzufangen weiß und sich am liebsten mit Dingen beschäftigt, die so primitiv wie nur möglich sind: ein beinahe selbstverständliches Gesetz; denn das Kind steht in seiner Entwicklung dem Menschen in seinen primitiven Anfängen am nächsten. Es hat noch das ehrfürchtige Staunen vor dem Objekt, und es will mit seiner Phantasie das in die Objekte hineinlegen, wonach es begehrt. Dinge, die allzu fertig aus den Händen der Kultur hervorgehen, kann es in ihrem „Wert", der oft ein recht problematischer ist, nicht schätzen. Je simpler und natürlicher ein Gegenstand ist, desto mehr wird er die Aufmerksamkeit des Kindes reizen. Und hier liegt vielleicht der Grund, warum die Kinder mit einem einfachen Stein häufig lieber spielen als mit dem raffiniertesten Spielzeug und warum sie an einem alten zerschlagenen Puppenkopf von greulicher Beschaffenheit mehr hängen als an einem Wunder der Puppentechnik. Dieser Zug zum Primitiven, erklärt von dem Bedürfnis nach Romantik, hat das heranwachsende „Kind der Gegenwart" dazu geführt, sich in Gruppen zusammenzuschließen, die vor allem den Wandersport pflegen. Die Pfadfinder und die Wandervögel ziehen in Scharen durch das ganze liebe Deutschland; sie kampieren in Zelten und kochen im Freien;



Kultur der Gegenwart



sie bekränzen sich die Locken mit frischen Blüten, und es wird ihnen nicht zuviel, bei ihren Streifereien die bändergeschmückte Gitarre mitzuführen und draußen im Freien ihre Gesänge erschallen zu lassen. Auch diesem Bedürfnis gegenüber muß die Mutter sich wie ein guter Kamerad verhalten und mithalten, so gut sie kann und soweit es die Kreise der Kinder selbst nicht stört. Hervorragendes aber haben die Frauen noch zu leisten auf dem Gebiete des Kinderschutzes und der Jugendgerichtspflege. Hier ist Amerika vorbildlich geworden. Anstatt mit Polizei und Strafrecht ist es dem verirrten Kind mit allen Mitteln eines fast familiären Schutzes entgegengetreten. Das amerikanische Jugendgericht arbeitet mit dem System des probation officer. Und dieser Officer ist zumeist eine Frau. Sie hat die Aufgabe, die häuslichen Verhältnisse des scheinbar oder wirklich verwahrlosten Kindes zu untersuchen, zu überwachen und, wenn sie schlecht befunden werden, unablässig auf deren Besserung hinzuarbeiten. Wenn sie das Kind in einem sozial bedrohlichen Milieu findet, so muß erst, das ist die große Erkenntnis des amerikanischen Jugendgerichts, dieses Milieu selbst gebessert werden. Erweist sich das als unmöglich, so wird das Kind diesem Milieu entzogen und der sogenannten Reformschule überwiesen, einer „Schule mit allen Möglichkeiten und Vorteilen einer guten häuslichen Erziehung, mit aller Wärme und Freude und Heiterkeit des Heimes".* Hier ist ein unermeßliches Feld für die soziale Hilfstätigkeit der Frau gegeben. Und die Frau braucht einen solchen Wirkungskreis, denn ihre einstige Welt, die nur im Hause lag, ist ihr genommen. Sehr treffend erörtert Wilhelmine Mohr in der genannten Abhandlung diese Frage. „Die Veränderungen, die in dieser Hinsicht in unsrer Zeit erfolgt sind, haben besonders die Frau und das Kind unter ganz andre Lebensbedingungen gestellt;" sie erkennt, „daß alle Fürsorge, die dem Kinde gilt, die Frau im tiefsten mitbetrifft". „Unbarmherzig deckt die Jugendfürsorge alle Schäden der geltenden Moral, der Ehe, des Frauenrechtes und des Mannesrechtes auf. Unbarmherzig gehen von einem verlassenen, von einem unehelichen Kinde, von einem mißhandelten oder vergewaltigten, von einem selbst vergewaltigenden, einem brandschatzenden und einem raubenden Kinde verzehrende Bannstrahlen gegen das soziale Gebilde der Menschheit aus." Die Jugendgerichtsbewegung Amerikas hat sich, ebenso wie die Fragen der Kinderfürsorge überhaupt und des Erziehungswesens, unter innigster Mitwirkung der Frau vollzogen. Und die Frauen Deutschlands sind auf dem Wege, sich ihre Zulassung zu den Jugendgerichten sowohl als Richter als auch als Schöffen zu erkämpfen. Sonderbarerweise wird die Frau, die nicht Juristin ist, als Verteidiger beim Jugendgericht in manchen Städten Deutschlands zugelassen. Und zwar dankt sie dieses Recht einem Gesetz, das auch Nichtjuristen das Recht der Verteidigung gibt. Auf den krassen Widerspruch, der heute noch die Ausschließung der Juristin herbeiführt, weist Wilhelmine Mohr sehr treffend hin: „Die Nichtjuristin wird also eventuell zugelassen, die Frau aber, die Juristin ist — nicht." Und dennoch ist gerade beim Jugendgericht die Frau unentbehrlich, denn sie steht der Seele des Kindes näher als der Mann. Daß die Entwicklung immer mehr diesen und ähnlichen Notwendigkeiten zustrebt, beweist die Tatsache, daß jetzt die Frau auch das Amt des Vormundes übernehmen darf. Heimatlosen Kindern ein Heim zu geben, hat ganz aus eigner Initiative eine Frau übernommen: die Gründerin des „Kinderglücks" in Erbach a. Rh. Mit großer Mühe nur beschafft sie sich die Mittel, dieses kleine Kinderheim zu erhalten. Näher als dem Mann liegt der Frau jedwedes Streben, das dem Wohl des Kindes gilt. Ist sie selbst Mutter, so ist ihre Aufgabe gegeben, ist sie es nicht, so hat das Muttergefühl, das in jeder Frau lebt, hier einen weiten Kreis der eignen Entwicklung.

Grete Meisel-Heß

---

* Vgl. Wilhelmine Mohr, „Kinder vor Gericht", Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag, Berlin W.





Sport

Die Ära der deutschen Automobilrennen soll wieder aufleben. Die Motorindustriellen Deutschlands wollen ihre Rennmüdigkeit, die sie Jahre hindurch befallen hat, aufgeben und wieder in die Arena treten. Den Anreiz dazu haben die unleugbaren Vorteile gegeben, die Frankreich aus seinen Automobilrennen erwachsen sind. Während sich Deutschland auf den Tourismus geworfen hat und Jahr um Jahr bis 1911 große Zuverlässigkeitsfahrten unter Führung des Prinzen Heinrich von Preußen hat in Szene gehen lassen, sind die Franzosen ihrer Rennfreudigkeit treugeblieben und haben in jeder Saison neue Schnelligkeitskonkurrenzen ausgeschrieben, die gut beschickt, immer von sich und — dem französischen Fabrikat reden machen, mag auch dann und wann eine deutsche Type in den Kampf gezogen sein und den Sieg an sich gerissen haben. Deutschland, dessen automobilistische Entwicklung so riesenhafte Fortschritte gemacht hat, das sich im Inland und im Ausland ein so mächtiges Absatzfeld geschaffen, hat seit dem Sommer von 1907, wo vor den Augen des Kaisers das Taunusrennen ausgefahren wurde, kein automobilistisches Meeting mehr gesehen, und es werden nun Stimmen laut, die danach rufen und die Ausschreibung eines großen Preises nach dem Muster von Frankreich fordern.



Damen-Eishockeymannschaft des Berliner Schlittschuhklubs

Der Automobilist von heute, der seine Limousine oder sein Landaulet aus der Garage fahren läßt und im 80-Kilometer-Tempo über die freie Landstraße hinsaust, wird nur selten noch an die Zeit zurückdenken, wo das Automobil noch in den Kinderschuhen steckte. Es waren im Grunde die Rennen, die aus dem ewig in der Panne steckenden pferdelosen Vehikel ein Gefährt machten, das mit der Zeit und Dank den in den Rennen gesammelten technischen Erfahrungen ein betriebssicheres Verkehrsinstrument gemacht haben. Und wie groß ist der Schnelligkeitsunterschied von damals und heute. Vor zwanzig Jahren bei der ersten Automobilwettfahrt, die von Paris nach Rouen ging, schätzten sich die Ritter vom Volant glücklich, daß sie eine Stundendurchschnittgeschwindigkeit von 20 Kilometern erreichten, also um vieles weniger, als heute jedes Droschkenautomobil fährt. Dann ging es langsam in die Höhe. Zehn Jahre später, als im Taunus das Gordon-Bennett-Rennen ausgefahren wurde, erreichte der siegreiche Wagen schon einen Durchschnitt von 96 Kilometern, und wieder zehn Jahre später wurden Geschwindigkeiten von 130, 140, 150 und gar 220 Kilometern erzielt. Keine Frage, daß



Kultur der Gegenwart



die Konstrukteure aus der Renntechnik ihre Lehre gezogen und so den rassigen Tourenwagen von heute geschaffen haben. Aber es gibt noch manches zu bessern, und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß heute noch aus der Rennpraxis Gutes für den Gebrauchswagen hervorgehen kann.

*

Schon viel früher, als die Emanzipation der Frau einsetzte, haben sich die Frauen im Sport betätigt. Schon aus dem frühen Mittelalter wird berichtet, wie die adligen Damen den Männern ebenbürtig die Jagden mitritten und ganz besonders die Falkenjagd pflegten. Pferdesport und Jagdsport blieben die ersten Zweige der modernen Sportbewegung, denen sich das weibliche Geschlecht zuwandte. Waren die ersten und blieben lange Zeit die einzigen. Mit der zunehmenden Demokratisierung des Sports, die sich namentlich in England sehr rasch vollzog, erweiterten sich auch die Möglichkeiten sportlicher Betätigung für die Frauen des Mittelstandes. Diese wandten sich in erster Linie den Rasen- und Wassersports zu, deren Betrieb naturgemäß erheblich geringere Mittel erforderte als der des Reit- und Jagdsportes. Wie die Pflege des Sports überhaupt, findet sich die Beteiligung des weiblichen Geschlechts zuerst in England und in den englisch sprechenden Ländern, während die Frauensportbewegung auf dem Kontinent sich spät, etwa erst Ausgangs des vorigen Jahrhunderts, durchzusetzen verstanden hat. Hier waren die ersten wohl die Lehrerinnen, die durch ihre heimatliche Gymnastik und durch den Wintersport — der bei ihnen eigentlich weniger Sport als Notwendigkeit ist — körperlich gestählt, freudig die neuartigen Möglichkeiten vernunftsgemäßer Körperkultur sich aneigneten. Um die Jahrhundertwende begann der Frauensport — soweit er die eigne körperliche Bewegung betrifft — auch in Deutschland und Österreich festen Fuß zu fassen, während sich seine Einführung bei den Französinnen noch langsam vollzog. Aus dem Komplex von Sportarten gewann zuerst das Lawn-Tennis-Spiel Anhänger unter dem weiblichen Geschlecht. Verhältnismäßig schon frühzeitig, bevor er überhaupt nach Deutschland kam, und hier — wenn auch mit einigen Modifikationen — etwas Tritt faßte — wurde der Lawn-Tennis-Sport in England von den Frauen fleißig betrieben, und in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gab es bereits eine englische Meisterschaft für Damen. Auch Damen- und Herrendoppelspiele sowie reine Damendoppelspiele wurden in England bald auf jedem Turnier ausgetragen. Aber kaum war der Lawn-Tennis-Sport in Deutschland etwas heimisch geworden, da wurde er auch bald von den Damen in zunehmendem Maße betrieben. Damen begannen die immer neu entstehenden Lawn-Tennis-Sportplatzanlagen zu füllen, die Klubs, die bisher nur verhältnismäßig wenige Damen zu ihren Mitgliedern gezählt hatten, gründeten eigne Damenabteilungen.

Kurz, im Zeitraum von fünfzehn Jahren hat die Frauensportbewegung sich so weit durchgesetzt, daß eine junge Dame jetzt Lawn-Tennis spielen muß, wenn sie mit zur „großen Welt" gehören wird. Es wird ja freilich von der Mehrzahl der Spielerinnen bei uns in Deutschland der Lawn-Tennis-Sport wenig sportgerecht betrieben, aber es bedeutet doch schon vorderhand einen Fortschritt, daß ein junges Mädchen überhaupt einen Lawn-Tennis-Schläger in die Hand nimmt und mit mehr oder weniger großer Energie und Geschicklichkeit auf dem Platze herumjagt. Die Damen, die wirkliches Interesse am Sport haben, werden bald einem der vielen Vereine beitreten, die in jeder Stadt bestehen. Dort werden sie vom Trainer weiter ausgebildet, sehen von den „Größen" des Klubs und üben selbst mit etwa gleichwertigen Gegnern, so daß sie, wenn sie jung anfangen und genügende Veranlagung besitzen, bald ein gewisses Maß von Leistungsfähigkeit erreichen. Von diesem Stadium ab stehen ihnen weitere Betätigungsmöglichkeiten offen, sie können sich an den zahllosen Turnieren beteiligen, deren Konkurrenzen meist fast zur Hälfte den Damen vorbehalten sind, oder sich an Damenmannschaftsspielen beteiligen, wie sie zum Beispiel der Berliner Lawn-Tennis-Verband im letzten Jahre zum erstenmal für die



Kultur der Gegenwart



ihm angeschlossenen Klubs veranstaltet hat.

Die beste Tennisspielerin, die Deutschland besessen, ist die Gräfin Clare von der Schulenburg, die sich in Hunderten von Kämpfen mit der internationalen Extraklasse herumgeschlagen hat. Sie war es auch, die als eine der ersten Vertreterinnen des deutschen Lawn-Tennis-Sports an ausländischen Turnieren teilgenommen und unter anderm Jahr für Jahr die Rivieraturniere besucht hat. Noch heute, obwohl sich die Gräfin schon fast anderthalb Jahrzehnte auf der Höhe befindet, hat sie keine deutsche Gegnerin zu fürchten. Erst im letzten Grunewaldturnier hat sie in den Doppelspielen ihre hohe Klasse bewiesen.

Obwohl der Eislauf an sich noch ein Kind des späten achtzehnten Jahrhunderts ist, hat sich das weibliche Geschlecht erst in verhältnismäßig später Zeit — in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — dem wirklichen Eissport zugewandt. Seitdem hat es eine erkleckliche Anzahl deutscher Eiskunstläuferinnen gegeben, die es aber im Einzellaufen alle nicht zur Würde einer „Weltmeisterin" gebracht haben. Obwohl die Einführung des sportlich betriebenen Damenschwimmens in Deutschland noch recht jungen Datums ist, haben wir doch schon eine Anzahl Kräfte aufzuweisen, die in jeder internationalen Konkurrenz mit Ehren bestehen können. Da ist die Altmeisterin Wally Dressel-Magdeburg, die sich demnächst von öffentlichen Konkurrenzen zurückziehen wird, Fräulein Stindt-Hannover, Fräulein Kerstner-Charlottenburg und das jugendliche Fräulein Grete Rosenberg, die sich als schnellste deutsche Schwimmerin erwiesen hat. Eine Springerin von Klasse ist die Berlinerin Fräulein Martha Tinius. Alle diese Damen, von denen einige auch den Damenschwimmsport bei den olympischen Spielen 1912 in Stockholm mit recht achtbarem Erfolg vertreten haben, unternehmen während der Schwimmsaison durchschnittlich alle Sonntage Reisen, um die großen in- und ausländischen Schwimmfeste zu besuchen.

Ein Frauensport, der schon verhältnismäßig lange Zeit gepflegt wird, bisher aber nur wenige Anhänger zählt, ist das Rudern. Es gibt wohl einige Damenrudervereine, aber sie sind bisher wenig mit ihren Leistungen an die Öffentlichkeit getreten.

Noch recht jungen Datums ist die Einführung des Damenhockeyspiels in Deutschland. Schon seit Jahren haben sich mehr oder minder vereinzelt Damen am Training und am Spielen von Herren- oder von gemischten Mannschaften beteiligt, aber die einzig mögliche Art für Damen, Hockey zu spielen — reine Damenteams — besteht erst seit drei Jahren, seit der Gründung der ersten Damenteam des Düsseldorfer Hockey-Klubs. Durch deren Beispiel angefeuert, sind in rascher Folge in Leipzig, Dresden, Königsberg, Berlin, München, Frankfurt, Hamburg, Kiel, Chemnitz, Straßburg, Bonn und so weiter reine Damenmannschaften entstanden, die selbst weite Reisen nicht scheuen, um gute Wettspiele auszutragen. Ganz besonders zeichnet sich dadurch die Düsseldorfer Team aus, die, bisher nur ein einziges Mal von einer englischen „Countyteam" geschlagen, ihre Reise bis nach Straßburg und Berlin und sogar bis ins Ausland, nach Belgien, ausgedehnt hat. Vor kurzem hat sie sogar eine ganze Wettspielreise unternommen, auf der Leipzig, Dresden und Berlin besucht wurden.

Der jüngste Frauensport ist das Eishockeyspiel. Obschon sich einzelne Damen auch an diesem bei Herrentraining beteiligt haben, ist es doch erst im letzten Jahr dem Berliner Schlittschuhklub gelungen, eine reine Damenmannschaft zusammenzubringen, die allerdings mangels eines Gegners noch nicht in der Lage ist, Eishockeywettspiele auszutragen. Alles in allem: die Frau läßt sich auch im Sport vom stärkeren Geschlecht nicht an die Wand drücken. Arno Arndt.



Mode

Das Modebild ist wieder in Mode gekommen. Es klingt sehr paradox, das zu sagen, und doch ist es nicht übertrieben, denn wer fragte vor zwanzig Jahren überhaupt nach dem Modebilde und wer ver-





langte im speziellen von ihm hohe künstlerische Qualitäten? Das Modebild galt einzig und allein als ein Übermittler der neuen Formen unsrer Kleidungsstücke, es sollte eine Art angenehmen Anschauungsunterricht geben.

Heute sind wir so weit, daß es nicht nur wahrhaft künstlerische Modezeichnungen gibt, nein, die Modezeichnung ist so weit über die vor etlichen Jahren bestehenden Grenzen hinausgewachsen, daß sie das allgemeine Interesse zu fesseln vermag, und zwar in gleichem Maße bei Männern wie bei Frauen, gänzlich unabhängig von praktischen Interessen.

Diese nun kann die künstlerisch wirklich wertvolle Modezeichnung nicht berücksichtigen. Aber gerade weil das der Fall ist, bleibt neben ihr der praktischen Modezeichnung der volle Wert und die volle Berechtigung erhalten, und geringschätzend über sie zu urteilen ist sehr töricht. Wer es tut, stellt sich selber das Zeugnis aus, daß er den wahren Sachverhalt nicht richtig erfaßte oder daß er Unmögliches will — also vielleicht Zeichnungen von eminentem Schwung, von persönlicher Originalität der Auffassung, voll von Lebendigkeit und „Schmiß" —, die aber gleichzeitig mit schulmeisterlicher Genauigkeit jeden Knopf auf seinem wahren Platz, die Anzahl der Säumchen auf einem Ärmel, die Breite einer Steppnaht wiedergeben.

Diese Zeichnungen von hohem praktischem Wert können zweifellos mehr oder minder graziös und richtig ausgeführt werden, aber — allzu hohe künstlerische Anforderungen an sie zu stellen halte ich für falsch angebracht, ihr Hauptwert besteht in der Wiedergabe der praktischen Details. Sie gehören in praktische Modezeitungen, in Kataloge, sie begleiten Annoncen und Schnittmuster. Auf hundert Personen, die diese Blätter mustern, kommt zweifellos kaum eine, die imstande oder willens ist, diese Vorlagen auf andre Qualitäten hin zu prüfen als auf praktische. Man wünscht eine neue Bluse anzufertigen und verlangt, daß die Zeichnung genau darüber aufkläre, wo und wie der Ärmel eingesetzt ist, ob die Ansatznaht des Passenteiles in einer geraden Linie über die Brust läuft oder vielleicht in einer nach unten zu abfallenden, ob die Manschette gerade oder vielleicht mittels einer Spitze aufgesetzt werden soll, und viele andre Einzelheiten mehr.

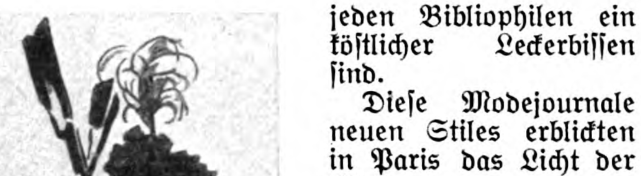
Der Beschauer, dessen Interesse sich nur darauf konzentriert, über die praktischen Fragen aufgeklärt zu werden, taxiert also im großen und ganzen die Güte einer Modezeichnung danach, ob sie imstande ist, ihn gut zu belehren. Um diese ebenso notwendigen als wertvollen Zeichnungen mit großer Genauigkeit herzustellen und doch ein ästhetisch angenehm wirkendes Bild zu geben, bedarf es großer Übung



Nach einer Zeichnung aus dem Jahrbuch von R. M. Maaschen, Berlin



Kultur der Gegenwart





und großer Sachkenntnis, und es ist sehr irrig, zu meinen, jedweder könne sie ohne weiteres ausführen.

Einen Beweis dafür, bis zu welchem Grade diese Sachkenntnis heute getrieben wird, liefert die Tatsache, daß es sogar Spezialisten für Zeichnungen von Schuhwerk gibt — sie müssen ganz ebenso Arbeiten von höchster Genauigkeit liefern wie der Zeichner von Schmuckgegenständen — die sich ihre Arbeiten sehr gut bezahlen lassen. Denn derartige „Spezialisten" sind tatsächlich Künstler in ihrem Fach, darum aber noch nicht das, was man im wahren und tiefen Sinne des Wortes unter einem Künstler versteht — wenigstens verstehen soll.

Neben diesen praktischen Zeichnungen nun bestehen heute solche, die keinerlei Nützlichkeitsmomente im Auge haben und Publikationen von wahrhaft künstlerischem Wert zieren, Publikationen, die für jeden Bibliophilen ein köstlicher Leckerbissen sind.

Diese Modejournale neuen Stiles erblickten in Paris das Licht der Welt.

Sie sind Dokumente der höchsten Luxusausdrucksfähigkeit der heutigen Mode, ein wenig sarkastisch, satirisch, humoristisch — aber nichts weniger als sachliche, praktische Wegweiser. Sie kennen nur die Moden der upper ten thousand und richten sich nur an diese, sie behandeln also das, was heute im strengen Sinne des Wortes als Mode zu bezeichnen ist, Luxus — denn wenngleich Mode und Luxus nicht gleichbedeutend sein müssen, so ist es doch augenblicklich der Fall. Schlagen wir diese Publikationen auf und betrachten wir das Luxuspapier, die kostspieligen handkolorierten Platten und den Inhalt, so überzeugen wir uns, daß wir hier nur eine neuzeitliche Ausgabe der ersten

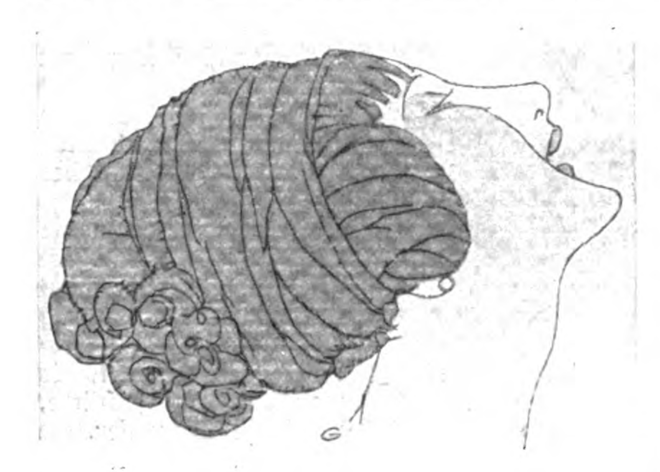


Nach farbigen Abbildungen aus der „Gazette du bon ton", Paris und Berlin. (Verlag für Deutschland: Paul Cassirer, Berlin).



Kultur der Gegenwart





Modejournale, wie sie im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts herauskamen, vor uns haben.

Auch sie nannten sich Journal des Luxus und der Moden, auch sie waren keine praktischen Führer, sondern „Salon- oder Boudoirblätter“, die für die Schneiderin keinen Wert hatten, ebensowenig wie die neuzeitlichen Luxusblätter mit den Luxuspreisen, deren Mitarbeiter sich aus den besten Zeichnern und Feuilletonisten Frankreichs zusammensetzen. Was sollte eine Schneiderin mit der entzückenden Persiflage auf die gegenwärtige Mode anfangen, die der Zeichner und Karikaturist Sem uns hier vorführt? Was die Modistin mit den stilisierten Köpfchen?

Dasselbe ist vom begleitenden Text zu sagen: geistreiche Witzelei und Persiflage, upper-ten-Boudoirstil, der über Nützlichkeit und praktische Fragen in graziösem Wortgeplänkel hinübertanzt, nur darauf bedacht ist zu amüsieren, die Charakteristika hervorzuheben.

So ist auch auf diesem Gebiet der Moden eine neue Mode und sicher ein Fortschritt zu verzeichnen. Praktische und Luxusmoden sehen sich eine jede in der gebührenden Art und Weise behandelt.

M. von Suttner.

Nach farbigen Abbildungen aus der „Gazette du bon ton“, Paris und Berlin. (Verlag für Deutschland: Paul Cassirer, Berlin).

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



Der Ochsenkrieg

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Ludwig Ganghofer

(Fortsetzung)

Die rote Sonne war erloschen. Das Fenster leuchtete noch als heller Fleck, doch in allen Winkeln des großen Raumes saß schon die graue Dämmerung.

Dem Amtmann begann dieses lange Schweigen höchst unbehaglich zu werden. „Herr —“

Da blieb der Fürst vor ihm stehen, mit den Fäusten hinter dem Rücken. „Mag das jetzt sein, wie es will. Die Ochsen sind erledigt. Jetzt sind andre Dinge da. Ein Dorf in Aufruhr. Unrecht und Mord — so oder so. Und hat sich auf der Salzburger Synode nicht ein Fuchs in ein Schäflein verwandelt, so wird noch Übleres nachkommen. Da muß man vorbeugen. Noch heute, in der Nacht. Aber das verstehst du nicht, mein guter Ruppert! Du verstehst nur, daß man jetzt bestrafen und die Exekutierer schicken muß. Und da kann ich dir leider nicht unrecht geben. Ich muß die böse Suppe auslöffeln, die du mir eingebröselt hast.“

Someiner verfärbte sich. „Ich hab mich streng nach dem Wort Euer Gnaden ans Recht gehalten.“

Der Fürst schien in Zorn zu geraten. Doch er sagte ruhig: „Ans Recht? Mag sein. Aber an mein Wort? Willst du mich unter die Siebzehn einreihen, die nach deiner Meinung statt der siegelwidrigen Kühe auf dem Hängmoos fressen sollten? Hab ich dir nicht auch gesagt, du sollst verständig handeln? Sieben Tote! Ist das Verstand? Sieben Menschen um einen Schüppel Gras! Und alle Folgen dazu! Und so flink hast du das gemacht, daß die junge, gesunde Vernunft, die sich dagegen wehrte, deinen Streich nimmer hindern konnte!“

„Freilich, jetzt,“ stammelte der Amtmann, „wo ein unberechenbares Unglück geschehen ist, jetzt kann man leicht —“

Herr Pienzenauer hob den Kopf. „Ruppert, du bist ein unfähiger Mensch! Jetzt hast du es bewiesen. Vermutet hab ich es schon lange. Und weil ich dich im Amte ließ, bin ich heute dein Mitschuldiger. Du hast drei Monate

Zeit, um deinen Sohn in die Geschäfte einzuführen. Dann genieße die nötige Ruhe. Deine Bezüge werden dir belassen. Gott befohlen!"

Ein rasch bimmelnder Hall. Auf dem Dach des Stiftes läutete die Kapitelglocke. Und da wußte man im Umkreis einer Stunde: daß Gefahr im Lande war, die schleunigen Rat verlangte.

Als Ruppert Someiner mit schwachen Knien über die von Dämmerung umwobene Treppe hinunterstieg, befiel ihn plötzlich die wunderliche Erinnerung: daß er als Knabe einen großen Apfel auf glühender Ofenplatte gebraten hatte. Der Apfel tanzte und sang sehr hübsch, doch plötzlich, mit starkem Knall, zerplatzte er. Und da machte der kleine Ruppert die überraschende Entdeckung, daß der Apfel große hohle Samengehäuse hatte, in denen keine Spur von einem Kern zu entdecken war.

Seit mehr als vierzig Jahren hatte Someiner nicht mehr an diesen Apfel denken müssen. Warum gerade jetzt? Die Logik dieser absonderlichen Gehirnblase blieb für Ruppert Someiner unenträtselt, weil sich ihm das Bild des leeren Apfels zu schnell verwandelte in vorwurfsvolle Erbitterung über die Ungerechtigkeit der Menschen, insonderheit der Fürsten.

Als er den Hof durchschritt, keuchte einer in schwarzem Mantel an ihm vorbei. War das nicht der Ramsauer Pfarrherr?

In der farbigen Dämmerung begannen die Glocken auf drei Türmen den Abendsegen zu läuten. Die schön und sanft ineinanderfließenden Töne schwammen als ein wundersames Friedenslied durch die leuchtende Luft.

Someiner fand sein Haus wie ausgestorben. Das Amt war geschlossen; der Schreiber Pießböcker hatte Hut und Stock seines Vorgesetzten und die Schlüssel hinaufgetragen in die Wohnstube. Obwohl es schon dunkelte, brannte noch keine Kerze. Und der Abendtisch war nicht gedeckt. Und niemand kam, um die Bitterkeit dieses gekränkten Mannes mitzufühlen und ihn zu trösten. Den dumpfen Stimmenklang und die hin und her eilenden Tritte über der Decke droben hörte er nicht, vernahm auch nicht das ruhelose Mahnwort des Pendels im alten Uhrkasten: „Bau! — Bau! — Bau!"

Gebeugten Hauptes saß er im Zwielicht des Erkers. Und dicke Zähren tröpfelten ihm über die kalkweiße Nase herunter. Ruppert Someiner war dabei des Glaubens, daß er, als der einzige Weise auf Erden, bittere Tränen vergösse über den Irrsinn des Lebens, in dem, was heiliges Recht war, sich in eine ebenso grausige wie lächerliche Torheit verwandeln konnte.

In Wahrheit war die Sache so: daß Herr Someiner heulte, weil er an die schwindende Ehrerbietung seiner Frau, an den unkindlichen, feindseligen Widerstand des Sohnes und an seine nahe Schande vor den Menschen denken mußte.

Drei Monate?

Gab es auf der Welt eine Ungerechtigkeit, so groß, daß man sie in drei Monaten nicht widerlegen und durch ungebeugte Tüchtigkeit ad absurdum führen konnte?

Bei diesem Gedanken faßte Herr Someiner den mannhaften Entschluß, von seiner Amtsentsetzung zu schweigen, solange Herr Peter Pienzenauer nicht reden würde.

Auf der glühenden Ofenplatte seines Kummers briet der kleine Ruppert abermals einen großen Apfel ohne Kern.

VII

Über dem Runotterhofe hing die laue Sommernacht mit funkelnden Sternen.

Das Rauschen der Ache war wie ein gleichmäßiger Murmelsang im Schweigen der Dunkelheit. Aus den Ställen tönte zuweilen das Klirren einer Kette und der murrende Laut eines Rindes. Sonst kein Zeichen von Leben in der Nacht. Die angrenzenden Höfe lagen wie ausgestorben, und vom nahen Leuthaus klang nicht wie sonst das Schreien und Singen trunkener Knechte.

Doch aus weiter Ferne — von dem nach Reichenhall ziehenden Tal des Schwarzenbaches — war immer wieder ein mattes, wirres, wunderliches Geräusch zu hören. Das klang, wie wenn man Erbsen in einer blechernen Schüssel rüttelt. Es war der ferne Lärm des „andächtigen Bittganges", den alle wegfähigen Mannsleute, Weiber und Kinder von der Ramsau, vom Schwarzeck, vom Tauben- und Hintersee zum heiligen Zeno unternahmen, mit Wehr und Eisen, mit Geld und Vieh, mit Karren und Sack.

Immer leiser, immer ferner klang dieser wunderliche Lärm.

Der regungslose Wächter, der vor dem Hagtor des Runotterhofes auf einem Grasbuckel saß, mit dem Bidenhänder über den Knien, mußte immer schärfer lauschen, um noch einen matten Hall dieses erlöschenden Lärms zu vernehmen. So oft er das leise Gerüttel der Erbsen in der Blechschüssel hörte, war in ihm die Frage: Ist die Mutter mitgezogen oder hat sie bleiben müssen, und hat man auch bei ihr einen halbwüchsigen Buben zurückgelassen, mit einem versteckten Sparpfennig, mit einer milchenden Geiß, mit einer legenden Henne, mit Mehl und Schmalz und Salz?

Lautlos kam ein Mensch von der Straße heraufgesprungen, man sah von ihm in der Dunkelheit nur einen Schimmer des weißen Wundverbandes, der um den Kopf gewickelt war. Eine flüsternde Stimme: „Der Pfarrherr ist nit zum finden. Vor der Widumstür da liegen die vier erschlagenen Leut. Allweil hab ich gepochet an der Tür. Aber niemand hat aufgetan. Der Pfarrherr —"

„Der ist beichten gegangen. Aber nit zum heiligen Zeno!" Malimmes lachte kurz. „Jetzt wissen die Herren im Gaden, wie andächtig heut in der Nacht die Ramsauer wallfahren." Einen Augenblick besann er sich. „Geh hinein und sag dem Bauren, daß er auf den Pfarrherren nit warten braucht. Sag, der Pfarrherr wär davongelaufen. Sonst sag kein Wörtl! Verstehst?"

„Wohl."

„Nachher sag, daß du letz bist und schlafen mußt. Und tu deinen Lederkürriß an und nimm dein Eisen. Und geh hinauf zu dem Schlupf hinter dem Gärtl droben, wo wir am Abend die Gäul hinausgetan haben. Über dem Hag draußen, gleich in den ersten Stauden links, da liegt des Bauren Wehrzeug. Und Gewand und Wehr von des Bauren Bruder liegt dabei, der jung hat sterben müssen. Und ein lederner Waldsack, der ein lützel schwer ist. Das alles mußt du aufnehmen. Und trag's hinüber zum Hirscheneck beim Windbach, wo die andern mit den Gäulen sind. Und jetzt leg deine Hand in die meinig! Willst du treu sein, Heiner?"

„Wohl!"

„So geh! Und laß den Bauer nit merken, was geschieht!"

Als der Bub in den Hof schlüpfte, knarrte das Hagtor ein bißchen.

Malimmes setzte sich wieder auf den Rasenbuckel hin. Er lauschte über die nach Berchtesgaden führende Straße hinaus. Da war nur das dumpfe, hinter dichtem Wald versunkene Rauschen des Windbaches zu hören. Dann lauschte er nach Westen gegen den Schwarzenbach. Und da konnte er von Zeit zu Zeit noch immer dieses ferne Klirren vernehmen, dieses dünne Erbsengerüttel in einer Eisenschüssel.

Plötzlich drehte Malimmes das Gesicht gegen den Hag. Er lachte leis. „Du Gänsl, du dummes! Bist du noch allweil da?"

Keine Antwort. Doch eine Weibsgestalt löste sich grau von dem schwarzen Zaungeflecht.

„Maidl, jetzt muß ich grob werden!" sagte Malimmes ernst. „Bleibst du noch länger, so könnt ein schieches Ding über dich herfallen. Schau, daß du deinen Heimleuten nachkommst!"

Eine zerdrückte Mädchenstimme: „Ich bleib, wo du bist."

Malimmes schien ärgerlich zu werden, wandte das Gesicht und lauschte gegen die gadnische Straße hinaus.

Das Mädel beugte sich zu ihm hinunter. Ein sehnsüchtiges Dürsten war in der leisen Frage: „Tust mich denn gar nit mögen?"

Er lachte ein bißchen und legte den Bidenhänder fort. „So komm halt!" Mit beiden Händen faßte er das Mädel und zog es auf seinen Schoß. „Wer weiß, ob wir morgen noch warmes Blut im Leib haben." Sie hatte schon seinen Hals umklammert, und seine Worte erstickten unter ihren gierigen Küssen. „Aber schau, Maidl, ich weiß ja noch gar nit, wie du heißt."

„Traudi."

Da mußte er wieder lachen. „Ich trau mich schon."

Ein Stoß des wechselnden Nachtwindes fuhr durch das Bachtal her, die Ulmen an der Straße rauschten, und deutlicher klang der dumpfe Wasserlärm des Windbaches. Dann wieder die Stille mit dem sanften, eintönigen Lied der Ache. Und immer waren zwei murmelnde Menschenstimmen zu hören, die wie müdes Summen vom Haus herüberklangen über den Hag — weil der Pfarrherr nicht gekommen war, sprachen Vater und Schwester für den toten Jakob den Seelentrost. Sie beteten lange. Nun verstummten sie.

„Guck, Maidl," sagte Malimmes wie ein Erwachender, leis und heiter, „so schiech ist keine Lebensstund, daß sie nit noch ein Bröselein Süßigkeit haben könnt! Aber jetzt paß auf, jetzt mußt du auch tun, was ich schaff."

„Alles, Bub!" Sie umklammerte ihn.

„Laß luck ein lützel!" Malimmes suchte in seiner Tasche. „Da hast du fünf güldene Pfennig. Tu's nit verlieren, gelt! Und jetzt lauf die Straß hinaus zum Taubensee! Wenn du viele Reiter kommen hörst, so tu nit erschrecken. Ich glaub, die reiten zum Schwarzenbach. Eh sie dich einholen, birg dich in den Stauden. Und sind sie vorbeigeritten, so lauf wieder. Weißt du des Mareiners Haus?"

Das Mädel nickte an seinem Hals.

„Kann sein, das Haus ist leer. Kann sein, ein altes, müdes Weibl ist da. Dem steck zwei güldene Pfennig in jeden Strumpf. Sag, die tät ihr einer schicken, der am Zäunl gestanden. Sonst tu kein Wörtl reden, nit von dir und nit von mir! Und mach dich wieder davon!"

„Aber —"

„Was?"

„Der ander Pfennig?"

Er küßte sie auf die Wange. „Den heb dir auf! Von mir."

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Das nit! Därfst mir alles tun! Das nit!"

Malimmes lachte. „Da mußt mir halt den überschichtigen Pfennig wieder bringen."

„Wann?" Das Mädel schmiegte die Wange an seinen Hals. „Und wo?"

„Wenn's tagen will, kannst hinter dem Schwarzeck droben warten, auf

dem Steig zum Hängmoos. Kann sein, ich komm. Kann auch sein, daß ich ausbleib. Da brauchst mich nimmer suchen."

Das hatte er ruhig gesagt. Und dennoch fing das Mädel, von dunkler Angst befallen, an seinem Hals zu zittern an.

„Flink! Tu folgen!" Er packte sie fest, stellte sie auf die Füße und stand selber auf. „Mach weiter! Ist nimmer viel Zeit."

Sie küßte ihn und suchte mit den Lippen die böse Narbe. Und flüsterte: „Wirst sehen, das heilet wieder. Ganz. Und da bist der Schönste von allen."

Er gab ihr lachend einen Schlag auf die dralle Schattenseite. „Spring jetzt! Flink!"

Das Mädel rannte davon und kam zurück. „Wenn aber das alte Weibl nimmer da ist?"

Eine Weile schwieg er. Dann sagte er hart: „Da tu, was du magst!" Er hob den Bidenhänder aus dem Gras und lauschte gegen den Windbach.

Hinter dem Leuthaus verhallte das flinke Schuhgeklapper des Mädels.

Nun wieder die ruhige Nacht mit dem eintönigen Wellengesang im schwarzen Tal und mit den funkelnden Sternen in der stahlblauen Höhe.

Nach dem Stande dieser weisenden Himmelslichter mußte Mitternacht schon lange vorüber sein.

Da streckte sich Malimmes.

Er hatte vom Windbach her ein Geräusch vernommen, wie wenn ein starker Brunnenstrahl auf einer hölzernen Kufe trommelt. Rasch verstärkte sich dieser Lärm und wurde zu einem Pochen von hundert eisernen Hämmern.

Malimmes trat in den Hof, drückte das Tor zu und schob die zwei schweren Sperrbalken in die Zwingen. Mit ruhiger Hand bekreuzte er das Gesicht, zog den Bidenhänder blank und hatte die Lederscheide wie einen Gürtel um die Hüfte.

Das Gehämmer dieser vielen Hufe kam immer näher, ohne seinen wirren Takt zu verlangsamen.

„Es stimmt. Das geht vorbei. Die reiten zum Schwarzenbach."

Durch das Schuberloch des Tores guckte Malimmes auf die Straße hinunter. Nun kam's. Und das war wie ein langer, schwarzer, flinker, vielfüßiger Nachtdrache, der hurtig seine Ringe schob und die Stacheln seines Rückens auf und nieder zucken ließ. Nun tauchte das Ungeheuer, das aus der Finsternis gekommen, in die Finsternis hinein.

Kamen bis in einer halben Stunde die flüchtenden Ramsauer auf ihrem andächtigen Bittgang nicht so weit, daß der schützende Mantel des heiligen Zeno sie umhüllte — dann wird dieser eisenschuppige Drache seinen Durst an ihnen stillen und Blut saufen.

Das waren an die vierzig Reiter gewesen. So viel berittene Soldknechte unterhielt das Stift zu Berchtesgaden nicht. Es mußten auch die Domizellaren, die jüngeren Chorherren und die wehrhaften Bürgersöhne mit ausgeritten sein.

Das Gehämmer der vielen Hufe klang schon wieder wie das Getrommel eines starken Brunnenstrahls auf einer hölzernen Wanne, wurde schwächer in der Ferne und versank im Rauschen der Ache.

„Jetzt noch ein Stündl. Und die Raubleut kommen."

Malimmes schloß am Hagtor den Guckschuber, verwahrte den Bidenhänder in der Scheide und ging zum Haus hinüber.

Aus den offenen Fenstern der großen Stube quoll ein trüber, zuckender Schein in die Nacht heraus. Der kam von den Talglampen, die neben dem

Totenbrett des Haussohnes brannten. Und diesen Schein durchwirbelte der dünne, scharf duftende Rauch der Wacholderzweige, die zu Füßen des Toten in einem Kohlenbecken brannten.

Lautlos trat Malimmes zu dem Fenster, das neben der Haustür war, und spähte in die Stube. Den Jakob, dessen Totenbrett auf der Erde lag, konnte er nicht sehen. Er sah nur den Qualm der Talglampen und die züngelnde Wacholderflamme, in der die brennenden Nadeln wie weißglühende Sternchen flogen. Und hinter diesem Schleier von Rauch und Licht gewahrte Malimmes die zwei schweigenden Menschen auf der Ofenbank. Runotter saß gebeugt, mit den Fäusten auf den Knien, und das niederhängende Grauhaar umhüllte sein Gesicht mit dunklem Schatten. So saß er regungslos. Nur manchmal hoben sich seine Schultern unter einem schweren Atemzug.

Jula, deren Arme schlaff herunterhingen, hielt den Kopf an den Ofen gelehnt. Die langsam gleitenden Augen suchten im Leeren. Diese Augen waren heiß und trocken. Doch in der Blässe des versteinten Gesichtes waren graue Striche: die vom Lampenruß beschmutzten Wege der eingedorrten Tränen.

Immer machte Malimmes heimliche Zeichen zu ihr hin. Ihre irrenden Augen blieben blind. Und einmal, als Malimmes schon glaubte, sie hätte ihn gesehen, beugte sie sich nieder und legte einen frischen Wacholderzweig in die Glutpfanne.

Das junge Feuer prasselte, und den wehenden Rauch durchflogen die blitzenden Sternchen.

Mühsam atmend hob Runotter das Gesicht.

„Geht nit die Nacht schon dem Morgen zu?“

„Ich weiß nit, Vater!“

Er sah sie an. Lange schwieg er. Dann sagte er langsam: „Geh, Kind, und such deine Ruh! Für dich ist morgen auch wieder ein Tag.“

„Laß mich bleiben!“

„Wär das erstmal, daß du deinem Vater nit recht geben tätst.“

Jula stand auf.

Und Runotter sagte: „Schau, Tod ist Tod und Leben muß Leben sein. Und mir ist wohler, wenn ich weiß, daß du ein lützel Ruh hast.“

Sie nickte.

Lange blieb sie neben der sternigen Wacholderflamme stehen und sah auf die Erde hin. Dann ging sie zum Tisch — und kam zurück — und mit einer plumpen Schere schnitt sie an den Schultern ihre beiden Zöpfe ab. Sie beugte sich nieder und legte das schöne Haar wie eine Opfergabe auf die Füße des Bruders.

Runotter hatte wehrend die Hand gestreckt. Er ließ sie fallen und schwieg.

Während Jula sich aufrichtete, bekreuzte sie Gesicht und Brust. „Morgen, Vater!“ Sie ging zur Türe.

Malimmes stand schon im Hausflur. Als Jula kam, machte er ein Schweigzeichen, faßte sie bei der Hand und zog sie hinaus in die Nacht und gegen den Wiesgarten hin.

Die alten Ulmen, die das Hausdach überwölbten, rauschten leise im lauen Wind. Von den Gartenblumen war ein zarter Wohlgeruch in der Nacht, der sich mischte mit dem herben Wacholderduft an Julas Kleidern.

Ketten rasselten in den Ställen, und zwei Kühe fingen zu brüllen an. Hatten sie den Schritt der Hirtin vernommen und erkannt? Oder brüllten sie nur, weil sie müde waren und ziehende Euter hatten?

In der schwarzen Dunkelheit, in der die matt erleuchteten Fenster wie verweinte Augen hingen, lauschte und spähte Malimmes nach allen Seiten, während er noch immer Julas Handgelenk umklammert hielt.

Sie fragte: „Mensch, was tust du?"

„Meinen Dienst als guter Knecht, der seinen Herren aus dem Elend lupfen will."

Sie fragte in der Verstörtheit ihres Schmerzes: „Kannst du lebig machen, was tot ist?"

„Das nit." Malimmes sprach leise und ruhig. „Aber man kann beim Leben halten, was noch schnauft. Hinter dem Tod ist die Seligkeit. Aber was vor dem Sterben noch im irdischen Gärtl steht, ist auch nit schlecht. Ich sag: der Herrgott soll dem toten Buben meines Herren gnädig sein, aber meinem Herren und seinem schnaufenden Kind soll er Güt im Leben erweisen. Gott ist allmächtig. Aber der Mensch muß mithelfen. Sonst mag der Herrgott nit. Am liebsten hilft Gott dem Stärksten. Drum hab ich ein lützel fürgesorgt —"

Mit erstickten Lauten unterbrach ihn Jula: „Seit dem Abend hast du heimlich getrieben, ich weiß nit was. Der Vater hat nit sehen und hören können. Ich hab geschwiegen. Weil alles andre minder ist als meines Vaters Weh. Aber dir muß ich sagen —" Sie verstummte.

„Sag's!"

„Du hast meines Vaters Wehr und Eisen heimlich vertragen. Ich muß mich sorgen, ob du ehrlich bist?" Sie hörte einen Laut, der wie ein Kichern war, und befreite in Zorn ihre Hand.

„Mußt nit harb sein, Haustochter!" Seine Stimme bekam einen Klang von zarter Herzlichkeit. „Ich bin halt so, daß ich allweil ein lützel lachen muß, wo ein Wehleidiger heulen möcht. Ich glaub, wenn ich sterb einmal, das wird ein Stündl wie die letzte Narretei in der Fasnacht. Aber wahr ist's, ich hab deines Vaters Wehr vertragen. Noch schlechter! Ich hab deines Vaters Mägd verjagt, die dummen Gäns, hab deines Vaters Mannsleut fortgeschickt, hab deines Vaters Gäul verschleppt, bin ein Spitzbub worden und hab deines Vaters schweren Sparbinkel heimlich aus dem Bodenloch gehoben, das ich ausgeschnufelt hab. Dir sag ich's. Hätt's dein Vater gemerkt, so tät er's machen wie die Herren im Gaden und tät mich des Unrechts zeihen, derweil ich recht tu."

„Mensch?"

„Erst laß mich alles sagen. Ein halbes Stündl ist noch Zeit —"

„Zeit?"

„Bis die Raubleut kommen. Hast du die Reiter, die zum Schwarzenbach sausen, nit traben hören?"

„Der Vater hat's nit gemerkt."

„Die andern, die füßlings kommen, wird er merken. Mußt nit erschrecken! Solche Händel hab ich schon viel erlebt, bald als Prügel und bald als Buckel. Die Herren kenn ich. Die Knecht noch besser. Und schau — Aber magst dich nit niederhocken ein lützel? So viel zittern tust!"

„Ich steh. Red zu!"

„So schau! Da drunten auf der Straß, wo der Seppi Ruechsam gelegen ist, da hab ich deinem Vater recht gegeben. Treu ist ein feines Ding. Aber die Herren haben jetzt nit die Augen dafür. Die andächtigen Ramsauer und ihr flinker Pfarrherr haben deines Vaters sauberen Boden vermistet. Und am Abend hab ich deinem Vater sagen müssen: Bauer, fort mußt! Er hat den harten Kopf geschüttelt: „Ich bleib und tu meinen

Buben in geweihten Boden, und morgen geh ich zum Fürsten und hol mein Recht."

„So muß der Vater tun."

„Aber der Pfarrherr ist davongelaufen. Und beichtet den Herren, wie andächtig die Ramsauer sind. Und dein Vater wird morgen nit zum Fürsten gehen, weil der Fürst zu deinem Vater kommt, jetzt, in der Nacht. Nit selber. Fürsten schicken ihre Knecht, wenn der Weg ein harter ist. Und da wird dein Vater morgen keiner sein, der gekommen ist, sondern einer, den man geholt hat. So einer hat's nit gut. Das Leben ist diemal ein spassig Ding. Dem Lämmlein in der Einschicht geht's allweil härter als dem Fuchs unter hundert Wölfen. Wär dein Vater so andächtig auf die Wallfahrt gelaufen wie die Ramsauer, da tät er bei Landsverrat seines Lebens sicherer sein als jetzt, wo er redlich und treu geblieben."

Jula schüttelte stumm den Kopf und preßte die Stirn auf ihre Fäuste.

„Schau! Dein Vater hat einen Mangel wie die Sonn, von der die Blinden sagen: sie wär im Winter zu kühl und im Sommer zu hitzig. Dein Vater ist so übermäßig redlich, daß ihm die Mißtrauischen das nimmer glauben. Einer, dem man das Weib genommen? Einer, dem man das Kind erschlagen? Einer, vor dem die Herren sich schämen und fürchten müssen? Wie sollen die Herren von dem noch glauben können: der ist treu? Tätst du das glauben? Ich nit. Wie wahrhafter dein Vater vor dem Fürsten reden wird, um so hinterlistiger und verlogener wird's für die Herren ausschauen. Alles Übermaß im Leben ist von Übel. Auch beim Guten. Die Heiligen, eh man ihnen das Kerzl angezunden, sind noch allweil geschunden worden. Ein Heiliger braucht dein Vater nit werden."

Mit rauher Stimme fragte Jula: „Willst du dem Vater raten, daß er lügen soll und unrecht tun?"

„Das nit. Aber einer, der doppelt redlich ist, muß doppelte Fürsicht üben. Dein Vater wird im schiechen Loch liegen, er weiß nit wie. Kann sein, es geht sein Weg aus dem Loch wieder in die Freiheit. Völlig vernagelt ist ja die Menschheit noch allweil nit. Auch Herren werden nach schwerem Wein wieder nüchtern. Aber —"

„Red!"

„Es kann auch sein, daß dein Vater sich vor lauter Redlichkeit um den Hals schwätzt. Daß er als Ramsauer büßen muß für die Untreu der Andächtigen. Und daß sein Weg aus dem Herrenloch zum roten Holz geht."

Verzweifelt faßte Jula den Soldknecht an der Brust. „Und da hast du ihm Wehr und Eisen verschleppt!"

„Ja, Gott sei Dank!" Malimmes löste sanft diese zuckenden Hände von seinem Kittel. „Schau! Dein Vater harret doch jetzt aufs Recht. Was kommt, wird ausschauen wie neues Unrecht. Und so redlich dein Vater ist, er ist doch allweil bloß ein Mensch. Da wird ihm der Zorn ins ehrliche Blut fahren. Und kriegt er ein Eisen zu fassen, so schlagt er zu. Schlagt vier oder fünfe nieder. Ein Dutzend rumpelt über ihn her. Und am Morgen liegt dein Vater neben dem Jakob. Und du —"

„Ich?"

„Du wirst neben ihm liegen. Wenn du an deinem lieben jungen Leib nit leiden willst, was eines Hofmanns Recht ist. Da heißt die Fürschrift: mag's der Vogt nit tun, so steht's den Reitern zu, mögen's die Reiter nit tun, so haben die Knecht das Recht. Einer ist alleweil da, der mag und Zeit hat."

Bei dem heiteren Klang dieser Worte rann ein kaltes Grauen durch Julas

Leib und Herz. Verstört umklammerte sie den Arm des Malimmes. „Was muß ich tun?"

„Bloß mir ein lützel trauen. Freilich, irren kann sich ein jeder. Sogar unser Herrgott hat sich getäuscht, wie er gemeint hat, er hätt die Menschen so gut gemacht, daß sie besser nit sein könnten. Denk: der Herrgott! Und ich bin nur ein irdisches Würml. Ich kann mich verrechnet haben. Das muß ich dir sagen. Geht's schief, so hab ich selber den Kopf in der Schling. Und mir bleibt als letzte Hoffnung, daß die gadnischen Herren einen so schlechten Seiler haben wie der Fischbauer vom Hintersee einer ist."

Eine wehe Klage: „Ich versteh dich nimmer. Was bist du für ein Mensch! Tu nit so grausig scherzen!"

„Die fluchen, machen das Leben nit besser. Nur schlechter noch. Freilich, es hat ein jeder sein unsinniges Stündl. Gestern zum Abend bin ich ein trauriger Lapp gewesen. Heut freut mich das narrische Leben wieder. Und ich verwett meinen Hals drum, daß ich morgen, eh bie Sonn wieder scheint, deinen Vater auf festem Boden hab. Willst du mir helfen?"

„Red!" Jula richtete sich auf. „Was verlangst du, daß ich tun soll?"

„Ein hartes Stückl für ein gutes Kind."

„So red doch!"

„Fort mußt du! Jetzt. Mit mir. Jetzt gleich. Und dein Vater darf's nit wissen."

„Das tu ich nit."

„Es geht nit anders. Wenn die Hofleut kommen, muß dein Vater glauben, du bist im Haus und liegst im Bett. Das macht ihn fürsichtig. Er wird sich geben ohne Streit, wenn ihm die Hofleut den Hausfried zusagen. Die lügen schnell. Und alles ist gut."

Jula schwieg. Dann streckte sie wehrend die Hände.

Da lachte Malimmes. Und fragte: „Hast du keinen lieb, für den du dich aufheben möchtest?"

Unbeweglich stand sie in der Nacht. Ein mühsamer Atemzug. Und sie schüttelte den Kopf. „Ich bleib, wo der Vater ist."

„Gut!" sagte Malimmes ruhig. „So bleib ich halt auch. Und stell mich hin vor dich, vor meinen Herren und vor das Totenbrett. Und rührt euch einer an, so schlag ich zu mit dem Bidenhänder." Doch statt das Eisen blank zu ziehen, koppelte er das lange Schwert vor der Brust an den Riemen, als hätte er den Wunsch nach freien Händen. „Das wird eine grobe Blutsupp geben." Er faßte mit festem Griff ihr Handgelenk.

„Zum Vater —" Jula versuchte ihre Hand zu befreien. „Ich will zum Vater."

Lauschend hob Malimmes den Kopf, stand eine Weile unbeweglich und flüsterte: „Lus!"

Im Rauschen der Ache hörte Jula von der Straße herauf ein Geräusch, das sie nicht zu deuten wußte.

Malimmes zischelte: „Das müssen an die zwanzig sein, die neben der Straß im Gras laufen. Und drei Gäul. Zwei treten hart. Die tragen. Einer geht leer. Das ist der Gaul, auf dem dein Vater reiten soll. Und lus! Da steigt ein Bub über den Hag."

„Laß aus!" Jula rang gegen die eiserne Kraft des Soldknechtes.

Er packte sie mit beiden Armen. „Wehr dich, gutes Maidl! Wehr dich, wie du kannst! Bloß schreien tu nit! Sonst bringst du deinen Vater um." Während er sie mit dem linken Arm an seine Brust klammerte, preßte er die rechte Hand auf ihren Mund und riß sie mit sich fort, in die Nacht hinaus.

Das Hagtor quiekste ein wenig, als es von dem Buben geöffnet wurde, der vorsichtig über den hohen Zaun geklettert war. Dunkle Gestalten mit grauen Gesichtern drängten sich in das offene Tor. Vom rötlichen Licht, das herausfiel aus den Fenstern, blinkten die Spießklingen, als wären sie schon mit Blut gefärbt.

Leis befahl eine rauhe Stimme: „Zwei zu jedem Fenster, vier an die Haustür, sechs in die Ställ. Nit eher, als ich im Haus bin. Der Reiter mit mir."

Rasch gingen die zwei auf das Haus zu. Sie zogen das Eisen nicht. Der vorausging, hatte einen Streithammer in der Faust und war gut gewappnet. Seine Platten klirrten, als er über die Schwelle trat.

Das klang so laut, daß auch Runotter in der Taubheit seines Schmerzes dieses Klirren hören mußte. Er hob den Kopf. Doch er konnte die Augen vom Jakob nicht losbringen. Als die zwei schon bei der Stubentüre standen, sah Runotter noch immer seinen Buben an, der starr und mißförmig auf dem Totenbrette lag, umzittert vom Licht der Talglampen und von der roten Glut des halbverbrannten Wacholders. Wuschelig hingen die schwarzen Haare in das schmerzlose Gesicht des Toten, der vom unruhigen Licht noch eine Farbe des Lebens auf den Wangen hatte und mit geschlossenen Augen über eine schwer begreifliche Sache nachzudenken schien.

„Runotter!"

Der Bauer wandte den Kopf. „Der Vogt? Bei mir?" Er deutete auf den Toten. „Weiß der Fürst schon, wer's getan hat?"

„Mir hat er's nit gesagt. Da ist auch jetzt nit die Red davon."

„So?" Das Gesicht des Bauern verzerrte sich. „Schickt mir der Fürst den neuen Richtmannsstab?" Langsam erhob er sich.

„Runotter!" Der Vogt, ein schweres, breitschultriges Mannsbild, tat einen Schritt in die Stube, und hinter ihm drängte sich der andre nach. „Arg still ist's heut im Dorf. Die Häuser zwischen dem Windbach und deinem Hof sind leer. Wo sind die Ramsauer?"

Die Brauen des Bauern zogen sich hart zusammen. „Was geht mich an, wo die Ramsauer sind? Ich bin, wo ich sein muß."

Der Vogt schmunzelte ein bißchen und deutete auf den Toten. „Läg der da nit auf dem letzten Laden, Bauer, wo wärst du denn nachher jetzt? Auch auf der frommen Wallfahrt?"

Runotter streckte sich. „Da wär ich beim Fürsten. Jetzt."

„So komm! Der Fürst will reden mit dir."

„Das Leben hat viel Recht. Der Tod hat auch eins. Dein Fürst wird mir Urlaub lassen bis morgen. Ich muß meinen Buben in geweihten Boden tun."

„Das wirst nit können. Der Pfarrherr ist im Gaden draußt. Ich weiß nit, wie lang er bleibt. Dein Bub und die andern werden warten müssen. Der Fürst hat Eil. Komm mit! Ich will dir raten, du tust es in Güt und Ruh."

Lange schwieg der Bauer. Er musterte die zwei Männer, sah unter schweren Atemzügen den Toten an, und dann irrte sein Blick über die Stubendecke. Er nickte. Seine Stimme war tonlos. „Gut! Ich mach mich fertig." Mit raschen Schritten trat er in die Kammer hinaus und drückte hinter sich die Türe zu.

Der Spießknecht wollte springen. Aber der Vogt hielt ihm den Arm vor. Über den Toten, der mit Lampen und Glutpfanne den Weg sperrte, wollte er nicht hinüber. „Bleib! Der kommt wieder. Das ist von den Ochsen einer, die nit grasen auf dem Hängmoos."

Die Tür der Kammer wurde geöffnet, und langsam trat der Bauer heraus. Sein Gesicht war grau wie Asche, seine leeren Hände zitterten, und wieder irrte sein Blick über die Stubendecke hin. Lag Julas Kammer da droben?

Der Vogt lächelte. „Ich hab gemeint, du suchst deinen Hut?"

Runotter sah ihn mit den Augen eines in die Enge getriebenen Tieres an. „Vogt?"

„Was willst?"

„Wenn ich in Ruh und Güt mit dir zum Fürsten geh? Tust du den Buben da in Fried lassen? Und mein Haus?"

„Wie soll ich deinen Hausfried stören? Ich und der da, wir reiten mit dir zum Herren. Jetzt gleich."

„Auf Wort?"

„Auf Wort!"

„Gut! Da hast mich! Beim Fürsten find ich, was Recht ist." Runotter sah seinen Buben an und ging um die Kohlenpfanne herum. Da faßte ihn der Spießknecht am Arm. Der Bauer zuckte wie ein Erwachender auf. „Was willst?"

„Du mußt dir den Strick um die Händ tun lassen!" sagte der Vogt in gütigem Ton. „Es ist Befehl."

Lange schwieg der Bauer. Seine Brust arbeitete. „Gut! Ich hab dein Wort." Er streckte die Fäuste hin. „Geh ich nit in Güt und Ruh? Wozu der Strick?"

Der Vogt wartete, bis der Spießknecht den Strick geknotet hatte. Dann sagte er: „Weil du verdächtig bist des Landsverrats und der Meuterei."

Eine Weile sah Runotter dem Mann wie ein Träumender ins Gesicht. Dann brach er in grelles Lachen aus. „Vogt! Das Leben ist ein narrisches Ding!"

„Ich glaub, es wird dir nimmer arg lustig sein!"

Die beiden führten den Bauer hinaus, der auf der Schwelle noch das Gesicht drehte.

Da hörte man Stimmen, überall, und Lichtschein zuckte auf. Fackeln fingen zu brennen an. Und während fünfe, sechse von den Exekutierern in das Haus rumpelten, in die Stube sprangen und über die Stiege hinaufpolterten, zerrten andre schon das gepfändete Vieh aus den Ställen. Einer kreischte: „Die Küh sind da! Er hat die siegelwidrigen Küh im Stall!" Geschrei und Gelächter.

„Jula! Jula!" brüllte Runotter. „Malimmes! Heiner! Leut! Leut!"

Keine Antwort. Niemand kam. Nur die Exekutierer rannten hin und her. Und lachend sagte der Vogt: „Deine Leut haben eine gute Näs gehabt. Die sind auf der Wallfahrt."

Mit windenden Fäusten hatte Runotter die Stricke gedehnt. Er brachte die Hände nicht heraus, doch er konnte sie bewegen. Und während er einen von den Knechten niederzerrte, entriß er ihm die Fackel. Alle fielen sie über ihn her. Aber der Feuerbrand wirbelte schon auf das Dach hinauf. „Erbrecht! Herrentreu!"

Sie stießen den Lachenden zu Boden, zogen ihn zum Hagtor, hoben ihn auf einen Gaul und banden ihm unter dem Bauch des Pferdes die Füße zusammen.

Bei dem wirren Geschrei der andern kletterten ein paar von den Exekutierern auf das Dach hinauf, um noch zu löschen und das Feuer totzuschlagen. Doch die flinke Flamme lief schon auf dem dürren Dache nach allen Seiten

hin, züngelte über den First hinaus und leckte gegen das Astwerk der alten Ulmen.

Es wurde hell in der Nacht, als der Vogt und der Spießknecht davonritten, zwischen sich den Gaul mit dem Gefesselten. Die Hufschläge klapperten laut auf der Straße.

Hinter den eilig Reitenden blieb das Geschrei der Exekutierer und das Gebrüll des gepfändeten Viehs, das sich vor Rauch und Feuer schreckte.

Rote, flackernde Lichter fielen von der Brandstatt über die Wiesengehänge und über die Straße her. Doch als der geschlossene Wald begann, zuckte nur noch hie und da ein roter Schein durch die Lücken der Baumkronen. Der Straßenboden war finster.

Das Rauschen des Wassers wurde stark und dumpf. Die Reiter kamen zum tosenden Windbach.

Da knickte plötzlich das Pferd des Vogtes zu Boden. Auch die zwei andern Gäule stürzten. Sie fielen hin wie vom Blitz erschlagen. Dabei hörte man das Klirren des entzweigesprungenen Eisendrahtes, der die Straße gesperrt hatte. Und während die Pferde keuchten und sich erheben wollten, waren fünf Menschen da, zerschnitten die Stricke des Bauern, rissen ihn unter dem Gaul heraus und stießen den Vogt und den Spießknecht über den steilen Straßenrain hinunter in den rauschenden Bach. Der war nicht tief. Aber die zwei kollernden Männer in ihren schweren Eisen machten doch einen festen Klatsch. Und wenn man reichliches Wasser in der Hose hat, ist alle Tapferkeit zu Ende. Bis die beiden stumm und triefend aus dem Bach herauskrabbelten, sich versteckten und dann im erwachenden Morgengrau den Mut fanden, zur stillen Straße hinaufzuklettern, waren die Fünfe mit dem Runotter schon lang verschwunden und waren schon hinter dem Wald und über den Wiesenhängen droben, auf dem Karrenwege, der vom Schwarzeck zu den Wäldern des Pfaffenbühels und zum Hängmoos führte.

Heiner und die zwei andern Knechte leiteten den flinken Schimmel und die beiden Ackergäule, die gleich Saumtieren schwer befrachtet waren.

Malimmes und noch ein andrer mußten den taumelnden Runotter stützen, der vom Sturze betäubt erschien, sich nicht erholte und wie mit den schwachen Knien eines Betrunkenen vorwärts tappte.

Während Malimmes heiter schwatzte, spähten seine ernsten Augen unablässig nach allen Seiten.

Hinter dem Schwarzeck, schon weit von den letzten Häusern, in stiller, grauer Einöde, kam der Zug zu einem Bache.

„Da sind wir sicher!" sagte Malimmes. „Jetzt muß sich der Bauer ein lützel zusammenklauben." Er ließ den Taumelnden neben dem Bach auf den Boden nieder, wusch ihm das Gesicht und die offene Brust, klatschte ihm das kalte Wasser gegen Stirn und Augen, goß ihm aus einer gedörrten Gurke einen Schluck Branntwein zwischen die Zähne und gab dem halb Bewußtlosen unter wunderlichen Umständen mit der flachen Hand drei scharfe Schläge auf eine Stelle des Rückens.

Rasch erholte sich der Bauer. Mit dem ersten klaren Blick sah er nach der Richtung hin, in der die Ramsau lag. Da war kein Feuerschein. Doch der Rauch des Brandes lag wie ein brauner Nebel über dem Tal.

„So? — Wohl, ich versteh schon! — Jetzt ist der Jakob zugedeckt für ewige Zeit." Ein Zittern rann durch die schwere Gestalt des Bauern. Und seine Augen irrten, während er schrie: „Das Maidl? Wo ist das Maidl?"

Da trat der andre von den beiden, die ihn geführt hatten, im Grau

des Morgens vor ihn hin: jung und schlank, in schlechtsitzender Bubentracht, einem siebzehnjährigen Knaben ähnlich, in einem verrosteten Holdenkürriß, um den ein kurzes Schwert an dünner Kette hing. Über dem blassen, strengen Gesicht, das große, blaue, heißbrennende Augen hatte, saß eine rostige Eisenschaller, aus der das schwarze Haar, zausig abgeschnitten, bis zu den schmalen Schultern hing.

Der Blick des Bauern glitt über dieses Eisen. War das nicht die Wehr seines Bruders, der jung sterben mußte?

Eine leise, herbe Knabenstimme: „Kennst du mich nit?"

Runotter erhob sich halb, unter heiserem Lachen. „Bist du's gewesen, der mich unter dem Gaul herausgerissen?"

Ein stummes Nicken.

Da sprang der Bauer auf, als wäre jede letzte Schwäche von ihm gewichen. Den Arm des Buben umklammernd, knirschte er durch die Zähne: „Recht hast! Sei der Stellmann des Jakob! Du! Und tu das Eisen nimmer aus der Hand! Und schlag und brenn und stich und mord! Das Leben ist ohne Recht und Treu! Und um so besser wird's, wie mehrer du niederschlagst!"

Malimmes lachte. „Gar so schiech wird's nit ausfallen. Ein paar lassen wir schon noch übrig. Wär doch ein lützel schad, wenn die Welt aussterben tät!" Er wurde ernst. „Jetz komm, Bauer! Zum Reden ist nit Zeit. Wir müssen flinke Füß machen."

Runotter schüttelte den Kopf. „Zum heiligen Zeno geh ich nit."

„Das hättst mir nit sagen brauchen. Ich mein', wir steigen über das Lattentor und nächten in der bairischen Plaienburg. Unter Dach kann man weiterreden."

Der Bauer nickte. Zum Lattentor? Da mußte man über das Hängmoos, wo der Jakob den letzten Schnaufer getan. Dort ein Vaterunser beten! Weiter dachte Runotter in dieser grauen Morgenstunde nicht.

Der Tag begann. Die Vögel waren wach geworden. Von einer steilen Wiese flüchtete ein Rudel Hochwild, als es die Menschen kommen sah, in den Schutz des Waldes.

Die steigende Sonne verwandelte die wildzerklüfteten Grate des Lattengebirges in leuchtende Rosenhügel unter lachendem Blau. Und als sie herübergukte über die Waldkuppen des Totenmannes, umglänzte sie den schweigsam wandernden Zug mit ihrem funkelnden Gold und warf die langen blauen Schatten der Menschen und Gäule weit voraus über den von Tauperlen schimmernden Grasweg.

Über allen Bergen war der Himmel rein. Doch in der Scharte zwischen dem Lattengebirge und dem Untersberg, weit draußen in der westlichen Ferne, stand eine lange, violette Wolkenbank. Stieg da ein Gewitter herauf? Oder wollten regnerische Tage kommen?

Am Saum eines Waldes, der ganz rot von Sonne war, erhob sich ein Weib.

Heiner, der mit dem Schimmel den Zug führte, blieb stehen. „Da ist wer."

Malimmes nickte. „Die müssen wir mitnehmen."

Um die andern kümmerte sich Traudi nicht. Sie schien nur den Malimmes zu sehen. Ihr Rock klatschte von der Nässe des Taues. Auf Hals und Stirne glitzerten die Perlen ihrer Mühsal. Eine Mischung von Staub und Schweiß hing fleckig an dem müden, verängsteten Gesicht. Das blonde Mädel mochte seit Mitternacht viel Heiteres nicht erlebt haben. Und dennoch war der Glanz eines Menschenglückes in ihren Augen, jetzt, als sie dem Malimmes

mit dankbarem, schon wieder dürstendem Blick auf der offenen Hand den Goldpfennig hinhielt.

„Da hast ihn wieder!“

„Den tu mir gut aufheben! Meine Säck haben Löcher.“ Ein leichtes Schwanken kam in seine ruhige Stimme, als er fragte: „Hast am Taubensee das alte Weibl gefunden?“

Das Mädel nickte. Und während die beiden hinter den andern her wanderten, erzählte Traudi.

Im Haus des Mareiner saß die alte Frau in der Herdstube neben dem Feuer. Sie zitterte vor Angst. Doch als sie die vier Goldpfennige — von dem, der am Zäunl gestanden — in den Strümpfen hatte, lachte sie ein bißchen. Immer wieder griff sie mit den dürren Händen zu ihren Füßen hinunter. Und dann schlief sie ein. Niemand war bei ihr in der Stube. Von den Buben der Nachbarsleute war keiner geblieben. Aber der Bauer und die Bäurin waren noch beim Haus. Vieh und Karren standen im Hof, und immer schrie die Bäurin nach dem Bauer, der mit einer Laterne im Walde war, etwas suchte, was er nicht finden konnte, und wie ein Verdammter fluchte.

„Und derweil ich davongelaufen bin durch die Stauden, ist gählings ein Haufen Reiter dagewesen, ich weiß nit, wie! Und Kienlichter haben gebronnen. Die Latern im Wald, die ist ausgeloschen, der Bauer muß in der Finsternis versprungen sein. Aber das Vieh haben die Reiter gepfändet, und die junge Bäurin müssen sie erwuschen haben. Jesus, Jesus, hat das Weib gekreistet! Lang! Und allweil wieder!“

Heiter sah Malimmes gegen den Taubensee hinaus. „Bruder Mareiner! Ich fürcht, nach der Fasnacht wirst du taufen müssen!“

Die beiden machten flinke Schritte, um die andern einzuholen. Und da sagte Traudi: „Du! Der junge Bub da? Das ist doch —“

„Kennst du den Buben?“ Malimmes sah sie mit so strengen Augen an, daß sie weder Ja noch Nein zu sagen wagte. „Das ist ein Vetter des Bauren. Der Jul. Ist heut in der Nacht gekommen. Aus der Fremd. Wer's anders wissen wollt, dem wär ich feind. Ich tät kein Wörtl nimmer reden mit ihm.“

„Jesus,“ stammelte das Mädel, „auf Ehr und Seligkeit, das ist der Vetter, ich weiß es nit anders.“

Als Malimmes den Bauern einholte, sagte er lustig: „Sechs Helm und drei Gäul! Ein Troßweibl ist auch schon da. Jetzt sind wir schon bald ein Heer. Der Feind wird Angst kriegen vor uns!“

Müd sagte Runotter: „Tu nit scherzen! Mir ist weh in tiefster Seel.“

Der Zug ging weiter mit stummer Hast.

Auf dem Hängmoos fanden sie die sieben Ochsen, die zum Runotterhof gehörten. Alles andre Vieh war abgetrieben. Nur die vielen braunen Schmetterlinge waren noch da, die über dem sonnigen Bruchboden gaukelten. Und immer wieder sah man auf den Wasserflächen ein kleines Blitzen — so oft ein Frosch nach einem der Schmetterlinge sprang.

Das vierjährige Öchslein kam gelaufen. Runotter kraute ihm die Stirne. „So, Dunnerli? Bist noch da?“ Er sah die andern an. „Ein Vieh hat's gut!“

Sie standen vor dem Aschenhaufen des Käsers. Ein paar schwarze Balkenstrünke glühten und rauchten noch.

Während die Gäule am Brunnen tranken, stiegen Jul und Runotter zu dem Waldstreif hinauf.

Als der Bauer wieder herunterkam zum Aschenhaufen, streckte er die beiden Hände. „Schauet, Leut!“ Er hatte auf der einen Hand das kleine, krumme Schnitzmesser des Jakob liegen, auf der andern die schmutzigen Splitter eines hölzernen Vögelchens. Das alles barg er an seiner Brust wie eine Kostbarkeit. Seine Augen glitten langsam über die grünen Gehänge hin. „Leut! — Da soll's nimmer Hängmoos heißen. Das ist die Mordau.“

Die andern nickten und sprachen es nach: „Die Mordau!“ Nur der schlanke, junge Bub, der neben dem Bauer stand, blieb stumm. Das blasse, erschöpfte Gesicht mit den müden Augen war gegen den Bruchboden hingewendet, über dessen glänzenden Wassertümpeln die Schmetterlinge tanzten.

Nun stiegen die sieben gegen das Lattentor hinauf. Malimmes und Traudi trieben die Ochsen hinter den Gäulen her.

Als der mühsam kletternde Zug zur steinigen Grenze kam und die Leute unter Gefahr und Beschwer das Vieh und die Pferde durch die rauhe Felsenscharte führen mußten, wandte sich keines der sieben Gesichter nach dem berchtesgadnischen Lande zurück, das hinter ihnen versank.

Vor ihren Augen, die nicht suchten, nur des harten Weges achteten, tat ein neues, fremdes Land sich auf.

Vorgelagerte Berge und Waldkuppen verhüllten das Schutzgebiet des heiligen Zeno und das Reichenhaller Tal. Drüben stiegen die drei grünen Staufen in das dunstig gewordene Blau. An ihnen vorüber sah man weit hinaus in ein welliges Land. Seine Ferne war von schweren Wolken überzogen, unter denen die Erde ohne Sonne war, mit schwarzen Wäldern und grauem Feld.

Doch alle Nähe glänzte noch im Schimmer des Mittags. Und wo die westlichen Waldgehänge des Untersberges sich niedersenkten gegen die blitzende Saalach, tief da drunten, saß die bayrische Plaienburg auf einem Buchenhügel, winzig, wie ein kleiner, roter Käfer auf einem grünen Blatt.

VIII

Die vierzig Reiter, die den andächtigen Bittgang der Ramsauer hindern sollten, kamen zu spät, um den heiligen Zeno vor Zulauf zu behüten. Bei der Haller Grenzverschanzung im Schwarzenbachtal war die Mautschranke hinter dem letzten Karren der Ramsauer schon gefallen. Drei gadnische Hofleute setzten im Schuß des Rittes über den Grenzbaum hinüber. Dann rasselten die Torbalken herunter. Und während die ausgesperrten siebenunddreißig Reiter ein zorniges Geschrei erhoben, kam es innerhalb des Tores zwischen der Besatzung des Grenzwalles und den drei Abgeschnittenen zu einem Scharmützel, in dem der heilige Zeno Sieger blieb; aber zwei von seinen Soldknechten mußten ins Gras beißen, das bei dieser mitternächtigen Finsternis kaum zu sehen war.

Die siebenunddreißig hatten sich bis zum berchtesgadnischen Grenzwall zurückgezogen, der ein paar hundert Schritte von der feindlichen Mauer entfernt lag. Sie waren in großer Sorge um die abgeschnittenen Genossen und hielten Kriegsrat. Der junge Hundswieben, der noch den Pulverdampf der Annasusanne in den Nasenlöchern hatte, wollte stürmen und gebärdete sich so berserkerisch, daß ihn seine besonnenen Stiftsbrüder nur mit Mühe von diesem sinnlosen Beginnen abhalten konnten. Jeder Angriff war aussichtlos. Wohl zählte die Besatzung des feindlichen Werkes kaum mehr als ein Dutzend Helme. Doch bei der Enge des Tales konnte dieses Dutzend den

Wall so lange halten, bis Verstärkung vom heiligen Zeno kam. Und die Gadnischen sahen auf dem Bord der Zenonischen Mauer das kochende Wasser in den Kesseln dampfen und die Pechkränze brennen.

Wie der erfahrene Malimmes im Runotterhofe, so hatte der staatskluge Franzikopus Weiß bei der Schwarzbachwacht des heiligen Zeno ein bißchen vorgesorgt, für alle Fälle, und hatte aus Herrn Otmar Scherchofers hilfreichem Reisewagen zwei Faustbüchsen mit Pulver und Blei zurückgelassen. Auf jeder Seite des Tores drohte solch eine mit roter Mennige angestrichene Blitzröhre.

Die Besatzung des gadnischen Grenzwalles war ohne Feuerwerk. Wohl besaß der heilige Peter zu Berchtesgaden schon seit einigen Jahren acht Faustbüchsen. Die hatte man aber auf diesen Nachtritt nicht mitgenommen, weil der junge Hundswieben im Hirschgraben auch das letzte Körnlein Pulver verschossen hatte, das im Arsenal des Stiftes aufzufinden war.

Aber die abgeschnittenen Kameraden im Stiche lassen? Das ging nicht an. Man mußte parlamentieren. Herr Jettenrösch, der die hübscheste Pfennigfrau zu Berchtesgaden und vielleicht aus diesem Grund ein ruhiges Blut besaß, ritt mit dem weißen Fähnlein, begleitet von zwei Fackelträgern, vor die feindliche Mauer. Hier sah er beim Schein der Pechflammen drei Männerköpfe zur Strafe des Friedensbruches auf der Mauer stecken. Ohne seinen Auftrag auszurichten, wandte er das Roß und ritt mit blassem Gesichte zurück.

In der berchtesgadnischen Schanze entlud sich die Wut der Herren gegen den unglückseligen Wallmeister, der die andächtigen Bittgänger durch Tor und Schranke gelassen hatte. Der Mann verteidigte sich: es wären voraus die vielen Weiber und Kinder gekommen, mit einer so lauten und inbrünstigen Litanei, daß man den Lärm der nachfolgenden Viehherden und Karren nicht hätte vernehmen können; solch eine fromme Wallfahrt durfte man doch nicht stören; und ehe man Verdacht schöpfen konnte, waren an die zweihundert Mannsleut und Buben in Wehr und Eisen da, trieben Holzkeile in die Nuten des Falltores und sicherten den Durchzug des letzten Ochsen. Vierzehn Spießknechte — gegen zweihundert Männer? Und gegen die eignen Landsleute? Diese unanfechtbare Logik reichte nicht aus, um den Wallmeister der berchtesgadnischen Schwarzbachwacht vor einem üblen Schicksal zu bewahren; er wurde seines Amtes entsetzt, an Händen und Füßen gebunden und auf einen Gaul geladen. Sechs Reiter blieben zurück, um bis auf weiteren Befehl die Besatzung der Schanze zu verstärken, zwölf Reiter wurden am Taubensee und in der Ramsau den Exekutierern beigegeben, die Herren mit dem übrigen Gefolge und mit dem gefesselten Wallmeister ritten nach Berchtesgaden.

Noch ehe sie heimkamen und Herrn Peter Pienzenauer den mißlichen Ausfall ihres Unternehmens berichten konnten, war aus der fürstlichen Kanzlei des heiligen Peter an die Adresse des heiligen Zeno ein höfliches Dankschreiben für die nachbarliche und barmherzige Hilfe abgegangen, die Herr Konrad Otmar Scherchofer dem Marimpfel und seinen Leidensgenossen geleistet hatte.

Als Herr Jettenrösch seine Meldung von den Ereignissen bei der Schwarzbachwacht erstattete, sprach der Propst einige Worte, die bitter ernst gemeint waren und doch einen heiteren Anklang an einen berühmten Spruch des römischen Kaisers Augustus hatten: „Ruppert, Ruppert, gib mir meine Ochsen wieder!"

Um die Mittagsstunde traf ein Pergament des heiligen Zeno ein, der



Dante in Florenz. Nach einem Gemälde von Raffaele Sorbi

den heiligen Peter von Berchtesgaden zu versöhnlicher Güte mahnte, sich kräftig der zu Reichenhall erschienenen Bittgänger annahm und den Strafvollzug wider drei Friedensbrecher unter Hinweis auf die einschlägigen Gesetze meldete. In diesem Pergamente war mit keinem Wort das unanzweifelbare Recht des seligen Seppi Ruechsam erwähnt. Solches Schweigen entsprach der Staatskunst des Franzikopus Weiß; er hatte, zur Beruhigung der Ramsauer, den grau und rot gefleckten Hängmooser Weidebrief in Verwahrung des heiligen Zeno nehmen wollen; doch die eiserne Truhe, welche die Rechtsschätze der Gnotschaft enthielt, war im Verlaufe des andächtigen Bittganges verschwunden. Der Hinterseer Fischbauer, obwohl er sich als schlechter Seiler erwiesen hatte, war ein Albmeister von geriebener Schläue. Kaplan Franzikopus war nicht gut auf ihn zu sprechen. Herr Otmar lachte. —

Am Abend, als sich der Himmel über allen Bergen dunkel zu überziehen begann, kehrten die gadnischen Exekutierer aus der Ramsau in das Stift des heiligen Peter zurück. Mit ihnen kamen auch der Vogt und sein berittener Geselle, völlig trocken; die beiden meldeten getreulich den Überfall und die Entführung des Bösewichtes, der den roten Hahn auf das nach dem Ableben seines einzigen Sohnes wieder an das Stift zurückgefallene Lehensdach gesetzt hatte; doch sie verschwiegen — als unwichtig — ihren Purzelbaum in den Bach und sprachen auch nicht von dem reichlichen Wasser, das in ihren Hosen gewesen. Nach dieser Meldung litt sogar das Bild, das sich Herr Peter Pienzenauer von den Geschehnissen in der Ramsau machte, an einer unheilbaren Verzerrung, und er traute von Stund an dem Amtmann Ruppert Someiner wenigstens die Fähigkeit zu, gefährliche und heuchlerische Menschen richtig einzuschätzen.

Die Exekutierer brachten — wie der Amtsschreiber Pießböcker notieren mußte — das Vieh aus den Ställen des Runotterhofes und des Schupflehens am Taubensee; item einige Kühe, Kalben und Öchslein, die man am Abend noch abstechen mußte, weil sie die Nacht nicht überlebt hätten; item ein paar Dutzend Schweine, die gesund und vergnügt waren; item sehr viele starr am Gürtelgalgen hängende Gänse, Enten, Hühner und Tauben. Die milchenden Geißen hatten die Exekutierer nach altem Rechtsbrauch und aus Barmherzigkeit den Kranken und Greisen gelassen, auch das zur Notdurft des Lebens nötige Brot und Mehl, samt Schmalz und Salz. Doch alle versteckten Spargelder hatten sie aufgestöbert. Acht Reiter konnten sich sogar in vier rheinische Goldpfennige teilen, die sie in den Strümpfen einer alten Frau gefunden hatten. Diese acht Reiter richteten dem mit verbundener Faust umherwandernden Marimpfel wunderliche Grüße von seiner Schwägerin aus, vom Weibe des Mareiner.

In der Nacht begann es grob zu schütten. Viele Tage währten diese ruhelos wechselnden Gewitter. Die Bäche traten über die Ufer, die Straßen wurden zu dickem Morast, um alle Berge und Wälder hingen die schweren Nebel. Während dieser nassen Tage wanderten zwischen Berchtesgaden und den armen Chorherren von Hall die protestierenden Pergamente hin und her. Mit jeder Antwort verschärfte sich die Tonart.

In der nächtlichen Kapitelsitzung, bei der man zu Berchtesgaden die Entgegnung auf ein drohendes Schreiben des heiligen Zeno beriet, kam es trotz allem Ernste der Zeit zu einer großen Lustigkeit. Sie wurde verursacht durch ein Papier, das am dunklen Abend dem Propste mit einem stumpfen Bolz in die Stube geflogen war. Hellsehende Augen hätten den Gram und Zorn eines zerbrochenen Menschenherzens aus diesem Brief herausgelesen; doch auf die gadnischen Chorherren, die ihn durch die Brille

dieser üblen Tage lasen, wirkte er belustigend in seinem weitschweifigen Stil, der mit dem Schwulste hochtrabender Herrenworte überladen war. Ein Bauer — für den gadnischen Hof ein dem Strang verfallener Meutrer und landflüchtiger Brandstifter — kündete in diesem Brief seinem einstigen Lehensfürsten die Treu und sagte ihm Fehde an, wider Blut und Leben, wider Gut und Land. Der Brief war unterschrieben: „Runotter der Ramsauer, ehmals Richtmann der Gnotschaft in Treu und Redlichkeit, itzt nach Gottes willen Feind und Widerpart der Herren, so da Mißtreu und Unrecht heißen und so man vertilgen muß von der Welt."

Doch eines mußten die lachenden Herren zugeben: der Bauer, der diesen drolligen Brief verfaßt hatte, konnte sich eines geschickten Botengängers rühmen. Dieser Bote hatte sich von irgendwo außer Lands bis an das gadnische Stift geschlichen und war den Augen aller Wachen entronnen. Und ein guter Armbruster mußte das gewesen sein, der die um den stumpfen Bolz gewickelte Epistel in der Abenddämmerung von der Straße außerhalb des Hirschgrabens durch die kleine Fensterluke der Fürstenstube zu schießen verstand.

Der Fehdebrief des heiligen Peter wider den heiligen Zeno war geschrieben und lag, gesiegelt und in einer Blechkapsel verschlossen, zur Absendung bereit. Nur besseres Wetter mußte abgewartet werden. Und um Zeit zu gewinnen und rüsten zu können, wechselte man noch immer Pergamente mit gereiztem Inhalt, doch mit höflichen Anreden.

Zum Schaden für Land und Leute machte die Arbeit des Friedens Feierabend, und die Arbeit für den Krieg begann. Herren ritten davon, um Geld zu borgen, wo es zu kriegen war. Söldlingswerber wurden mit zärtlichen Verheißungen nach vielen Orten gesandt. In den Korn- und Haferkammern wurde lärmend geschanzt. Die Backöfen und Selchereien rauchten durch Tag und Nacht. Die Schneider bekamen Schwielen an den Fingern, und ruhelos hämmerten die Hufschmiede, die Schwertfeger und die Wehrklempner. Mit liebevoller Sorgfalt behütete man die Annasusanne und erhielt sie bei geölten Rädern. Steinkugeln wurden gemeißelt und mit Blei umgossen. Sechs Karren sandte man nach Salzburg, um Pulver zu holen; sie kamen nicht leer zurück; doch sie brachten nur Salpeter und Schwefel; der Salzburger sagte: da es in den bayrischen Landen zwischen Herzog Ludwig und Herzog Heinrich bedenklich gäre, könne er aus Vorsicht seines trockenen Pulvers nicht entraten. In dieser Ausrede war ein Körnchen Wahrheit; seit dem Konzil von Konstanz — auf dem Herr Ludwig im Bart bei Beredung alter Händel den Vetter Heinrich von Landshut als „Sohn eines Kochs" beschimpft und Herzog Heinrich diese Schmach in einem meuchlerischen Überfall mit sieben Schwertstreichen an seinem Vetter Ludwig gerächt hatte — seit diesem heiligen Konzil zu Konstanz erschienen die Dinge zwischen Ingolstadt und Landshut sehr bedrohlich. Aber Salzburg hatte noch andre Gründe, sich in den Streit, der zwischen St. Peter und St. Zeno entbrannte, nicht hilfreich für den ersteren einzumischen. Jede Schwächung des Stiftes zu Berchtesgaden war für Salzburg eine Verheißung kommender Gelegenheiten, die sich nützen ließen. Und statt den gadnischen Herren, die schon hoch in der Kreide standen, das teure fertige Pulver auf Borg zu geben, kreditierte man ihnen lieber den schlechten Salpeter und Schwefel, den der vorsichtige Salzburger Büchsenmeister nicht mehr zu vermahlen wagte.

Also wurden zu Berchtesgaden, in sicherer Entfernung vom Stifte, flink drei Pulvermühlen errichtet und zu ihrer Bedienung in der aus allen Ländern zusammengewürfelten Knappschaft des Salzwerkes die Leute ge-

wählt, die von solchen Dingen einige Kenntnis hatten. Gleich zu Beginn der Arbeit flog eine der drei Mühlen unter dumpfem Donnerschlage in die Luft. Dabei wurden zwei Knappen getötet. Der eine war ein Schwabe, der verblutend noch sagen konnte: „I hab mer aber scho älleweil denkt, es wird emal pumpere!“ Der andre, der nimmer sprach, weil er keinen Kopf mehr hatte, war Ulrich Eirimschmalz der Menzer. Sein früher Tod hatte zur Folge, daß man im Berchtesgadner Land für einige Jahrzehnte vom Tagdieb Hennichen Gänsfleisch zu Gutenberg kein Wort mehr hören sollte.

Das grauenvolle Geböller hatte die Frommen im ganzen Lande abergläubisch gemacht. Sie versahen sich keiner guten Dinge von dieser Fehde wider den heiligen Zeno. Doch die Herren, da sie, mit wenigen Ausnahmen, nicht zu den Frommen zählten, blieben von solch törichtem Aberglauben unberührt und setzten feste Hoffnung auf ihre hundertachtundsechzig Söldner und wehrfähigen Holden, auf ihre guten Grenzschanzen, auf die acht alten und zwölf neugeschmiedeten Faustbüchsen, auf die liebe Annasusanne und auf die unanzweifelbare Tatsache, daß die Gadnischen im Rücken, von der Salzburger Seite her, Gefahr nicht zu befürchten hatten. Auch beim Hallturm war nur eine kleine Scharmützelei, kein ernstlicher Angriff zu besorgen. Hier schob sich zwischen den heiligen Zeno und den heiligen Peter der Burgfrieden der bayrischen Feste Plaien als ein breiter Riegel herein. Und wie Herr Pienzenauer bereits erkundet hatte, gedachte der Burghauptmann von Plaien sowohl den gadnischen wie auch den Haller Chorherren jeden kriegerischen Durchzug durch das Gebiet seines Herrn, des Herzogs Heinrich von Bayern-Landshut, mit strenger Unparteilichkeit zu verwehren. So hatte man's nur beim Schwarzenbache ganz allein mit dem heiligen Zeno zu tun, dem der heilige Peter von Berchtesgaden an Helmen, Rossen, Feuerwerk und Kriegsbereitschaft unzweifelhaft überlegen war.

Am Abend des 13. Juli — als der Regen versiegte und die Nebel sich zu heben begannen — übersandten die gadnischen Herren, die nicht abergläubisch waren, dem heiligen Zeno den seit einer Woche in Bereitschaft liegenden Fehdebrief.

Gegen Mitternacht marschierten vom Hallturm dreißig Fußknechte ab, um die auf den nördlichen Hängen des Lattengebirges liegenden Bauernhöfe des heiligen Zeno, die ohne Berührung des bayrischen Landes zu erreichen waren, mit Krieg zu überziehen und zu brandschatzen. Die Bauern, von Franzikopus Weiß gewarnt, hatten sich rechtzeitig mit Weib und Kind und Vieh und Habe geflüchtet. In den leeren Stuben gab es keinen Kampf. Es gingen nur im Verlaufe dieses Nachtangriffes, bei dem die Nebel sich verzogen und die Sterne mit scheuer Neugier vom Himmel herunterblickten, achtundzwanzig Heustädel und sechzehn Lehenshäuser des Haller Heiligen in Flammen auf. Für Leute, die ferne drunten im Tal der Saalach wohnten, sah dieser erste Sieg des heiligen Peter aus, als wären vierundvierzig schöne Sterne vom Himmel auf die liebe Erde gefallen.

Im Grau des Morgens, der einen reinen Tag bescheren wollte, krachte auf der südlichen Seite des Lattengebirges, bei der Schwarzbachwacht, der erste ernsthafte Schuß der Annasusanne gegen das Torgemäuer des Haller Grenzwalles. Ein wundervolles Echo rollte über die steilen Waldgehänge des engen Tales hin. Fallende Steinbrocken polterten, und der heilige Zeno hatte ein böses Loch in seinem Mantelsaum. Die drei Mannsköpfe, die noch immer auf der Mauer staken, und denen der vierzehntägige Regen die Haare glatt um die Schläfen frisiert hatte, machten bei geschlossenen Augen sehr kummervolle Gesichter.

Das Feuer der Gadnischen wurde, obwohl aus den Scharten des feindlichen Walles zwölf mennigrote Faustbüchsen drohten, von der Besatzung der Haller Schanze nicht erwidert. Und die Leute des heiligen Zeno deckten sich so gut, daß man nur ab und zu einen Helm hinter den Scharten huschen sah.

Der zweite Schuß der Annasusanne bohrte in die feindliche Mauer ein neues Loch, das flink wieder von innen mit Bruchsteinen zugestopft und verkeilt wurde.

Bis zur Mittagsstunde krachte die Annasuanne siebenmal. Immer wieder in dem engen Tal dieses wundervolle Gedonner mit rollendem Echo, indes die Sonne schön zu scheinen begann und den nassen Farbentopf der Welt in Frische glänzen machte. Doch an der feindlichen Mauer, obwohl sie schon sehr zahnlückig herüberguckte, wollte die Sache nicht flecken. War die Augsburger Kammerbüchse kein Meisterwerk? Oder fehlte dem zu Berchtesgaden fabrizierten Pulver die richtige Triebkraft? Man sah, daß die Annasusanne noch sehr oft läuten mußte, bis da drüben eine sturmfähige Bresche entstehen würde.

Sigwart von Hundswieben, der als Büchsenmeister fungierte, wurde ungeduldig und hatte einen Einfall, den er als „hannibalisch“ bezeichnete. Im Kerne war's ein ganz simples Rechenexempel: soll man dreißig Gulden bezahlen, so muß man nicht dreißigmal einen Gulden auf den Tisch legen, man kann auch zehnmal je drei Gulden blechen.

Die brennheiße Annasusanne wurde mit kaltem Wasser gekühlt. Dann verabreichte man ihr die dreifache Ration Pulver. Man trieb den Holzklotz mit festen Schlägen ein und setzte drei Kugeln drauf. Da war die Annasusanne so gesättigt, daß ihr der letzte, mit Blei umgossene Steinbissen noch mit einem weißen Blink zum Munde herausguckte. Feinpulver wurde ins Weidloch gegeben, und auf des jungen Büchsenmeisters Kommando sollte der Luntenmann den langen, mit dem brennenden Schnürlein umwickelten Eisenzagel auf die Zündung senken. Diesem kriegerischen Instrumente hatte Sigwart von Hundswieben in seiner scherzhaften Art den Namen „Büchsenlebner“ gegeben, weil dieser Funkenzagel im Schoß der Annasusanne hochzeitlich das feuersprühende Leben erzeugte.

Mit Ausnahme der Feuerwerker rückten alle Herren und Knechte vor den Wall, um bei Niederbruch einer starken Bresche gleich mit dem Sturm zu beginnen. Der erfinderische Büchsenmeister Hundswieben hatte sich auf eine Mauerkante geschwungen, um die Wirkung seines hannibalischen Einfalles besser erspähen zu können. Drüben hinter dem feindlichen Walle mochten die mit Bolz und Pulver sparenden Helden des heiligen Zeno nichts Gutes ahnen; kein Helmbusch und keine Schaller war zu sehen; die gegnerische Mauer stand wie ausgestorben da und wartete des Schicksals, dem sie nimmer entrinnen konnte.

In Spannung und heiß erregt, lang den Hals streckend, kommandierte Sigwart von Hundswieben mit glockenheller Jünglingsstimme:

„Den Lebner an die Büchs!“

Eine Feuergarbe, ein grauenvoller Knall, ein Dröhnen der Berge, als wäre das Ende der Welt gekommen. Drüben rasselte das feindliche Gemäuer, die drei Köpfe mit den kummervollen Gesichtern verschwanden im qualmenden Mörtelstaub, das Tor des heiligen Zeno lag in Scherben, und mit dem Feldschrei „Hie Sankt Peter!“ begannen die gadnischen Herren und Knechte den Sturm gegen die klaffende Bresche.

Von diesem Siegeslaufe blieb der junge Hundswieben ausgeschlossen.

Er stand, wie von Schreck versteinert, gegen die Mauer gelehnt. Irgendein Fürchterliches mußte da geschehen sein. Während ihn der dicke Pulverdampf umqualmte, fühlte er etwas Heißes in seinem Gesichte. Das Blut rann ihm über Kinn und Brust herunter. Und als er mit scheuen Händen an sich herumtastete, vermißte er auch ein Stück seines Helmes, einen Lappen seines Haarbodens und dazu noch die Nasenspitze. Die Mauerkante, die jetzt ganz zerbröselt war, hatte ihn vor Üblerem behütet.

Aber wo war die Annasusanne? Der Platz, auf dem sie gestanden, war leer. Ihre Trümmer lagen in weitem Kreise zerstreut. Sie hatte bei diesem hannibalischen Schusse mehr geleistet, als man von ihr verlangte, hatte nicht nur nach vorne gegen den heiligen Zeno geschossen, auch nach rechts und links und nach hinten hinaus gegen den heiligen Peter. Die drei Feuerwerker lagen als regungslose Menschenpartikel in einer roten Lache.

Doch drüben bei der feindlichen Schanze hallte das Siegesgeschrei der Stürmenden. Jetzt ein kurzes, wunderliches Schweigen. Dann folgte ein wirrer Lärm, der sich mischte aus Zorngeschrei und Gelächter. Hinter der niedergebrochenen Tormauer lag ein Toter; sonst fanden die Sieger den Wallgang und das Mauthaus leer, völlig geräumt. Nur die zwölf dräuenden Faustbüchsen waren noch da — hölzerne Brunnenröhren, die man mit Mennige rot angestrichen hatte. Und von der Schanze dehnte sich ein grüner, das ganze Tal von Wand zu Wand erfüllender See auf dreihundert Schritte hin. Der Feind hatte den Schwarzenbach durch einen Felsenwall gestaut und eine neue, feste Verschanzung hinter dem angelaufenen See errichtet, der das Land des heiligen Zeno vor jedem Einfall mit Rossen und schwerem Kriegsgerät behütete.

Draußen auf dem See, schon an die hundert Schritte weit, ruderte die kleine Besatzung der Mautschanze auf einem Balkenfloß der neuen Befestigung zu. Unter dem Geschrei der siegreichen Stürmer traten die gadnischen Armbruster und Faustschützen an. Es schnurrte und knallte. Ein Hagel von Bolzen und Bleikugeln flog in den See hinein. Die Menge tat's. Als die Floßbalken den Stauwall erreichten, trugen sieben leidlich gesunde Leute vier Schwerverwundete an das neue Ufer des heiligen Zeno.

Den Siegern blieb geringe Arbeit. Zu rauben gab es nichts. Man steckte das kleine Mauthaus in Brand und begrub die drei Köpfe mit den kummervollen Gesichtern. Den Mann, den der heilige Zeno verloren hatte, warf man in den neuen See, um für die nahe berchtesgadnische Schanze die Luft nicht durch Verwesung verpesten zu lassen.

Weiteren kriegerischen Unternehmungen war vorerst ein unbezwingbarer Riegel vorgeschoben. Über die steilen Waldgehänge des engen Tales brachte man weder Karren noch Roß hinüber. Und kletternde Fußknechte wären ein leichtes Ziel für die feindlichen Faustschützen und Armbruster geworden. Doch es war diesem sperrenden See, der dem heiligen Peter den Siegeslauf behinderte, auch etwas Gutes nachzusagen. Wie die Gadnischen da nicht hinüberkamen, so kam die Kriegsfurie der Herren von Hall auch nicht herüber. Man brauchte also in der berchtesgadnischen Mautschanze keine große Besatzung zurückzulassen und konnte die Hauptmacht für die Ereignisse sparen, welche die Haller vermutlich an andrer Stelle vorbereiteten, weil sie hier am Schwarzenbach mit ihren Kräften so vorsichtig geknausert hatten.

Die drei Feuerwerker, denen der Heldentod beim letzten Knall der Annasusanne zu einem schnellen und schmerzlosen Vorgang geworden war, bekamen am Schwarzenbach ein gemeinsames Grab und Kreuz. Und so zog der

heimkehrende Haupthaufe des heiligen Peter am Abend zu Berchtesgaden nur mit einem einzigen Blessierten ein, der ohne Helm geritten kam und auf soldatischem Leib einen jungen Frauenkopf mit weißer, nach aufwärts gerutschter Kinnbinde zu tragen schien.

Der Verlust der Kammerbüchse erregte in Berchtesgaden große Bestürzung bei Herren und Volk. Doch die Not ist immer ein Schmied, der die Schwachen zu Starken hämmert. Noch am Abend meldeten sich beim Propste zwei mutige Männer: ein Wagenschlosser, der eine neue Anna aus eisernen Stäben und Ringen schweißen wollte, und ein Erzformer, der eine neue Susanne aus Kupfer und Zinn zu gießen wagte. Weil es für solchen Guß an Speise fehlte, warf man noch vor Nacht eine schadhafte Glocke vom Turm der Pfarrkirche herunter.

Trotz der Hilfe, die sich da zeigte, blieb Herr Peter Pienzenauer sorgenvoll. Ein Späher hatte am Abend zwei Nachrichten gebracht: eine gute und eine böse. Die andächtigen Bittgänger aus der Ramsau, nachdem sie bei der Sperrung des Schwarzbachtales um ihrer selbst willen kräftig mitgeholfen hatten und jetzt neben den Stiftsmauern zu Hall in Bretterschuppen und Zelten hausten, weigerten sich hartnäckig, mit bewaffneter Hand an einem Fehdezug wider den heiligen Peter teilzunehmen; sie wollten nur fromm und gläubig zum heiligen Zeno beten, ihr Vieh betreuen und bessere Zeiten abwarten; sonst nichts. Das war die gute Nachricht, die einen Fehler in der staatsmännischen Rechnung des Franzikopus Weiß bedeutete. Aber sie stand in logischem Zusammenhang mit der bösen Kunde, daß Franzikopus am Morgen in Begleitung eines mit reichen Geschenken vollgepfropften Wagens nach Burghausen gezogen wäre, um Beistand bei Herzog Heinrich zu erflehen.

Goldene Geschenke pflegten in Burghausen immer zu wirken. Und da würde wohl eine hübsche Teilung beredet werden? Die Ramsau für den heiligen Zeno, das Land zwischen der Plaienburg und Bischofswies, vielleicht das ganze gadnische Gebiet für Herzog Heinrich?

Propst Peter dachte in dieser Sorge an das gute alte Sprichwort: Stärker als zwei Wölfe ist der Bär.

Von den österreichischen Schirmvögten, die in der Ferne wohnten und mit den Hussiten zu schaffen hatten, war Hilfe in kurzer Frist nicht zu erwarten. Und Salzburg würde keinen Beistand leisten ohne schwere Verpfändung. Nur eine Hilfe gab's: man mußte den Bär über die Wölfe hetzen.

Ein verläßlicher Bote mußte reiten! Noch in der Nacht! Auf weitem Umweg durch das Straubinger Land nach Ingolstadt: zu Herzog Ludwig im Bart!

Fürst Peter wußte unter seinen Chorherren keinen, der ihm für solch einen gefahrvollen Ritt verläßlich genug erschien. Doch der bisherige Verlauf dieses Ochsenhandels hatte ihn bereits aufmerksam gemacht auf eine neue Kraft, in der sich Jugend und Besonnenheit miteinander zu paaren schienen.

Es war schon dunkle Nacht geworden. Klirrende Wachen machten die Runde, und in den Werkstätten des Stiftes wurde noch fieberhaft gearbeitet. Doch in der Marktgasse hatten die vor den Schrecken des Krieges zitternden Bürger sich schon in ihre Häuser verkrochen und saßen hinter verriegelten Türen und geschlossenen Fensterläden. Nur an einem einzigen Haus der Marktgasse strahlte noch rötlicher Lichtschein aus einem Fenster zu ebener Erde. Herr Ruppert Someiner, seit vierzehn Tagen von einem krankhaft erscheinenden Ameisenfleiß befallen, saß zu später Stunde noch in seiner Amtsstube, addierte die neuen Schulden des Stiftes zu den alten und stöberte in vergilbten Pergamenten nach eingeschlafenen Rechten, die man wieder

aufwecken und zu einem Goldsegen für das Stift verwandeln könnte. Gefunden hatte er noch nichts. Doch von seiner ruhelosen Arbeit erwartete er mit Zuversicht einen raschen und mirakulösen Aufschwung des berchtesgadnischen Landes.

Er war in eine Urkund aus alten Zeiten so vertieft, daß er den Klöppelschlag am Haustor, den Schritt des Knechtes und das Klirren des Riegels überhörte.

Als die Tür der Amtsstube sich öffnete und Fürst Peter im Licht der Lampe stand, verlor der Amtmann vorerst die Sprache. Und bevor ihm die Fähigkeit zurückkehrte, von seinen Goldmacherplänen zu reden, winkte der Propst mit der Hand. „Bleib, Ruppert! Bleibe bei deiner wichtigen Arbeit! Ich suche deinen Sohn. Wie geht es ihm?"

„Der Arm — ssssein Arm —" Someiner, der seit vierzehn Tagen erschreckend abmagerte, schien auch vor der Gefahr zu stehen, ein Stotterer zu werden.

„So?" nickte der Fürst. „Besser also? Dann laß dich nicht stören, mein fleißiger Ruppert! Ich finde schon hinauf." Jede Antwort abschneidend, zog der Propst die Türe zu.

Droben, am Ausgang des Treppenschachtes, begegnete er der weißen, aufgeregten Frau Marianne, die der Knecht von dem hohen Besuch, der ins Haus gekommen, verständigt hatte. Man sah ihr an, wie schwer sie unter dem schweigsamen, aber um so schmerzhafteren Kriege gelitten hatte, der seit zwei Wochen im Hause war und Vater und Sohn entzweite. Beim Anblick des Fürsten schoß ihr gleich wieder der Gedanke an eine neue Gefahr ins Herz. Auf die Frage des Propstes, wie es dem Kranken ginge, klagte sie: „Ach, gnädigster Herr, mit dem Buben hab ich ein Kreuz! Sein Arm, gottlob, der wird ja wohl bald wieder gut. Aber seine Seel will nimmer heilen. Allweil ist er so ein heller und froher Mensch gewesen. Jetzt ist er ein völlig andrer. Ist reizbar und gähzornig und hat kein Lachen nimmer. Die bösen Zeitläufte müssen ihm auf dem Herzen liegen wie ein Berg."

Fürst Peter nickte stumm.

„Ich kenn mich in dem Buben schier nimmer aus. Ach, Herr! Noch nie ist ein böser Wunsch in mir gewesen. Aber den heiligen Zeno möcht ich jetzt am liebsten hinausschelten aus dem Himmel — Gott verzeih mir die Sünd!" Frau Marianne öffnete die Stubentür und sagte sanft: „Schau, Bub, der gnädigste Herr ist da!"

Lampert, den linken Arm in schwarzer Binde, saß unter den flackernden Kerzen des Eisenreifes am Tisch, vor dem Kriegsbuche des Abraham von Memmingen. Er hob das ernste, blasse Gesicht mit den tiefliegenden Augen, die in schlaflosen Nächten heiß geworden. Beim Anblick des Fürsten sprang er vom Sessel auf.

„Wie geht's dir, Lampert?"

„Gut, Herr!" Lampert nahm den Arm aus der Binde. Seine Mutter wurde blaß und machte ihm hinter dem Rücken des Fürsten abwinkende Zeichen. Doch Lampert sprach weiter: „Bin ich nötig, so kann ich morgen in den Sattel steigen." Es lag noch immer ein rauher Schleier um seine Stimme; und wenn er sprach, kam immer wieder ein leichter Hustenstoß, wie von einem quälenden Reiz in der Kehle. „Mein rechter Arm ist gesund, der linke wird ausreichen für den Zügel."

„Das hör ich gerne. Aber dich brauche ich zu einem besseren Ding als zum Dreinschlagen. Hältst du dich kräftig genug für eine weite und anstrengende Reise?"

Frau Marianne hatte keinen Tropfen Blut mehr im Gesicht.

Lampert reckte sich. „Für alles, Herr, was nötige Arbeit ist!“ Diesem peinvollen Zerwürfnis mit dem Vater zu entrinnen, der ruhelosen Ängstlichkeit seiner Mutter und den quälenden Gedanken seiner untätigen Einsamkeit entrückt zu werden — das war wie Erlösung für ihn, wie Erfüllung einer brennenden Sehnsucht.

„Frau Marianne,“ sagte der Fürst, „geh und richte, was dein Sohn für eine Reise braucht, die eine Woche dauern kann. In einer Stunde wird er reiten müssen.“

„Reiten?“ stammelte die Amtmännin. „In Feindsland?“

„Nein, gute Mutter!“ Der Propst lächelte. „Zur Beruhigung deiner Gluckenseele schicke ich deinen Sohn in friedsame Gegend.“

„Mutter,“ fiel Lampert in Erregung ein, „ich bitte dich — das eilt.“

„Ja, ja, ja, Bub! So schau, ich geh doch schon!“ Frau Marianne huschte davon und klammerte sich an den Trost von der friedsamen Gegend, obwohl sie nur halb an diese Verheißung glaubte. Während sie in Lamperts Stube den Mantelsack und die Satteltaschen packte, die nötigste Zehrung in einen Lederbeutel tat und sechs Goldstücke einzeln in den Saum eines Wamses nähte, hörte sie unablässig aus der Wohnstube herauf den leisen Summ der beiden Männerstimmen. Was die zwei da bereden mochten? Frau Marianne hätte in der Qual ihrer Muttersorge ein Mäuschen sein und sich durch den Kammerboden hinunterbeißen mögen, um lauschen zu können. Bei solchem Wunsche wurde sie von einer galligen Erbitterung befallen. Diese Zeiten! Und diese Menschen, diese Narren, diese Ochsen! Und weil sie nicht wissen, was Redlichkeit und Frieden heißt, und weil sie Torheit und Schlechtigkeit aufeinander bauen, wie Kinder die hölzernen Klötzlein, drum muß eine Mutter ihren Sohn, den sie mit Schmerzen geboren, den sie mit aller Zärtlichkeit einer guten Seele umklammert, hinausreiten lassen in Not, Gefahr und Elend! Bei finsterer Nacht! Denn daß da draußen der Vollmond freundlich schimmerte, das sah Frau Marianne in ihrem sorgenvollen Zorne nicht. Sie sah nur die schwarzen Dinge des Lebens und dachte: wenn es nach Meinung der Mütter ginge, dann gäbe es bald keinen Krieg mehr, und ewiger Friede wäre auf der schönen Erde. Da sollten sich die Mütter einmal zusammentun, wie die Fürsten ihre Heerhaufen sammeln und sollten diesen unsinnigen Mannsbildern und Streithammeln so lange die naßkalten Putzfetzen um die Ohren schlagen, bis sie zu Vernunft und friedlicher Besinnung kämen.

Als Frau Marianne ihr mütterliches Fürsorgewerk vollendet hatte und hinunterkam zur Tür der Wohnstube, klangen da drinnen noch immer die zwei Männerstimmen. Sie wagte nicht einzutreten. Doch in dieser brennenden Minute ihrer Muttersorge hielt sie es für keine unschöne Sache, an der Tür zu lauschen. Nur lauschen? Frau Marianne war eine von jenen Müttern, die fähig sind, für Wohl und Glück ihres Kindes das schwerste Verbrechen zu begehen und dabei des Glaubens zu sein, daß sie einem heiligen Gebot gehorchen.

Sie hörte Herrn Peter Pienzenauer mit ernsten Worten sagen: „Nein, Lampert! Als redlich fühlender Mensch magst du recht haben: der Anfang dieses üblen Handels war eine Torheit, die man hätte vermeiden können. Aber nun sind die Dinge so, wie sie sind. Und da muß ich denken und fühlen als Fürst. Stehen große Werte auf dem Spiel, so scheiden Mitleid und Barmherzigkeit mit einzelnen Menschenschicksalen völlig aus. Nach dem, was du mir jetzt über den Runotter sagtest, denk ich anders von diesem wunder-

lichen Manne, als vor einer halben Stunde noch. Aber das zählt nicht mehr. Ein paar Menschen? Was gilt das? Jetzt muß ich mich wehren um mein Land. Und ich hoffe, da kann ich mich auf dich verlassen. Nicht?"

„Ja, Herr! Mit Leib und Seele!" klang Lamperts heisere Stimme. „Aber den Gedanken, daß wir an einem Karren ziehen, der mit einem Wirrsal von Recht und Unrecht beladen ist, bringe ich nicht mehr aus mir hinaus. Freilich, die andern da drüben, die machen es nicht anders als wir. Aber immer muß ich mich fragen: wie Gott das geschehen lassen kann, daß aus dem Unverstand einer Stunde das Elend vieler Jahre und das Leiden von tausend Menschen wachsen darf?"

Frau Marianne hörte ein kurzes Lachen und dann die Stimme des Fürsten: „Da bin ich überfragt. Und du, Lampert, du bist sehr neugierig, mehr, als nötig ist für die Ruhsamkeit eines Menschenlebens."

„Herr?"

„Was?"

„In finsteren Nächten muß ich mich immer fragen: ob Gott, während die Menschen sinnlos hadern, in kühlem Schatten ruht oder in heißer Sonne liegt?"

Ein kurzes Schweigen. Und in Mutter Marianne schlug das angstvolle Herz wie ein schmerzender Hammer.

„Lampert? — Das ist eine seltsame Frage. Vielleicht versteh' ich sie. Vielleicht auch nicht. Im kühlen Schatten ruhen die Müden, in heißer Sonne liegen die Trägen. Das sind Eigenschaften des Lebens. Wenn Gott unermüdlich und immer werksam ist, dann müßte ihm das träge und müde Leben eine ferne und gleichgültige Sache sein? Nein! Lassen wir das! Da sind Abgründe. Gott hat uns Wahrheit gegeben. Manchmal fühle ich, wie du, daß sie nicht ausreicht. Aber bessere Wahrheit kann ich als Mensch nicht finden. So muß ich warten, bis Gott sie mir sagt. Schweigt er, so bleib ich ohne Neugier und nehme in Licht und Dunkelheit die Dinge des Lebens so, wie sie mir erscheinen. Aber solche Worte sind unfruchtbar wie alte Frauen. Und die Stunde drängt. Geh und sieh, Lampert, wie weit deine Mutter mit der Arbeit für deine Reise kam!"

Erschrocken, mit verstörten Augen, trat Frau Marianne rasch in die Stube und sah, wie Lampert einen gesiegelten Brief, der auf dem Tische lag, an seiner Brust verwahrte. „Alles fertig!" stammelte sie. „Ist alles schon fertig!"

„Brav, Mutter Marianne!" Der Propst legte ihr lächelnd die Hand auf die Schulter. „Und ganz ohne Sorge! Ich habe deinem Sohne sicheres Geleit verschrieben. Und gebe ihm von meinen Hofleuten den verläßlichsten mit, den Marimpfel."

„Nein, Herr!" sagte Lampert hart. „Den nicht! Ich nehme lieber den Stallknecht meines Vaters mit. Das ist ein guter und froher Mensch. Aber um drei feste Pferde muß ich bitten. Von unsern Gäulen ist nur der Moorle zu brauchen. Den reit' ich, solang er aushält."

Fürst Peter nickte. Dann sagte er schmunzelnd: „Bei so langem Ritt in den Mondnächten wirst du Zeit haben, um über die Wahrheit nachzudenken, von der wir sprachen. Bringst du was heraus dabei, so sag mir's, wenn du wieder heimkommst! Ich werde dir dankbar sein. Und jetzt eile dich, daß du in den Sattel kommst! Gott soll dich schützen auf der Reise — Gott, von dem ich auch nach diesem bösen Ochsenhandel noch glauben werde, daß er nicht träg ist und seiner Liebe nicht müde wird."

Als Herr Pienzenauer das Haus verlassen hatte, blieb hinter ihm ein

hetzendes Gewimmel. Nur Vater Someiner — als er vernahm, um was es sich handelte — beteiligte sich nicht an diesem Aufruhr und kehrte mit dem Anschein unerschütterlicher Ruhe zu seinen Pergamenten zurück. Sein abgemagertes Gesicht war gelb. Er empfand diese dunkle, zwischen Lampert und dem Fürsten spielende Vertraulichkeit, von der er sich ausgeschlossen sah, als eine neue, schwere Kränkung. Und der Sohn begann in des Vaters Augen zu einem wühlenden Feinde zu werden, der ihn aus Amt und Würden, wie aus der Gnade des Fürsten zu verdrängen suchte.

Vom Stifte wurden drei gute Pferde geschickt. An zweien war Packung und Sattelzeug mit grauen Reiseschabracken überschnallt.

Mutter Someiners Abschied von Lampert wurde eine lange und harte Sache. Als der Sohn sich vom Vater verabschieden wollte, erhob sich der Amtmann gar nicht von seinem heiligen Sessel. Er nickte nur und sprach: „Ja, ja, schon gut! Reit nur! Auf der hohen Schul zu Prag ist wohl doziert worden, wie man sich schön Kind macht bei seinem Fürsten?"

Wortlos schwang sich Lampert in den Sattel, faßte mit der rechten Faust den Zügel und legte den linken Arm wieder in die schwarze Binde.

„Leb wohl, Mutter!"

Als die Pferde im Mondschein über das grobe Pflaster davonklapperten, kam es in der Amtsstube zwischen Frau Marianne und ihrem Gatten zu einem fürchterlichen Auftritt, der für diese sorgenvolle Mutter mit heißen Tränen und für diesen tief gekränkten Fürstendiener mit einem vernunftwidrigen Tobsuchtsanfall endete.

Zwischen dem heiligen Peter und dem heiligen Zeno stand der Krieg erst vor der Entwicklung. Doch in dem einst so friedsamen Hause Someiner schlug die um der Ochsen willen ausgebrochene Fehde bereits ihre grimmigen Schlachten.

IX

In der gleichen Vollmondnacht, in welcher Lampert Someiner dem Salzburger Grenzwall am Hangenden Steine zujagte, erreichte Franzikopus Weiß mit seinem Gesandtschaftswagen das steile Ufer der Salzach. Die Räder knatterten sanft auf schöner Straße. In Herzog Heinrichs Landen gab es gut gepflegte Wege. Die hatte er nötig für seine vielen Truppenzüge. Auch sonst noch hatten diese guten Straßen einen Nutzen. Sie lenkten fast den ganzen italienischen Handel durch niederbayrisches Gebiet und zu Herrn Heinrichs ertragsreichen Mautschranken. Viel Geld verdiente er an diesen guten Straßen, die seine fronenden Bauern bauen und erhalten mußten. Und in keinem Reichsland gab es Wege, die so sicher waren. Machte sich ein Straßenräuber unliebsam bemerkbar, so hatte er flink die Harnaschreiter Herzog Heinrichs auf den Fersen und wurde ohne juristische Umständlichkeiten an den nächsten Baum befördert. Der unversöhnliche Vetter Ludwig zu Ingolstadt, der kein Freund von Todesurteilen war, hatte über den Vetter Heinrich das bissige Wort geprägt: „Zu Landshut und Burghausen henkt man, wie man im Spittel hustet!" Aber die Handeltreibenden rühmten es dem Herzog Heinrich nach, daß man in seinem Lande reise wie in einem Rosengarten. Freilich, viel rote Blutrosen hatten im Straßenstaube blühen müssen, bis der niederbayrische Reisegarten so sicher wurde.

Auf solch einer sicheren Straße konnte auch Franzikopus reisen, ohne viel Geleit zu führen. Er hatte nur zwei gewaffnete Reiter und zwei dienende Brüder mit aufmerksamen Gesichtern bei sich. Seine beiden Läufer hatte er schon am Nachmittage vorausgeschickt, um dem Herzog seine Ankunft melden

zu lassen. Das Geschäft, das Franzikopus brachte, war es wert, daß Herr Heinrich für eine halbe Nacht des Bettes vergaß.

Von der hohen Waldböschung, über die sich die Straße zum Tal der Salzach hinuntersenkte, konnte man im hellen Mondlicht die befestigte Stadt Burghausen, Herzog Heinrichs Sommerresidenz, gut überschauen.

Gleich einer langen steinernen Schlange zog sich da drüben die Doppelzeile der Bürgerhäuser am Ufer des rauschenden Flusses hin. Zwischen den Dächern stand die Pfarrkirche wie ein hochgewachsener Hirte zwischen kleinen Schafen. Von der Salzach bog sich ein breiter Wasserarm um den steilen Schloßberg herum, auf dem sich mit Wällen, Palisaden, Mauern, Türmen und vielen Dächern das herzogliche Schloß erhob, gleich einer zweiten kleinen, langgestreckten Stadt, die von fünf Schluchten in sechs getrennte, durch Fallbrücken verbundene Festungen zerschnitten wurde. Die vielen Dächer waren überleuchtet vom friedlichen Glanz des Mondes. Kleine Fenster schimmerten wie blanke Silbermünzen; andre, hinter denen noch Licht war, blinkten rötlich wie Sterne bei dünnem Nebel.

Vor dem untersten Burgtor kletterte Franzikopus aus dem Wagen und ließ einen schön geschnitzten, mit blauem Stahl beschlagenen Schrein herausheben, der die Geschenke des heiligen Zeno von Reichenhall enthielt.

Seinen Troß mußte der Kaplan bei der Torwache zurücklassen. Zwei Soldknechte des Herzogs trugen den Schrein.

Auf langem Wege ging es durch fünf Burghöfe, die beim Geflacker der Pfannenfeuer von Wachen wimmelten. Es ging vorbei an hohen Kornkammern, Haferkästen und Arsenalen. Fünf Zugbrücken fielen vor Franzikopus und stiegen hinter ihm wieder auf.

Unter dem Tor des Schloßhofes empfing ihn der Kastellan, führte ihn zu einer trüb erleuchteten Halle und verschwand, um den Gast bei Herzog Heinrich zu melden.

Während Franzikopus in einem Lehnstuhl ruhte, überlegte er seine Anrede. Die ersten Worte verlangten Vorsicht. Sprach man den Herzog lateinisch an, so wurde er verdrießlich, weil er kein Latein verstand und das bekennen mußte. Und begrüßte man den Herzog in deutscher Sprache, so wurde er ärgerlich bei dem Gedanken: „Der redet Deutsch, weil er weiß, daß ich Lateinisch nicht verstehe."

Franzikopus grübelte. Inzwischen stieg der Kastellan über zwei Wendeltreppen hinauf zu einem weißen, kahlen Korridor, dessen einziger Schmuck aus großen Hirschgeweihen bestand; Herzog Heinrich war ein leidenschaftlicher Jäger, der in seinen Wäldern das Hochwild überreichlich hegte und den Bauern nicht erlaubte, daß sie Hunde hielten oder ihre Felder durch Zäune schützten.

Eine schmale, niedere Türe führte zu einem großen, vielfenstrigen Raume. Rote Kerzen brannten mit starkem Harzgeruche auf vier Hirschgeweihen, die an eisernen Ketten unter der Balkendecke hingen. Um die Wände zog sich mannshoch eine braune, plumpe Täfelung mit Bänken und schweren Kästen. An der Mauer, die über diesem Holze frei blieb, war kein Bild, kein Schmuck, keine Kostbarkeit, nur eine Reihe handwerksmäßig gemalter Wappenschilder mit Spruchbändern. Auf jedem dieser Bänder wiederholten sich in großer Schrift die gleichen drei Worte: „Denk des Loys!"

Stühle wie in einer Bauernstube. Und in der Mitte des Raumes stand ein großer, schwerfälliger Tisch mit Papierrollen, Urkunden und Plänen, mit kleinen Modellen von Schanzen, Kammerbüchsen und hussitischen Heerwagen. An diesem Tische, schreibend, saß ein Kahlköpfiger in schwarzem Ordens-

kleid, Nikodemus, des Herzogs geheimer Rat und kluger Finanzmann. Und neben dem Tische — mit den Fäusten am Gürtel, in roten Strumpfhosen und grauem Kittel, der nach Art der Bauernröcke geschnitten und mit Marderpelz gesäumt war — ging Herzog Heinrich auf und nieder, ein kleiner, frischer, brauner Herr von fünfunddreißig Jahren, zart gewachsen und flink beweglich, mit steil herausstechender Nase, mit den Aderwülsten des Jähzornigen an Hals und Schläfen. Dickes, streng gescheiteltes Schwarzhaar, das in kräuseligen Wülsten nach beiden Seiten strebte, umschattete das schmale, olivenfarbene Gesicht, aus dem die Augen eines Menschenverächters dunkel, stolz und lauernd herausbrannten. Er glich einem Südländer. Von seinem Urgroßvater Kaiser Ludwig wiederholte sich kein Zug an ihm. Alles an Heinrich kam aus dem Blute seiner zierlichen Mutter Maddalena, die ein Kind des Barnabas Visconti war.

Dieser kleine Herzog, ein großer Fürst und kühner Kriegsmann, schien so scharf zu hören wie ein Iltis. Bevor die Tür sich öffnete, hatte er schon den leisen Schritt des Kastellans vernommen. Und kaum schob der alte Mann den Kopf zur Türe herein, da fragte Herr Heinrich: „Kam er?"

„Ja, Herr!"

„Wie sieht er aus?"

Der Kastellan zögerte mit der Antwort. „Wie einer, vor dem man sich hüten muß."

„Dann flink herauf mit ihm!" Der Herzog wurde heiter. „Gott soll's wollen!"

Bei der Türe fragte der Alte: „Soll man ihm Dach und Zehrung im Schloß bieten?"

„Nein! Der soll in der Herberg bleiben. Da verdient der Leutgeb, und ich spare mein Geld."

Der Kastellan wollte gehen. Da klang durch die offene Tür, vom Korridor herein, ein tollendes Kinderlachen, das immer näher kam.

Der Herzog fuhr auf: „Was soll das? Warum ist der Junge zu so später Stunde nicht im Bett?"

Das feine, helle Lachen war schon nahe vor der Türe. Dazu klang eine leise, ängstliche Mädchenstimme: „Kind, Kind, Kind!" Lachend kam was Kleines über die Schwelle gewirbelt, in langem Hemdlein und mit nackten Füßen, ein vierjähriges Bübchen, gesund und kräftig, das glühende Gesichtl von wirren Locken umflogen.

In Jähzorn schrie der Herzog: „Man soll das pflichtvergessene Weibsbild stäupen und hinauswerfen!"

Erschrocken blieb das Bübchen stehen. Bei seinem Anblick schmolz der Zorn des Vaters. Er raffte einen schwarzen Mantel auf, der über der Lehne eines Sessels hing, umhüllte den Knaben, trug ihn zum Tisch und stellte ihn auf die Platte, so daß die Gesichter der beiden einander gegenüber waren.

Eine junge Magd mit bleichem Gesicht wollte eintreten; auf der Schwelle wurde sie zurückgezogen, und es erschien eine fünfundzwanzigjährige Frau, schlank, mit einem roten, pelzverbrämten Mantel über dem dünnen Nachtgewande. Scheue, verschüchterte Augen glänzten groß in dem blassen Rundgesichtchen dieser Frau, die mit siebzehn Jahren zum ersten Male Mutter geworden und nach acht Geburten in sieben Jahren schon vorzeitig zu altern drohte. Der Schreck vor dem Muttergespenste war in diesem kindhaften Frauenblick. Zwei Söhne starben im ersten Lebensjahr; zwei Söhne kamen verfrüht und tot zur Welt. Drei Mädchen lebten. Und dieser gesunde, blühende Knabe.

Lautlos war der Kastellan davongegangen. Und Nikodemus verschwand durch eine Seitentüre, die man, als sie geschlossen war, in der Täfelung nicht mehr sah.

Herzogin Margarete, weil der Gemahl ihre Nähe nicht zu bemerken schien, blieb scheu und fröstelnd bei der Mauer stehen.

Herr Heinrich hatte die Hände unter den Mantel geschoben, der das Kind umhüllte, knutschte vergnügt das kräftige Körperchen des Knaben und fragte mit gespielter Strenge: „Du Wildfang, warum schläfst du nicht? Kinder, die gesund sein sollen, müssen schlafen.“

Leis sagte das Büblein: „Hab zum Vatti wollen.“

Die Augen des Herzogs glänzten auf. Seine Stimme blieb streng. „Zum Vatti sollst du kommen, wenn die Sonne scheint. Jetzt stehen Mond und Stern am Himmel. Da sollst du schlafen.“ Er küßte den Knaben auf die Wange, und seine Stimme verwandelte sich. „Junge, hast du mich lieb?“

Lachend streckte das Kind die Händchen nach Haar und Nase des Vaters.

Der fragte heiter: „Wer bin ich?“

„Vatti.“

„Ja. Auch. Aber sag mir, wie ich bei den dummen Menschen heiße?“

„Heinich der Swazze.“

„Wie noch?“

„Heinich Bluthund.“

Der Herzog lachte. „Wie noch?“

„Heinich der Filz.“

„Stimmt! So muß es sein. Denn du, mein lieber Junge, sollst ein Reicher werden! Du kleiner Herkules! Gott soll's wollen! Und Geld ist Macht.“ Wieder küßte Herr Heinrich den Knaben auf die Wange. „So! Und jetzt geh schlafen! Und machst du nicht gleich die Augen zu, so hau ich dir ein paar feste auf dein dickes Quartier.“

Der Knabe klammerte die Ärmchen um des Vaters Hals.

„Laß luck! Jetzt mußt du schlafen gehen. Also! Wie sagt mein Jung beim Schlafengehen zum Vatti?“

„Gut Nacht!“

„Nein! Besinn dich! Wie sagt mein Jung?“

Der Knabe zog die Brauen zusammen und sprach langsam die drei schwierigen Worte: „Den — des — Lllons!“

„Ja, mein Jung!“ Die Augen des Herzogs funkelten. „An den will ich denken. Heute mehr als je!“ Er drehte das Gesicht über die Schulter. „Komm! Und nimm ihn!“

Schweigend trat die Herzogin zum Tische, löste das schwarze Tuch von dem Knaben und umhüllte ihn mit ihrem roten Mantel.

„Das unverlässige Weibsbild soll man fortjagen. Der Jung braucht eine sichere Wartung. Der da soll mir am Leben bleiben. Gott soll's wollen!“

Leis sagte die Herzogin: „Das Mädchen hat nichts verbrochen. Die Schuldige war ich.“

„Das hättest du verschweigen sollen. Wer seine Schwächen und Fehler eingesteht, ist dumm. Für die eigne Torheit läßt man andre leiden, wenn man herrscht. Zur Fürstin taugst du nicht, als Frau bist du kalt wie eine Suppe von gestern. Hast du den Ehrgeiz, auch noch als schlechte Mutter zu gelten?“

Ein weher Kampf war in dem verstörten Gesicht der jungen Frau. Ihre zitternden Arme umklammerten das Kind. Nach kurzem Schweigen sagte sie tonlos: „Ich sehne mich heim.“

„Das ist zwecklos."

„In deinem Hause bin ich wie eine Magd und Gefangene. Ich! Das Weib des Fürsten."

„Weib? Du? Ein Weib? Nein, gute Gretl! Du bist wie eine steirische Mehlspeis. Bring den Jungen ins Bett und leg dich schlafen! Sonst hast du morgen wieder die blauen Ringe um die Sehnsuchtsaugen." Herr Heinrich ging voran und öffnete vor der Herzogin die Türe. Die junge Frau, die den Knaben an ihrer Brust umklammert hielt, verschwand wie eine Flüchtende.

Es dauerte noch eine Weile, bis Franzikopus eintrat. Während er sich tief und ehrfurchtsvoll verneigte, stellten die zwei Spießknechte den Schrein auf eine Bank.

Franzikopus fing zu reden an und gab sich mit schauspielerischem Geschick als Ehrgeizigen, der gerne wie Cicero reden möchte, die schwierige Sache nicht fertig bringt und sich mit bäuerischem Deutsch behelfen muß.

Das dunkle, strenge Gesicht des Herzogs wurde vergnügt. In Neugier betrachtete er den ungeschickt erscheinenden Redner und fing zu lachen an. „Pfäfflein, du bist ein verflucht schlaues Luder!"

Schmunzelnd verbeugte sich Franzikopus, als hätte ihm Herr Heinrich eine große Schmeichelei gesagt.

„Und das dort?" Der Herzog deutete auf den Schrein. „Soll das mir gehören?"

Franzikopus öffnete die Schatztruhe. Teller, Platten, Becher und Kannen funkelten. „So grüßt der heilige Zeno."

Schweigend nahm Herr Heinrich eine Kostbarkeit um die andre aus dem Schrein und prüfte sie als Kenner, der nach dem Gewichte geht. Als er den letzten Becher zurückstellte, sagte er: „Schön! Im Himmel des heiligen Zeno wohnen gute Goldschmiede. Jetzt sind sie Meister. Als sie den Leidenskelch des Heilands schmiedeten, waren sie noch Lehrlinge."

Im Anschluß an das Bild von den Goldschmieden des Himmels fand Franzikopus Weiß sehr salbungsvolle Worte und sagte schließlich: „Gott ist wunderbar in allen Plänen und Werken. Seinen treuen und rechtschaffenen Dienern gewährt er Gnade und Hilfe. Die Ruchlosen aber straft er nicht nur im Jenseits, auch schon hier auf Erden."

„Und da leben wir beide noch?" Lachend musterte Herr Heinrich das verdutzte Gesicht des Franzikopus. Dann gab er den beiden Soldknechten einen Wink. „Man soll das in meinen Turm hinüberschaffen." Die Knechte schlossen den Schrein und trugen ihn davon. Herr Heinrich sah ihnen nach. Als sie verschwunden waren, sagte er: „Den Gruß des heiligen Zeno schätze ich auf Sold und Zehrung für hundertzwanzig Mann mit vierzig Pferden auf sieben Tage, mit Pulver und Bespannung für eine Büchse, die hauptgroß schießt." Als Franzikopus, der etwas unsicher geworden, noch immer stumm blieb, fragte der Herzog: „Wird das dem heiligen Zeno genügen?"

„Herr," flüsterte Franzikopus und deutete mit dem Finger, „da draußen lauscht einer."

„Wo?"

„Dort! Er hat den Holzzapfen aus einem Astloch genommen. Ich sehe vom Kerzenschein sein Auge glänzen."

„Nikodemus!" rief der Herzog heiter. Der Kahlköpfige erschien. „Dieser kluge Mann da wünscht, daß du hier in der Stube hören sollst, was er mir zu sagen hat." Nikodemus lachte, und Franzikopus errötete wie ein

Mädchen, während eine Zornlinie um seine Mundwinkel spielte. „Also?" sagte Herr Heinrich und ließ sich nieder. Auch Franzikopus und Nikodemus nahmen am Tische Platz. „Was will dein Heiliger kaufen von mir?"

Der Gesandte sprach. Er hatte an Herzog Heinrich und Nikodemus zwei aufmerksame Zuhörer, die mehrmals einen raschen Blick miteinander tauschten.

Franzikopus log nicht. Er blieb bei der Wahrheit des heiligen Zeno. Doch die Geschichte von den Folgen des Mordauer, alias Hängmooser Ochsenhandels bekam jetzt ein viertes Gesicht.

Als der Kaplan verstummte, blieb Herr Heinrich eine Weile nachdenklich. Dann sagte er: „Deiner dreihundert andächtigen Ramsauer, die nur beten wollen, erbarmt sich mein christlich Gemüt. Aber freien Durchlaß durch mein Land von Plaien gewähr ich euch nicht. Aus Barmherzigkeit für den heiligen Zeno, den ich als ungefährlichen Nachbar liebe. Der heilige Peter von Berchtesgaden würde ihm das geschorene Haardach bös verprügeln. Darunter würden meine Reichenhaller, mein Salzhandel und meine Saalacher Sassen leiden. Und euch Hilfe schicken, um den heiligen Peter zu klopfen, der ein lieber Patron ist? Das muß ich mir sehr überlegen. Was meinst du, Nikodemus?"

Der Kahlköpfige sagte ruhig: „Herr, da muß ich dringend abraten."

„Hörst du, Pfäfflein?"

Franzikopus begann in Hast zu reden.

Der Herzog hob die Hand. „Laß gut sein! Was Neues sagst du mir nicht. Du weißt nur, was gestern in der Nacht und früher geschah. Ich weiß, was heute geschehen ist und was jetzt geschieht."

Die Augen des Kaplans erweiterten sich.

Herr Heinrich lachte. „Bleib ohne Neugier! Ich sage dir nicht, was ich weiß. Nein, Mann! Den goldenen Gruß des heiligen Zeno müssen wir als Vorschuß für andre Dinge nehmen. Jetzt kann ich nicht helfen. Der Ingolstädter lauert. Der schlägt an der Donau los, wenn ich mich hier an der Saalach schwäche. Zwischen Burghausen und Ingolstadt liegt altes Stroh. Fliegt hier im Süden ein Funke, so schlägt im Norden das Feuer auf. Wenn ich euch helfe, weck' ich Gefahren für mein Land und Volk. Auch für mich selbst. Ich stehe wegen jener Dummheit zu Konstanz unter weltlichem und geistlichem Gericht." Die Züge des Herzogs verzerrten sich. Dann lachte er wieder. „Soll ich meine Richter durch Unbequemlichkeiten erbosen? Auch hab ich König Sigismund mein Wort gegeben, daß ich Frieden halte, solange mich der Loys nicht angreift. Du wirst mir bezeugen können, daß ich mich dieses Worts in Ehrfurcht vor dem König erinnere."

Wieder sprach Franzikopus, rasch und erregt. Hilfe für den heiligen Zeno wäre kein Friedensbruch, sondern ein christliches Werk. Und alte Mißwirtschaft könnte hier geregelt werden. Die Ramsau gehöre durch natürliche Lage zum Schwarzenbachtal des heiligen Zeno. Und das berchtesgadnische Land, verwüstet durch schlechte Führung und bedrückt von Schulden, könnte sich nur unter Schutz und Hand eines starken Fürsten wieder zu gedeihlichem Leben erholen.

„So? Die schöne Ramsau wollt ihr haben?" unterbrach der Herzog. Er gähnte. Und klopfte sich ein paarmal mit der schlanken braunen Hand auf den offenen Mund. „Und ich soll nehmen, was übrig bleibt? Teilen? Nein! Mit dem Teilen hab ich schlechte Erfahrungen gemacht. Teilen heißt unzufrieden werden. Man muß klug auf das Ganze gehen."

Franzikopus erblaßte. Bevor er sprechen konnte, sagte der Herzog:

„Für solche Dinge gehört ein waches Gehirn. Heut bin ich müd und schläfrig. Ich brauche Ruhe und will mich zu Bett legen. Morgen früh wird der heilige Zeno Bescheid erhalten.“ In Herrn Heinrichs ruhige Stimme kam ein Klang von Erregung. „Gott soll's wollen!“ Er stand vom Sessel auf, nickte zum Abschied, ging auf ein Fenster zu, legte die Hände hinter den Rücken und sah unbeweglich in die Nacht hinaus.

Der Kaplan, als er sich von seiner Verblüffung erholt hatte, wollte sprechen. Da machte Nikodemus mit gut gespieltem Schreck ein Schweigezeichen, nickte bedeutungsvoll, führte den Gesandten höflich aus der Stube, übergab ihn dem Kastellan und schloß die Türe.

Herr Heinrich drehte sich mit einer raschen Wendung vom Fenster weg. Seine Augen brannten, eine wilde Erregung zitterte in seinem Gesicht, und die Oberlippe zog sich von den Zähnen zurück. „Nikodemus!“ Die Stimme war ein rauhes Flüstern. „Diese Gelegenheit hat Gott mir geschickt!“ Mit stoßenden Fäusten schien er etwas Unsichtbares zu fassen. „Jetzt hab ich den Lons! Und will ihn rupfen, daß nur ein paar Flocken noch übrig bleiben von seiner Pariser Wolle!“ Der Herzog wollte lachen. Das wurde nur ein heiserer Laut. Er riß ein Fenster auf, atmete tief, und mit den Fäusten am Gürtel begann er durch das Zimmer zu schreiten, die Züge des Gesichtes hart gespannt von wühlendem Denken.

In Sorge betrachtete Nikodemus den Fürsten. Er wußte, aus welchen Erinnerungen der Aufruhr dieses Augenblickes quoll und was in Herzog Heinrich ruhelos brannte. Das war nicht die Erinnerung an jenen Schimpf, den der mit Worten flinke Ingolstädter vor vier Jahren zu Konstanz Herrn Heinrich bei einem Handel um alte Schulden ins Gesicht geworfen hatte, vor König Sigismund, in Gegenwart des mit der ehemals bayrischen Mark Brandenburg belehnten Fritz von Zollern, des Gemahls der schönen Else, der Schwester Heinrichs. „Sohn eines Kochs?“ Dummes, häßliches Gesindegeschwätz! Das ein Denkender nicht hätte auf die Zunge nehmen sollen! Herzog Friedrich, Heinrichs Vater, war nicht der Mann, um sich betrügen zu lassen von seinem Weibe. Sohn eines Kochs! Der sinnlose Schimpf war gerächt mit sieben blutigen Schwertstreichen und brannte nicht mehr in Heinrich. Dieser Schimpf war eine Lächerlichkeit geworden, seit zwischen den Särgen von Geschwistern dieser „kleine Herkules“ heranwuchs, dieser lachende, blühende, von Gesundheit und Lebenskräften strotzende Knabe, in dem die wittelsbachische Art das Blut der Visconti übersprungen und des Vaters makellose Abstammung erwiesen hatte.

Dieser Knabe, in dessen frischem, rosigem Gesichtlein die Augen des wittelsbachischen Ahnherrn glänzten, hatte einen quälenden Zorn aus der Seele des Vaters hinausgelacht. Doch in dem Herzen, in dem dieser große Zorn getobt hatte, war eine kleine, stumme, brennende Scham zurückgeblieben. Und dieses Kleinere war das Härtere, war unerträglich, war wie der ruhelose Schrei einer Eifersucht, deren schmerzendem Griff Herr Heinrich sich nicht entwinden konnte.

Meuchelmord? So nannten es die andern, wenn sie von jenem nächtlichen Überfall zu Konstanz redeten. Herzog Heinrich lachte dieses Wortes. Kampf oder Mord? So läppische Unterschiede macht die Rache nicht. Die Rache will schlagen, töten. Aber sie muß das k ö n n e n! Nicht schwach darf sie sein — nicht so schwach, wie zu Konstanz die Faust dieses von Zorn geschüttelten Rächers war!

Seit vier Jahren ist kein Tag und keine Nacht vergangen, ohne daß jenes wirre, von Blut übergossene, von Scham überglühte Bild in Herzog Heinrich erwachte.

Die dunkle, stille Gasse zu Konstanz. In finsterem Winkel steht und lauert dieser Kleine, dieser Schlanke und Zierliche, der in der Größe seines Zornes ein Rächer werden will. Er und seine Helfer, alle gepanzert und bewaffnet bis an die Zähne. Und da kommt in stiller Nacht dieser Eine geritten, geschützt durch den Frieden des heiligen Konzils, kommt von einem heiteren Königsmahl, ein Lachender und Sorgloser, ein Lebensfroher, mit glühendem Wein im Blute, prunkvoll gekleidet, ohne Waffen, ohne Gefolge, auf ruhig schreitendem Zelter, nur geführt von zwei fackeltragenden Edelknaben. Heiter, nach Art eines Trunkenen, plaudert er mit den beiden Buben; noch ehe man ihn sieht im Zitterschein der Fackeln, vernimmt man sein starkes, frohes Lachen schon. Ein Fünfzigjähriger! Und hat noch immer das Lachen eines Jünglings!

In der finsteren Ecke schlagen dem lauernden Rächer beim Klang dieses hellen Lachens die Zähne aufeinander. Waren diese beiden nicht Söhne von Schwestern? Nicht die Nachkommen des gleichen Ahnherrn? Warum ist der eine seiner zarten Mutter Bild, der andre das Bild seines kraftvollen Ahns? Warum hat dieser Zierliche nur das Zähneschauern seiner körperlichen Schwäche? Warum jener Starke dieses helle, frohe, sorglose Lachen — in der Nacht des gleichen Tages, an dem er den andern gedankenlos und ungerecht beschimpfte? Und kommt geritten. Und lacht. Und schwatzt mit den Edelknaben und prahlt von einem französischen Feste, das er dem König Sigismund geben will. „Das soll ein Fest werden, wie man Feste nur in Paris zu rüsten versteht! Die deutschen Bären sollen noch ein Jahr lang an ihren Tatzen lecken. Und rennen und stechen laß ich bei meinem Fest. Und bin ich der Sieger, wie immer, dann wird sich einer ärgern, bis er Galle speit! So ein Kleiner! O du Laus du!" Er lacht — und wird stumm — hebt sich im Sattel und lauscht.

In der vom Fackelschein übergaukelten Dunkelheit knirscht eine Stimme durch verbissene Zähne: „Den ungerechten Schimpf in den Hals dir!"

Dieser Kleine, dieser Zierliche stößt mit der Wucht seines Zornes den starken, hochgewachsenen Reiter aus dem Sattel. Und während der Zelter scheu davonrast und die verstörten Fackelträger entfliehen, schlägt und sticht Vetter Heinrich auf den zu Boden gestürzten Vetter Ludwig los und schlägt ihm Wunden, die den Tod herbeischreien. Doch dieser Blutende, dieser fast schon Sterbende, der auf der Erde liegt, wehrt sich wie ein verzweifelter Löwe, fängt die Streiche mit Armen und Händen auf, klammert in letzter Kraft die zerschnittene Faust um Heinrichs Handgelenk und entwindet dem Rächer das Eisen. Heinrich schreit nach seinen Helfern. Die schlagen drein. Der Blutende auf der Erde hat jetzt ein Schwert, um sich zu schützen. Fackeln in den Gassen. Geschrei von rennenden Menschen, von Männern in Eisen. Und Heinrich, der ein Schwertloser geworden, muß zu entrinnen suchen, gewinnt das Tor, ist landflüchtig, reitet durch Nächte und Tage — und hinter seinen festen unbezwingbaren Mauern, zu Burghausen, holt ihn die Nachricht ein, daß Vetter Loys nach sieben Wunden, von denen jede einen minder Starken hätte töten müssen, wieder genesen wird. Die Rache, weil sie mißlang, ist eine Lächerlichkeit geworden vor Heinrichs eignen Augen.

Der Anblick seines neugeborenen Knaben, in dem sich das Bild des großen Ahnherrn wiederholen will, erstickt in Heinrich den Zorn über jenen sinnlosen Schimpf: „Du Sohn eines Kochs!" Doch hinter dem schwindenden Zorn bleibt eine ruhelose Scham, die an seinem Leben zehrt wie ein giftiges Geschwür. Das martert ihn durch Tag und Nacht. Und wenn er

im Kloster zu Raitenhaslach vor dem Grabstein der Herzogin Maddalena steht, ist kein Gebet in ihm, nur dieser Gedanke: „Fluch dir, Mutter, daß du mich, mit der Kraft und dem Geist des Vaters in Hirn und Seele, an Leib und Gliedern zu einem Sohn deiner zierlichen Schwäche machtest!" Und das dürstende Verlangen, den andern zu vernichten, ist heißer noch in dieser kleinen, eifersüchtigen Scham, als es in jenem großen Zorne von Konstanz war.

Loys, der Genesene, tobt als ein Unversöhnlicher zu Ingolstadt, wirbt Helfer wider Heinrich, wo er sie finden kann, und queruliert gegen den „Meuchelmörder" bei König und Papst. Die Fürbitte Friedrichs von Zollern, der Sigismunds Getreuester ist und in heißer Schlacht das Leben des Königs rettete, wendet von seinem Schwager Heinrich die Acht des Reiches ab. König Sigismund — er schuldet Geld an Ludwig, schuldet Geld an Heinrich — entschlägt sich des Richteramtes und schiebt die unbequeme Entscheidung dem Papste zu. Der empfängt die reichen Geschenke Heinrichs, segnet seine frommen Stiftungen, untersucht und verschleppt die Sache von Konstanz und verhängt den Kirchenbann über Ludwig im Bart, weil er die Klöster zu Kaisheim, Tegernsee und Scheyern durch ungebührliche Steuern bedrückte.

Heinrich verstärkt die Mauern seiner Burgen und Städte, schließt geheime Verträge mit den Vettern zu München, läßt Pulver mahlen und Büchsen gießen, verdoppelt die Zahl seiner Söldner, bewaffnet seine wehrfähigen Bauern, verpfändet dem König sein Wort, daß er Frieden halten und sich übelsten Falles nur wehren wolle, wenn der Vetter Loys ihn molestiere — und rüstet, rüstet, rüstet — und lauert auf die Stunde, die den Ingolstädter zu einer Unvorsichtigkeit verleiten, zu verfrühtem Losschlagen verführen wird.

Die Stunde kam. Sie brachte den von Heinrich ersehnten Stoß, der die locker hängende Lawine der Vernichtung niederrollen läßt über Volk und Land der bayrischen Bruderstämme — weil ein Starker an Geist und Blut, doch ein an Gelenken Schwacher die Scham über seine Zierlichkeit nicht ertragen kann und ein Riese werden will.

„Nikodemus?" Herzog Heinrich hielt in seinem raschen Aufundniederschreiten inne und sagte mit rauhem Lachen: „Ich will dem heiligen Zeno eine zwanzig Pfund schwere Kerze opfern. Man soll sie gießen am Morgen, soll sie aufstecken in meiner Hauskapelle und brennen lassen durch Tag und Nacht."

Wieder begann er sein jagendes Wandern um den Tisch herum, blieb stehen und sagte leis: „Dieser kleine Fuchs des heiligen Zeno ist ein großes Schaf. Mein Wort vom Klugen, der aufs Ganze geht, hat ihm bei seinem Hunger nach der Ramsau einen Schrecknagel ins Gehirn getrieben. Ich besorge, daß er heute nacht nicht schlafen wird. Er wird zwei neue Eisen ins Feuer legen, wird heimliche Briefe schreiben, nach Ingolstadt, nach München. Von seinen Boten, fürcht' ich, wird einer zu Gott kommen, nicht zu meinem Vetter Ernst." Die zitternden Fäuste um den Gürtel klammernd, trat er vor Nikodemus hin mit brennenden Augen. „Wie siehst du es an?"

Ruhig sagte der Kahlköpfige: „So wie Ihr, Herr! Als eine Gelegenheit, die schieben wird. Den heiligen Peter von Berchtesgaden in den Landshuter Sack stecken? Das würde Euch übel vermerkt werden bei König und Papst. Auch bei den Vettern in München. Aber dem heiligen Zeno zulieb dreihundert andächtige Wallfahrer schützen? Das ist frommes Werk und wird gute Früchte tragen. Es muß nur eine Woche lang so aussehen, als sollte

dem einscherigen Krebs von Burghausen mit dem Lande des heiligen Peter die zweite Schere gegen Salzburg wachsen. Wenn wir Salzburg zwicken, wird zu Ingolstadt ein Wehleidiger schreien."

Der Herzog nickte. „Den Haller Fuchs hab ich angelogen. Ich weiß nicht, was heute nacht da drüben hinter dem Untersberg geschieht. Aber wenn der Pienzenauer statt Hirn nicht einen Strohwisch unter dem Haardach hat, dann — dann —" Er streckte die Fäuste auseinander. „Gott soll's wollen!" In Hast ergriff er einen kleinen Holzhammer und schlug an eine Glocke. Wie ein tönender Schreck des Lebens fuhr der scharfe Hall durch die nächtliche Stille des Schlosses.

Ein Diener und drei Gepanzerte kamen gesprungen.

Zu dem Diener sagte Herr Heinrich: „Bring mir Wein und Kirschen!" Dann gab er mit raschen Worten seine Befehle an die Trabanten: „Du! Man soll dreißig reitende Boten bereithalten. Fort! — Und du! Man soll in aller Stille die Herberg überwachen, in der die Reichenhaller Leute wohnen. Schickt der Haller Kaplan ums Tagwerden zwei Boten davon, so soll man ihnen unauffällig folgen. Schlägt der eine die Straße nach Ingolstadt ein, so soll man ihn geheim beschützen und die Eile seines Wegs befördern. Den andern — wenn er nach München will — soll man drei Wegstunden von Burghausen festnehmen und verschwinden lassen. Es ist viel Krankheit im Lande. Ein Reisender kann sterben. Den Brief, den man bei ihm findet, will ich haben. Fort! — Und du! Weck den Hauptmann Seipelstorfer und den Büchsenmeister Kuen! Sag den beiden: bis zur achten Morgenstunde müssen hundertzwanzig Pferde und dreihundert Spießknechte mit dreißig Faustbüchsen marschfertig sein, dazu zwei Kammerbüchsen, eine Farzerin und ein Blidenkarren, Zeug und Zehrung für vierzehn Tage. Um sieben Uhr soll der Hauptmann kommen und seine Weisung holen. Fort!"

Als Herzog Heinrich mit Nikodemus wieder allein war, streckte er sich und dehnte die Arme wie einer, dem froh um die Seele wird. „Jetzt setz dich, Lieber! Und schreib! Zuerst an die Münchner Vettern. Da müssen wir sänftlich reden und ehrlich bekennen, daß wir den heiligen Peter nicht zu kränken wünschen, nur die Wallfahrtsfreiheit zum heiligen Zeno schützen wollen. Nein! Zuerst den Brief an meine schöne Schwester Else!" Der Herzog lachte. „Gott ist mit mir! Wie gut sich das trifft, daß Schwager Zollern gerade da droben im Norden ist, in seiner neuen Mark. Das ist ein Redlicher. Die Redlichen sind hilfreich, aber manchmal unbequem. Und klug ist er. Ich sorge, der würde wittern, was gekocht wird, würde zum König halten und den Frieden wahren. Der Schwester will ich einreden, was nötig ist. Sie soll, solange der Fritz seinen jungen Kohl im Brandenburger Sande pflanzt, den Lops in Franken zwicken, bis er ungeduldig wird und eine von seinen flinken Dummheiten macht. Schreib, Lieber! Spitze dir eine feine, zarte Feder! An Buchstaben hat das Zierliche seine Vorteile, wie an Weibern."

Der Herzog nahm einen festen Schluck des sauren Trausnitzer Weines, den der Diener in einem großen Zinnkrug gebracht hatte. Um den Tisch wandernd, diktierte Herr Heinrich den Brief an seine schöne Schwester Else von Zollern, aß dazu die schwarzen Kirschen und spuckte die Kerne zum Fenster hinaus.

Nach dem Brief an die Münchner Vettern wurden Briefe an die Hauptleute von Heinrichs Burgen geschrieben, an die mit ihm verbündeten Bischöfe, Ritter und Städte. Zu verläßlichen Lehensherren konnte Herr

Heinrich ehrlich reden. Doch in den meisten der Briefe, die da geschrieben wurden, hieß es nur: man höre von verdächtigem Unternehmen des Ingolstädters; man wisse, daß ihm von jeher nie zu trauen war und daß man sich stets der übelsten Dinge von diesem Übermütigen und Gewissenlosen zu versehen hatte; man solle streng den vom König gebotenen Frieden wahren, doch auf der Hut sein und alle beste Wehr bereit halten, um einem drohenden Überfall begegnen zu können.

Je länger Herr Heinrich diktierte, um so besser wurde seine Laune. Zwischen die Sätze, die Nikodemus zu schreiben hatte, schob der Herzog sein erregtes Geplauder hinein, seinen stachligen Spott und seine derben Scherze. Immer wieder mußte Nikodemus lachen. Und so heiter wurde Herr Heinrich, daß er bei seinem ruhelosen Wandern die Kirschkerne hinaufschnippte gegen den Namen Loys, der auf allen Spruchbändern der Wände zu lesen war.

Der Morgen fing zu grauen an, der Tag wurde hell, und die klare Sonne glänzte an den Fenstern durch das bucklige Glas herein, während auf den Hirschgeweihen noch immer die Kerzen brannten und mit ihrem Qualm und Harzgeruch die Stube füllten.

Immer hörte man einen dumpfen Lärm. Der klang aus den Burghöfen, in denen der Heertrupp und die Troßwagen zum Ausmarsch gerüstet wurden.

Gegen sechs Uhr morgens meldete man dem Herzog einen Boten der Plaienburg. Herr Heinrich schrie: „Herauf mit ihm! Da ist was los!"

Der Kastellan brachte einen langen, grau verstaubten Söldner, der lächelnd auf den kleinen Herzog heruntersah und einen Kratzfuß machte wie bei heiterem Wiedersehen. Es war Malimmes vom Taubensee.

Herr Heinrich, ohne zu dem Boten aufzuschauen, riß ihm den gesiegelten Brief aus der Hand — und las — und wurde vergnügt. „Nikodemus! Gott hat's wollen. Ich habe diesen Haller Fuchs nicht angelogen. Ich bin ein Ehrlicher, der die Wahrheit redet. Ich weiß, was geschehen ist heut nacht. Der Pienzenauer hat einen Hurtigen reiten lassen. Nach Ingolstadt!" Herr Heinrich sprang zur Täfelung hinüber, riß die Geheimtür auf, verschwand, und von draußen hörte man seine Stimme: „Du! Sechs flinke Reiter nach Straubing hinauf! Da kommen zwei, auf der Passauer Straß, ein Jungherr und sein Knecht. Der Brief da weist, wie sie ausschauen. Die zwei soll man kitzeln. Es soll so scheinen, als wollt man sie fangen. Aber nur hetzen soll man sie. Je flinker sie zum Ingolstädter Mautbaum kommen, um so besser!" Eilig trat der Herzog wieder in die Stube, nahm einen Trunk Wein, und als er die Kanne hinstellte, fragte er über die Schulter: „Kannst du gleich wieder reiten, Mann? Oder mußt du rasten?"

„Rasten? Nein. Aber ein neues Roß muß ich haben. Mein Gaul ist hin."

Herr Heinrich drehte langsam das Gesicht, als wäre ihm der Klang dieser Stimme aufgefallen. Sein erhitztes Gesicht verlor die Farbe, während er den Söldner betrachtete, der in einer Garbe dieser gelben Morgensonne stand. Nun lachte Herr Heinrich ein bißchen, beugte sich zu Nikodemus hin und sagte ihm leis in das Ohr, was an den Hauptmann von Plaien zu schreiben wäre. Und als Nikodemus den Brief begann, ging der Herzog auf Malimmes zu und stieß ihn mit dem Finger vor die Brust.

„Du? Bist du's?"

Malimmes nickte lustig. „Wohl, Herr! Vergeltsgott für mein Leben! Das Schnaufen bleibt allweil ein liebes Ding."

„Nikodemus!“ Herr Heinrich sah zum Tisch hinüber. „Guck! Das ist Malimmes, der Galgenvogel von Nüremberg, mein Botschaftsbringer von der Himmelstür.“ Die Stimme des Herzogs bekam einen wunderlich unsicheren Klang. „Daß der heut kommt? Just heut? Ist das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?“

Heiter sagte der Kahlköpfige: „Wie man's nehmen mag. Zeichen reden nach unserm Willen.“

„So soll es ein gutes sein für mich, ein schlechtes wider den andern!“ Lang betrachtete Herr Heinrich den Söldner. Dann fragte er schmunzelnd: „Hast du heut ein warmes Sitzfleisch?“

„Ich hab's noch nit untersucht, Herr! Aber wer in fünfthalb Stund auf einem schlechten Gaul von Plaien nach Burghausen reitet, dem geht der Sattelfleck nit mit Grundeis.“

„Teufel,“ staunte der Herzog, „da mußt du eiserne Schenkel haben! Und zähes Blut hast du auch,“ er deutete auf den brennenden Narbenstrich im Gesicht des Malimmes, „wenn du den da überstanden hast!“

„Drei Wochen Spittel hat er mich allweil gekostet.“

Rasch fragte der Herzog: „Wann war das?“

„Grad einen Monat ist's her, daß ich aufgestanden bin.“

„Nikodemus!“ Herr Heinrich drehte das Gesicht. „Hast du das gehört? Ist das nicht seltsam?“ Einen Monat war es her, daß der Herzog an seinem hitzigen Fieber gelitten hatte, an einem Anfall seines Erbübels, vor dem die Ärzte ratlos standen. Und über Nacht war Herr Heinrich wieder genesen, man wußte nicht wie. „Was sagst du dazu?“

Der Kahlköpfige lachte. „Nicht viel, Herr! Der helle Witz eines gesunden Menschen und die kranken, dunklen Dinge des Lebens haben nichts miteinander zu schaffen.“

Der Herzog nickte; doch die abergläubische Regung schien nicht völlig in ihm erloschen zu sein; es war an dem scheuen Verwundern zu merken, mit dem er Malimmes betrachtete. „Warum bist du den Nürembergern davongegangen?“

„Weil ich gern gesund bin, Herr! In den Nüremberger Huschelgärten ist's arg parisisch zugegangen. Da bin ich lieber ein Deutscher blieben.“

Herr Heinrich furchte die Brauen und nickte. Rasch griff er hinauf zu der Schulter des Söldners. „Gesund bleiben heißt ein Starker sein. Ja, Mensch! Wahr deine Gesundheit!“

„Das tu ich, Herr! Ich überfriß und übersauf mich nit. Regnet's Prügel, so deck ich mich. Wo ander Leut sich ärgern, tu ich lachen. Und mit den Weibsen bin ich sparsam. Bloß daß man ledig wird seiner Plag.“

Der Herzog betrachtete den langen Söldner. „Nikodemus! Den sieh dir an! Das ist ein Mensch.“

„Ja, Herr,“ sagte Malimmes fröhlich, „oft ist mir selber zumut, als tät ich kein Viech nit sein.“

„Soldest du bei meinem Hauptmann zu Plaien?“

„Da hab ich bloß Unterstand mit meinem Herren. Und hab mich dem Hauptmann angetragen als Boten, weil ich ein fester Reiter bin.“

„Magst du Hofmann werden? Bei mir?“

„Ich hab einen guten Herren, bei dem ich aushalt durch dick und dünn.“

„Wer ist das?“

„Der Runotter von der Ramsau. Der ist in Fehd wider Berchtesgaden —“

„So?“ Herr Heinrich lachte.

„Hat flüchten müssen, und der Hauptmann von Plaien hat ihn unter Dach genommen."

Der Herzog sagte zum Tisch hinüber: „Schreib in den Brief hinein, daß ich dem Soldherren dieses Boten gewogen bin."

Die Augen des Malimmes glänzten, als hätte er jetzt den Botenlohn empfangen, um dessentwillen er diesen jagenden Ritt getan und einen von den beiden Ackergäulen des Runotter zuschanden gehetzt hatte.

Dem Kastellan, der bei der Türe stand, befahl der Herzog: „Man soll dem Mann da Trank und Speise reichen, als Botengab zehn rheinische Gulden!" So verschwenderisch war Herr Heinrich selten. „Und für den Heimritt schenk ich ihm aus meinem Heerstall den Gaul, der nach meinem eignen Roß der beste ist." Lachend faßte Herr Heinrich den Söldner an der Brust. „Bleib gesund, du! Und wahr dich vor dem Galgenholz! Ich kann nicht jedesmal als Schutzengel dabeistehen, wo man einen hinaufzieht. Und alle Stricke reißen nicht." Heiter sah er dem Söldner nach, der mit dem Kastellan die Stube verließ. Als die Türe geschlossen war, ging der Herzog mit flinkem Schritt auf ein offenes Fenster zu, atmete tief und blickte eine Weile stumm in die schöne Morgensonne hinaus. Dann fragte er über die Schulter: „Du? Wie sagt der Lateiner bei einem guten Zeichen?"

„Omen accipio."

Herr Heinrich nickte. „Omen accepeo! Gott hat mir heute zeigen wollen, wie gesund ich bin. Und jetzt leg' ich mich schlafen. Mach die Briefe fertig! Und kommt der Hauptmann um die Weisung, so schick ihn zu meinem Bett. Mit dem Haller Füchslein mache, was du willst. Du weißt ja, wie ich's meine."

Als der Herzog rasch davonging, erhob sich der Kahlköpfige zu einer Verbeugung.

Lauter und lauter wuchs der Lärm in den Burghöfen.

Eine halbe Stunde später wurde Franzikopus Weiß aus der Herberg ins Schloß geholt. Bei seinem langsamen Anstieg durch die Burghöfe konnte er den Kriegshaufen schätzen, der da zum Ausmarsch geordnet wurde. So viel Hilfe hatte der heilige Zeno sich nicht ersehnt; doch Franzikopus konnte lächeln; schon im ersten Grau des Morgens waren seine beiden Boten, die zwei dienenden Brüder, mit den Briefen an Herzog Ernst zu München und Herzog Ludwig zu Ingolstadt, als harmlose, unauffällige Bettelmönche zum Tor hinausgeschlüpft.

In der Schreibstube des Nikodemus erwartete den Kaplan der armen Chorherren von Hall eine etwas unklare Sache — ein Vertrag, des Wortlautes: „Auf inständiges Bitten des heiligen Zeno stellt Herzog Heinrich für den Schutz andächtiger Wallfahrer zwanzig Rosse und sechzig Spießknechte mit sechs Faustbüchsen zu Diensten, ohne Wissen, in welcher Weise der heilige Zeno diese Hilfstruppe zu verwenden gedenkt; bei vorkommendem Mißbrauch von seiten des Heiligen entschlägt sich Herzog Heinrich jeder Verantwortung vor Gott, Papst und König."

Franzikopus machte den Einwurf, daß Herr Heinrich von vierzig Pferden, hundertzwanzig Spießknechten und einer Kammerbüchse gesprochen hätte.

Ruhig erwiderte Nikodemus: „Mein gnädigster Fürst hat die Grüße des heiligen Zeno im Gewicht ums Doppelte überschätzt. Ich mußte als meines Herrn gewissenhafter Diener den Irrtum richtigstellen."

„Und der Kriegshaufe, der da drunten in den Höfen zum Ausmarsch geordnet steht?"

„Soll die Besatzung von Plaien und zwei andern Burgen ablösen. Das war schon bestimmt vor Wochen."

Als Franzikopus unterschrieb, hatte er ein krebsrotes Gesicht.

Unter dem Geläut der Kirchenglocken und bei strahlender Morgensonne zog der rasselnde Kriegshauf in langem Zuge, mit vielen Troßwagen und einem lärmenden Schwarm von Gelägerdirnen zum Tor hinaus.

Franzikopus, dem man von einer Reise im Wagen abgeraten hatte, ritt an der Spitze des Zuges zwischen dem Hauptmann Seipelstorfer und dem Büchsenmeister Kuen. Diese beiden plauderten sehr freundlich mit dem Kaplan des heiligen Zeno.

Auf der schönen Straße, über die sich der Heerzug dem blau in der südlichen Ferne stehenden Untersberge zu bewegte, war Malimmes vor zwei Stunden im Trab davongeritten.

Gegen das Bergland stieg der Weg. Und Malimmes, obwohl er Eile hatte, schonte den feinen schlanken Falben, den er sich in Herrn Heinrichs Heerstall ausgesucht. Zu dieser Wahl hatte des Herzogs Stallmeister den Kopf geschüttelt. „Das ist ein Rößl für einen leichten Buben. Ein so fester Kerl wie du braucht einen schweren Gaul." Doch Malimmes hatte seinen Sattel auf den zierlichen Falben gelegt: „Der taugt mir, den nimm ich."

Gegen die dritte Nachmittagsstunde erreichte er, vom Ufer der Saalach aufwärts reitend, den schütteren Buchenwald, der den Burghügel von Plaien umzog. Steil ging's hinauf. Doch trotz des siebenstündigen Rittes hatte der Falbe noch einen festen Schritt; Malimmes klopfte ihm, während die Zugbrücke herunterknarrte, zärtlich den nassen Hals.

Ein altes, enges, winkliges Mauernest, oft zerstört, immer neu wieder aufgebaut. Die Zinnen der Umwallung bestanden aus frischem Mörtelwerk und hatten junge Schirmdächer; die aus plumpen Felsen gefügten Grundmauern, die mit dem Gestein des Hügels verwachsen schienen, waren ein halbes Jahrtausend alt und hatten Teile, die noch älter waren; eingemauerte Bogen und Pfeiler zeigten die braunen, stahlharten Ziegel jener versunkenen Zeit, in der ein römischer Wachtposten die das Saalachtal durchziehenden Salzfrachten geschützt hatte.

Unter dem Torgewölb umdrängten die Söldner, die den Brückendienst versahen, den Malimmes mit ihren lärmenden Lobsprüchen. „Bist ein Kerl! So ein Gewaltsritt! Ist ein Ding, das dir nit leicht einer nachmacht!" Und der feine Falbe, den der Bote als Geschenk des Herzogs mitheimbrachte, erregte Aufsehen.

Beim Eintritt des Malimmes in den engen, schattenkühlen Schloßhof erhob sich einer, der wie ein unruhig Harrender auf der Stiege des Wehrganges gesessen, ein müder, gebeugter Mann mit völlig ergrautem Haar. Seit jenem Tag, an dem man in der Amtsstube des Herrn Someiner um die siegelwidrigen Kühe und die siegelgerechten Ochsen geredet hatte, schien Runotter um ein Jahrzehnt gealtert. Eine steinerne Trauer war in seinem abgemagerten Gesicht, aus dem die tiefliegenden Augen wie dunkle Zornflammen herausbrannten.

Auf den lachenden Gruß des Malimmes antwortete Runotter nur mit einem stummen Nicken. Sein bohrender Blick forschte in dem Gesicht des Reiters.

Leis sagte Malimmes: „Mir daucht, es wird Arbeit geben. Schon morgen."

Der Bauer streckte sich, als wäre dieses Wort eine Erfüllung seiner Sehnsucht. Doch die Trauer in seinen Augen vertiefte sich, als fiele aus dieser Nachricht auch ein neuer Sorgenstein auf seine Seele.

„Und gut geredet hab ich mich mit dem Herzog," flüsterte Malimmes weiter, „der Hauptmann wird dem Jul und dir das Dach nimmer künden, Bauer! Von heut an bist du zu Plaien ein Gast, dem der Herzog gewogen ist."

„So?"

„Und guck das Rößl an, das ich mitgebracht hab für den Jul! Da wird er sitzen drauf wie ein Fürstensohn." Die Augen des Malimmes suchten. „Wo ist der Bub?"

Runotter sagte müd: „Auf dem Turm hockt er und schaut, ich weiß nit, wohin."

Als Malimmes antworten wollte, kam aus dem Herrenhaus ein festes, struwelhaariges Mannsbild in höchst unkriegerischen Filzpantoffeln herausgeschritten, Martin Grans, des Herzogs Hauptmann auf der Plaienburg. Malimmes sprang aus dem Sattel, machte seine Botenmeldung, übergab den gesiegelten Brief und führte, während der Hauptmann gleich zu lesen begann, den schwitzenden Falben zu einem der schlechten Ställe, die unter den Wehrgang eingebaut waren.

Martin Grans schien an dem Auftrag, den er da zu lesen bekam, keine sonderliche Freude zu haben. Er knurrte einen Fluch durch die Zähne.

Aus der offenen Stalltür klang die Stimme des Malimmes: „Her da, Heiner! Tu mit sauberem Stroh das Rössel bürsten, bis es trücken ist! Das Maul und die Hessen reib ihm mit einem Schlückl Branntwein! Flink!" So grau verstaubt, wie er in den Burgfried eingeritten, kam Malimmes aus dem Stall gesprungen und eilte hinüber zu der kleinen Eisentür des Turmes, der in der südlichen Ecke des Hofes plump hinaufstieg in das Blau.

Mißmutig faltete der Hauptmann den Brief zusammen, ging auf Runotter zu, bot ihm die Hand und wurde freundlich.

Zufrieden lachte Malimmes vor sich hin und verschwand in dem dunklen Türloch des Turmes. Von dem vierzehnstündigen Botenwege schienen seine Knochen nichts zu spüren. Bei jedem Sprunge nahm er drei von den hohen Steinstufen. Mit Geklirr und Gerassel ging's hinauf über steile Wendeltreppen, durch Wehrstuben, in denen Armbrusten und Faustbüchsen unter dem spärlichen Licht der winzigen Fenster hingen. In der Wachtstube des vierten Stockes saßen ein paar Spießknechte mit heiterem Lärm beim Knöchelbecher. Noch eine letzte steile Stiege, und Malimmes tauchte durch die Bodenluke hinauf zum Söller des Turmes. Das wundersame Bild, das von allen Seiten über die Zinnen her leuchtete, war wie ein Farbenjauchzen der schönen Erde. Rings um die Tiefe des Turmes ein Gewoge von Wäldern. Gegen Norden ein sanft gehügeltes Land mit grünen Wiesen und gelben Feldern, mit weißen Straßen und silberblitzenden Bachläufen. Gegen Osten, Süden und Westen der ruhige Riesenkranz der Berge, mit grünen, grauen und weißen Gipfeln, mit bewohnten Tälern, mit dem besonnten Gemäuer der berchtesgadnischen Festungswerke beim Hallturm, mit dem Dächergewirre von Reichenhall und den weißen Stiftsmauern des heiligen Zeno, dessen Münster nur mit den beiden Turmspitzen über einen bewaldeten Hügel herübergucke. Und hinter diesen fernen, weißen Mauerstrichen war etwas Braunes und Graues zu sehen, gleich dem Budengewirr eines dörflichen Marktes: das Zelt- und Barackengeläger der andächtigen Bittgänger aus der Ramsau.

(Fortsetzung folgt.)





Lustige Unterhaltung

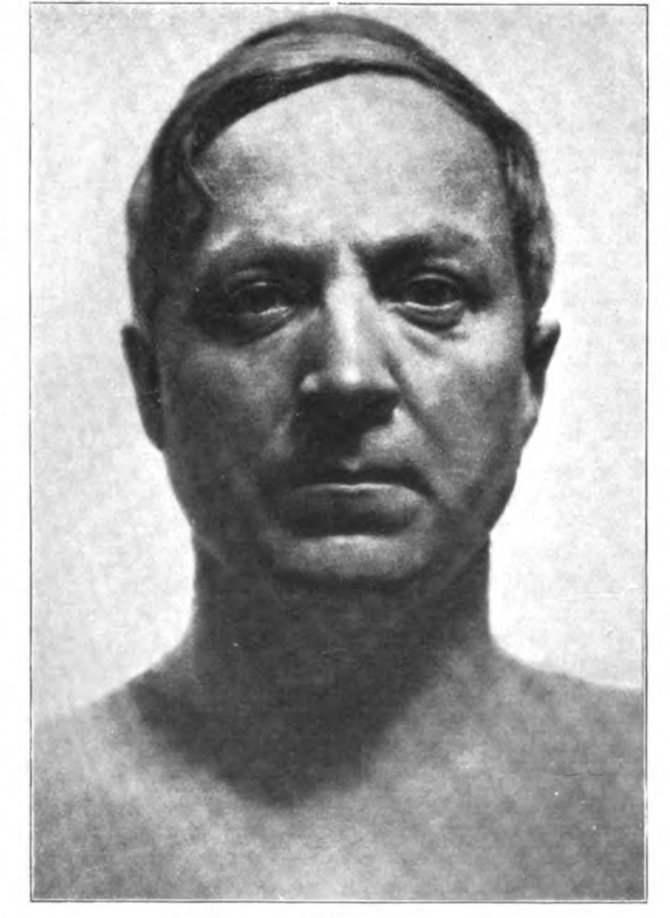
Nach einem Aquarell von H. Schultze-Görlitz

Richard Müller

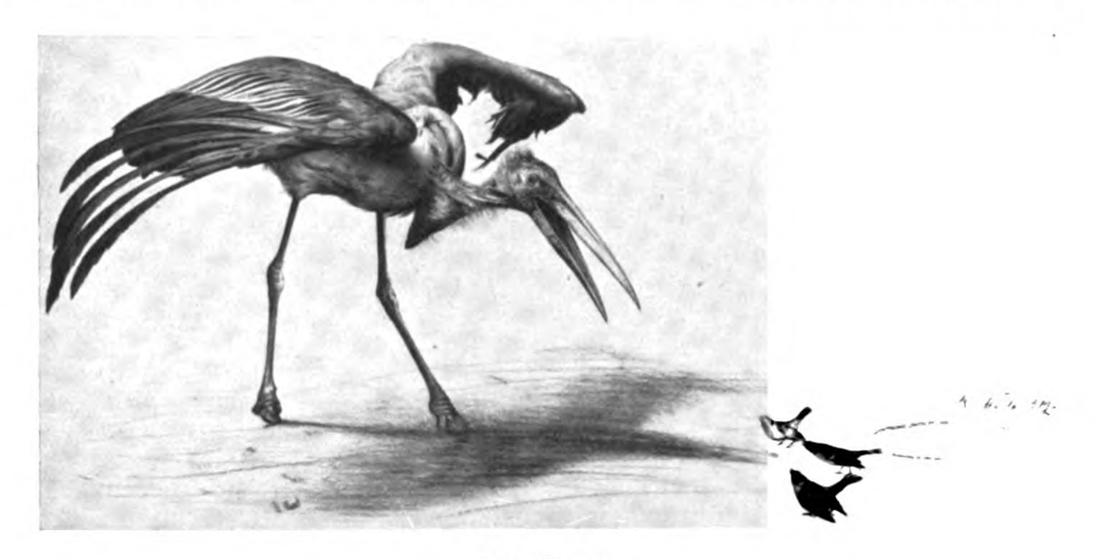
Von

Professor Dr. Erich Haenel

In dem Jahre der Säkularerinnerungen haben die Betrachtungen über das Einst und das Jetzt, die keiner der vielen Gedächtnisfeiern ferngeblieben sind, auch vor dem Reiche der deutschen Kunst nicht haltgemacht. In Anton Graff, dem schweizerischen Meister, der von Dresden aus seine glänzende Galerie der zeitgenössischen Berühmtheiten im Bildnis schuf, haben viele der Jubiläumschronisten gleichsam den Nationalheiligen der Kunst in dem Zeitalter der Befreiungskriege zu finden geglaubt. Graff gilt mit Recht als der Künstler, der das malerische Erbe des achtzehnten Jahrhunderts noch einmal mit kräftiger Faust zusammenfaßte, und einer Generation, die mit Eifer um die Wiedererweckung antikischer Bildung und auch Schönheit warb, die Kraft einer gesunden, im Sinnlichen und Augenfrohen lebenden Darstellungskunst entgegenhielt. Denn schon vor den Napoleonischen Kämpfen fing die Kenntnis der soliden malerischen Technik, die den Meistern des Barock und des Rokoko selbstverständlicher Besitz gewesen war, bei den Künstlern der neuen bürgerlichen Gesellschaft an zu verblassen. Man lese einmal nach, was in den Reglements der um die Jahrhundertmitte gegründeten staatlichen Akademien über die Rolle des Malens im künstlerischen Lehrplan geschrieben steht. In Dresden zum Beispiel kam der Schüler in den beiden ersten Klassen überhaupt nicht vom Zeichnen los: der Gipsabguß, die antike Statue, auch der menschliche Körper als freier Akt waren seine Vorbilder, denen er mit Stift und Kohle auf dem weißen Karton nachstrebte. Erst in der Oberklasse fing er an, nach dem Modell, nach dem faltendrapierten Mannequin, dem sogenannten Pa-



Selbstporträt des Künstlers



Die Gegner

riser Gliedermann, auch endlich zu malen. Noch 1814 wird in dem neuen Statut der Dresdner Akademie, das nach der Versandung des Institutes notwendig war, die Kenntnis der Farben als die wesentlichste Forderung des akademischen Unterrichts im Malsaal formuliert.

Es hat lange gedauert, ehe die deutsche Kunst sich darauf besann, daß ein Maler zuerst die Aufgabe habe, zu malen. Das berühmte Wort Ludwigs I. gegen den Kartongewaltigen Cornelius war in der überraschenden Knappheit seiner Fassung doch mehr als eine Binsenwahrheit. Es ist aber charakteristisch, daß der stärkste Anstoß nach der Entwicklung zum Farbigen — und das ist nichts andres als der eigentliche Nährboden spezifisch malerischen Sehens — von auswärts gegeben wurde. In Frankreich war auf die klassizisierende Art der David und Ingres der romantische Kolorismus Delacroix' gefolgt. In dramatischen Gegensätzen, pathetischen Szenen geschichtlichen Inhalts, in poetischen Schwärmereien, die ihre Motive in Werken der hohen Literatur fand, suchte diese neue Kunst ihren Daseinsinhalt. War dem Empire die Freude an dem klarumrissenen, in Würde und Einfältigkeit bedeutenden antiken Ideal aus der Reaktion auf die Umsturzperioden der Revolution erwachsen, so verdrängte in der Zeit des restituierten Königtums allmählich die Lust an der Phantasiewelt der Farbe alle jene Schwärmereien für die reine Form. Die Venezianer wurden neu studiert: das Kolorit wurde die Grundlage für den Ausdruck der neuen Naturbetrachtung. In Deutschland verkörperten die Nazarener und die Monumentalkünstler der cornelianischen Schule den zeichnerischen Stil. Von C. J. Friedrichs, Runges, Kerstings heimlichen Versuchen, Form und Farbe als innere Einheit zu fassen, kannte man wenig. Aber nicht von Frankreich direkt kam das Evangelium des koloristischen Romantizismus. Es waren die Bilder zweier belgischer Meister, die in den vierziger Jahren einen Zug durch die deutschen Lande machten, der bald zum Triumphzug wurde und den man nicht mit Unrecht als Epoche in der Geschichte der deutschen Malerei der neueren Zeit bezeichnet hat.

Diese Geschehnisse sind heute fast vergessen. Wer sich, mit manchen Kritikern der Gegenwart, auf den Standpunkt stellt, daß in dem Werdegang der deutschen Malerei die Perioden stärkster zeichnerischer Durchbildung die Senkungen, die einer eigentlich malerischen Ausdrucksform die Hebungen des Rhythmus bedeuten, der denkt wohl in der Regel an den Kampf des impressionistischen Prinzips mit dem Stil der Zustands- und Gedankenmalerei — an den Kampf, den wir im letzten Menschenalter selbst erlebt haben. Es ist außerordentlich lehrreich, die kritische Literatur der Zeit, welche in Piloty und Makart Heroen einer neuen, rein aus dem gesteigerten Erfassen der

mächtigen Natur schöpfenden Malkunst begrüßte, einmal mit den Dokumenten der Kritik aus den siebziger Jahren in Frankreich, den achtziger in Deutschland zu vergleichen. Hier wie dort ist das Vorhergehende der eigentlichen Aufgabe der Kunst entfremdet, hier wie dort scheint ein allein entwicklungsfähiges Neues einem überholten und verstaubten Alten den Kampf anzusagen. Die Expressionisten und Futuristen, die heute den ehemaligen Sezessionisten auf die Absätze treten, sind der ewigen Wiederkehr des Gleichen auch nicht entgangen. Verstehen wir sie recht, so wollen sie von der Malerei als der Kunst, die sichtbare Welt in ihren absoluten Erscheinungswerten analytisch zu begreifen, los und ihr einen Platz als Versinnlichung der seelischen Zustände und Erregungen einräumen, und zwar ohne direkte Verbindung mit der Natur und ihrem bekannten Organismus von Farbe und Form. Dabei geraten sie von selbst auf malerische Ausdrucksbilder, die das biogenetische Gesetz neu bestätigen: sie verzichten auf die Errungenschaften der sinnlichen Natureroberung, die uns die letzten sechs bis acht Jahrhunderte gebracht haben, und versuchen die gesunde Kraft der ungebrochenen Farbe und der beziehungslosen Linie und Fläche mit neuem Inhalt zu erfüllen. Das Ergebnis ist bestenfalls eine ornamentale Komposition, freilich ein Ornament, wie es gewisse Naturvölker reiner und lebensvoller und damit ästhetisch erfreulicher schon längst geschaffen haben.

Man mag an dem Programm und an den Leistungen dieser jungen Leute Anlaß zum Entsetzen oder zur Begeisterung nehmen: sicherlich wird das Bild der künstlerischen Zustände im Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts durch sie nicht ruhiger und klarer. Der Erfolg hat schnelle Füße und kurzen Atem: so rasch er die Trompete zu gellenden Fanfaren angesetzt hat, wo irgendein Unerwartetes und Verblüffendes auftaucht, so rasch ist auch der Ton verklungen, der dieser Welt von dem neuen Evangelium das erste Signal geben sollte. Wer glaubt heute noch an die Dauer jungen Ruhmes? Und dennoch gibt es noch künstlerische Persönlichkeiten, welche die Kraft haben, das schnell Eroberte festzuhalten, denen der Lorbeer nicht eine frühverwelkte Dekoration bleibt, sondern die ihn, wie das Erbe der Väter, zu erwerben fähig sind, um ihn ganz zu besitzen. Zu ihnen gehört Richard Müller. Sein Name ist heute bei allen denen in hohen Ehren genannt, die sich in dem wilden Durcheinander der Richtungen und Meinungen einen klaren Blick für die reinen Qualitäten in dem Reiche der Flächenkunst bewahrt haben. So wenig Richard Müller sich selbst zeitlebens um Theorien und Programme gekümmert hat, konnte er doch nicht verhindern, daß sein Name selbst zu einer Art künstlerischen Programms geworden ist. Aber dieses Programm kennt im Grunde nur einen Paragraphen: gib der Natur, was ihr Recht und ihr Eigentum ist, gib es ihr mit aller Hingabe und mit aller Liebe, deren du fähig bist, zerbrich dir nicht den Kopf

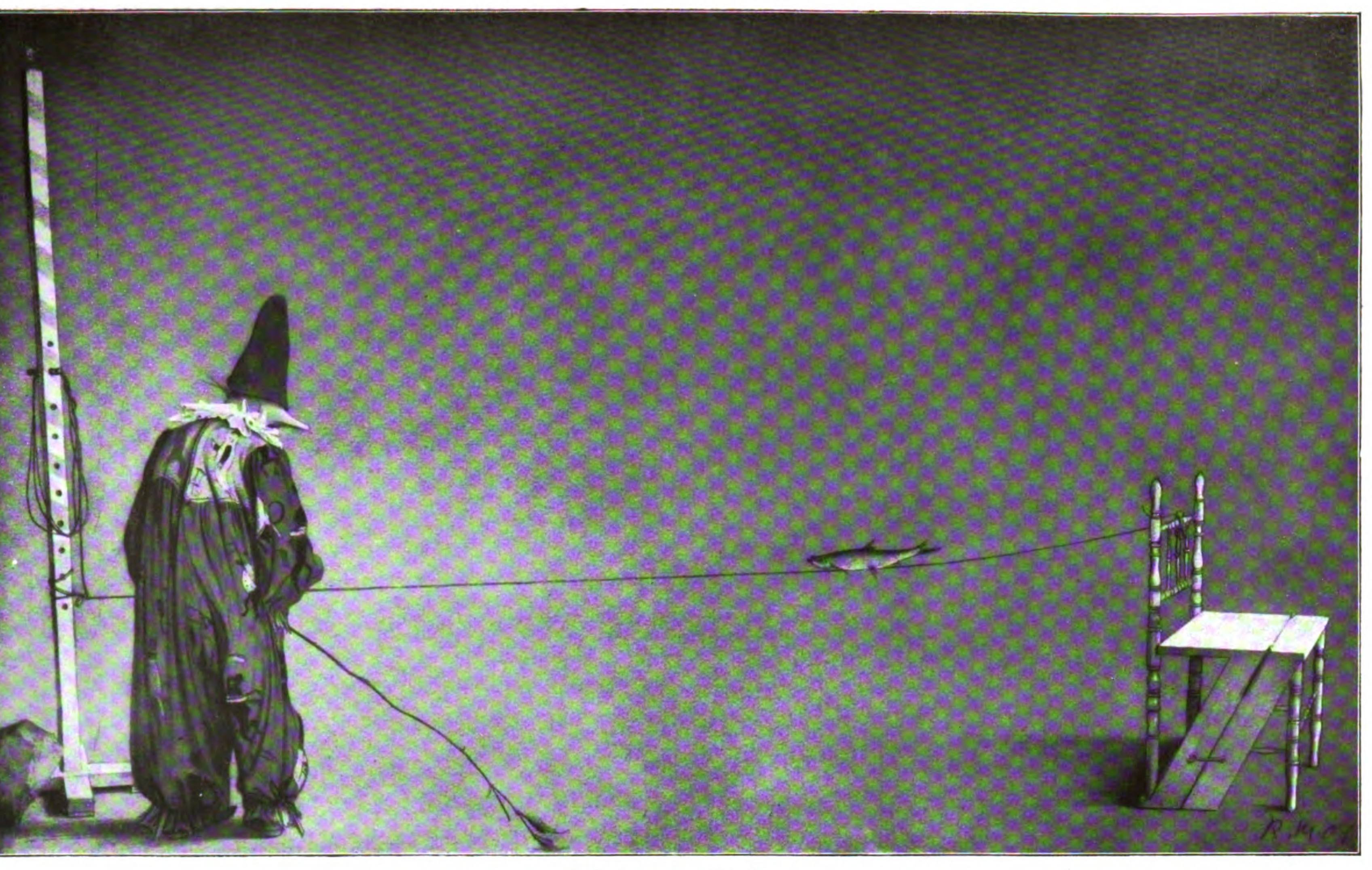


Zwei Mäuse

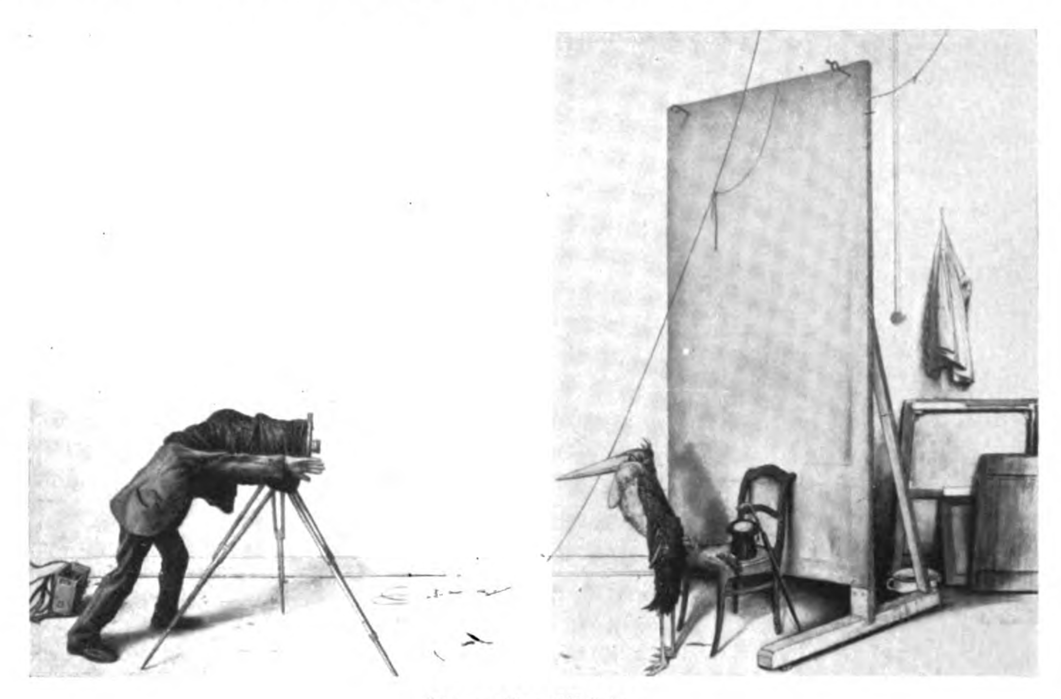


Fasan und Affe

über das, was wichtig und was unwichtig genannt wird, sondern spüre der Erscheinung bis in ihre letzten Ecken und Falten nach — und laß nicht ab von ihr, bis du von diesem unermeßlichen Reichtum alles, was Auge und Hand ihm zu rauben vermochte, auf der Tafel vor dir festgelegt und zu deinem Besitz gewonnen hast. Mit solchen Leitsätzen rückt der Künstler in die Linie derer, die sich um die ehrwürdigen Meister der alten deutschen Kunst scharen. In seinen Zeichnungen und in seinen Gemälden steckt dieselbe rührende und ringende Sehnsucht nach reiner Erkenntnis der Welt, die einem Holbein, einem Amberger das Schaffen durchdrungen haben. Es gibt gezeichnete Blätter von ihm, die eine solche überwältigende Kraft der künstlerischen Gesinnung ausströmen, daß man beim ersten Sehen fast schwanken möchte, ob man mit Genuß oder mit Grauen seinen Spuren folgen soll. Denn das reproduzierende Können, die Fähigkeit, mit Schwarz und Weiß die optisch meßbaren Erscheinungskomplexe auf der Fläche wieder aufleben zu lassen, ist hier bis zu einer geradezu unheimlichen Virtuosität entwickelt. Damit aber streifen wir schon die Grenzen dieser seltenen Begabung. Richard Müller ist in erster Linie Zeichner, Formbeobachter. Einer der fruchtbarsten und beweglichsten Kritiker der modernen Kunst hat die Entwicklung der zeichnenden Darstellung im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in drei Phasen einzuteilen versucht. Er sieht in der Zeit der Nazarener und ihrer Gefolgsleute die Sehnsucht, in sanguinischer Gläubigkeit das Leben und die Natur zu verherrlichen; ihr Zeichenstil sei ausführlich, ornamental verschönend, von einer idealisierenden Armut im einzelnen. Eine zweite Phase, die bis an das Ende des Jahrhunderts reicht, habe einen realistischen Grundton: ihr Zeichnen ist von einer prosaischen Geschwätzigkeit, gewissenhaft im Konstatieren der Tatsachen. Heute aber vermeiden die Modernen die Idee an sich, den idealistischen Stoff und die trockene Relation, sie suchen gern soziale Tiefen auf, sie halten sich mehr an das Dunkel als an das Helle des Lebens, dem sie in skeptischem Genießen folgen. Geistig belebter und phantasievoller als ihre Vorgänger, begnügen sie sich nicht mit der objektiven Aufnahme der Natur, sondern sie nehmen zu ihren Vorgängen parteiisch Stellung, sie machen zu ihr Glossen, sie urteilen und verwerfen und spiegeln sich, subjektiv bis in die Fingerspitzen, selbst im Spiegel der Natur. Wollte man dies Schema mit dem künstlerischen Wollen Richard Müllers in Beziehung setzen, so würde man bald das Unzulängliche der Dreiteilung einsehen. Denn wenn nach der Seite der reinen Formbehandlung der Meister der zweiten Gruppe nahezurücken scheint, so weisen ihn Temperament und Charakter doch wieder deutlich der letzten zu, die das moderne Leben in der ganzen Fülle seiner kritischen Tendenzen verkörpert. Denn immer deutlicher löst sich aus dem Realismus seiner künstlerischen Schaffensart in den letzten Jahren die Linie des Phantastischen, Grotesken, des Karikaturistischen heraus. Richard Müllers Satire sitzt aber nicht in irgendwelcher Verzerrung oder Vergröberung der Form, wie etwa bei Thomas Theodor Heine, bei Gulbransson oder bei Pascin. Sie arbeitet mit den Tatsachen der einfachen Anschauung, aber in der Zusammensetzung dieser Tatsachen, in der Art, wie die Kontraste herausgearbeitet sind, wie die Dimensionen harmlos vertauscht, wie Mensch und Tier in einen bestimmten Vorgang hineingezogen werden, steckt ein Humor, der erfrischt, ohne zu verletzen, der in liebenswürdiger Ungeniertheit das Lächerliche andeutet, ohne den Beschauer



Wunder der Dressur

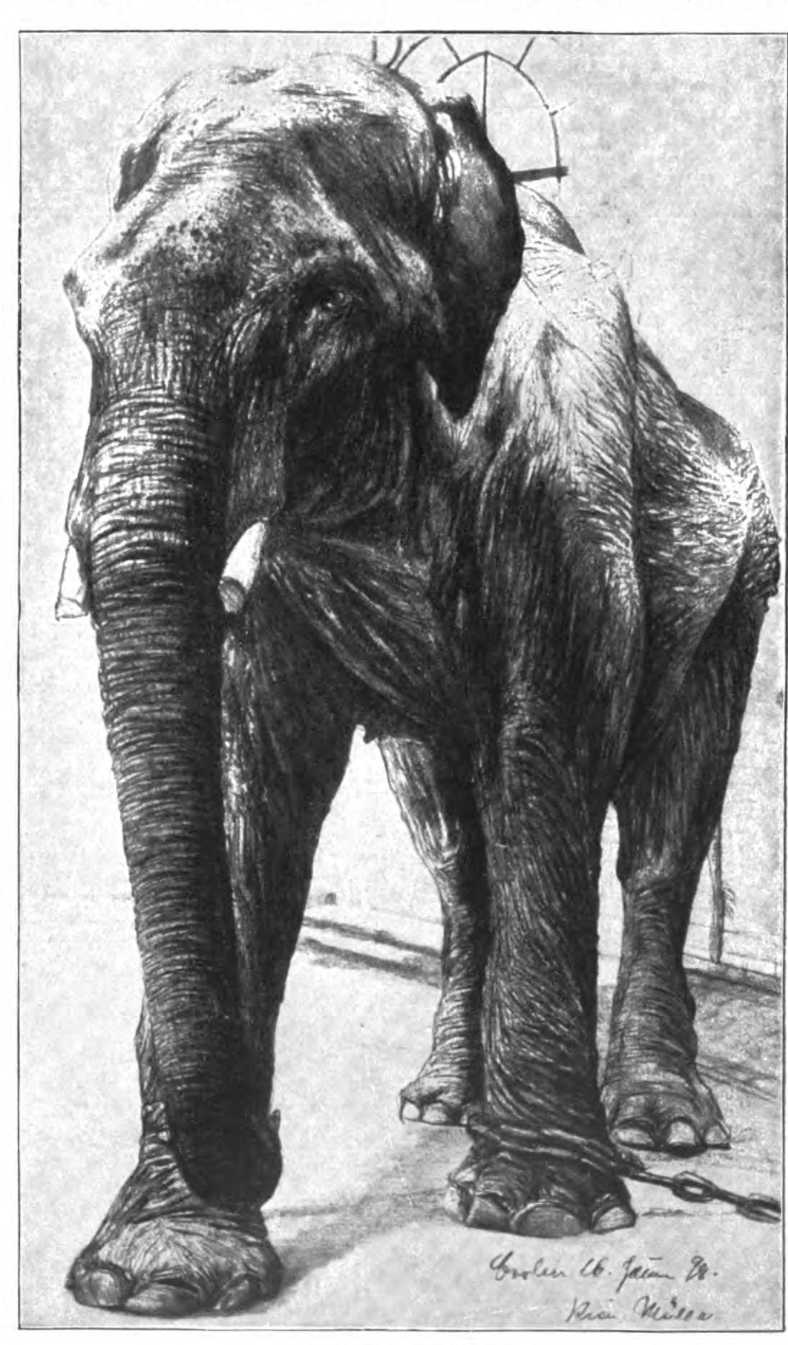


In voller Würde

mit überstiegenen Pointen zu vexieren. „In voller Würde“ steht Herr Geheimrat von Marabu vor der Kamera des Lichtbildners; diskret glänzen die Orden auf der Männerbrust, der Federgehrock sitzt tadellos und doch mit jener leise altväterischen Lässigkeit, die der äußeren Erscheinung des höheren Beamten so wohl ansteht. Zwar das Atelier hilft in der verzweifelten Reizlosigkeit seiner vier Wände dem technisch-künstlerischen Akt, dem wir beizuwohnen die Ehre haben, nicht zu einem Grade höherer Weihe. Aber die emsig und diskret sich rundenden Gesten des Photographen lassen uns doch ahnen, daß hier zwei Personen, zwar weit verschieden an Rang und Begabung, sich jetzt in gleichem Bemühen verbunden haben, und die freudlose Atmosphäre des Ateliers tritt so zurück hinter der Stimmung des beinahe Sakralen in der Ausübung des an sich gleichgültigen Vorhabens an einem so gehobenen sozialen Typ.

Das ist eine Probe des Humors, wie ihn Richard Müller auszuspielen liebt. Dieser Humor ist eine der glänzendsten Facetten an dem Kristall seiner natürlichen menschlichen Veranlagung. Als der junge Deutschböhme nach Meißen an die Zeichenschule der Porzellanmanufaktur kam, da hatte er mehr Gelegenheit, sich mit den Ecken und Kanten des Daseins abzugeben als mit seinen liebenswürdigen und ermutigenden Erscheinungen. Es ging ihm dort keineswegs gut, und auch nachdem ihm seine ausgeprägte Begabung das Tor der Dresdner Akademie erschlossen hatte, brauchte er die ganze Summe seiner gesunden Lebensenergie, um sich im Ökonomischen über Wasser zu halten. Er war, nach dem Austritt aus dem Staatsinstitut, noch kaum fünfundzwanzig Jahre alt, da warf ihm der goldene Baum des Lebens schon eine reife und süße Frucht in den Schoß. Im Jahre 1899 kaufte die Gemäldegalerie sein Gemälde „Barmherzige Schwester“ und verlieh ihm die Große Ausstellung zu Dresden die erste Medaille. Von diesem Zeitpunkt an geht sein Weg stetig aufwärts. Das Reisestipendium der Akademie hatte er sich schon vorher durch eine Radierung „Adam und Eva“ gewonnen. Jetzt hielt er die Graphik fest, und als er bald danach zum Professor an der Akademie ernannt worden war, behielt er auch den Unterricht im Radieren bei, während er im Hauptamt das Zeichnen der jungen Kunstbeflissenen in seine Obhut nahm. Die Entwicklung hat bewiesen, wie glänzend er für einen Platz an dieser Stelle ge-

eignet war. Seine Naturstudien sind in der runden und unbeirrbaren Sicherheit des Striches Produkte einer nicht mehr zu überbietenden Schärfe der Beobachtung, eines Formverständnisses, das gleichsam hinter die Außenwand der Erscheinung dringt, das mit dem optischen Skalpell die Adern, Sehnen und Nerven des Einzelorganismus bloßlegt. Sei es ein Stück Landschaft, eine Reihe Bäume an einer staubigen Chaussee, sei es der faltige Rumpf eines Elefanten, das zottige Fell einer Dogge oder das Auge eines Menschenkopfes: stets ist das Eigentliche der Erscheinung erfaßt und das Lebendige ergründet. In der Modernen Galerie in Prag, jener schönen Schöpfung einer großsinnigen staatlichen Kunstpolitik, hängt ein Ölgemälde: Mann mit Pelzmütze. Wieder springt uns Hans Holbeins heiliger Name auf die Lippen, wenn wir den sitzenden Mann und den Mikrokosmus seiner ach so bescheidenen Umwelt betrachten: Tisch und Beutel, Wand und Fenster, Buch und Glas. Es gehört eine fast religiös zu nennende Verehrung des Lebens dazu, diesen Reichtum an kleinen Unbeträchtlichkeiten mit gleichem Ernst und gleichem Eingehen auf das Detail zu einer Ganzheit zu verbinden. Dabei fällt das Bild doch malerisch keineswegs auseinander, sondern wahrt sich die natürliche farbige Harmonie, die eine bestimmte Lichtquelle dem Ausschnitt des Innenraumes verleiht. Wir wundern uns nach solchen Leistungen nicht, daß der Künstler als Porträtist Hervorragendes zu schaffen imstande war. Von seinen Gemälden fesselt ein junger David durch lässige Frische des Knabenkörpers und durch den Gegensatz dieses blühenden



Indischer Elefant

Lebens zu der grausigen, blutüberströmten Starrheit des riesigen Leichnams im blumigen Gras. Eine große Kreuzigung von gewaltigem Ausdruck auch im Farbigen geht der Vollendung entgegen. Eine Aufzählung der gezeichneten und radierten Blätter des Meisters würde einen nicht allzu schlanken Band füllen.

Richard Müller ist eine Arbeitsnatur im lebendigsten Sinne des Wortes. Man kann sich denken, daß nur die stärkste Konzentration den Boden dieser Art Kunst bilden kann. Das Geplänkel und Geschwirr der Richtungen und Strömungen um ihn her zwingt ihm heute kaum noch ein Lächeln ab. Dem Goldschmied von Ephesus gleich, schafft er, was ihn bewegt, unbeirrt von dem Rechts und Links; und wie er mußt', so konnt' er's — wenn von einem unsrer deutschen Maler das gilt, so gilt es von ihm. Ein fröhlicher Mensch, ein Bild männlicher Gesundheit, eine unermüdlich spürende und suchende Imagination und eine Schaffensleidenschaft von stählerner Struktur: so setzt sich die Summe dieser künstlerischen Rechnung zusammen. Noch ist Richard Müller nicht ins Schwabenalter eingezogen. Mit vierzig Jahren ist der Berg erstiegen; wer auf so gesunden Füßen geht wie er, dem ist noch eine lange und heitere Wanderung von Gipfel zu Gipfel beschieden.



Maus und Nuß

Mädchenart

Von Karl Freiherr von Berlepsch

Als ich ein Kind war, pflückt' ich ohn' Besinnen
Blumen am Weg, ward müd' des Tragens dann.
Die Mutter schalt mein mitleidlos Beginnen:
„Pflückst du die Blumen, nimm dich ihrer an!"
Da sprach ich ernst: „Gott wird sie schon behüten";
Eh' ich sie fortwarf, küßt' ich meine Blüten.

So mancher Tag, den einst ich fruchtlos pflückte:
Wie jene Blüten war er schön und jung.
Mein heißes Antlitz, wie ich's durstig drückte
In das Geheimnis seiner Dämmerung! —
Ich tat nicht unrecht — Gott mag mich behüten,
Eh' ich sie fortwarf — küßt' ich meine Blüten.



Phot. Underwood & Underwood, London

Die kleine Pierrette

Über Desinfektion

Von

Dr. Georg Fischer



Frühere Desinfektionsversuche: Brennender Holzstoß (1600), Pestarzt (1700), Teerfaß für Straßenausräucherung und Räucherpfannen für Zimmerdesinfektion (1700—1800)

Bazillus zu sein ist heutzutage weder ein Vergnügen noch eine Ehre. Wie wir alle, haben auch jene unscheinbaren, aber doch so mächtigen Lebewesen Ursache genug, sich nach der guten alten Zeit zu sehnen und über die so unendlich erschwerten Lebensbedingungen unsrer Tage zu beklagen. Ja, eine Lust war es für sie zu leben, unerkannt in den Geweben menschlicher und tierischer Organismen sich überreichlich zu nähren, allerorten ungestört und unbefehdet ihr Dasein zu fristen. Da wurden sie entdeckt — und mit einem Schlage war es mit ihrer Ruhe vorbei. Aber als Trost durfte ihnen das Bewußtsein gelten, daß der mächtige, alles bezwingende Mensch sie fürchtete wie den gewaltigsten Feind und ihnen hilflos gegenüberstand. Für alles — aber auch für alles wurden in der folgenden Zeit die Bazillen verantwortlich gemacht.

Aus jener klassischen Zeit der Bazillenfurcht stammt die alte Medizinerregel:

Was man sich nicht erklären kann,
Das sieht man als rheumatisch an;
Geht das nicht an — flucht man im stillen
Und hilft sich aus der Klemme mit — Bazillen!

Ja, sie durften sich geschmeichelt und geehrt fühlen, denn es erschien fast, als ob das goldene Zeitalter für sie nun — da sie entdeckt waren — erst beginnen sollte. Man studierte sie — etwas reichlich lange —, und sie fühlten sich wohl dabei und gediehen prächtig. Man setzte sie auf kräftige Bouillon, auf saftige Kartoffelscheiben und andre „Nährböden", schützte sie in warmen Brutöfen sorglich vor Erkältung — kurz, man faßte sie — schon im eignen Interesse — mit den Handschuhen an. Das war gewiß alles sehr interessant und eröffnete Einblick in eine ganz neue, bisher ungekannte Welt, hatte aber auch einen großen Nachteil: viele und die bedeutendsten Köpfe beschäftigten sich mit dem



Porträt eines alten Cholera-Präservativmannes

interessanten Gebiete, die Ursachen der Krankheiten aufzudecken, und vergaßen darob, daß der Arzt — im Nebenberuf — auch diese Krankheiten zu bekämpfen hatte. Erst langsam, dann aber immer schneller wurde das herrliche Gebäude errichtet, das man moderne Hygiene nennt, und dessen Fundament in der Vernichtung der todbringenden Keime besteht — der Bazillen.

Wie in allem, so ging auch hierin die Natur dem Menschen mit gutem Beispiel voran: sie wartete nicht, bis der Menschengeist Mittel und Wege fand, um die Urheber der ansteckenden Krankheiten, der Infektionen, zu töten, sondern sie gab ihm schon die Desinfektionsmittel auf seinen Lebensweg mit. Sonst wäre auch wohl kaum ein Lebewesen, bei der Allgegenwart der Bazillen, ihrer mörderischen Arbeit entgangen. Diese Desinfektoren des Organismus sind die weißen Blutkörperchen, die als Gesundheitspolizei in unsrer Blutbahn ständig in großen Massen zirkulieren und, wenn Gefahr in Verzug ist, sich gewaltige Reservetruppen aus den Desinfektionsanstalten des Körpers, Milz und Knochenmark, herbeiholen. Unter dem Mikroskop kann man beobachten, wie sie sich auf die Bazillen stürzen, sie mit ihren Fängen umspannen und sie langsam auflösen oder „auffressen" (Freßzellen).

Aber nur zu häufig unterliegen sie dem in ungeheuren Massen anstürmenden Feind; das beweisen ja die furchtbaren Epidemien vergangener Tage. Zum Glück hat der Mensch gelernt, die Natur kräftig zu unterstützen. Das muß man zu seinem Ruhme sagen; denn auch heute noch verkennen die undankbaren Menschen nur zu leicht die großen Verdienste, die sich die Ärzte mit dem Ausbau der Hygiene erworben, vergessen über der Ohnmacht, mit der die Ärztekunst noch vielfach der Krankheit des einzelnen gegenübersteht, die gewaltige Macht, die sie gegen die Krankheiten der Massen erfolgreich ins Feld geführt haben. Und genau wie in früheren Zeiten ist auch heute noch Undank der Ärzte oft einziger Lohn, und die armen Medizinmänner müssen zufrieden sein, wenn nicht noch beißender Spott ihren Spuren folgt. Darin hat sich im Wandel der Zeiten nichts geändert, wie man auf vielen Spottbildern aus alter Zeit sehen kann.


Pestarzt mit einer mit Räucherwerk angefüllten Nasenschutzmaske

Aber eines erkennt man sogar aus diesen satirischen Darstellungen deutlich: die Bestrebungen der Desinfektion sind älter, als der moderne Mensch in seinem Stolz auf die Errungenschaften seines Zeitalters zugeben möchte.

Bevor man noch die wirklichen Ursachen der Infektionskrankheiten ahnen konnte, redeten die Massenerkrankungen bei diesen Seuchen eine zu deutliche Sprache, als daß der Mensch nicht auf Mittel sinnen sollte, sie zu verhüten.

Schon die weit ausgebildete Hygiene der mosaischen Gesetzgebung empfiehlt das Feuer zur Vernichtung der verheerenden Seuchen. In primitiver Weise

folgten unsre Altvordern dieser Anregung, und so sehen wir auf einem Bilde aus dem siebzehnten Jahrhundert einen brennenden Scheiterhaufen — der sich ja während des ganzen Mittelalters zur Ausrottung verseuchter Gesinnungen glänzend bewährt hatte — als Desinfektor verseuchter öffentlicher Plätze.

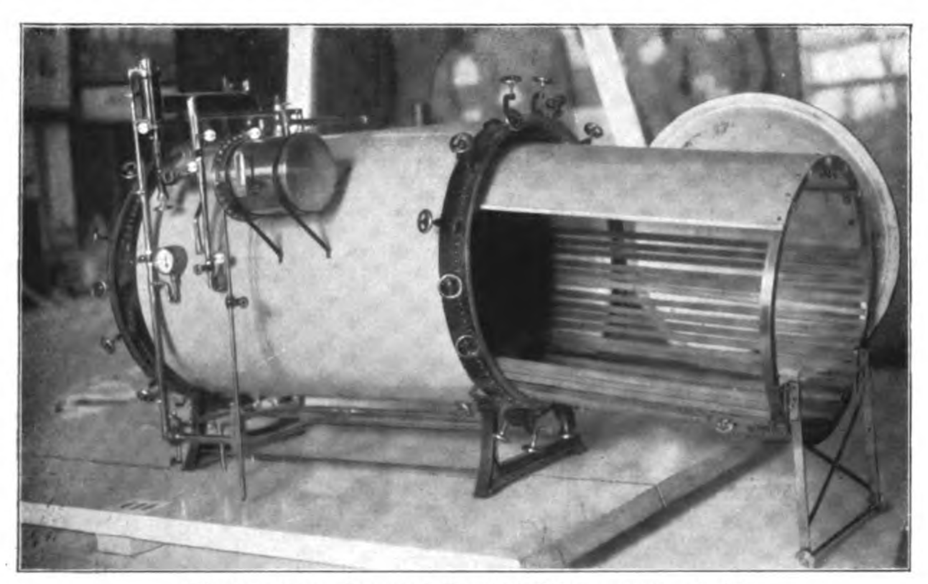
Bald ging man aber dazu über, durch Verbrennung chemischer Stoffe kräftiger wirkende Desinfektionsmittel zu schaffen. Damit betrat man bereits im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Wege der heutigen Desinfektion, ohne natürlich experimentell die keimtötende Kraft und damit den Wert der betreffenden Chemikalien feststellen zu können. Es gab damals eben noch keine Keime, und so war man auf die Erfahrungstatsachen allein angewiesen. Aber auch dieses „Vorahnen“ unsrer heutigen Mittel zeigt wieder, wie fein die alten Ärzte zu beobachten wußten, wie praktisch sie — ohne Mikroskop und komplizierte biologische Untersuchungsmethoden — den Feind zu fassen versuchten. Da gab es, genau wie heute, kleine Zimmerdesinfektoren, Pfannen, in denen Wacholder und Schwefel räucherten, und gröbere Desinfektoren zur Reinigung öffentlicher Plätze, bestehend in schwelenden Teerbehältern.

Erst die genaue Kenntnis der Krankheitskeime und ihrer Lebensgewohnheiten machten ein planmäßiges Vorgehen in großem Stile möglich, und so ist denn die moderne Desinfektion mit ihrer gewaltigen Bedeutung für die Hygiene innig verknüpft mit den Ergebnissen der Bakteriologie.

Desinfektionsmittel sind Mittel, welche die außerhalb des menschlichen Körpers befindlichen, die Infektionskrankheiten erzeugenden Keime vernichten sollen. Diese zu zerstören, haben wir heute zwei Kategorien von Desinfektionsmitteln: physikalische und chemische. Zu den physikalischen gehört vor allem die Hitze, während Kälte die Entwicklung der Keime zwar hemmen, aber nicht ganz zerstören kann. Die trockene Hitze bedarf sehr langer Einwirkungsdauer und hoher Temperaturgrade, so daß sie praktisch weit hinter der feuchten Hitze zurückbleibt. Kochendes Wasser vernichtet nach etwa 30 Minuten fast alle Keime: es wird in der Hauptsache zur Desinfektion oder Sterilisation chirurgischer Instrumente gebraucht. Weit größer ist noch die Desinfektionskraft und auch das Anwendungsgebiet des Wasser-

ungefärbt — künstlich gefärbt

Vertilgung eines Bazillus durch eine menschliche Freßzelle (weißes Blutkörperchen). Zehntausendfach vergrößert



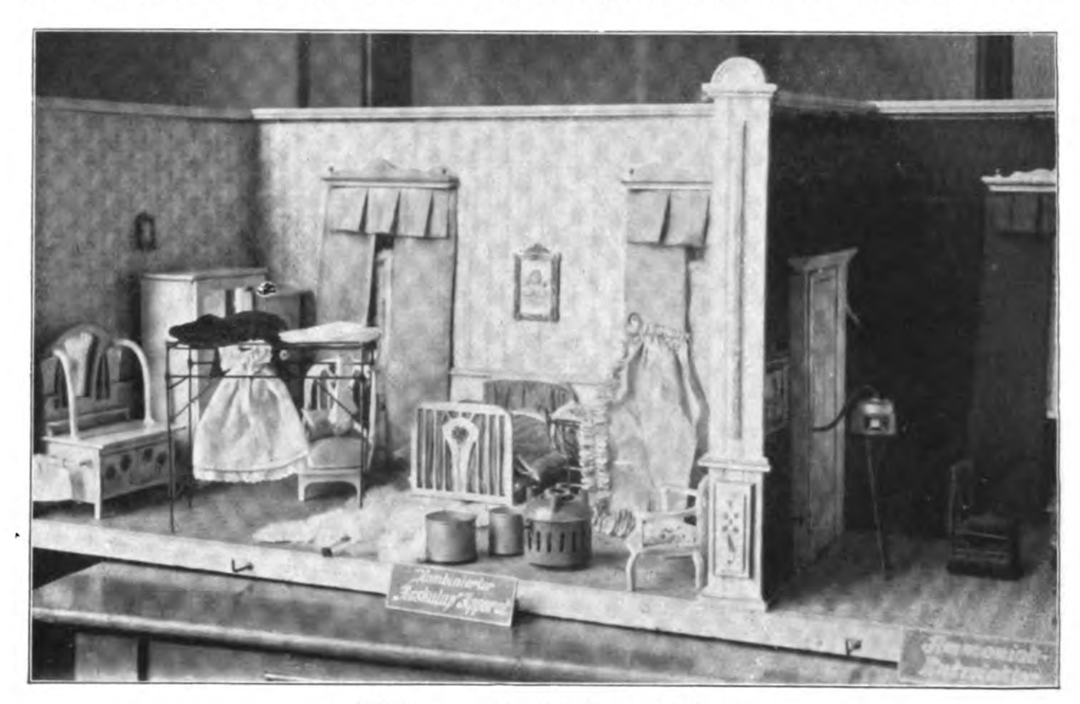
Stationärer Dampf-Desinfektionsapparat für Krankenhäuser und Lazarette

dampfes, der um so wirksamer wird, je höher seine Spannung ist. Ihn benutzt man in allen den Fällen, in welchen die Gegenstände nicht dem Kochen oder der Einwirkung chemischer Mittel ausgesetzt werden können. In den großen Dampfsterilisationsapparaten werden unter hochgespanntem Dampf alle Verbandmaterialien, Kleidungs-, Wäschestücke in Krankenhäusern, Gefängnissen in kurzer Zeit desinfiziert.

Das Anwendungsgebiet der physikalischen Desinfektion ist begrenzt: jeder Arzt weiß, wie die Hausfrau, die erst für ihr scharlachkrankes Kind gezittert hat, nun vor der drohenden Desinfektion bangt. Wird auch nichts verdorben, können wir selbst nicht „heiß" oder



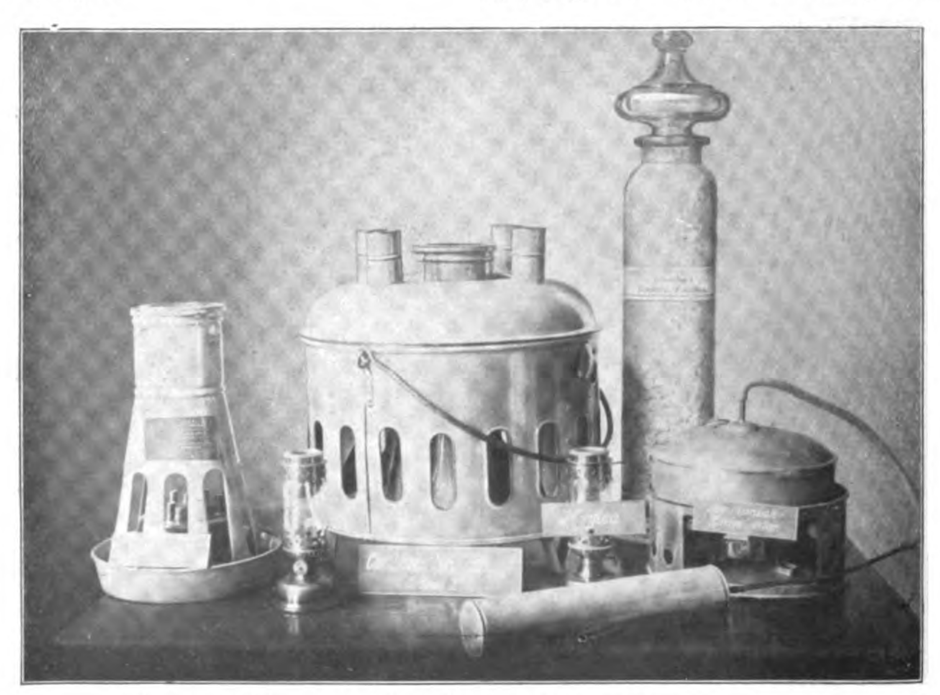
Ein Desinfektionsapparat längsseits des Schiffes, fertig zum Betrieb



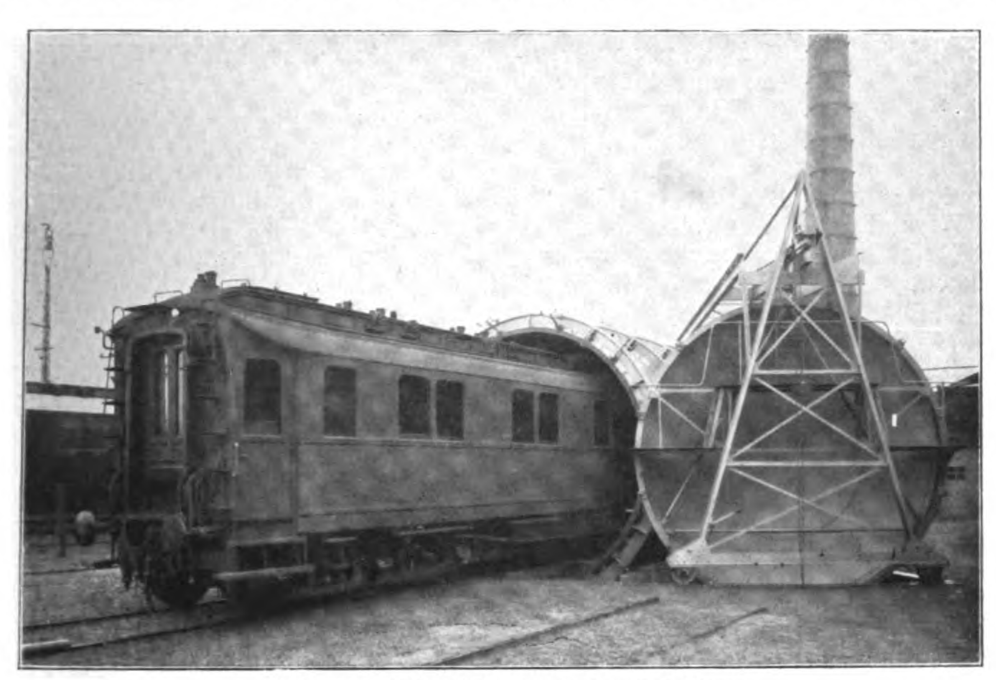
Moderne Zimmerdesinfektion:
Modell eines Zimmers mit den aufgestellten Apparaten

mit Lysol aufwischen? Das sind die stets wiederkehrenden Fragen, die mehr von Verständnis für den Wert ihrer Einrichtung als für den der modernen Hygiene zeugen.

Der hohe Stand des heutigen Desinfektionswesens ist auch zum größten Teil der Einführung der stark wirkenden chemischen Mittel zu verdanken, die in geschlossenen Räumen ebenso wirksam



Moderne Zimmerdesinfektion: Die einzelnen Apparate



Moderne Eisenbahnwagendesinfektion

sind wie auf offenen Straßen und Plätzen. **Allerdings** ist das Problem der Zimmerdesinfektion erst gelöst mit der Anwendung der gasförmigen Mittel, und hier **dominieren** vor allem die **Formalinvergaser.** Sie sind einfach in ihrer Anwendung und völlig unschädlich für das Inventar. Eine solche Desinfektion geht so vor sich, daß zuerst alle Gegenstände, die der Dampfdesinfektion ausgesetzt werden können (Betten, Wäsche, Kleider) aus dem Krankenzimmer entfernt und darauf Türen und Fenster sorgfältig verschlossen werden. Der Desinfektions-



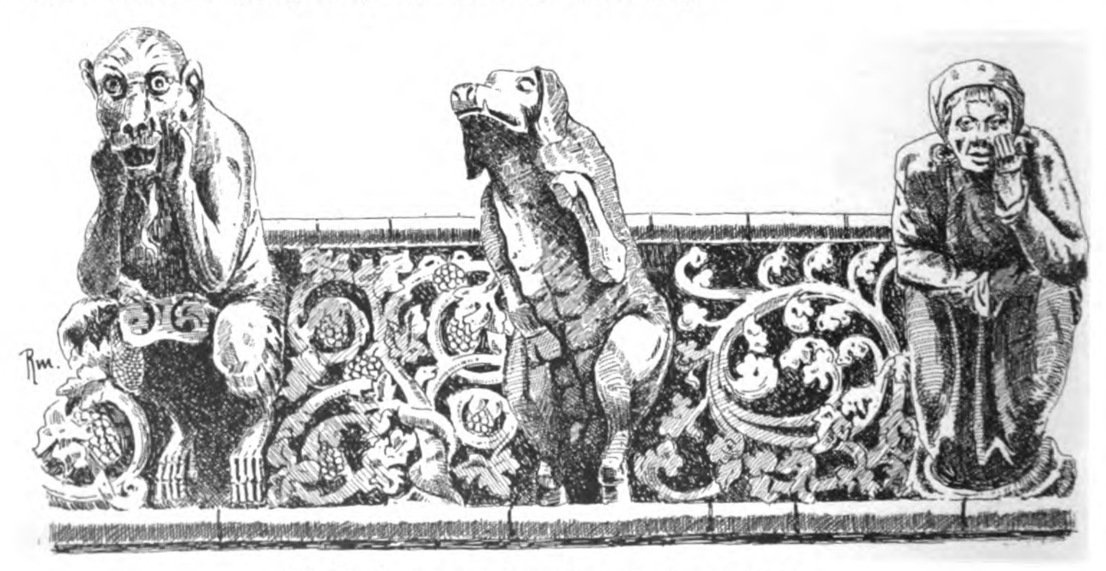
Moderne Eisenbahnwagendesinfektion. Julius Pintsch, A.-G., Potsdam

apparat steht im Nebenzimmer und sendet seine Gase durch eine Röhre und durch das Schlüsselloch in den zu reinigenden Raum. Vielfach wird der sogenannte kombinierte Äskulap verwendet, ein mit Spiritus geheizter Apparat, in dem Formalinpastillen unter gleichzeitigem Zusatz von Wasser zur Vergasung gelangen, da die keimtötende Kraft der Formalindämpfe durch Zusatz von Wasserdampf erheblich verstärkt wird. Den stark beizenden Geruch dieser Gase kann man durch Entwicklung von Ammoniakdämpfen mildern. Auch die sehr wichtige Desinfektion von Schiffen wird auf ähnliche Weise betrieben.

Die Desinfektion von Straßen, Plätzen, Wasserläufen geschieht in einfacher Form dadurch, daß man kräftig desinfizierende chemische Mittel unmittelbar an den Ort ihrer Einwirkung bringt. Chlorkalk und Kalkmilch werden hier wohl am meisten gebraucht, doch gibt es noch eine große Zahl andrer guter Desinfektionsstoffe. Zur Reinigung der Haut endlich von Personen, die mit Kranken oder deren Umgebung in Berührung kommen, werden vor allem Sublimat und die der Karbolsäure verwandten Mittel, Lysol, Lysoform, Kresol, angewendet.

Wir sehen aus allem, daß die Lehre von der Desinfektion in unserm Zeitalter zu einer eminenten Bedeutung gekommen ist. Sie ist ein umfangreiches und exaktes Wissensgebiet, an dem in zahlreichen Laboratorien unausgesetzt gearbeitet wird. Die Wirksamkeit irgendeines Mittels wird nicht mehr der Erfahrung überlassen, sondern in vielen mühseligen Experimenten immer wieder erprobt. Es sind eine große Reihe von Faktoren dabei in Rechnung zu setzen, damit die Wirkung, die im Laboratorium vielleicht zufriedenstellt, in der Praxis nicht etwa versagt: zum Beispiel ist die Durchdringungsfähigkeit der Mittel zu prüfen, die nötige Konzentration, die Einwirkungsdauer und vieles andre; da ist vor allem auch darauf zu achten, ob nicht etwa nur die Keime selbst getötet werden und ihre oft viel widerstandsfähigeren Fortpflanzungsprodukte, die sogenannten Sporen, nur betäubt werden.

Die ganzen Ergebnisse dieser Forschungen aber sind auf gesetzgeberischem Wege in das bürgerliche Leben einzuführen und ihre Ausführung ständig zu überwachen. Kaum auf einem andern Gebiet des Staatswesens sind die Wohltaten der strengen Gesetzgebung für die Allgemeinheit so einleuchtend wie auf dem der Hygiene, deren Hauptbestandteil das Desinfektionswesen ist. Man braucht nur die Statistiken der Epidemien früherer Zeiten mit denen unsrer Tage zu vergleichen. Wir haben in der Desinfektion ein klassisches Beispiel dafür, wie exakte Wissenschaft zu einer großen Wohltat für die ganze Menschheit geworden ist.



Wasserspeier an der Kathedrale in Dijon



Der Stier. Nach einem Gemälde von J. Garcia-Ramos, Sevilla



San Cristobal Las Casas, Gesamtansicht

San Cristobal Las Casas, die alte Metropole Südmexikos

Von

Dr. Wilhelm Bauer-Thoma

Im Sommer 1910 unternahm ich in Begleitung meiner Frau meine letzte und ausgedehnteste ethnographische Studienreise in Südmexiko, die zu dreimonatigen Kreuz- und Querstreifereien in den Staaten Veracruz, Tabasco, Campeche und Chiapas führte. Unser Besuch der alten Hauptstadt von Chiapas, San Cristobal Las Casas, bildete die dritte Etappe jener an neuen, reizvollen Eindrücken ebenso wie an Strapazen und Entbehrungen so überreichen Reise. Wir hatten acht Wochen lang die Niederungen der Golfküste durchzogen und in den Bergwäldern von Chiapas kampiert, ehe wir Ende Juni in die ehrwürdige Bischofstadt einzogen.

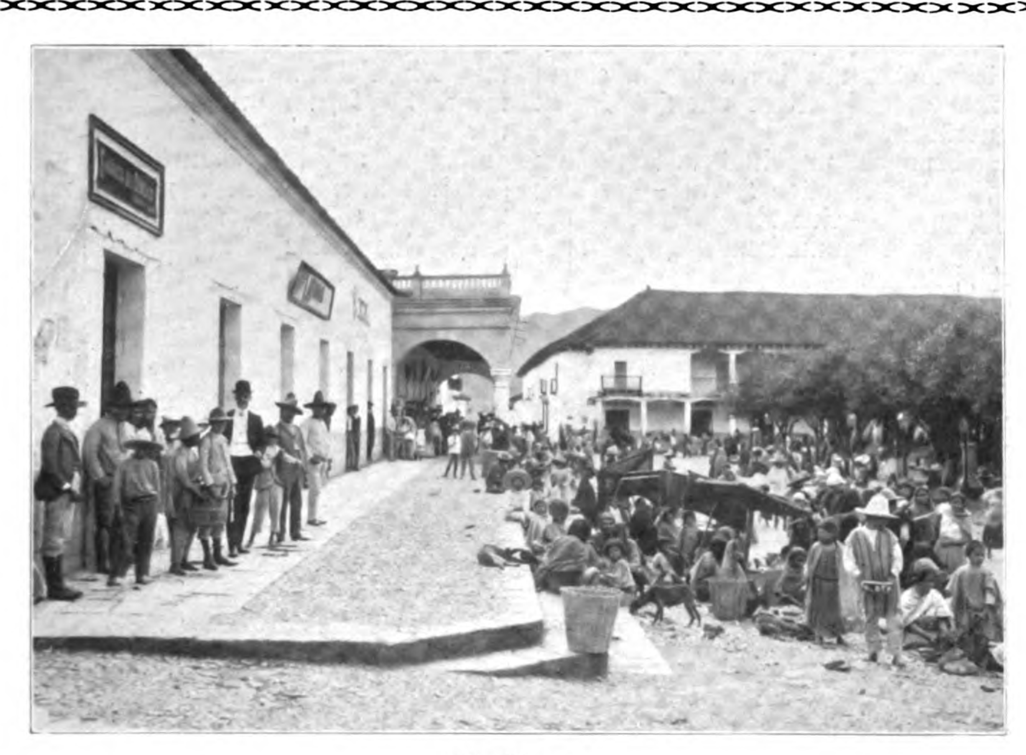
Als wir uns dem Marktplatze von San Cristobal näherten, auf dem es um jene Zeit — es war gegen Mittag — von Indianern wimmelte, eilten uns heftig gestikulierende Polizisten und andres Volk entgegen. Wir glaubten schon nach unsern Erfahrungen in San Juan Bautista, es handelte sich um einen jener überschwenglichen Begrüßungsakte, die uns früher so sehr in Verlegenheit gebracht hatten, und wollten schon freundlich dankend abwehren. Zu unsrer Überraschung sollten wir indessen bald gewahr werden, daß es sich um das ungefähre Gegenteil einer Begrüßung, nämlich um eine sanfte, aber entschiedene Abwehr unsrer Annäherung handelte. Es war, was wir ja nicht ahnen konnten, seit alters her strengstens verboten, auf feurigen Rossen oder sonstigen gefährlichen Bestien über den Marktplatz der „Ciudad Real“ (Königliche Stadt, auszeichnender Titel für San Cristobal, aus der Zeit der spanischen Herrschaft) zu reiten, mit Rücksicht auf das kost-



San Cristobal, Gefängnishof

bare Leben der zur Marktzeit dort herumlungernden Eingeborenen. Unsre armen „Machos" (Maultiere), die schon tagelang zu unserm heftigen Verdruß mehr schlichen als trabten, durften füglich ob der unerwarteten Ehrung ebenso stolz sein, wie wir ärgerlich darüber waren, daß wir nun noch einen weiten Umweg zu dem ersehnten Hotel machen mußten. Meinem Macho stieg dann auch prompt die Fiktion, ein feuriges Roß zu sein, zu Kopf, denn es warf mich, als uns noch Dutzende neugieriger Augen nachstierten, an der nächsten Straßenecke recht unsanft aufs Pflaster.

Ein kleines, lebhaftes Männchen nahm sich alsbald unser an und erbot sich, uns zum „besten, dem einzigen wirklichen Hotel" zu geleiten. Ich unterdrückte verschiedene neugierige Fragen, die mir nach Eß-, Trink- und Bettverhältnissen, nach Badegelegenheit, elektrischem Licht, Personenaufzug und andern selbstverständlichen Requisiten eines erstklassigen Hotels einer Staatshauptstadt (was ja San Cristobal de facto noch immer war) unwillkürlich aufstiegen, und beschloß, meine Neugierde zu zügeln, um mich dann durch die zweifellos unser harrenden mannigfachen Kulturgenüsse um so angenehmer überraschen zu lassen... Aber der freundliche alte Herr war natürlich selber der Besitzer jenes gerühmten „besten und wirklich einzigen Hotels" der Stadt, daher sein Optimismus und unsre Enttäuschung über den Gasthof. Wäre dieser nur halb so „freundlich" gewesen wie sein Besitzer! Es war aber eine traurige, feuchte Höhle, deren oberes Stockwerk (in jener durchaus kalten Zone) mit schadhaften Backsteinen gepflastert, dabei so baufällig war, daß man bei einem Gang durch das Zimmer seekrank werden konnte. An die See erinnerte auch der erstaunlich hohe Feuchtigkeitsgehalt des Bettinhalts, der, wie sich bei flüchtiger Untersuchung herausstellte, im wesentlichen aus schimmeligem Seegras bestand. Den Aufstieg zum Aquarium vermittelte eine Treppe, die nicht unerhebliche Anforderungen an turnerische Fertigkeiten stellte, die wir uns ja gottlob auf unsern Kletterpartien im Urwald in ausreichendem Maße an-



Marktszene

geeignet, aber inmitten einer mühsam zurückeroberten staatshauptstädtischen Kultur denn doch entbehren zu können vermeint hatten. In verständnisvoller Würdigung des ebenso alten wie wahren Spruchs: „Mann und Weib, ein Leib" hatte uns der freundliche alte Herr nur ein Waschgeschirr und ebenso die übrige Einrichtung nur in einer Auflage zur Verfügung gestellt, und wenn man mit den vorhandenen zwei Stühlen indianischer Manufaktur vorsichtig umging, das heißt dem einen einige entbehrliche Gegenstände von 40 bis 50 Zentimeter Dicke, etwa die Bände des neuesten Brockhaus von „Kultur" bis „Mexiko", unterlegte und sich von dem zweiten überhaupt fernhielt, da ihm keine Wissenschaft mehr auf die Beine helfen konnte, so war man gegen Umfälle so ziemlich sicher. Im übrigen bewies der freundliche alte Herr ein geradezu rührendes Verständnis für unsre Lage und Gemütsverfassung, indem er alle jene Dinge, die auf einen gerade der Wildnis entronnenen und an die primitivste Lebensweise gewöhnten Menschen einen allzu heftigen Eindruck machen konnten, wie Kleiderschrank, Wäschekommode, Spiegel und andre raffinierte Kulturprodukte, ängstlich von uns fernhielt.

Als wir, noch völlig unberührt von der erträumten Kultur der südmexikanischen Metropole, aus unserm Appartement hinabturnten, um an dem langen, gedeckten Tische im Hausflur Table d'hote zu speisen, stand auch schon der freundliche alte Herr bereit, um uns unter bedeutungsvollem Händereiben die kurzen, aber inhaltsschweren Worte zuzurufen: „Qué tal!" Der Mexikaner versteht es, in diese kurze Interjektion die verschiedenartigste Bedeutung zu legen, sie dient ihm unter anderm, um eine bei dem Angeredeten vorausgesetzte freudige Überraschung zu markieren, was in unserm Falle etwa zu interpretieren wäre: „Was sagen Sie jetzt? Habe ich nicht recht gehabt, als ich Ihnen dieses Hotel... Aber ich sehe, Sie sind von der freudigen Überraschung überwältigt, darum antworten Sie mir nicht!" Mein Macho sah sich in diesem Moment, Maisstroh kauend, nach uns

um, und ich kann zwar nicht darauf schwören, aber mir schien sich in einem leisen Wiehern so etwas wie Hohnlachen auszudrücken.

Nachdem wir uns in dem Aquarium des freundlichen alten Herrn — er hieß Don Pancho — eine Nacht hindurch der schwersten Rheumatismusgefahr ausgesetzt, siedelten wir am nächsten Morgen in das ganz neue, an der Plaza gelegene „Hotel de Europa" über. Von unsern treuen Machos, die uns von Santa Margarita, an der Grenze von Tabasco und Chiapas, durch den Urwald und bis nach San Cristobal getragen hatten, nahmen wir jetzt Abschied, sie waren bereits vor Ocosingo in den Besitz eines dortigen „Finquero" übergegangen. Von unserm neuen Logis aus konnten wir vortrefflich das Leben und Treiben auf dem Marktplatz, der Plaza, beobachten, wo im Laufe der Woche Tausende von Indianern aus allen Himmelsrichtungen zusammenströmen, um Naturprodukte oder ihre gar bescheidenen Industrieerzeugnisse zu verkaufen beziehungsweise damit Tauschhandel zu treiben. Zu den ersteren gehören Obst und Früchte aller Art, Chile, Tomaten, Zwiebeln, Knoblauch, Zuckerrohr, Baumwolle und so weiter, zu den letzteren Töpferwaren, glatte und dekorierte Kürbisschalen und -gefäße, Korbwaren, Hüte, Sandalen, wollene Decken, primitive Musikinstrumente und dergleichen mehr. Der Tsental- und der Tsotsilindianer huldigen einer heiteren Lebensauffassung und sind Freunde einer freilich sehr unentwickelten, naiven Musik. Violinen, Gitarren und Mandolinen, selbst eine Art Harfe fertigen sich die einzelnen Musikliebhaber vielfach selber an. Auf den Straßen von San Cristobal kann man häufig Gruppen musizierender (und zwar nicht betrunkener) Indianer begegnen, die, an ihren rührend primitiven Saiteninstrumenten zupfend, nach ihrer Art in hohen musikalischen Genüssen schwelgen. Ein eigenartiges Instrument von verhältnismäßig großem tonlichem Effekt ist die für Chiapas charakteristische „Marimba", eine Art Holzklavier, das von zwei bis vier Personen mittels Gummihämmern gespielt wird. Die Marimba ist von einhalb bis zwei Meter Länge und besteht aus auf federnder Unterlage ruhenden, genau abgestimmten Holzplättchen aus hartem und vollkommen trockenem Holz über einem zirka sechzig Zentimeter hohen Resonanzboden. Wir lernten in San Cristobal Marimbas kennen, die von vier erstaunlich geschickten Personen in tadellosem Zusammenspiel geschlagen wurden und den Eindruck eines kleinen



Tsotsilindianerin (Gegend von San Cristobal)

Orchesters erweckten. Die Nähe der Plaza hatte für uns aber auch die unangenehme Seite, daß unsre Türe unausgesetzt von Schwärmen Neugieriger belagert war. Das entsprach dem Mund-, Augen- und Ohrenaufreißen der biederen Hinterwäldler von San Juan Bautista, wo immer wir uns in dem großen Hauptdorf des Staates Tabasco hatten blicken lassen, war aber hier wie dort gleich lästig. Da wir gottlob nicht, wie moderne konstitutionelle Herrscher, zu dem Tribut der öffentlichen Kontrolle unsrer geheimsten Handlungen verpflichtet waren, erlaubten wir uns, zeit- und stellenweise mittels eines großen Vorhanges die Öffentlichkeit auszuschließen, denn die Türe konnten wir nicht schließen, da sie uns in Ermangelung von Fenstern, Licht und Luft spenden mußte. Die Neugierde einzelner jener Naturkinder war aber noch größer als unsre Findigkeit bei der Flucht aus der Öffentlichkeit: sie verhalfen sich zu ihrem guten Recht, indem sie sich auf der Straße platt auf den Bauch legten und den geheimnisvollen Vorhang mit keckem Finger lüfteten . . . Im übrigen kamen wir mit den Indios, den Mestizen und Behörden und selbst mit den wenigen in San Cristobal ansässigen Landsleuten vortrefflich aus. Mit dem Bischof von Chiapas (heute Erzbischof von Guadalajara), Dr. Francisco Orozco y Jimenez, hatte ich schon vor Antritt der Reise korrespondiert und von ihm ein Zirkularempfehlungsschreiben an die Geistlichen seiner Diözese erhalten, das uns freilich unter den besonderen Umständen (fast ausschließliches Reisen durch Wildnis) wenig nützen konnte. Der Bischof hatte einigermaßen besorgt auf meinen ersten Brief geantwortet, daß ein Besuch der Lacantuns mit nicht wenigen Entbehrungen und Gefahren verknüpft sei, welch letztere uns freilich nicht von den „zwar völlig unzivilisierten, aber sehr gutmütigen Eingeborenen“ (indigenas enteramente salvajes, pero mansos), vielmehr durch die Reise an sich bevorstünden. Ähnliche Urteile hatten wir wiederholt von Kennern des Staates Chiapas zu hören bekommen, doch konnten sie uns in dem einmal gefaßten Entschluß, den See Pet'há und die Lacantuns* zu besuchen, nur noch bestärken.


Ein Eingeborenenpaar aus San Pedro (Chiapas)

Es war bitterkalt in San Cristobal, und da zudem die Regenzeit bereits eingesetzt hatte, mußten wir uns teilweise neu ausstaffieren, und vor allem ein während der ganzen Reise leicht entbehrtes Möbel doch noch anschaffen: einen Regenschirm. Das Sammeln, Photographieren und Abgießen der Gesichtsmasken nahm uns noch einige Wochen in Anspruch. Unser Hotelzimmer glich

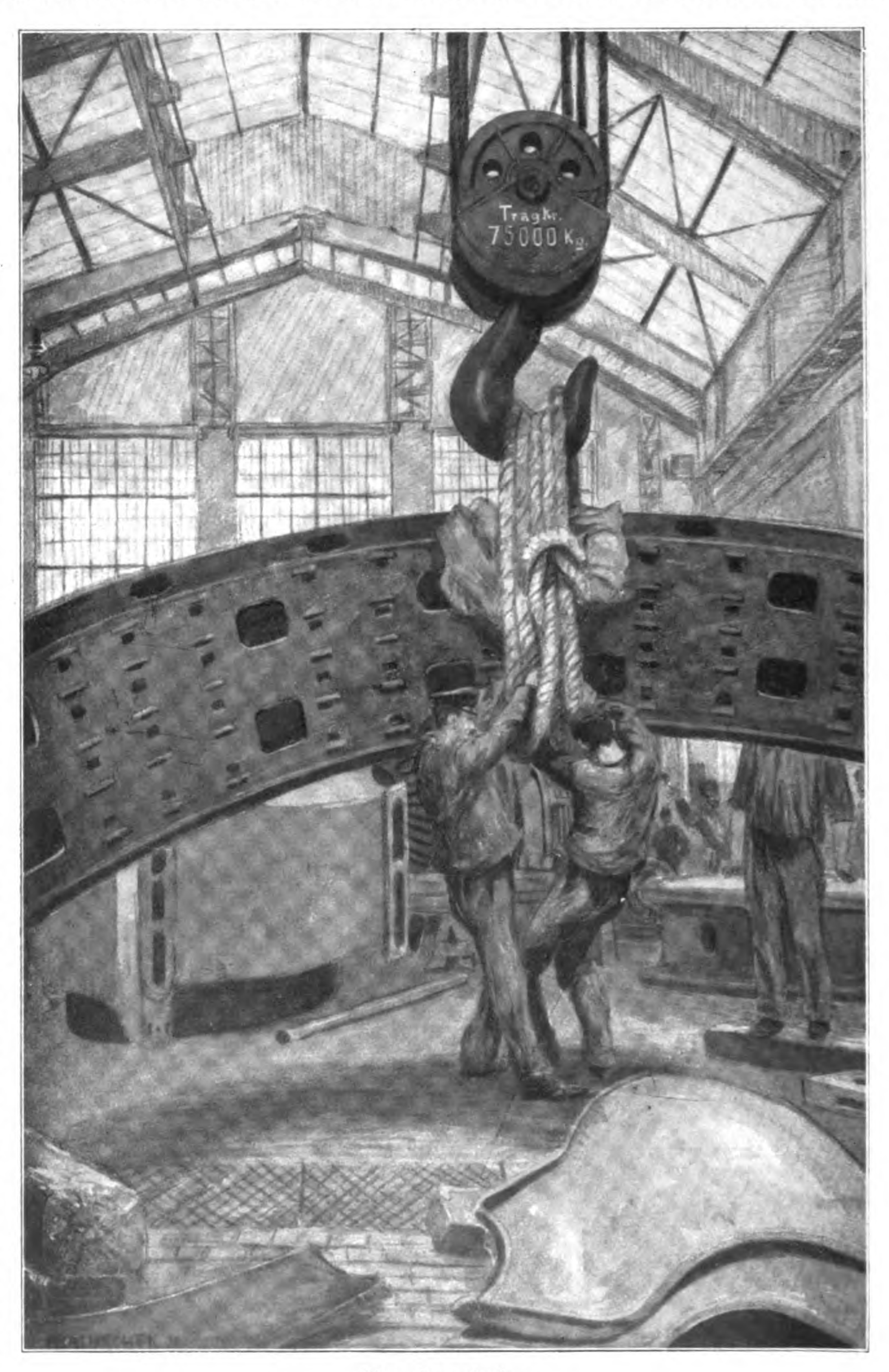
bald einem malerischen Trödlerladen und übte als solcher eine magische Anziehungskraft auf die vorübergehenden Indianer aus, die sich häufig nach den Preisen der am Boden umherliegenden Herrlichkeiten erkundigten und nicht begreifen konnten, daß wir die Gelegenheit, unsre Waren an den Mann zu bringen, so leichtfertig ausschlugen. — Eine größere Anzahl photographischer Aufnahmen machte ich im Gefängnishof, wo die interessantesten Indianertypen in reicher Auswahl zur Verfügung standen. Nicht ganz so einfach wie das Photographieren ist das Anfertigen der Gipsmodelle von Gesicht, rechter Hand und linkem Fuß der Individuen. Der Ausübende braucht dazu eine gewisse Übung und das Modell ein gut Teil Courage. Man beginnt am besten mit der harmloseren Arbeit an Fuß und Hand und schließt mit dem „dicken Ende", der Gesichtsmaske. Das Verfahren ist leicht und ungefährlich. Der ganze Teil des Kopfes, von dem man einen Abguß machen will, wird tüchtig mit Vaseline eingerieben (im Notfall tut's auch Öl), die Barthaare, Augenbrauen und Wimpern dabei besonders sorgfältig behandelt, damit kein Härchen an dem erstarrenden Gips kleben bleibt. Das Kopfhaar wird sodann mit einem ölgetränkten Leinenstreifen an der gewünschten Grenze der Maske abgebunden. Die Gehörgänge werden mit Wattebäuschen zugestopft, die (geschlossenen) Augen mit Stanniolblättchen zugedeckt und — was ja nicht vergessen werden darf — in die Nase kommen Gummiröhrchen von 15 bis 20 Zentimeter Länge, um die Verbindung mit der Außenwelt aufrecht zu erhalten. Hat das Opfer alle diese unheimlichen Prozeduren geduldig über sich ergehen lassen, so verläuft meist auch das übrige glatt. Manchmal freilich auch nicht. Denn nun legt sich das Modell flach auf den Rücken hin und erhält alsbald eine kräftige Ladung des dickflüssigen Gipsbreis mitten ins Gesicht. Dieses, damit die Gummiröhrchen möglichst bald Halt gewinnen und auch weil die rasch erstarrende Masse zunächst für den wichtigsten Teil der Maske, die Gesichtsmitte, Verwendung finden soll. In dem kritischen Moment, wo der Gips das Gesicht berührt, befällt nun manche eine Heidenangst, es könnte ihnen die Luft ausgehen, sie richten sich auf und ziehen womöglich die Röhrchen aus der Nase, bekommen daraufhin prompt den Gips in ihr Riechorgan und fangen an zu ersticken, wenigstens tun sie so. Mit solchen Kunden ist dann nichts mehr zu machen, denn ein zweites Mal legt sich solch ein Held nicht wieder auf die Folterbank. Geht es aber, wie es gehen soll (und mir auch fast stets, selbst bei Frauen und Kindern, gelang), so hat sich das Modell nach dem ersten Schreck bald beruhigt und hält den Rest der Operation geduldig aus. Die Gipsschicht muß in der Mitte zirka acht bis zehn, nach den Rändern hin zwei Zentimeter dick aufgetragen und möglichst rasch komplettiert werden, um die Bildung von Spalten und Rissen zu vermeiden. Zum Erstarren braucht die Masse zehn bis fünfzehn Minuten, und das Maskennegativ kann, wenn genügend geölt war, leicht abgenommen werden. Beide Ohren zugleich lassen sich jedoch nicht gut modellieren, man begnügt sich mit einem, gewöhnlich dem linken. Nimmt man hierzu noch die Photographie und verschiedene Körpermaße, so läßt sich danach ein ziemlich naturgetreues Abbild der betreffenden Person anfertigen. Die Ganzfiguren, wie wir sie in Museen und Panoptiken sehen, sind meist auf diesem Wege hergestellt.

San Cristobal, unter den spanischen Vizekönigen als Hauptstadt einer Capitania General „Ciudad Real" betitelt und später, zu Ehren des ersten Bischofs und eifrigen Missionars Bartolomé Las Casas, San Cristobal Las Casas genannt, wurde im Jahre 1528 von einem der Unterfeldherren des Cortez gegründet. Es wurde bald der Sammel- und Brennpunkt der spanischen Missionstätigkeit in ganz Mittelamerika und ist, infolge seiner isolierten Lage auf einer von unwegsamen Höhenzügen umgebenen Hochebene, von den zahlreichen politischen Stürmen und Umwälzungen, die Mexiko heimgesucht, fast völlig unberührt geblieben. Nur im Sommer 1911, als das ganze Land von der erfolgreich gewordenen maderistischen Un-

botmäßigkeit ergriffen wurde, wollten auch die sonst so braven und friedlichen „Chamula"-Indianer ihr Revolutiönchen haben und zogen unter Anführung ihres (oben erwähnten) Bischofs mit einigen alten Schießprügeln, Waldmessern und Stöcken bewaffnet gen Tuxtla Gutierrez, die heutige offizielle Hauptstadt des Staates Chiapas. Sie wurden aber mit Leichtigkeit von einer Kompagnie Miliztruppen wieder heimgeschickt, und heute ist das einzige sichtbare Resultat jener „bewaffneten Erhebung" die — Beförderung des streitbaren Bischofs auf den Erzbischofstuhl von Guadalajara. — Zwei Merkmale zeichnen die heute gegen 25000 Einwohner zählende Stadt aus: das stark überwiegende, rein indianische Bevölkerungselement und die vielleicht nirgends in Mexiko so stark hervortretende unbedingte Herrschaft des katholischen Klerus. Da unten scheint man die liberalen Reformgesetze des Juarez von 1857 wieder völlig vergessen oder nie gekannt zu haben. Dieser Teil der großen mexikanischen Republik, der bekanntlich bis vor hundert Jahren noch zu Guatemala gehörte, hat sich in jenes moderne Staatsgebilde mit seinen wenn auch noch so bescheidenen wirtschaftlichen und kulturellen Fortschrittstendenzen niemals so recht eingefügt — es ist bis zum heutigen Tage ein Stück Mittelalter geblieben. Was dort von rudimentären Leistungen auf den Gebieten der Industrie, der Kunst und Wissenschaften zusammengetragen werden könnte, es fände reichlich Platz im Vorhof eines einzigen der dort so zahlreichen Klöster und Tempel, und mit einem Bruchteil des Eifers und der Energie, die jene kraftvollen Eingeborenen in religiösen Dingen betätigen, wären auf politischem und volkswirtschaftlichem Gebiete Wunder zu wirken, ungeahnte Fortschritte zu erzielen. Und wer weiß, welche Rolle gerade der Eingeborenenbevölkerung Südmexikos in der politischen und ökonomischen Entwicklung des ganzen, heute so schwer heimgesuchten Landes beschieden sein mag. Sie hat dem Lande seit zwei Menschenaltern die größten Männer geschenkt (Benito Juarez, Porfirio Diaz), sie wird ihm einen Befreier senden aus den drohenden Fängen des zum Sturze bereiten Adlers.

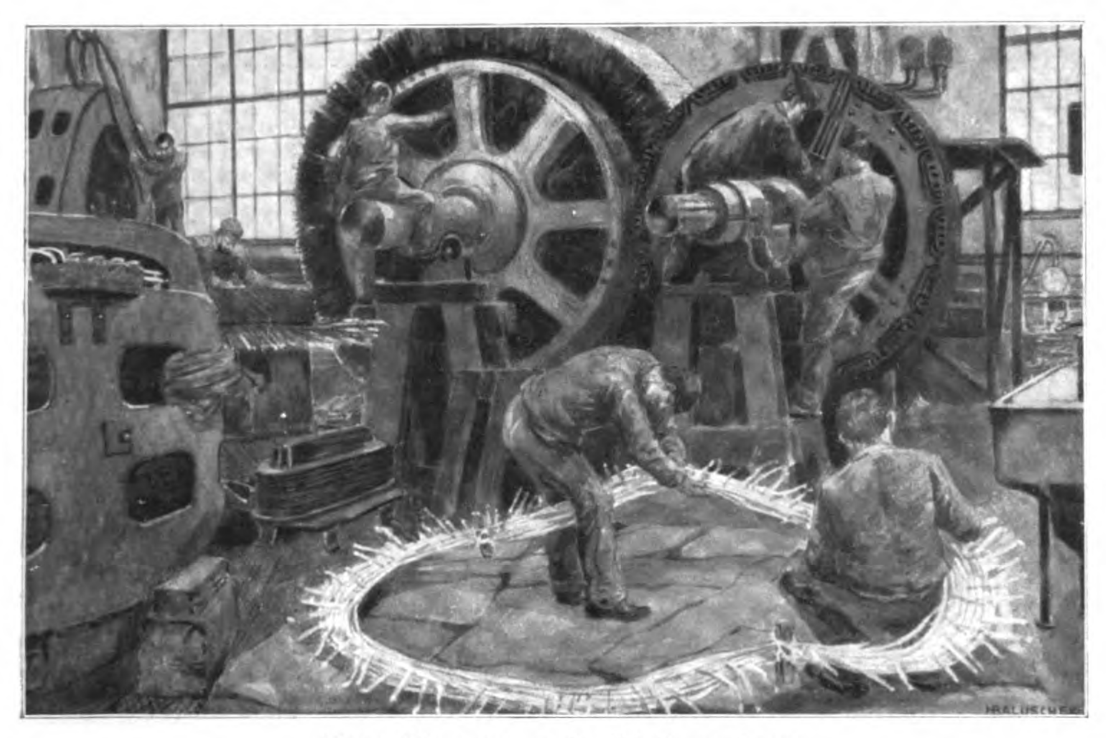


Straße in Campeche



Am Kranhaken

(Zu dem nachfolgenden Artikel: „Die elektrischen Riesen"



Anker für ganz große Elektromotoren

Die elektrischen Riesen

Von

Artur Fürst

(Mit fünf Abbildungen nach Aquarellen von Hans Baluschek)

Hoch im Norden Berlins, dort, wo die Wipfel des Humboldthains eine grüne Oase in der grauen Wüste des Häusermeeres bilden, unweit der Brunnenstraße, steht an einer versteckten, nicht jedem zugänglichen Stelle ein Haus, das zu den großartigsten und schönsten Gebäuden Berlins gerechnet werden muß. Es ist ja leider eine anerkannte Tatsache, daß wir augenblicklich in einer Zeit leben, die in der Architektur recht wenig Hervorragendes leistet. Was an Palästen und öffentlichen Prachtbauten entsteht, ist überall recht trivial und ausdruckslos, von der neuen Börse in Genua bis zur Königlichen Bibliothek in Berlin. Glücklicherweise aber beginnt gerade auf einem Gebiet der Architektur, das noch bis vor kurzem für die Künstler überhaupt nicht existierte, ein neuer Tag heranzubrechen. Alfred Messel hat einen neuen Stil für den Geschäftspalast geschaffen, und Peter Behrens ist der erste Fabrikenbaumeister großen Stils.

Das oben erwähnte prachtvolle Haus hat Behrens für den Fabrikkomplex der A.E.G. in der Brunnenstraße geschaffen. Es ist zugleich eines der gewaltigsten Werkhäuser, die es überhaupt gibt. Seine Zweckbestimmung ist, den Zusammenbau der allergrößten elektrischen Maschinen, die Fortbewegung der gewaltigen Stücke am Kranhaken und das Hinüberheben der einen fertig aufgetürmten Maschine

über die andre zu gestatten, damit nicht eine Montagestelle den Weg zur andern für große Stücke sperre. Diese letzte Notwendigkeit insbesondere bestimmte die Größe der Halle. Sie hat eine lichte Höhe, die der eines sechsstöckigen Hauses nicht nachsteht. Die Länge ist entsprechend imposant, so daß hier ein Raum entstanden ist, in dem selbst die mächtigsten elektrischen Riesen klein und zierlich erscheinen. Unter andern befindet sich in dieser Halle ein Drehwerk zum Bearbeiten großer Dynamogehäuse, das die größte Werkzeugmaschine ist, die es überhaupt auf der Erde gibt. Der Apparat hat, nebenbei bemerkt, nicht weniger als 300 000 Mark gekostet. Diese ganz außerordentlich große Drehbank und ihre Nachbarin, die nicht viel kleiner ist, verschwinden vollkommen in den Riesendimensionen der Halle. Behrens hat bei der Konstruktion des Hauses nichts weiter getan, als die Linien, die die technische Notwendigkeit vorschrieb, in ein schönes Verhältnis zueinander gebracht, sie ausdrucksvoll durchgeführt, aber er hat dies mit so viel Geist und Geschick getan, daß eine neue Monumentalität entstanden ist. Dieses Fabrikgebäude ist packend schön, ohne daß es einen Pfennig mehr kostet, als wenn es vom Maurermeister ohne viel Kopfzerbrechen in der „normalen" Form aufgeführt worden wäre.

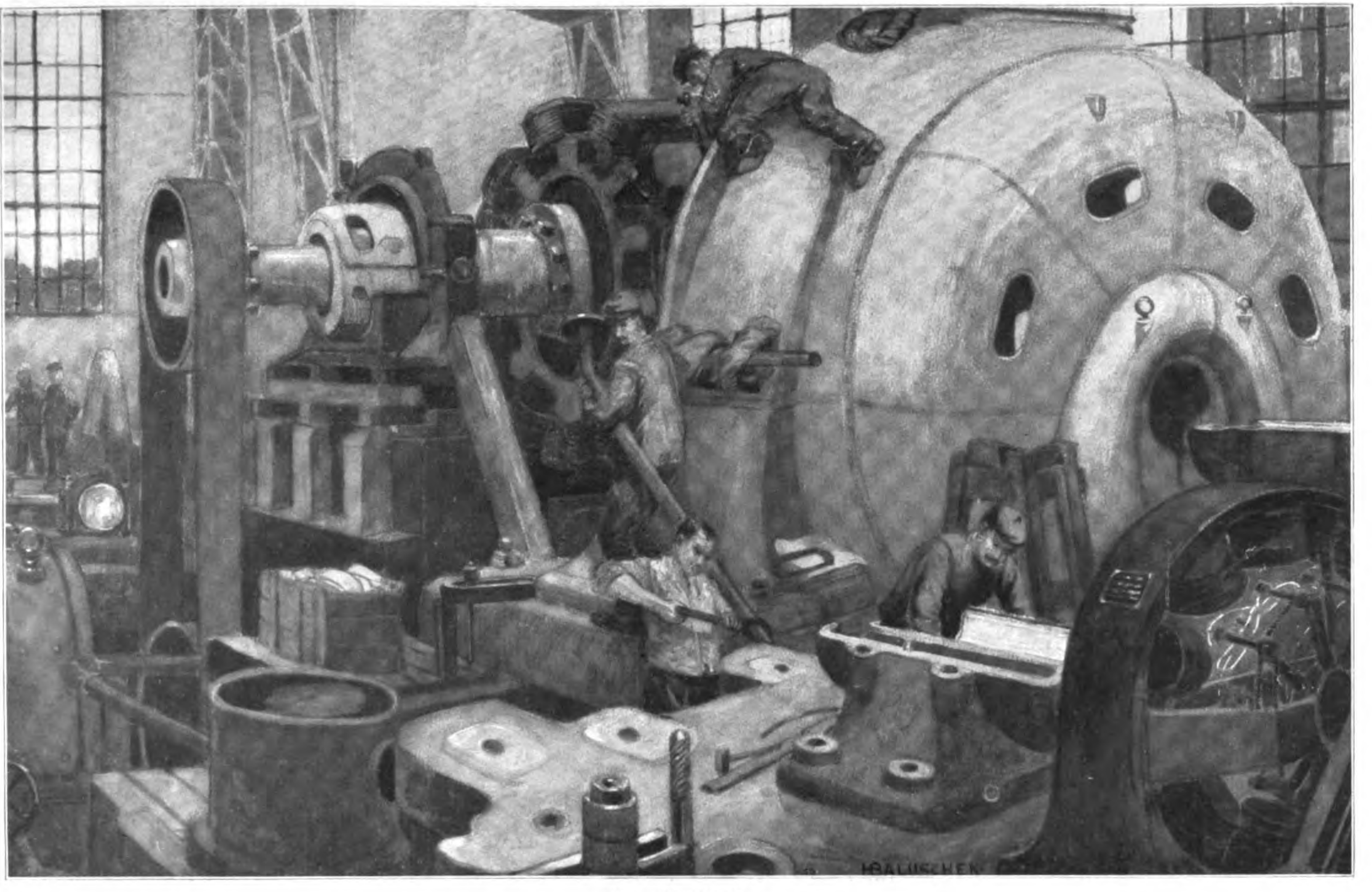
Aus dem kräftigen, lebhaft pulsierenden technischen Leben, das in dieser Montagehalle herrscht, hat Hans Baluschek die Stoffe zu den Bildern genommen, die hier wiedergegeben sind. Ist Behrens der Baumeister der Technik, so kann man Baluschek zu den immer noch recht wenigen Malern rechnen, die in dieses etwas spröde erscheinende Gebiet tief einzudringen versuchen. Der Künstler, dessen treffliche Eisenbahnbilder allgemein bekannt sind, hat die seltene Fähigkeit, einen technischen Vorgang in seinem Gehalt rein malerisch und zugleich doch so aufzufassen, daß das technische Geschehen in dem Bilde mit voller Klarheit hervortritt.

Man betrachte zum Beispiel das Gemälde mit der langen Reihe der Dynamoanker. Was das Auge des Malers bei diesem Gegenstand gefesselt hat, ist, wenn man so sagen darf, die Poesie der Masse. Ein riesenhafter Rücken türmt sich hinter, neben dem andern auf, die ungeheuren Wölbungen, deren genau kreisförmig gezogene Umrißlinien im einzelnen recht langweilig wirken würden, geben in der Vielzahl immer neue, wechselnde Überschneidungen. Die Menge dieser kolossalen, wuchtend schweren Gebilde läßt die Großartigkeit des Getriebes in der elektrischen Industrie von heute ahnen, die vielen tausend Drahtwicklungen, die deutlich sichtbar sind, geben einen Begriff von den geheimnisvollen, komplizierten Wegen, die der elektrische Strom bei seiner Erzeugung schon innerhalb der ihn gebärenden Maschinen zurückzulegen hat. Dabei bricht sich das Licht, das von der Glasdecke der Halle herabfällt, in unzähligen Reflexen auf den glänzend polierten gelben Zylindern der Kollektoren. Aus all diesem hat Baluschek ein Bild geschaffen, das zugleich ergötzlich und belehrend ist. Es ist ein echtes Kunstwerk, und doch erhält jeder Beschauer einen genauen Begriff davon, wie der rotierende Teil, der Anker, einer modernen Riesendynamo aussieht.

Einen Blick in die Vorgänge bei der Entstehung einer solchen großen Maschine läßt ein andres Gemälde tun, das eine Reihe von Mädchen beim Wickeln eines Gehäuses, des feststehenden Teils oder Stators einer Dynamo, zeigt.

Wickeln nennt man den Arbeitsvorgang, bei dem in die vielen hundert Nuten des Maschinenkörpers die Drähte eingezogen werden. Es ist der einzige Vorgang beim Zusammenbau der Dynamo, der noch nicht mit Hilfe von Maschinen erledigt werden kann, der ausschließlich durch Handarbeit vollbracht werden muß. Die Drähte, aus denen die Unzahl der einzulegenden Spulen gebildet wird, haben so viel Windungen und Krümmungen zu machen, daß es noch nicht möglich gewesen ist, eine Maschine zu konstruieren, die das Wickeln besorgt. Die erforderlichen Bewegungen sind allzu kompliziert. Es kommt hinzu, daß die Isolationen, die auf die fertig gewickelten Spulen aufzubringen sind, mit größter Exaktheit und Sorgfalt ausgeführt werden müssen, da die geringste unsorgfältig isolierte Stelle den Wirkungsgrad der ganzen Maschine sofort sehr bedeutend herabsetzt.

Für den Maler war hierbei inter-



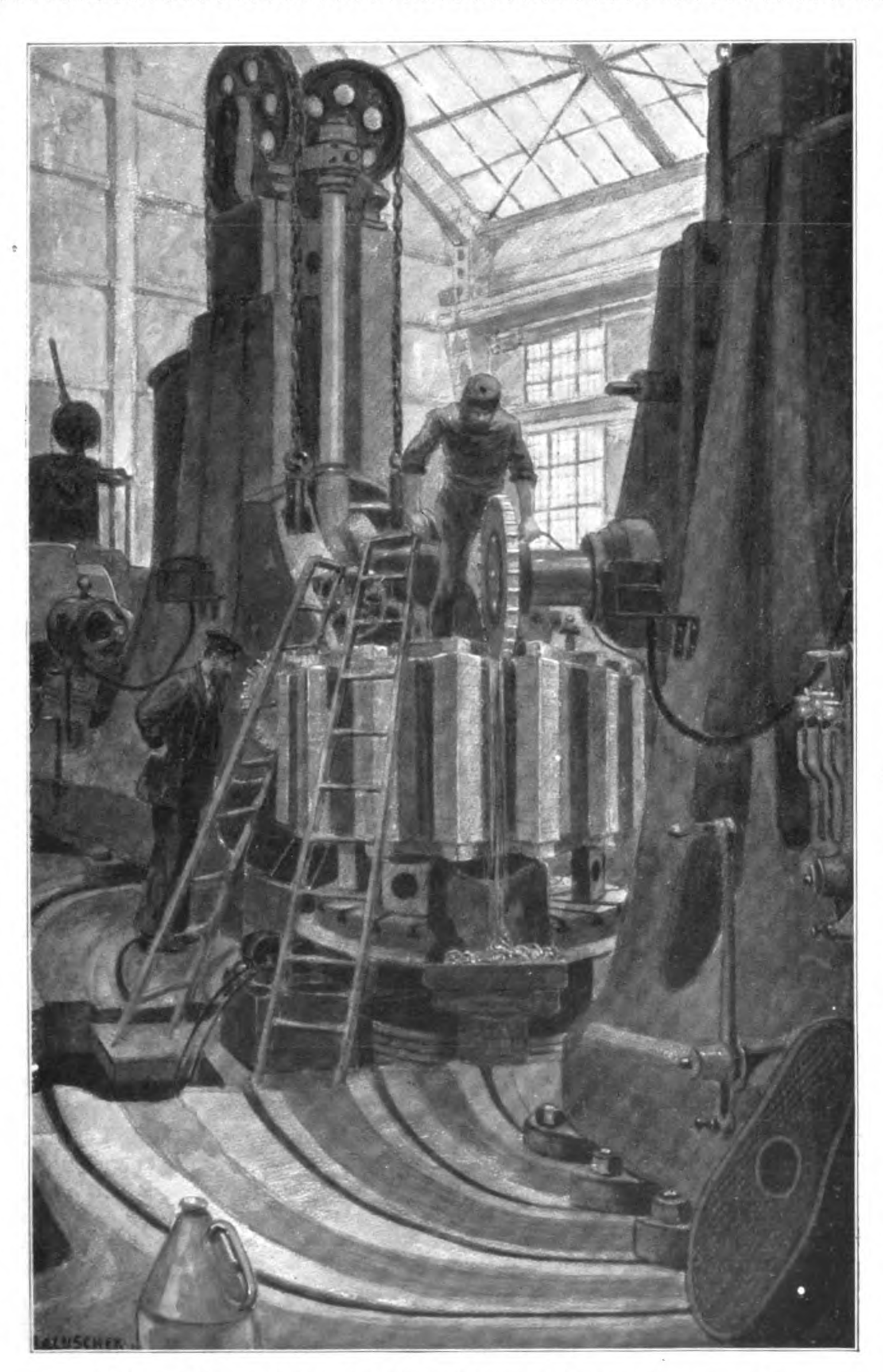
Im Prüffeld

essant, daß beim Wickeln eines einzigen dieser kolossalen Statoren ein Dutzend und mehr Mädchen gleichzeitig beschäftigt ist, die sämtlich zu gleicher Zeit ähnliche Handbewegungen machen, aber doch in so verschiedener Weise an dem einen einzigen riesenhaften Eisenkörper beschäftigt sind, daß eine sehr interessante Abwechslung in den Haltungen der Arbeitenden entsteht. Rings um die Körper der Mädchen herum und zwischen diesen sieht man das Gewirr der Drähte und Spulenenden, erblickt man, noch unverhüllt und deutlich, das Nervensystem des Gebildes, das später mit ganz persönlicher Lebendigkeit die wundervolle Kraft der elektrischen Ströme aus sich heraussprudeln wird.

Wenn man einen so gewaltigen Maschinenteil, wie es dieser Stator ist, auf dem Boden der Halle liegen sieht, so glaubt man, daß seine vielen hundert Zentner hier für ewige Zeiten festgewurzelt sind, daß er niemals wieder von dieser Stätte seiner Entstehung wird fortbewegt werden können. In Wirklichkeit wandern solche gewaltigen Maschinenteile in der großen Halle fortwährend und ohne besondere Anstrengung hin und her. Soll solch ein Stück bewegt werden, so macht der Werkmeister eine kleine Handbewegung nach der Decke der Halle hinauf. Sofort senkt sich von dort oben an einer armdicken Kette ein riesenhafter Haken herab, der imstande ist, 75000 Kilo zu tragen und die angehängte Last an jede Stelle der Halle befördern kann. Denn dieser Haken hängt seinerseits wiederum an einem ungeheuren Krangerüst, das selbst über die ganze Länge des Raums verfahren werden kann, während die auf dem Rücken des Gerüsts laufende Katze die Breite des Raums bestreicht. Einen richtigen Eindruck bekommt man von den Dimensionen der Halle, in der diese Riesen geboren werden, erst, wenn man mit einem der Fahrstühle im Seitenanbau einmal sechs Etagen in die Höhe gefahren ist und dort oben auf der Höhe der Kranbahn das Hebewerk selbst aus nächster Nähe sich anschaut. Was von der Tiefe aus wie ein leichtes Gewebe aus Gitterwerk aussah, ist hier ein kolossaler Brückenträger, aus mächtigen Walzstücken genietet, wie eine Eisenbahnbrücke fähig, eine große Last in der nicht unterstützten Mitte zu tragen, ohne sich im geringsten durchzubiegen. Auf dem Trägergerüst montiert sind drei sehr kräftige Motoren, von denen jeder reichlich imstande wäre, einen Eisenbahnzug zu transportieren. Diese Antriebsmaschinen besorgen die drei Bewegungen des Krans. Der eine dient zum Verfahren des Krangerüstes selbst, der zweite zieht die Laufkatze in der Richtung senkrecht zur Kranbahn, mit Hilfe des dritten endlich wird die Kette, an der der Haken hängt, auf- und abgewickelt. Trotz den ungeheuren Gewichten, die bei all diesen Vorgängen bewegt werden müssen, auch wenn noch gar keine Last am Haken hängt, bewegt sich alles mit einer sehr erstaunlichen Leichtigkeit. Der Kranführer beherrscht von seinem kleinen Stand aus mit Hilfe von nur zwei Schalthebeln das Ganze so, daß er den Haken auf Millimeter genau an jeden Ort einstellen kann.

In seinem Bild zeigt Baluschek, wie an dieses kolossale Schmiedestück mit Tauen ein Teil eines großen Dynamostators angehängt ist. Man ahnt das Gewicht des Stückes nur noch durch den Anblick der kräftigen Befestigung, denn sein Gewicht hat es vollkommen verloren, es schwebt wie ein Federlein an der mächtigen Hakenkrümmung, die es gleich ganz sanft und vorsichtig auf den Boden der Halle niederlegen wird.

Obgleich also in einer modern eingerichteten Fabrik der Transport selbst der schwersten Stücke mit irgendwelchen besonderen Schwierigkeiten nicht verbunden ist, so sucht man dennoch ein Hin- und Herfahren der besonders großen Maschinenteile nach Möglichkeit zu vermeiden, weil das Anknüpfen an den Kranhaken eine schwierige Arbeit ist und für das Niederlegen stets von neuem Raum geschaffen werden muß. Die Hauptursache für die Ortsveränderung der Stücke bietet ihre Bearbeitung, das Heranschaffen an die verschiedenen Werkzeugmaschinen. An solch einem Dynamoteil muß gefräst, gebohrt, gehobelt werden. Für alle diese Arbeitsvorgänge mußte man früher die Stücke verschieben. Inzwischen sind aber auch die einzelnen Teile der großen elektrischen Maschinen so gewaltig geworden, daß man sich allmählich zu dem umgekehrten Verfahren entschlossen hat. Man läßt



Fräsmaschinen beim Nutenschneiden an einem Dynamoanker



Spulenwickeln an einem Dynamogehäuse

die zu bearbeitenden Stücke ruhig liegen und bringt die verschiedenen Werkzeugmaschinen nacheinander heran. Jede der Arbeitsmaschinen hat oben eine kräftige Öse, wo der Haken des Krans sie packt, aufhebt, verfährt und genau an der gewünschten Stelle niedersetzt. Das zu bearbeitende Stück liegt ein für allemal auf einer kolossalen eisernen Scheibe, der sogenannten Aufspannplatte, die mit Einschnitten zum Befestigen großer Schraubenbolzen versehen ist. Mit deren Hilfe wird die vom Kran gelandete Arbeitsmaschine fest gegen die Aufspannplatte verschraubt und kann ihre Tätigkeit sofort beginnen.

Auf dem Bild sehen wir zwei große Fräsmaschinen ihre nützliche Tätigkeit zugleich verrichten. Sie schneiden mit ihren rotierenden scharfen Stahlrädern tiefe Nuten in das Werkstück, damit später die Drähte dort drinnen durchgezogen werden können. Nach mancherlei andern ähnlichen Arbeitsvorgängen, nach dem Wickeln und Aufmontieren ist dann endlich die Riesendynamo fertig aufgetürmt und steht in der ganzen Pracht ihrer wohlberechneten Linien im Prüffeld, jenem Teil der Halle, wo sie zeigen muß, daß sie auch unter den allergrößten Schwierigkeiten imstande ist, mehr Kraft abzugeben, als in dem an die Fabrik erteilten Auftrag im Höchstfall von ihr verlangt wird. Dann erst darf die Maschine als ein neues Wahrzeichen deutscher Technik hinausziehen in die Lande. Aus dem Baluschekschen Gemälde „Im Prüffeld“ können wir sehen, daß solch eine deutsche elektrische Maschine nicht nur für ihre Arbeitsleistung wohl und richtig gefügt ist, sondern auch ein Gebilde voll eigenartiger Schönheit darstellt. Und das ist bei diesen Pionieren deutschen Geistes und deutscher Arbeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung.



Der Mann mit dem Klumpfuß

Eine Novelle von Carl Bulcke

Der Besitzer des Rittergutes Klein-Kalliauten in Ostpreußen, Ludwig Maldehncke, jetzt achtunddreißigjährig, hatte das Malheur gehabt, als Achtzehnjähriger, der während der Ferien gern in der Stellmacherei des Gutes mithalf, durch einen Schlag mit dem Beil den linken Fuß so schwer zu verletzen, daß eine Amputation des halben Fußes notwendig wurde. Dieses Ereignis vernichtete zunächst den leidenschaftlichen Wunsch des Vaters, den Sohn bis zur Übernahme des Stammgutes nach seinem Tode Offizier werden zu lassen. Da der Vater in zwei Kriegen als Offizier mitgekämpft hatte — man sagte nirgendwo im ganzen Kreise Herr Maldehncke, man sagte stets „der Herr Rittmeister" —, so gab er dem Sohn den Trost, daß er, der Vater, für den Sohn seine Soldatenpflicht miterfüllt habe und daß nun der Sohn sich von Jugend auf ganz seinem Beruf als Landwirt widmen könnte. Es sei schließlich auch eine Lebensaufgabe, aus Klein-Kalliauten ein großes Gut zu machen. Also studierte der Sohn zunächst auf der Hochschule in Halle Landwirtschaft, wurde als Volontär auf großen Gütern in Sachsen, Pommern und Mecklenburg ausgebildet und übernahm, als der Rittmeister unerwartet rasch gestorben war, mit sechsundzwanzig Jahren das Gut. Die Mutter war bereits lange Jahre tot, die beiden Schwestern hatten sich reich verheiratet, der jüngste Bruder wurde Offizier, das Testament des Rittmeisters gewährleistete den Bestand des Gutes.

In den ersten Jahren war der Unfall des jungen Herrn Maldehncke nur als leichte Behinderung erkennbar. Er erschien als Student und als Volontär zu den Ferien auf Klein-Kalliauten, hochnäsig und elegant bis zur Blasiertheit, er zeigte sich zu Pferde auf den Nachbargütern, er tanzte auf jedem Ball. Man merkte kaum, daß er den linken Fuß schleifte, man merkte kaum, daß er langsamer ging als Gleichaltrige und daß der linke Stiefel breiter gearbeitet war als der rechte. Die Landwirtschaft hatte in Ostpreußen gute Jahre, der Rittmeister, ohnehin nicht ohne Großmannssucht, verdiente schweres Geld, gab große Feste und orakelte, wenn er betrunken war, von reichen Erbschaften und großem Vermögen. Der junge Maldehncke brauchte, wenn er eine Frau haben wollte, auf den Nachbargütern nur zu wählen. Die Söhne der Nachbargüter, die mit dem Einjährigenzeugnis abgegangen, aus Ostpreußen niemals herausgekommen waren und als einzige gesellschaftliche Pflicht die Aufgabe hatten, irgendwo Reserveoffiziere zu werden, standen weit hinter dem jungen Herrn Maldehncke zurück, der in Halle Korpsstudent gewesen war, der mit zweiundzwanzig Jahren teure Pferde hielt, Hunde züchtete, auf den Rennplätzen eine bekannte Figur war, der, schlank und elegant, über verfeinerte Formen und reichlich hochmütige Ansichten verfügte. Ob schließlich die Kunst der Ärzte versagte, ob die Vernachlässigung selbstverschuldet war, sei dahingestellt: mit dreiundzwanzig Jahren konnte der junge Herr Maldehncke ein Pferd nicht mehr besteigen, wurde sein Gang schwerfällig, wurde eine neue Operation notwendig. Und als er schließlich das Gut übernahm, war die Tatsache nicht mehr wegzu-

leugnen, daß er einen Klumpfuß besaß, der seine körperliche Haltung wesentlich entstellte.

Der Schritt war vielleicht übereilt: ein Vierteljahr nach dem Tode des Herrn Rittmeisters hielt der junge Herr Maldehncke um die älteste Tochter auf dem Nachbargut Staneitschken an und bekam zu seinem großen Erstaunen einen Korb. Ein Jahr später — die ganze Nachbarschaft klatschte noch über diesen Mißerfolg — bewarb er sich um die Tochter eines andern Nachbargutes, auf der ein Baron Wangenheim saß, und erhielt ebenfalls einen Korb. Er ließ es sich nicht anfechten, besuchte jede Gesellschaft, nahm jede Jagdeinladung an und gab selber Jagden, erschien auf den landwirtschaftlichen Kränzchen in der Königsloge in Königsberg, tanzte immer noch, obwohl er durchaus kein begehrter Tänzer war, und ließ es nicht an gelegentlichen Bemerkungen fehlen, daß die Schönste und Reichste in der Provinz für ihn, den achtundzwanzigjährigen Rittergutsbesitzer, gerade gut genug sei. Wie er auch seines mißgestalteten Fußes niemals Erwähnung tat, im Gegenteil sich seiner Gelenkigkeit brüstete, ohne zu bemerken, daß man seiner zu spotten begann.

Feindselig verhielten sich zunächst die jungen Damen. Wer zweimal oder, wie der Klatsch behauptete, viermal sich einen Korb geholt hatte, mochte bescheiden und kleinlaut abwarten, ob er überhaupt noch eine Frau bekam. Die jungen Damen der Nachbarschaft jedenfalls besorgten ernstlich, sich lächerlich zu machen, wenn sie diesem grundsätzlich Verschmähten sich liebenswürdig zeigten. Es war, rasch von einem Ballfest zum andern weitergegeben, unter den jungen Damen feste Parole, daß der junge Maldehncke auf Klein-Kalliauten unleidlich sei, aufgeblasen, albern, eine lächerliche Figur.

Neunundzwanzigjährig erhielt er zum drittenmal einen Korb. Und zwar wiederum in Staneitschken, diesmal von der zweiten Tochter. Wie ein Lauffeuer sprang das herum. Seine Lächerlichkeit war endgültig bestätigt. Man begann ihn jetzt offen zu hänseln, man überging ihn mit Einladungen, in die Spottlust des Nachwuchses stimmte die ältere Generation ein. Als letzter merkte er es selber. Aber er merkte es jetzt auch so gründlich, daß er mit scharfer Wendung sofort jeden Verkehr, jede Annäherung irgendwelcher Art aufhob, daß er niemand mehr grüßte, daß er jede kameradschaftliche Aushilfe von Gut zu Gut, auf die jeder Besitzer wirtschaftlich angewiesen war, ablehnte, den Schaden, der ihm durch Niedertracht zugefügt wurde, mit doppelter Niedertracht vergalt, Wege sperrte, Wiesenzuflüsse verschloß, in Prozessen hartnäckig durch alle Instanzen jeden Anspruch durchführte.

Das dauerte lange Jahre. Die Voraussagungen, daß der junge Maldehncke sich kaputtwirtschaften würde, erfüllten sich nicht. Seine ersten Remonten wurden abgelehnt. Ein Jahr später verkaufte er dreißig Stück. Im selben Jahr wurden auf der Tierschau seine sämtlichen ausgestellten Ochsen und Kühe mit Preisen versehen. Er handelte als Kaufmann und verkaufte seinen Roggen nicht wie die Nachbargüter mit der Jahreszeit, sondern nach dem Kurs. Es geschah gelegentlich, daß er zögernd und abwartend, monatelang die Scheunen überfüllt, einen plötzlichen Hochstand des Kurses benutzend, sein Korn um vierzig Prozent höher losschlug als die Nachbarn. „Der Kerl ist mit dem Deubel im Bunde," hieß es jetzt ringsherum. Mit fünfunddreißig Jahren kaufte er das halbe Staneitschken auf gegen bar mit achtzig Morgen Wald. Grimassen und Ärger: als der Landwirtschaftsminister in der Provinz war, zeigte der Landrat ihm aus dem ganzen Kreise lediglich Klein-Kalliauten und seine Pferdezucht. Die Nachbarn begannen jetzt auch mit dem Kurse zu verkaufen, begannen jetzt auch Pferde zu züchten. Sie begruben außerdem das Kriegsbeil. Sie versuchten gemeinschaftlich eine Annäherung an Herrn Maldehncke. Doch jetzt war es Maldehncke, der mit Spott und Hohn antwortete.

Und jetzt war Herr Maldehncke achtunddreißig Jahre alt. Der kranke Fuß war



Interieur

Nach einem Gemälde von Karl Schmoll von Eisenwerth

ein schwerer, ungefüger Klumpen geworden, der ihn zwang, humpelnd wie ein Gichtkranker zu gehen, der häufig erhebliche Schmerzen verursachte und immer wieder neue Kuren verlangte, der den schlanken, sehnigen Körper dick und träge gemacht hatte. Jeder größere Weg zu Fuß war versagt, jede kleine Verletzung brachte qualvolle Schmerzen. Der Klumpfuß war an allem schuld: wegen seiner Mißgestalt hatten sich die jungen Damen ihm versagt, hatten die benachbarten Krautjunker ihn verhöhnt. Er war, das erkannte er als letzter am schwersten, ein elender Krüppel. Jetzt hing ein langer, ungepflegter Schnurrbart in seinem braunen Gesicht, jetzt war seine Haltung und seine Kleidung vernachlässigt, jetzt hatten sich seines Wesens schlimme Leidenschaften bemächtigt, Jähzorn, unordentliche Lebensführung, Neigung zum Trunk und zu schlechter Gesellschaft. Jede Woche zweimal fuhr jetzt abends der Jagdwagen mit ihm zur nahegelegenen Kreisstadt, wo ein sogenannter akademischer Stammtisch ein paar bummelige Juristen jüngerer Jahrgänge und eine Reihe Junggesellen andrer akademischer Berufe versammelte, wo scharf gespielt und gezecht wurde. Der mit verekeltem Gesicht dazwischensaß, Herr Maldehncke, war der Lauteste, Trunkfesteste, Streitsüchtigste.

Auf Wochen blieb er freilich solchem Verkehr fern. Das Gut verlangte scharfe Aufsicht, leichte Vernachlässigung mußte durch scharfe Sorgfalt wieder gutgemacht werden, die Beaufsichtigung der Inspektoren beanspruchte genaue Kontrolle, das schlechte Material an Tieren mußte rasch und preiswert abgeschoben, das gute Material mit aller Energie herausgearbeitet werden. Ein einziges schlechtes Melkmädchen konnte ebenso unschätzbaren Schaden anrichten wie ein schlechter Zuchthengst, wie ein tüchtiger Hagelschauer. Nicht zu leugnen, er verstand sein Geschäft. Das Gutshaus war freilich verwahrlost. Das Arbeitszimmer voll verstaubter Unordnung, das Speisezimmer einigermaßen parat, doch die Vorhänge mottenzerfressen, die alten Möbel ohne Politur, der Garten hoch ins Kraut geschossen, die Obstbäume verwildert, Zäune und Hecken verwahrlost.

Auf Wochen blieb Herr Maldehncke einsiedlerisch versunken. Er fand Stunden, in denen er Bücher las, in denen er sich gegen die Unordnung wehrte und notdürftig unter eigner Aufsicht Garten und Haus instand setzen ließ. Er hungerte nach einem geordneten Hausstand. Er wollte Licht und Fröhlichkeit in sein Haus, er hatte von Jahr zu Jahr überlegt, daß es noch nicht zu spät sei und daß er wohl noch eine gute Frau finden könne.

Jahrelang hatte er mit dem Gedanken gespielt, und eigentlich war immer nur an der Ausführung des Gedankens der Klumpfuß hinderlich gewesen. Er las diese Annoncen täglich in den beiden Berliner Zeitungen, in der Königsberger Zeitung, die er hielt: Annoncen, die, völlig ähnlich im Wortlaut, doch allerhand Unterschiede erkennen ließen. Von den Mitgiftjägern, den adligen verlotterten Buben, den verbummelten Glücksrittern, die eine Frau lediglich des Geldes wegen suchten, ganz abgesehen. Finanzielle Gründe schienen in fast allen Fällen der Beweggrund. Doch es gab auch eine Fülle solcher Anzeigen, in denen offenbar ehrlicherweise eine Frau gesucht und nur geringes Vermögen verlangt wurde. Es gab sogar Offerten, in denen „Vermögen Nebensache" war und der Nupturient lediglich guten Charakter, gewisse Veranlagung — etwa musikalischer oder wirtschaftlicher Art — verlangte, eine gewisse Altersgrenze bedingte und im übrigen von sich selbst sagte, daß er „in mittleren Jahren", „höchst passable Erscheinung", „akademisch gebildet und vermögend" sei, daß er sich nach „trautem Familienglück" und nach „ruhiger Behaglichkeit" sehne.

Es mochte Menschen geben, die ihm und seiner Lage nicht unähnlich waren. Es brauchten nicht unbedingt Scharlatane zu sein, die auf solche Annoncen bauten. Er hätte auch gewiß einmal annonciert, wenn nicht der Klumpfuß gewesen wäre. Denn man setzte sich der Lächerlichkeit aus, man verriet sich der Nachbarschaft

sofort, wenn man annoncierte: „Rittergutsbesitzer, achtunddreißig Jahre alt, in geordneten Verhältnissen, gute Erscheinung, akademisch gebildet, völlig unabhängig, jedoch mit Klumpfuß, geeigneter Damenbekanntschaft ermangelnd, sucht passende Lebensgefährtin, nicht über dreißig Jahre alt, Vermögen nicht notwendig" und so weiter. Einen Zusatz hielt er für unerläßlich: aus ostpreußischer Familie.

Er annoncierte schließlich wirklich. Er ließ schlauerweise den Klumpfuß aus. Er setzte dafür „beste Erscheinung, sehr vermögend". Er gab die Annonce auf, als er zufällig in Königsberg war und zu seiner Freude erfuhr, daß er nicht einmal auf der Expedition seinen Namen anzugeben brauchte, sagte einfach „ostpreußischer Rittergutsbesitzer", ernannte sein Gutshaus zu einem „ehrwürdigen, schloßartigen Gebäude", ernannte den Gutsgarten zu einem Park und lobte wohlgefällig die großen Waldungen seines Besitzes.

Diese Annonce war eine Tat, eine Befreiung, die Möglichkeit eines neuen Lebensabschnittes. Er war noch nicht alt genug, als daß er nicht ein neues Leben ganz von vorne hätte beginnen können. Der junge Mann auf der Expedition nahm geschäftsmäßig den Auftrag in Empfang, strich hier ein Wort, setzte dort ein Wort hinzu, stellte die Chiffre an den Schluß und sagte ruhig: „Wir schieben noch ein: „Photographie erbeten, strengste Verschwiegenheit zugesichert." Das ist so üblich."

Herr Maldehncke nickte und ging mit hochrotem Kopf hinaus. Er ging schnurstracks in das „Blutgericht", eine alte Königsberger Weinstube, und trank auf einen Sitz drei Flaschen Rotwein.

Die Annonce war gleichzeitig dreimal hintereinander in drei Zeitungen erschienen. Herr Maldehncke wartete, innerlich erregt und immer mit dieser Offerte beschäftigt, zehn Tage. Dann schrieb er an die Expedition und ließ alle Eingänge nach dem kleinen Postamt in Kallgaiten kommen. Und die Eingänge kamen.

Er zählte sechsundachtzig Briefe. Briefe kleinen und großen Formates, manche mit einem Blümchen auf der Rückseite, andre versiegelt, manche parfümiert, die meisten in der äußeren Aufmachung genau so wie chiffrierte Stellungsgesuche von Inspektoren.

Die beiden dickgewordenen Jagdhunde kauerten unter seinem Schreibtisch, die Wanduhr tickte laut, die Fensterläden waren geschlossen, eine Flasche Rheinwein stand auf dem Tisch. Er begann bedächtig zu lesen. Ein Brief nach dem andern enttäuschte mehr. Er las mit gerunzelten Augenbrauen: die meisten Handschriften waren unorthographisch. Ein großer Teil war offenbarer Ulk. Witwen meldeten sich in der Hauptsache, ohne ihr Lebensalter anzugeben, etwa dreißig Briefe kamen von Vermittlern und Vermittlerinnen. Andre verlangten zunächst anonymen Briefwechsel, Photographie und Zusicherung einer vorurteilsfreien Gesinnung. Nur drei hatten Photographien geschickt. Diese drei Briefe las er zuletzt. Der erste Brief enthielt eine Kabinettphotographie eines auffallend schönen Mädchens; er erschrak fast, als ihn dies freimütige, offene Gesicht anschaute, das lieblich, innig und vornehm zugleich war. Der Brief lautete: „Geehrter Herr, Ihrer Anzeige vertrauend, sende ich Ihnen mein Bild. Es trifft sich, daß ich Ostpreußin bin und seit Kindheit den Wunsch habe, einen ostpreußischen Gutsbesitzer zu heiraten. Ich bin freilich erst dreiundzwanzig Jahre alt. Mein Vater ist höherer Beamter; ob ich Vermögen habe, weiß ich nicht. Ich möchte heiraten und suche einen guten Mann; mein Vater hat zum zweitenmal geheiratet, darum ist für mich im Hause kein Platz mehr. Wollen Sie mir unter Ihrer Chiffre nach Königsberg hauptpostlagernd schreiben. Einer baldigen Zusammenkunft steht nichts im Wege."

Die beiden andern Bilder packte er sofort wieder ein. Er schauderte; veritable Köchinnen mit gewaltigem Busen.

Das erste Bild stellte er aufrecht gegen die Lampe, lehnte sich tief zurück,

atmete tief, trank einen Schluck und sah das Bild an. Du bist es, die ich brauche. Du bist ein Geschenk.

Er schrieb sofort einen langen Brief, so gut, so innig, als er es vermochte. Er beichtete seinen mißgestalteten Fuß und machte vorsichtige Andeutungen über seine schiefe gesellschaftliche Stellung. Er erzählte, daß ihm seine Werbung von Herzen ernst und daß er von ihrem Gesicht entzückt sei. Er machte Vorschläge, wo und wann man sich in Kürze treffen könnte. Er schlug das Theater vor und ein Erkennungszeichen beiderseits. Er bat um telegraphische Antwort und nannte seinen vollen Namen. Er ließ früh um fünf anspannen und brachte den Brief selber zum nächsten Schnellzug. Es kam keine Antwort, es kam keine Depesche.

Andern Tages, mittags, als er vom Felde kam, zog er das Bild aus der Tasche. Ein stilles, schönes Gesicht lächelte ihn an. Das Bildnis erweiterte sich leibhaftig: er sah eine mädchenhafte Frau durch hellgewordene, vor Sauberkeit leuchtende Zimmer gehen, er sah über den Garten und überlegte, hier könne eine Hängematte, dort eine Laube hinkommen. Er saß beim Essen und bedachte, wie das Haus umgebaut werden mußte, damit alles hell und behaglich werde. Sie sollte eine Aussteuer wie eine Prinzessin haben, die kleine Braut.

Am Abend schrieb er wieder einen Brief. Er hatte das Bild vor sich. Er sei in diesen zwei Tagen durch ihr Bild und ihren Brief wie umgewandelt. Sie möge doch nur bald schreiben. Sie brauche nichts zu besorgen, sie käme in gute Hände. Er beschrieb eingehend Haus, Hof, Garten und alle Annehmlichkeiten, die er ihr bereiten wollte.

Er wartete vier Tage. Sie schrieb nicht. Er wartete in heftigster Unruhe eine ganze Woche. Es kam keine Nachricht. Er schrieb auf gut Glück noch einmal, sechzehn Seiten lang. Sie möge um's Himmels willen nicht an den Klumpfuß denken. Das sei nicht so schlimm. Er stamme aus bester Familie. Er sei reicher als die ganze Nachbarschaft. Auch die fünfzehn Jahre Altersunterschied könnten überwunden werden.

Und wieder acht Tage und keine Antwort. Das Bild anzusehen wurde ihm täglich qualvoller. Bis in den Traum verfolgten ihn diese schönen, betrübten Augen, diese leicht geschlossenen Lippen, diese mädchenhaften Schultern. Er schrieb nun wohl den zehnten Brief. Sie sei ihm jetzt schon so vertraut, als ob sie seine Frau wäre. Er bäte auf Knien um Antwort.

Und wieder zwei Wochen später, als keine Antwort kam, hielt er es nicht länger aus. Es war kurz vor der Erntezeit, aber er reiste doch, das Bild in der Tasche.

Auf dem Postamt in Königsberg fragte er, ob unter der verabredeten Chiffre Briefe eingegangen wären. Seine sämtlichen Briefe, elf Stück, wurden ihm ausgehändigt.

Er war ganz entsetzt. Dann beruhigte er sich rasch. Sie mochte erkrankt oder verreist sein. Es war auch möglich, daß sie die Chiffre vergessen oder auf einem andern Postamt nachgefragt hatte.

Doch er wollte Gewißheit haben. Er ging zu dem Photographen, dessen Namen auf dem Bilde vermerkt war. Eine Empfangsdame trat ihm entgegen. Herr Maldehncke zeigte das Bild und stotterte sein Anliegen.

Aber natürlich, gewiß, die Dame kannte das Bild genau. Sie nannte leichthin den Namen, der Herrn Maldehncke bekannt schien.

„Eine Tochter des Fabrikbesitzers auf dem Steindamm?"

„Gewiß. Die zweite Tochter, die im vorigen Herbst verstorben ist."

Herr Maldehncke begriff nicht. „Verstorben, sagen Sie?" Er trat drohend näher. „Sie treiben doch keinen Scherz mit mir?"

„Wie sollte ich?" sagte die Dame kühl. „Verstorben im Herbst. Ich glaube, an Diphtheritis."

Herr Maldehncke begriff immer noch nicht. Das sei einfach ausgeschlossen, einfach unmöglich. Das könne gar nicht sein.

Doch, es sei so, sagte die Dame gleichgültig und ließ ihn stehen, um einen andern Kunden zu bedienen, der inzwischen eingetreten war.

Herr Maldehncke taumelte, als er auf der Straße stand. Er nahm eine Droschke und fuhr nach dem Steindamm. Der Herr Fabrikbesitzer S. empfing ihn freundlich. „Wohl ein Sohn des alten Rittmeisters? Nehmen Sie Platz, Herr Maldehncke. Sie zittern? Sie fühlen sich nicht wohl? Darf ich Ihnen —?"

„Nichts." Herr Maldehncke setzte sich und erzählte tonlos, von Anfang an, von dem Klumpfuß und von seinem verpfuschten Leben. Von der Annonce und dem Briefe. Und dann reichte er das Bild.

Der alte Herr schwieg eine Weile. „Es ist ein Bild meiner verstorbenen Tochter. Im vergangenen Herbst verstorben. Sie sind das Opfer eines Unfugs geworden. Ich bedaure das tief, Herr Maldehncke."

Herr Maldehncke schluckte. In dem roten Gesicht quollen die Augen hervor, füllten sich mit Tränen. Er lächelte krampfhaft und schluckte. Der alte Herr reichte ihm in Mitleid die Hand, die jener mit beiden Händen umklammerte. Er krümmte sich und zuckte, er lächelte:

„Es ist vielleicht für mich besser. Von Ihrer Tochter abgewiesen zu werden, wäre mir noch furchtbarer gewesen."

„Ich weiß nichts zu antworten, Herr Maldehncke. Wollen Sie das Bild behalten?"

Der andre zuckte die Achseln. „Ja," sagte er mühsam. „Ich habe dann wenigstens das Bild."

*

Wer hatte den Bubenstreich verübt? Vielleicht Backfische, jüngere Schwestern einer Freundin der Verstorbenen. Es war belanglos, darüber nachzudenken.

Herr Maldehncke humpelte auf seinem Klumpfuß in das „Blutgericht" und trank eine Flasche nach der andern.

Zwei, drei Jahre danach kam das Mustergut Klein-Kalliauten unter den Hammer.

Herrn Maldehncke blieben die Vorwerke von Staneitschken und der Wald. Es ist weiter nichts zu berichten.

Charlotte Buff-Kestner

(Zu dem nebenstehenden Porträt)

Wir kannten bisher das Urbild der berühmten Lotte nur als die Lotte des Goetheschen Romans, nämlich aus den schönen Kupferstichen, die Chodowiecki zum „Werther" gemacht hat. Das sind selbstverständlich keine authentischen Bildnisse des Fräuleins Buff, der späteren Frau Kestner. Von einem solchen Porträt wußten wir bisher überhaupt nichts; nun ist das erste von der Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses dem Goethe-Nationalmuseum zu Weimar gestiftet worden. Wir bringen nebenstehend eine verkleinerte Wiedergabe dieses anmutigen Kopfes, der übrigens im Verlag Alt-Weimar auch in farbiger Reproduktion (Lichtdruck) erschienen ist und in dieser Form gewiß viele Freunde finden wird.



Das einzige authentische Gemälde der Charlotte Buff-Kestner



Der Bremer Ratskeller

Berühmte Kneipen

Von

Hans Ostwald

Gibt es in Deutschland eine Stadt, die nicht ihre berühmte Kneipe hat? Ich bin noch in keinem Ort gewesen, ohne daß mir eine Stätte gerühmt worden wäre, wo es sich an heißen Tagen kühl sitze und an kalten Tagen das böse Wetter vertreiben lasse. Aber außer diesen Stätten, die einer jeden Gemeinde Stolz und Labe sind, gibt es auch solche Kneipen, deren Ruf durch die ganze weite deutsche Landschaft gedrungen ist. Sie sind nicht nur eine Lokalgröße. Jeder, der in Deutschland seinen Heimatort verläßt und sich auf die Wanderung durch die deutschen Gaue macht, erkundigt sich nicht nur nach den Denkmälern, den Kirchen, Museen und alten Schlössern der Städte, die er zu bereisen gedenkt. Wenn er ein echter Deutscher ist, fragt er auch nach den Kneipen, die seiner warten. Und stets wird ihm Bescheid. Denn wir haben wirklich zahlreiche Städte, deren einzelne Kneipen einen Ruf durch alle deutschen Lande haben.

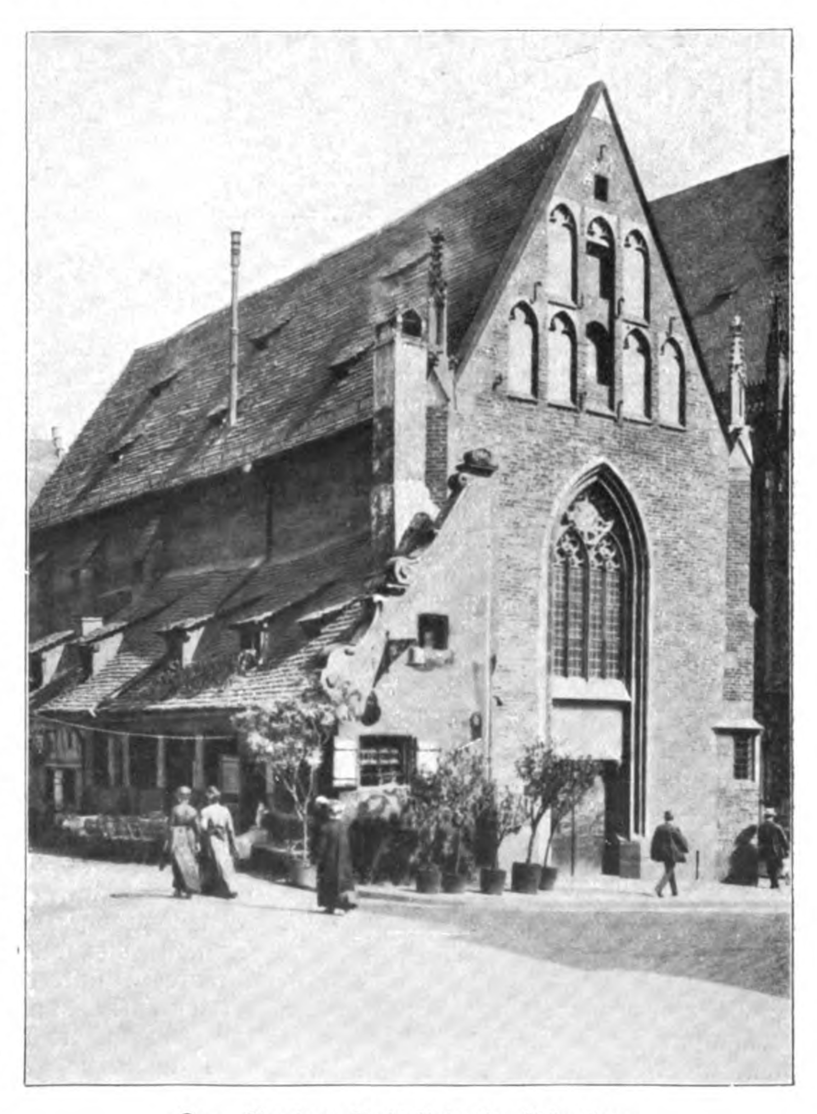
Kneipen — das sind keine Restaurants. In den Restaurants liegen weiße Tücher auf den Tischen, in der Kneipe aber sind die Tische nur sauber gescheuert. In den Restaurants stehen Stuhl- und Tischreihen bataillonsweise hintereinander. In der Kneipe gibt es stille Winkel und Ecken, in die sich die Beschaulichen und Nachdenklichen verkriechen können. In den Restaurants kann der Oberkellner die graden Räume und Gäste alle überschauen und kontrollieren; für ihn sind sie nicht Gast im alten Sinne, son-

dern nur unbekannte Menschen, die speisen und trinken wollen. In der Kneipe aber ist der Wirt mit seinen dienstbaren Geistern um das Wohl seiner Gäste besorgt, als wären es liebe Verwandte und Freunde, deren persönliche Eigenheiten er kennt.

Noch viele Unterschiede ließen sich herausfinden, die eine Kneipe von einem Restaurant trennen. Mancher Kneipe sind auch nur einzelne der aufgezählten Züge eigen. Und dennoch fühlen wir uns in ihr wohl wie nur je in einer Kneipe. Irgendein Unerklärliches haftet ihr an, das ihr eine kneipliche Behaglichkeit verleiht.

Die Künstler haben das schon lange gewußt. Sie vor allem machten die Kneipen berühmt.

Die Künstler sind allezeit ein Völkchen gewesen, das einen guten Tropfen wohl zu schätzen und — zu trinken wußte. Er hat sie auch zu manchen Taten und Werken begeistert. Durch die Bildhauer sind uns viele Statuen und Friese hinterlassen, die von den Freuden des Trinkens künden. Die Maler haben das Ihre getan, um mit der Farbe den Trunk und alles, was mit ihm zusammenhängt, die Weinlese, das Keltern, Proben und Festgelage mancherlei Art, zu schildern und zu verherrlichen. Einige der köstlichsten und wertvollsten Malereien haben das Trinken und das Feiern zum Motiv. Rubens' Bacchuszüge sind ja bekannt. Und das Selbstbildnis von Rembrandt in der Königlichen Gemäldegalerie zu Dresden, auf dem der große Kolorist seine Saskia auf dem Schoß hält und mit der Rechten in überschäumender Lebenslust dem Beschauer zutrinkt, ist geradezu ein Dokument für das innige Verhältnis zwischen Kunst und Kneipen. Viel auch haben die Dichter getan, um das Trinken und die Freuden zu preisen, die es ihnen beschieden und die es so vielen Menschenkindern bereitet. Fast keinen Dichter gibt es, der nicht sein lustiges oder berauschendes, beschauliches oder turbulentes Trinklied gesungen. Unsre deutschen Dichter und Sänger stehen darin gewiß nicht denen andrer Völker und andrer Zeiten nach. Von Fischart existiert noch manch guter



Das Bratwurstglöcklein in Nürnberg



Die alte Mummebrauerei in Braunschweig

Trinkreim. Und von Matthias Claudius singen wir heute noch: „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher . . .“ Was aber Meister Goethe an Trinkliedern geleistet hat, genügt fast, um für alle Gelegenheiten ein solch sangbares Gedicht zur Hand zu haben. Ihm verdanken wir auch eine der echtesten und schönsten Kneipszenen: die Szene „Auerbachs Keller“, wohin Mephisto den Doktor Faust führt, um ihm zu zeigen, „wie leicht sich's leben läßt“!

Zweifellos hängt das mit eignen Erlebnissen des Dichters zusammen. Er wird wohl während seiner Leipziger Studienzeit das Innere dieses Kellers kennen gelernt haben. Allzu gute Erfahrung scheint er damals mit dem dort geschenkten Tropfen nicht gemacht zu haben. Wenigstens sagt Mephisto:

Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn Eure Weine nur ein bißchen besser wären.

So war es wohl manchmal in den berühmten Kneipen. Ihr Ruf schallte weit. Aber der Trunk, den man in ihnen tat, währte kurz.

Auerbachs Keller war in der vorgoethischen Zeit schon eine Berühmtheit. Die Sage vom Doktor Faust erzählte, daß der berüchtigte Magier aus ihm auf einem Fasse gefahren. Der Weinkeller bestand schon seit 1438. Und da Leipzig eine alte Messestadt war, deren Ruf durch ganz Deutschland und weit darüber hinaus reichte, mochte die dicht beim Rathause, also im Zentrum des Messetreibens liegende Kneipe wohl schon so bekannt sein, daß der Verfasser der Faustsage den Faßritt mit gewissen Anspielungen in Auerbachs Keller geschehen lassen konnte. Die steile Treppe war ja da. Sie ist auch heute noch vorhanden, wenn auch wohl schon mehrmals erneuert.

Und die Spitzgewölbe recken sich auch noch mit kühnem Schwung über den Trinker, der gern die romantische Stimmung der Kneipe um sich herum spüren und in sich aufnehmen möchte. An den Decken prangen allerlei Gemälde nach Szenen aus dem Goetheschen Faust. Außerdem sind aber noch ältere Malereien vorhanden, die aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen dürften. Das eine Gemälde zeigt Faust beim Gastmahl mit Studenten. Allerlei mittelalterliche Musik ist bei dieser Schwel-



Das „Blutgericht“ im Schloßhof zu Königsberg i. Pr.

gerei behilflich, sie zu einem lustigen und vergnügten Symposion zu machen. Ein andres Bild zeigt den Faßritt in ein wenig trockener und unbeholfener Manier, wie sie in der deutschen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts leider üblich war. Unter diesem Bilde steht:

> Doktor Faustus zu dieser Frist
> Aus Auerbachs Keller geritten ist,
> Auf einem Faß mit Wein geschwint,
> Welches gesehen viel Mutterkind.
> Solches durch seine subtile Kunst hat getan
> Und des Teufels Lohn hat empfangen
> davon.

So mag denn wohl der Keller durch die alte Faustsage schon berühmt gewesen sein. Seine richtige Weihe, seinen Weltruf und seine eigentliche Bedeutung erhielt er wohl durch die Verewigung, die ihm Goethe angedeihen ließ, indem er ihn zum Schauplatz der Kellerszene im „Faust“ machte. Hier tritt die Beziehung zwischen Kunst und Kneipe anschaulich zutage. Ganz gewiß ist Goethe auch in einem faustischen Zustand vergrübelt und versonnen von der Lust nach leichtem Leben in den Keller hinabgelockt worden — als es ihm in dem wohlgesitteten und auf einen höfischen Ton der Studenten achtenden Leipzig gar zu trocken und ledern geworden sein mag. Wahrscheinlich fand er in Auerbachs Keller einen andern Ton. Ungefähr den, wie er unter Studenten andrer Universitäten üblich war. Sonst würde wohl die Kellerszene nicht so viel erquickende Frische, so viel Übermut und Kneiplust in sich tragen.

Einen Winkel, älter noch und gemütlicher als Auerbachs Keller, besitzt die alte Frankenstadt an der Pegnitz. Das Bratwurstglöcklein von Nürnberg, dieses kleine, schmale und altersschwache Häuslein, lehnt sich schon seit mehr als fünfhundert Jahren an die Moritzkapelle. Wie ein lockendes Nestlein klebt es mit seiner luftigen Renaissancelinie zwischen der hochragenden gotischen Sebalduskirche und dem majestätischen Rathaus. Im niedrigen und engen Speiseraum, den man nur durch die mit frischem Bratwurstduft erfüllte Küche erreicht, umfängt den Besucher die Behaglichkeit entschwundener Zeiten. Die Holzvertäfelung der Wände ist vom Alter nachgedunkelt. Die kleinen verbleiten Glasfenster, der grüne Kachelofen mit seiner anheimelnden Ofenbank, die Holzbänke und die derben Stühle mochten in ihrer

Einfachheit und Gediegenheit wohl ein Nest abgeben, in dem die großen Söhne der ehemaligen freien Reichsstadt gern unterkrochen und sich an Speise und Trank stärkten. Albrecht Dürer, Peter Vischer, Veit Stoß, Hans Sachs, Hieronymus Baumgartner und viele andre sollen hier den Duft der auf dem Rost prutzelnden und dampfenden Würste eingesogen und diese mitteldeutsche Leckerspeise mit einem reichlichen Trunk hinuntergespült haben. Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, hat ihrem Andenken im Mai 1890 den folgenden Vers geweiht:

> Ich las, was allhier geschrieben stund,
> Und weil ich die Herren nit finden kunnt,
> So hab' ich auf ihrem Platz gesessen,
> In ihrem Geiste mich sattgegessen.

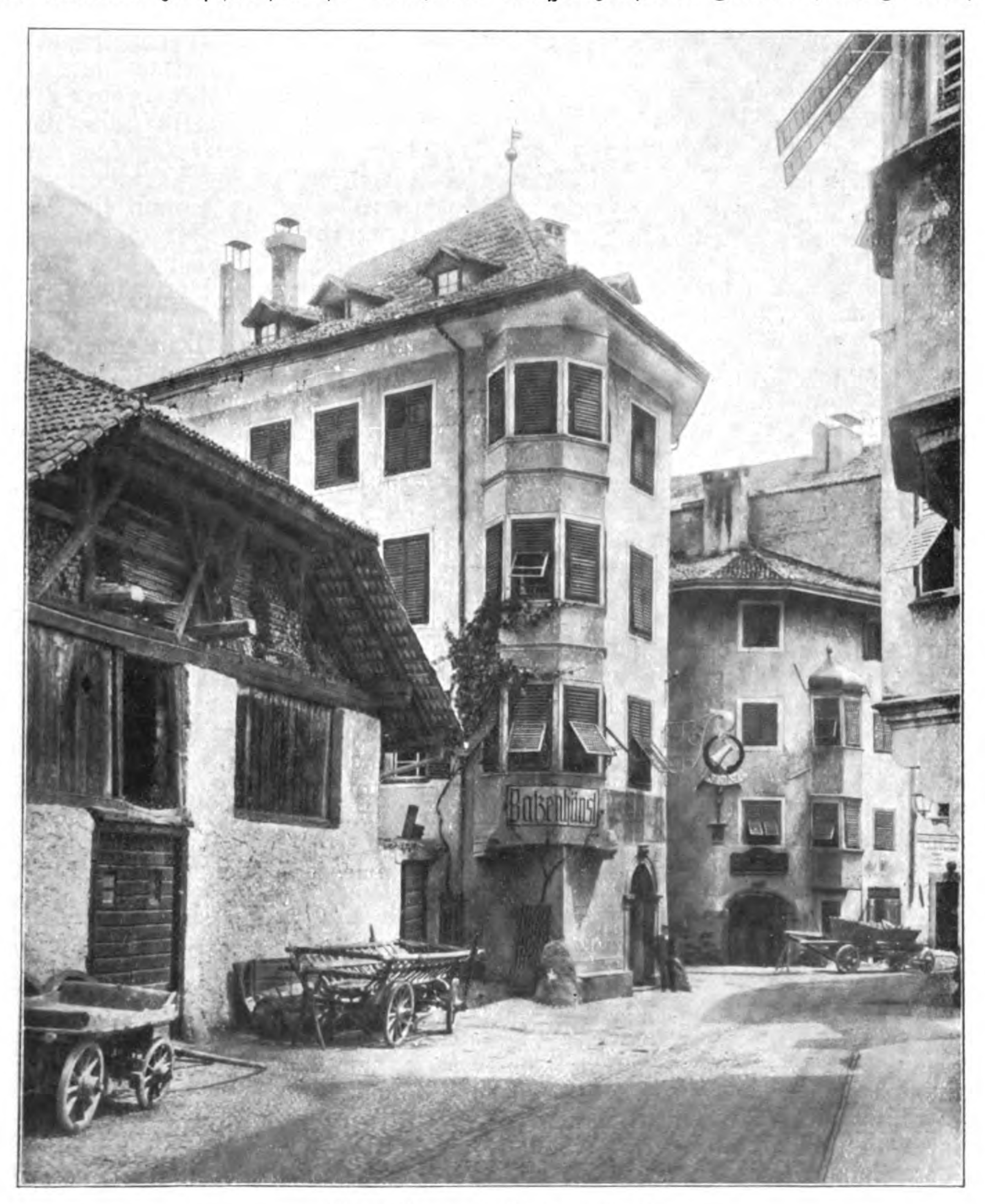
Aber selbstverständlich werden im Bratwurstglöcklein nicht nur die knusprig und braun gerösteten Würste verzehrt, sondern das im Maßkrug schäumende Bier, wie man es eben so frisch und süffig nur in Bayern und so kräftig nur in Nürnberg bekommt, lockt auch an dieser Stätte, die vor vielen ihresgleichen im Frankenlande und Mitteldeutschland durch ihren alten und gut begründeten Ruf ausgezeichnet ist.

Es gibt noch mehr Trinkstätten im großen Deutschen Reich, die durch die Worte eines Dichters berühmt geworden sind. Keine wohl hat es so verdient wie der Bremer Ratskeller. Er hatte schon seit Jahrhunderten Geschlechtern auf Geschlechtern Gelegenheit gegeben, nach der Weise der Väter zu zechen und sie darin zu ehren, daß man von der Väterart nicht abging, sondern in Treuen weitertrank. Mancher Dichter hatte schon in der „Rose", wie in den Ratskellern gewöhnlich der Lagerraum der duftigen Bacchusgaben benannt ist, seinen seligen Weintraum geträumt. Allerlei Inschriften an Wänden und Fässern mahnen daran. Bis dann Wilhelm Hauff, der leider allzufrüh Verstorbene, hinabstieg in die Gewölbe und sich an den herrlichsten Blumen des Rheingaus zu seinen „Phantasien im Bremer Ratskeller" begeisterte. Kein andrer hat wie er die Geister der Weine zu verkörpern und zu versinnbildlichen vermocht.

Was für eine prächtige und echt empfundene Gestalt ist seine Frau Rose! Leider hat man neben das Medaillonporträt, das den Dichter in den von ihm besungenen Räumen ehren soll, eine „Rose" gehängt, wie er sie sich nie gedacht und wie sie sich auch nie als Geist eines Weinfasses denken läßt. Diese gar zu hübsche und niedliche „Rose" könnte ebensogut eine „Flora" darstellen. Andre Gemälde des Malers Fitger schmücken besser die getünchten Wände der uralten Gewölbe. Heute sind diese Räume übrigens fast alle an die Gasträume angefügt und dienen nicht mehr als Lager- und Küferkeller. Noch manch andres Bildwerk schmückt den Keller. Eine humoristische Gruppe erinnert daran, daß Bremen uns Deutschen schon mehr Stoff für unsre Literatur gegeben hat. Eine Bronzegruppe von H. Möller in Altona stellt die Bremer Stadtmusikanten nach dem bekannten Grimmschen Märchen dar, wie sie den Räubern ins Haus fallen und sie durch ihre fürchterliche Musik, durch Eselsgeschrei, Hundegebell, Katzenmiauen und Hähnekrähen davonjagen.

Im großen ganzen aber macht der Bremer Ratskeller wirklich den Eindruck eines Kellers mit seinen getünchten Gewölben. Frühere Zeiten hatten mehr Lust an der Farbe gehabt. Dort, wo heute große Lagerfässer die Wände verhüllen, war er einst mit figurenreichen Bildern geschmückt, deren eines, nahe am Eingang zum Apostelkeller, in traurigen Resten jüngst wieder bloßgelegt worden ist. An den Gewölbekappen waren Blätter und Blumenranken und Wappenschilder angebracht von einem Farbenreiz, wie er den unverdorbenen Augen früherer Zeiten angenehm war. Die Väter wußten schon, daß auch das Auge gern auf die Weide geht, wenn Gaumen und Herz am edlen Rebensafte sich erquicken. Fitger hat ja nun manch schönen Farbenfleck hineingetragen in den Keller. Aber ihm fehlt doch jene Intimität, die er noch zu Hauffs Zeiten besessen haben muß. Er ist nämlich seitdem wesentlich vergrößert. Der wachsende Besuch hat die Lagerfässer aus dem Mittelschiff verdrängt. Fast der ganze Raum des Ratskellers, der sich unter dem berühmten Rathaus erstreckt, dient jetzt dem Zweck, all die vielen einheimischen und fremden Gäste zu beherbergen, die täglich herniedersteigen, um diese von Wein-

duft und von der Erinnerung an große Zeiten und feste Nächte geweihte Trinkstätten zu genießen und zu schlürfen, was aus den schimmernden Gläsern und Römern zu schlürfen ist. Auch die mächtigen Lagerfässer, die an den Wänden liegen, dienen nicht mehr zum Lagern des Weines. Nur einige sind noch gefüllt. Die andern stehen da „groß in Gedanken, flott im Stil und gänzlich leergetrunken" — nur noch ein Schmuck.



Das Bozener Batzenhäusl

Der Wandel der Zeiten ist auch mit dieser historischen Stätte nicht ganz glimpflich verfahren. Auch der Apostelkeller ist verändert worden. Hauff mußte zu seiner Zeit noch einige Stufen hinaufsteigen, heute ist der Apostelkeller bis zur Sohle der übrigen Räume ausgeschachtet. In diesen wohlgeschätzten Raum wurden kostbare Firneweine gelegt. Die zwölf Stückfässer, die hier Platz fanden, nannte man die zwölf Apostel.

Sie bergen jetzt Rüdesheimer von 1666, 1727 und 1748, Hochheimer von 1726 und Johannisberger von 1783. Vor wenigen Jahren enthielten sie zum Teil noch viel ältere Jahrgänge, unter deren berauschendem Duft Heinrich Heine „vor Andacht weinte“, als endlich sich ihm

Erschlossen die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer,
Schweigend pred'gen und doch so verständlich
Für alle Völker.
Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender
Denn all die stolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, purpurgekleideten.

Hier bekannte er, dieser Meister der Form, sich zum Anhänger jener Bewegung, der ein wertvoller Inhalt über die Form geht.

Nur eins hat sich im Bremer Ratskeller nicht verändert: die kleinen Verschläge, die einem kleinen Omnibus gleichen, der zum Pokulieren eingerichtet ist. Früher nannte man sie Logmenter, jetzt Priölken, was eine fälschliche Benennung ist, denn der Name „das Priölken“ gebührt eigentlich nur dem Senatszimmer, in dem der Rat von Bremen wahrscheinlich schon seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts seine Gäste zu bewirten pflegte. Wollt ihr übrigens wissen, was die Ratsherren und all die andern klugen Bremer Handelsherren täglich trinken? Nicht die teuren Flaschen, nicht die seltenen Jahrgänge. Sie lassen sich vom laufenden Wein glasweise schenken. Das ist das Gediegenste und Bekömmlichste!

Auch andre berühmte Künstlerkneipen haben eine wesentliche Veränderung über sich ergehen lassen müssen. In Berlin steht an der Ecke der Charlotten- und Französischen Straße eins von den wenigen alten Häusern, die der Baulust und der Spitzhacke des amerikanisierten Gemeinwesens an der Spree noch nicht zum Opfer gefallen sind. In ihm nächtigte vor etwa neunzig Jahren die berühmte Tafelrunde des Gespenster-Hoffmanns, der uns so feine Märchen und so romantische Phantastereien hinterlassen hat. Allerdings traf sich die Tafelrunde nicht in dem wundervoll niedrigen Keller, den Alter, Rauch und Ölfarbe geschwärzt haben und an dessen alten Tischen noch manchmal in der von Tabakwolken, Weindunst und Begeisterung liebevoll gemischten Atmosphäre sich ehrfürchtige Verehrer des seltsamen Dichters zusammenfinden. Der Dichter und seine Freunde, zu denen ja sein Herzbruder Louis Devrient vor allen andern zählte, trafen sich in der ersten Weinstube der Wirtschaft von Lutter & Wegener, einem ziemlich nüchternen, biedermeierisch ausgestatteten Zimmer, das erst vor einigen Jahren einer Modernisierungsprozedur unterzogen wurde. Anregung von der Umgebung empfingen die großen Künstler nicht. Dessen bedurften sie wohl auch nicht, denn die sollte ihnen wohl der Wein geben, dem sie denn auch reichlich zusprachen. Ein Zeitgenosse erzählt von ihnen: „... Der Braune und der Graue (Hoffmann und Devrient) traten ein. Hoffmann war sehr gealtert. Sein sonst pechschwarzes Haar war stark mit Grau gemischt, auch hatte er mehrere Vorderzähne verloren, und die kleine Figur ging etwas gebückt; doch sein Auge hatte nichts von seiner Schärfe und Kraft eingebüßt. Nach einigen Fragen erkannte er den Erzähler und rief ihm fröhlich zu: „I, du Range! Daß dir der schwarzgefiederte Satan eine glühende Brille auf deinen Storchschnabel setzte!“ Der Erzähler mußte dann aus dem Glase des großen Mimen trinken und machte noch die Bekanntschaft mit Karl Maria von Weber, der, eine kleine, unansehnliche, fast gebrechliche Figur, mit einem blassen, scharf markierten Gesicht, die matten, träumerischen Augen mit einer funkelnden Brille bewaffnet, das lange Haupt auf dem langen dürren Hals stets seitwärts geneigt und unsicher auftretend, bei Hoffmann gewissermaßen nur eine Visite machte, da Hoffmann, außer in seinen Arbeitsstunden, in seiner Wohnung nicht mehr anzutreffen war. Er hatte sich ganz dem Weinhausleben ergeben. Hoffmann verließ die Weinstube nie vor Anbruch des Tages, nachdem er bei einem Glase dunkelroten Portweins im stillen rekapituliert, was er und andre die Nacht gesprochen, und sich manches notierte und wohl die köstlichen Karikaturen entwarf, mit denen er am nächsten Abend seine Freunde überraschte. Einzelne Reliquien reden noch von dieser Zeit, als

die Kunde von den Nächten der genialen Freunde den Ruf der Weinstube durch das ganze gebildete Deutschland trug. Auch spätere Künstlergenerationen kehrten zu fröhlichem Trunk bei ihr ein. Der Grabbe in dem Keller kennen. Grabbe heckte dort jene seltsame Epistel an den Kronprinzen von Preußen aus, worin Grabbe zum Schluß von sich sagte: „Viele nannten mich genial; ich weiß



Der Riese in Miltenberg am Main, das älteste deutsche Wirtshaus

Maler Hildebrandt zog einst einen armen reduzierten Schmierenkomödianten zum Ärger der Kellner herein. Sein Freund Devrient hatte in ihm einen Kollegen von frühester Zeit her erkannt, dem er dann die Mitwirkung an einem Benefiz in Treuenbrietzen zusagte. Heine lernte indes nur, daß ich wenigstens ein Kennzeichen des Genies besitze: den Hunger." So ist denn wohl kein Lokal mit so viel Erinnerungen an die genialische Epoche unsrer Literatur verknüpft wie jene Weinstube in dem alten Hause an der Charlottenstraße.

Außerdem gibt es in Berlin noch eine Reihe von Kneipen, in denen Künstler verkehrten. Die alte Weinstube von Habel Unter den Linden, die 1779 von einem Kellermeister Friedrichs II. gegründet wurde und sich heute noch in dem schlichten derben Meublement altpreußischer Art repräsentiert, die mit einem Fries von Gottfried Schadow und mit vielen alten Witzbildern der alten saftig soldatischen Art geschmückt ist, dürfte außer den Flügeladjutanten auch immer Künstler aller Art gesehen haben. Denn die waren stets für das Ungezwungene. Und wo Albert Niemann und Anton von Werner verkehrten, wo oft die Heutigen sich laben, werden auch die Vergangenen sich eingefunden haben.

Das „schwarze Ferkel", wo oft in den Gärungsjahren der Moderne sich um Strindberg, Dehmel, Przibischewski ein großer intimer Kreis von Anhängern scharte, ist allerdings vom Erdboden verschwunden, hat der Verbreiterung der Neuen Wilhelmstraße zum Opfer fallen müssen. Auch Dalbelli, in dessen Lagerräumen an der Potsdamer Brücke sich vor einigen Jahren die Leute vom Überbrettl mit der Bohème trafen, wo Hanns Heinz Ewers, der Maler Tilke, Karl Rößler, Peter Hille und andre auf Makkaronikisten und Zwiebeltonnen saßen, tranken, sangen, klimperten und wieder tranken, hat heute seine Kneipe in ökonomischer Art ausgebaut und ausgenutzt. So können sie denn auch nicht mehr historisch werden.

Aufs „Historischwerden" aber ist eine andre altehrwürdige Kneipe angelegt, die schon seit Jahrhunderten vielen nach dem sonnigen Süden Fahrenden eine feurige Labe, den Maddalener, bot: das Batzenhäusl in Bozen. Der jetzige Besitzer hat es wiederhergestellt und hat es verstanden, die Künstler für diese schöne Stätte zu interessieren; Franz von Defregger war einer der ersten, der im Erker des Batzenhäusl seinen Schoppen trank. Seinem Namen sind unzählige anzureihen: Paul Heyse, Halbe, Ludwig Ganghofer, Hermann von Lingg, Otto Erich Hartleben, Franz Heider, Eduard Grützner, Oberländer, Benno Rauchenegger und viele andre. Sie alle haben irgendein Erinnerungszeichen hinterlassen, das jetzt die Wände ziert. Und im Künstleralbum des Batzenhäusl haben sich viele verewigt, meist in der fröhlichen Art des Vierzeilers von Rauchenegger:

A Viertel macht g'lustig,
A Liter macht Schneid —
A Halbe macht lustig,
Und nachher redst g'scheit!

So zieht sich denn das Netz der historischen Kneipen durch die deutschen Lande, von der kühlen Wasserkante bis zur südlichen Sprachgrenze, wo die Wege in das welsche, warme, weinspendende Land herniedersteigen und die Sonne schon stärkeren Schein hat, um den rechten Durst zu erzeugen.

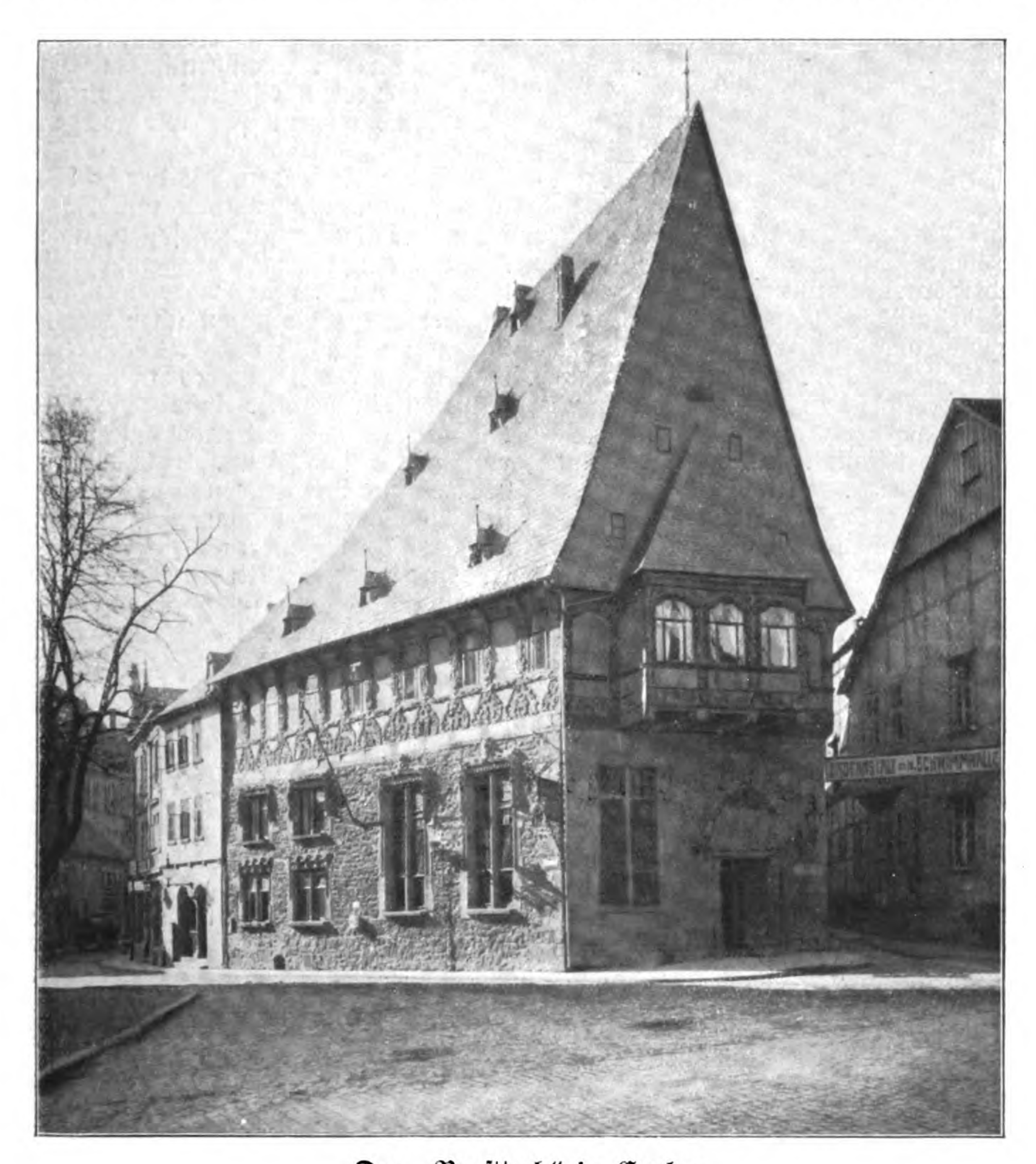
Aber solche „Sehenswürdigkeiten" sind nicht jedermanns Sache. Er sucht lieber den guten Tropfen — wie ihn ja auch der Bremer Ratskeller bietet. In ihm vereint sich die Sehenswürdigkeit mit dem zuverlässigen Born.

Solch eine Sehenswürdigkeit, die zum Stadtbild gehört, ist auch das Münchener Hofbräu. Zwar drängen sich die durstigen Seelen nicht mehr im engen Hof, mit den Füßen im fingerdicken Bierschlamm stehend. Aber auf den Bänken in der großen Schankhalle finden sie sich auch heute noch einig und gemütlich zusammen: der Student, der Jäger aus den Bergen, die Bäuerin aus dem Dachauer Moos, der Münchener Metzgermeister — und all die Volkstypen, die in München immer dabei sind, wenn's frischen Anstich gibt. Sie sitzen alle gut süddeutsch beieinander, politisieren, erzählen, lachen und streiten miteinander und trinken — morgens im Hofbräu und abends in den schönen schattigen „Bierkellern", die München mit einem feuchten Kranz umgeben und die schon vielen Künstlern Motive von starker malerischer Wirkung gegeben haben.

Über ganz Deutschland sind ferner Kneipen verbreitet, die wegen ihrer Architektur allein schon berühmt sind. Da ist das „Brusttuch" in Goslar, ein mit hochragendem schönem Dach gekröntes Haus. Seine Balkenköpfe und viele andre Architekturstücke sind mit jenen prächtigen Holzschnitzereien geschmückt, wie sie allen alten Harzstädten eigentümlich sind. Dieses „Brusttuch" ist wahrlich ein Bau, der wohl zu jener Anekdote Anlaß geben konnte: Ein reicher Amerikaner wollte es abreißen

und sich in seiner Heimat aufbauen lassen. Nun — Goslar hat sein „Brusttuch" behalten und auch die vielen andern berühmten Kneipen: im „Kaiserworth", das einst 1494 als Gildehaus der Gewandschneider erbaut worden ist, den „Achtermann" und manches Lokal, das in Goslar, dem Schatzkästlein altdeutscher Baukunst, weniger auffällt. Wer sie alle besucht hat, und zwar mit Erfolg — wer dann zu nächtlicher Stunde heimkehrt, der mag wohl glauben, daß er in einem Märchen lebt. Hat doch kaum eine andre Stadt so viel bauliche Kostbarkeiten aus dem Mittelalter sich erhalten wie Goslar.

Während in der Harzstadt mehrere Sehenswürdigkeiten erst zu Kneipen umgeschaffen worden sind, besitzen andre Städte berühmte Kneipstätten, die heute einem andern Zweck dienen. So ging es Danzigs prachtvollem Artushof. In mehreren norddeutschen Städten wie Danzig, Elbing, Stralsund und Thorn wurden im vierzehnten Jahrhundert solche Artushöfe zu geselligen Zwecken



Das „Brusttuch" in Goslar

der Kaufmannschaft gebaut. Aber nach drei Jahrhunderten stellten sich andre Verhältnisse und Gewohnheiten ein. Die Bierschenke im Artushof zu Danzig wurde geschlossen und der Saal dem Schöffengericht eingeräumt. Nach so manchen Wandlungen wurde der Saal wieder der Kaufmannschaft zur Verfügung gestellt und dient als Börse; auch wird er häufig zu großen Festlichkeiten benutzt. Auf diese Weise ist er seiner alten Bestimmung wiedergegeben.

Auch der „Gürzenich“ in Köln, der von den Brüdern Gürzenich einst der Stadt vermacht wurde und seine eigentliche Gestalt 1441 bis 1474 erhielt, diente ehemals als Tanz- und Bankettsaal. Heute ist er als Konzertlokal berühmt und als Faschingslokal, durch welches der Tumult der reichen rheinischen Jugend tollt, bekannt. Aber was geht uns der Trubel an! Wir wollen auch was von guten Tropfen hören. Da wäre noch zu nennen das Geburtshaus der Braunschweiger Mumme. Einst ein starkes, kraftvolles Bier, das von trinkfesten Rittern gern bestellt wurde, ist es jetzt der milde Trost der Schwachen und Kranken und hat schon manchen wiederhergestellt, der dann fröhlich zum Glase mit andrer Füllung griff.

Außer diesen einzelnen Individualitäten unter Deutschlands berühmten Kneipen gibt es auch Kneipengruppen, die ihren Ruf haben. Natürlich einen guten Ruf. Ach, es sind nicht immer die berühmten großen Herren, die den Fremdling freundlich empfangen! —

Da gibt es in Düsseldorf außer dem „Malkasten“, in dem sich die harmlose Lebensfrische väterlichen Künstlertums tummelte, die volkstümlichen kleinen Bierlokale, die selbst den Stoff brauen, den sie ausschenken. Wer da Glück hat, wer da in die rechte Tür geht, der kann an köstliche Quellen kommen. Auch Köln hat solche Winkel. Da kehren die derben Marktweiber ein und zugleich die freien Handelsherren, die Juristen und die Hausknechte. Alle sitzen sie an langen, weißgescheuerten Tischen bunt durcheinander und freuen sich am goldgelben Trank.

Daß die Reisenden, die durchs Weinland ziehen, nicht immer nur die fürnehmen Lokale aufsuchen sollen, ist eine alte Weisheit, die nicht oft genug wiederholt werden kann. Aber wie findet der Fremdling die freundlichen Quellen? Das lernte ich auf meiner Wanderschaft in Mainz. Dort gibt es noch in den schmalen Straßen der Altstadt viele kleine Kneipen in hohen Barockhäusern. In eine geriet ich hinein. Eine stattliche Witwe und ihre beiden Töchter hielten sie. Und abends hatten sie zu laufen, um aus dem Keller in grauen Steinkrügen genügend Wein heraufzuschaffen, um alle die Schoppen zu füllen, die vor den Gästen standen. Und wer war das? Küfer, nichts als Küfer! Diese Herren mit den roten Weinnasen und den seligen Augelein hatten schon die richtige Nase für den Wein, der am trinkbarsten war.

Also gehe der Fremdling dahin, wo die Küfer ihren nimmermüden Durst löschen. Dann wird er auch in dieser Zeit des Restaurants und der Kaffeehäuser noch jene Orte finden, wo der Stoff süffig und gut ist, wo es auch die landesübliche gediegene Kost gibt, wo die Behaglichkeit noch nicht vor dem befrackten Oberkellner geflohen ist: die Kneipe!





Karneval

Nach einer Zeichnung von Ad. Brandt



Theater auf offenem Markte
Nach einem Ölgemälde von Franz van der Meulen (Liechtenstein-Galerie, Wien)

Wandernde Komödianten

Von

Erich Schlaikjer

Die Anekdoten von der „Schmiere" und den kleinen reisenden Gesellschaften bilden eine ständige Rubrik in den Witzblättern, im besonderen in den alten familienmäßig behaglichen, durch deren Spalten der rauhe Wind der politischen und sozialen Satire noch nicht hindurchgestrichen ist, und die auch die gepfefferte Kost der erotischen Anspielungen verschmähen. Im allgemeinen variieren diese Anekdoten den komischen Kontrast zwischen dem heroischen Schein, den die Komödianten erwecken sollen, und der Armseligkeit der vorhandenen Mittel. Weiter aber als diese Anekdoten, die im besten Fall eine Seite der Sache mit dem grellen Licht der Satire beleuchten, reicht die Kenntnis des Publikums im allgemeinen nicht. Wie sollte es auch anders sein! Die wirklichen „Schmieren" leben ganz und gar unterhalb des Niveaus, das auch in den bescheidensten kleinen Provinznestern vorhanden ist, die reisenden Gesellschaften aber (die von den wirklichen „Schmieren" durch eine ganze Welt getrennt sind) bilden in den kleinen Städten, in denen sie ihre Kunst zeigen, eine Kaste außerhalb aller sozialen Verhältnisse. Unsre Zeit, die sonst so gründlich mit den mittelalterlichen Schranken aufgeräumt hat, hat hier eine Kaste der „fahrenden Leute" bestehen lassen, denen der friedliche Bürger mit einem Gemisch von heimlichem Grauen, heimlicher Neugier und heimlichem Neid gegenübersteht. Auch wenn er sich „modern" zu geben liebt und am Stammtisch darauf hält,

daß er als weltgewandter Mann keine überwundenen Vorurteile kennt, wird seine Gesinnung schwerlich jemals eine wirklich ernste Probe vertragen. Wenn beispielsweise sein Sohn (um von seiner Tochter gar nicht erst zu reden!) ihm eines Tages mit der Eröffnung kommt, daß er sich nunmehr einer wandernden Truppe anschließen wolle, erwachen in seinem Blut sofort alle bürgerlichen Vorurteile, und der Familienkrach ist im schönsten Gang. Es liegt über den kleinen reisenden Gesellschaften immer noch ein letzter Schimmer vom „fahrenden Volk", mit all der Poesie, all dem Elend und all dem wirklich Zweifelhaften, das in diesem Fall zur Sache gehört; ein letzter verblaßter Schimmer aus jenen vergangenen Tagen, in denen den Schauspielern kein ehrliches Begräbnis zuteil wurde. Wenn am Abend die Vorstellung zu Ende ist, und die Schauspieler im vorderen Gastzimmer sich bei einem Schoppen niederlassen, setzen sich im allgemeinen nur verwegene Junggesellen oder schwärmerische Jünglinge oder Existenzen an ihren Tisch, denen man in der kleinen Stadt schon immer einen gewissen revolutionären Geist nachsagte. Es sei denn, daß sich ein berechnender zynischer Lebemann aus Krähwinkel einfindet, der gewisse Beziehungen mit den weiblichen Mitgliedern anzuknüpfen gedenkt. Er ist im allgemeinen in den weltklugen Augen der Schauspieler und Schauspielerinnen vielmehr eine komische Figur, als er sich's träumen läßt. In den Augen des wissenden Skeptikers (und das sind die Schauspieler in diesem Fall) gibt es nicht leicht etwas Amüsanteres als die heimlichen Hoffnungen so eines Mannes, der sich mit aller Gewalt harmlos geben will, und bei dem man trotzdem die rote Glut durch die Weste hindurchbrennen sieht. Es hat auf diese Weise schon mancher dem kleinen Ensemble auf Wochen hinaus Stoff zur Heiterkeit gegeben, der im Grunde seine eigne Erheiterung suchte und sich's dafür auch etwas Rechtes kosten ließ. Was man so die „Moral" zu nennen beliebt, ist in den „kleinen Verhältnissen", wie der Schauspieler sich ausdrückt, im allgemeinen besser entwickelt als an den Bühnen der Großstadt, schon aus dem nicht übermäßig asketischen, aber durchschlagenden Grund, daß sich die zusammengehörigen Elemente innerhalb des Ensembles bereits gefunden haben. An den Bühnen der Großstädte kommt ein Schwarm von Choristinnen zusammen, unter denen manche künstlerisch mit allem abgeschlossen, vielleicht auch niemals mit irgend etwas Künstlerischem angefangen haben und die darum ihre Hoffnungen auf ganz andre Karten setzen. Selbstverständlich verläuft auch in den „kleinen Verhältnissen" die Sache nicht immer, wie sie hier geschildert ist; auch hier gibt es, wie Jakob Schaffner es ausdrückt, junge Weibchen, die schlanke Finger haben und so leicht keinen ungerupft davon lassen.

Eine etwas andre Stellung nimmt im bürgerlichen Leben der kleinen Stadt der Direktor ein, der „Häuptling der Bande", wie ihn die Schauspieler mehr drastisch als höflich nennen, wenn sie seinem Zepter entronnen sind. Nehmen wir an, daß eine kleine respektable reisende Gesellschaft aus fünf Herren und fünf Damen besteht, und nehmen wir weiter für jedes Mitglied eine Durchschnittsgage von monatlich 75 Mark an, so hat der Direktor, von Reklamekosten, Lokalmiete, Reisespesen, Ausstattungskosten ganz abgesehen, immerhin monatlich einen Personenetat von 750 Mark. Wer aber monatlich 750 Mark an Personalkosten ausgibt, gehört in dem alten, lieben, dummen Stadtbild von Krähwinkel bereits zu den wesentlichen Erscheinungen, und diesem wirtschaftlichen Räsonnement bringen die Bürger des kleinen Städtchens ein volles Verständnis entgegen; was man so das „Bürgerliche" nennt, ist ja im letzten Grunde nichts andres als eine absolute Beschränkung auf und eine absolute Abhängigkeit von den ökonomischen Interessen. Der Direktor kommt in das Städtchen nicht nur als Darsteller, sondern auch als ein Geschäftsmann, dem Geld durch die Finger geht, und der Geld zu vergeben hat. Er läßt Zettel drucken und gibt Inserate auf; das aber freut den Drucker des Nestes, und so gibt der Mann auch, wie sich's gebührt, eine honorige Notiz in den lokalen Teil, die bürgerliche Würden auf den Scheitel des Direktors häuft. Um spielen zu können, braucht man ein Lokal; die Vorstellungen ziehen Leute ins Haus und



W. Hogarth: Wandernde Komödianten in einer Scheune (1738)

wirken überaus fördernd auf den Biergenuß. Sollte das etwa die Wirte am Ort nicht interessieren? Wenn der Direktor aber die Macht hat, die Vorstellung auch einem andern zu geben, ist er dann nicht ein Mann, dem man mit allen bürgerlichen Ehren entgegenkommen muß? Bei dem Direktor melden sich die Leute, die an die Schauspieler Zimmer vermieten wollen; der Ortspfarrer wendet sich mitunter an ihn, wenn er ein unmoralisches Stück auszuschließen wünscht, Schulleiter interessieren sich für klassische Schüleraufführungen oder eine Balladenrezitation in der Aula, sogar der Landrat zieht ihn mitunter ins Vertrauen, wenn er ein politisch anrüchiges Stück auf diskrete Art beseitigen möchte. Am Direktor haftet allerhand vom bürgerlichen Geschäft, und so wird ihm auch verziehen, wenn er nebenher ein respektabler Schauspieler sein sollte, was in kleinen Verhältnissen durchaus nicht so selten ist, wie es sich die Theatersnobs der großen Bühnen träumen lassen. Freilich, freilich, freilich: Dem Mann etwa seine Tochter zur Frau geben? Es wäre immer wie eine Reise in einen fremden Erdteil, es wäre ein abenteuerliches Schauspiel, von dem die Stadt mit aufgerissenen Augen vernehmen würde. Ganz vermag auch der finanziell gut fundierte Direktor niemals die Luft der „fahrenden Leute" aus seinen Kleidern zu schütteln.

*

Was dem Publikum dann weiter das Urteil erschwert und schließlich fast unmöglich macht, ist die große Verschiedenheit, die unter den reisenden Gesellschaften besteht. Es kommt hier wie überall an der Bühne ein buntes Volk zusammen, Männlein und Weiblein aus allen menschlichen Kategorien, und es ist sehr oft Sache des Zufalls, wie die Gesellschaft in dem einzelnen Fall zusammengewürfelt wird. Ein Direktor, der in bestimmten Städten ein bestimmtes Publikum hat, wird selbstverständlich suchen, aus den wandernden Schauspielern die respektabelsten Mitglieder herauszufinden. Da aber gerade die respektablen Schauspieler ebenso selbstverständlich nach oben streben, ist das Material einem ewigen Wechsel unterworfen, und selbst der sorgfältigste Direktor im Bunde mit dem solidesten Agenten bleibt in gewissen Grenzen auf den Zufall angewiesen. Es kann auf diese Weise dem wandernden Schauspieler begegnen, daß er den einen Winter in einer Gesellschaft verbringt, die, menschlich angesehen, vortrefflich ist, während er im nächsten Winter unter genau denselben äußeren Umständen mit Leuten zusammenlebt, die er geneigt ist, als Lumpenbagage zu bezeichnen. In der kleinen Gesellschaft, in der ich das erste Jahr meiner Theaterpraxis verbrachte, hatte sich ein durchaus ansehnliches Quantum an menschlicher, moralischer und künstlerischer Tüchtigkeit zusammengefunden. Es war da ein alter, sehr respektabler Schauspieler, der früher an guten Bühnen ein ausgesprochenes Liebhabertalent gewesen war, und dem darum mit der Jugend der künstlerische Stern hatte erlöschen müssen. Seine Frau war eine mittelmäßige komische Alte, die um seinetwillen mitengagiert war. Die beiden lebten in einer Ehe, die an philiströser Regelmäßigkeit überhaupt nicht übertroffen werden konnte. Ihre Tochter war eine routinierte Schauspielerin, die sich im Interesse des Direktors mit fast übermenschlichen Kräften abrackerte; sie war ihm früher in jüngeren Jahren mehr gewesen als damals und kämpfte nun durch einen ruinösen Fleiß um seinen Besitz. Es gab keine Arbeit, die so schwer und aufreibend war, daß sie ihr nicht aufgetragen werden konnte. Sie konnte bis in die Nacht hinein spielen, in der Nacht selber mit der Nadel an den Kostümen sitzen, am andern Morgen früh auf der Probe sein, nach der Probe die Requisiten besorgen und in der Stadt mit allerlei Besorgungen herumlaufen, abends wieder spielen, in den Zwischenpausen des Spiels soufflieren und inspizieren, nach dem Spiel die Garderobekörbe packen, und sie konnte daneben noch Rollen lernen und allerhand häusliche Geschäfte besorgen. Wir hatten dann weiter eine junge Novize, die in Hamburg die Schülerin eines sehr bekannten Schauspielers gewesen war und für ihren Beruf viel Talent, Intelligenz und Ernst mitbrachte. Ihr innerer Status erhellt am besten aus dem Umstand, daß der feine, geniale Däne J. P. Jakobsen ihr Lieblingsdichter war. Außerdem waren zwei

männliche Anfänger da, von denen der eine vom Christianeum in Altona das Abiturium hatte, und von denen der andre soeben diese Zeilen schreibt. Der Direktor selber war ein etwas kulturloser, aber instinktiv kräftig begabter Komiker, und unser Bonvivant endlich hätte schlankweg von uns weg an eine erste Berliner Bühne gehen können, wenn er sich nicht allzusehr auf die Flasche geschlagen hätte.

Er gehörte aber zu denen, die nicht mehr heraus können, weil die Zigeunerfreiheit der kleinen Verhältnisse ihnen ein notwendiges Bedürfnis geworden ist, und in seiner Gesellschaft befand sich denn auch die einzige weibliche Zigeunerexistenz, die unter uns war. Sie war im Grunde ein sehr begabtes warmblütiges Geschöpf von nicht gewöhnlicher Bildung, die aber durch ungezügelte Leidenschaft abwärts geführt worden war. Aus einer im bürgerlichen Sinne sehr respektablen Ehe war sie weggelaufen, um besagtem Bonvivant anzuhängen, und obwohl sie längst keinen heilen Fetzen mehr am Leibe hatte, dachte sie nicht daran, den Rückweg in die verlassenen bürgerlichen Verhältnisse anzutreten, der ihr mehr als einmal möglich gemacht wurde. Schließlich seien noch zwei blutjunge Anfängerinnen erwähnt, die bei uns mit zusammen 60 Mark monatlich engagiert waren und sich damit auch durchschlugen, und zwar anständig; die eine von ihnen spielt augenblicklich an einer ersten Berliner Bühne erstes Fach; die andre habe ich aus den Augen verloren, meine aber, daß sie an kleinen reisenden Tingeltangelgesellschaften wirkt. Es geht auf und ab im Komödiantenleben, und niemand, der eine reisende Gesellschaft vor sich hat, vermag auch nur mit annähernder Sicherheit zu sagen, was in den nächsten zehn Jahren aus den ad⸗ bei gewesenen Herrschaften geworden — oder nicht geworden ist.
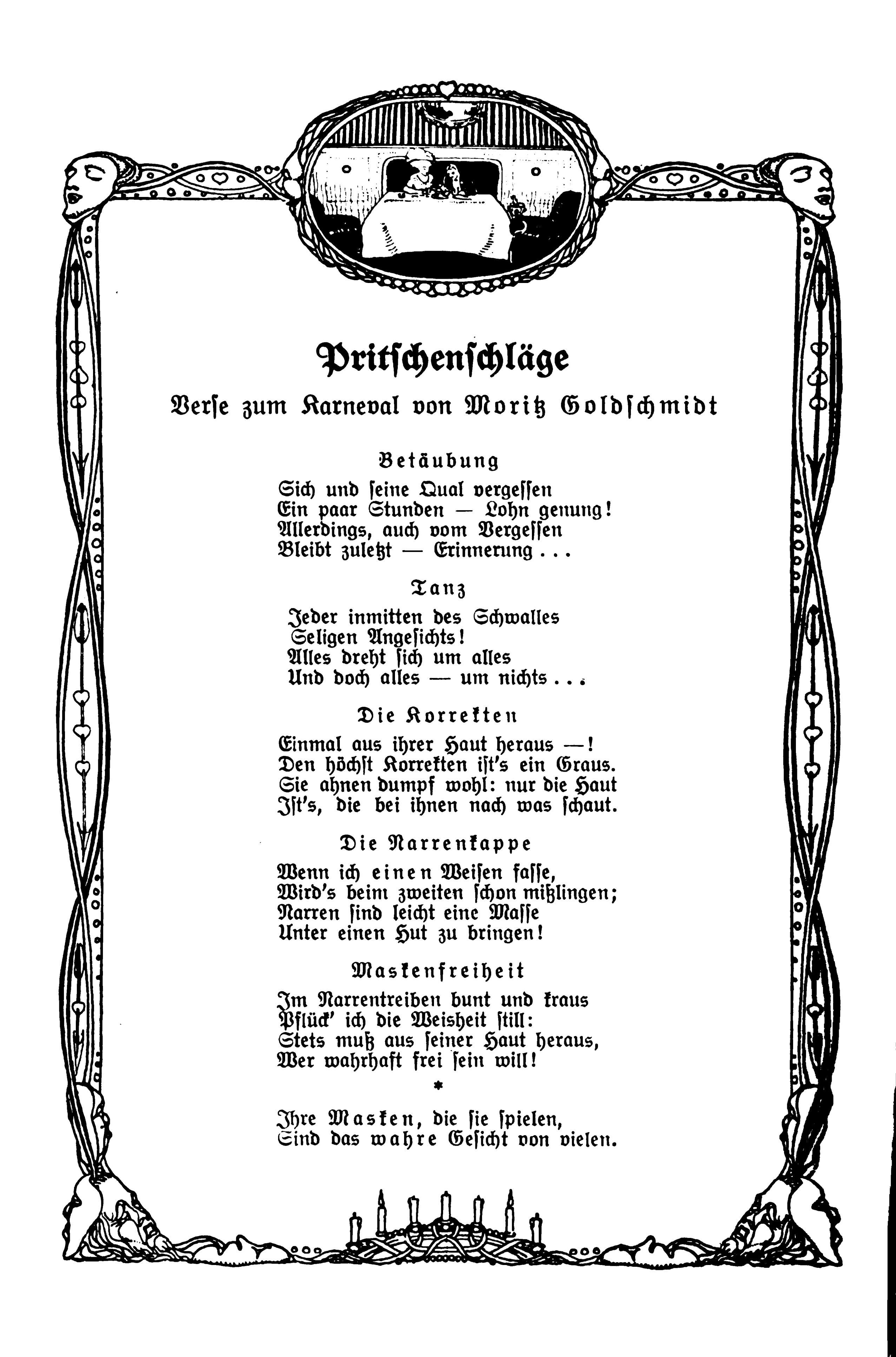
*

Von der reisenden Gesellschaft führt dann über einige wenige Zwischenstufen der Pfad in das eigentliche Reich der „Schmiere“ hinab. Ich habe die wirkliche Feld-, Wald- und Wiesenschmiere nur einmal in einem bayrischen Dorf kennen gelernt, in dessen Nähe ich mich als Sommergast aufhielt. Wer sie genauer kennen lernen möchte, kann auf ein Buch des verstorbenen Schauspielers Borée verwiesen werden. Es führt den Titel „Weil noch das Lämpchen glüht“ und ist bei Borngräber in Berlin W im Auftrag der Deutschen Schauspielergenossenschaft herausgegeben worden. Mit Recht: es enthält in seinem ersten Teil eine so echte, so farbige Schilderung des schrecklichen Schmierenelends, daß es in seiner besonderen Art kulturhistorischen Wert besitzt. Ich persönlich kann mir nicht helfen, ich habe sonst vom Himmel so viel Humor mitbekommen, als zum Leben unerläßlich notwendig ist, aber ich vermag in diesem Schmierenelend nur eben Elend und menschliche und künstlerische Entwürdigung zu sehen, nur eine tiefe, graue Verzweiflung, die auch von den wenigen grotesken Lichtern nicht erhellt zu werden vermag.

Ich bewundere Borée, daß er mit dem ganzen Mut des jungen Schauspielers dieses Elend durchmachen konnte, ohne die Heiterkeit der Seele zu verlieren. Als ich es in jenem bayrischen Dorf mit eignen Augen sah, ist mir ein Schauder über die Haut gelaufen, und ein Schauder läuft mir heute noch über die Haut, wenn ich daran denke, daß ich als junger, fröhlicher, zukunftsgläubiger Mensch mit diesen längst verzweifelten Existenzen aus dem untersten menschlichen Proletariat vielleicht hätte zusammenleben sollen.

In Deutschland trifft man diese Form der Schmiere wohl noch am ehesten in Ost- und Westpreußen; ihre eigentliche Heimat ist das Komödiantenland Österreich. Und auch hier stirbt sie mit jedem Tag mehr aus. Dem Himmel sei Lob und Dank!





Pritschenschläge

Verse zum Karneval von Moritz Goldschmidt

Betäubung

Sich und seine Qual vergessen
Ein paar Stunden — Lohn genung!
Allerdings, auch vom Vergessen
Bleibt zuletzt — Erinnerung . . .

Tanz

Jeder inmitten des Schwalles
Seligen Angesichts!
Alles dreht sich um alles
Und doch alles — um nichts . . .

Die Korrekten

Einmal aus ihrer Haut heraus —!
Den höchst Korrekten ist's ein Graus.
Sie ahnen dumpf wohl: nur die Haut
Ist's, die bei ihnen nach was schaut.

Die Narrenkappe

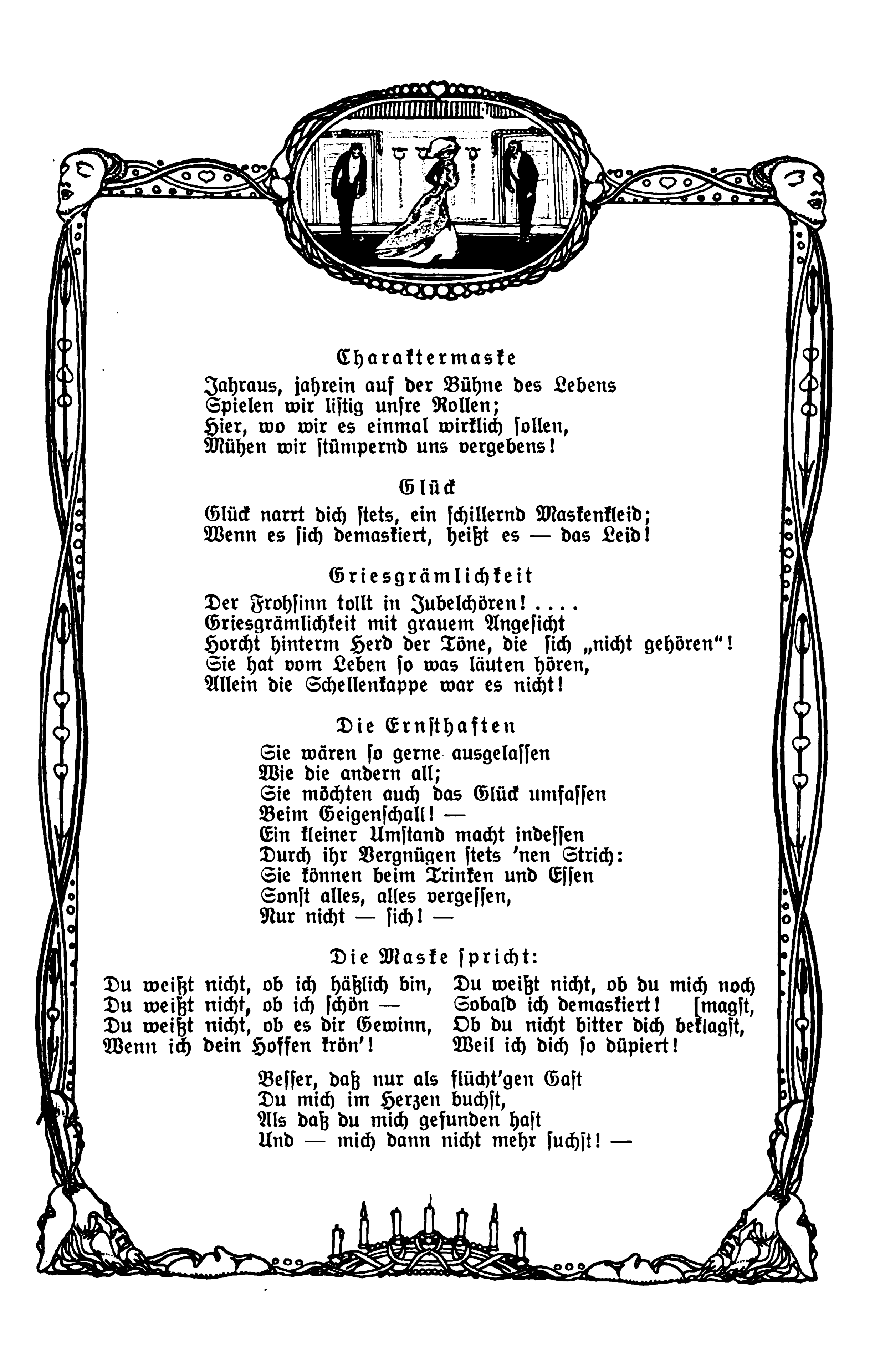
Wenn ich *einen* Weisen fasse,
Wird's beim zweiten schon mißlingen;
Narren sind leicht eine Masse
Unter einen Hut zu bringen!

Maskenfreiheit

Im Narrentreiben bunt und kraus
Pflück' ich die Weisheit still:
Stets muß aus seiner Haut heraus,
Wer wahrhaft frei sein will!

*

Ihre *Masken*, die sie spielen,
Sind das *wahre* Gesicht von vielen.



Charaktermaske

Jahraus, jahrein auf der Bühne des Lebens
Spielen wir listig unsre Rollen;
Hier, wo wir es einmal wirklich sollen,
Mühen wir stümpernd uns vergebens!

Glück

Glück narrt dich stets, ein schillernd Maskenkleid;
Wenn es sich demaskiert, heißt es — das Leid!

Griesgrämlichkeit

Der Frohsinn tollt in Jubelchören! . . . .
Griesgrämlichkeit mit grauem Angesicht
Horcht hinterm Herd der Töne, die sich „nicht gehören“!
Sie hat vom Leben so was läuten hören,
Allein die Schellenkappe war es nicht!

Die Ernsthaften

Sie wären so gerne ausgelassen
Wie die andern all;
Sie möchten auch das Glück umfassen
Beim Geigenschall! —
Ein kleiner Umstand macht indessen
Durch ihr Vergnügen stets 'nen Strich:
Sie können beim Trinken und Essen
Sonst alles, alles vergessen,
Nur nicht — sich! —

Die Maske spricht:

Du weißt nicht, ob ich häßlich bin,
Du weißt nicht, ob ich schön —
Du weißt nicht, ob es dir Gewinn,
Wenn ich dein Hoffen krön'!

Du weißt nicht, ob du mich noch magst,
Sobald ich demaskiert!
Ob du nicht bitter dich beklagst,
Weil ich dich so düpiert!

Besser, daß nur als flücht'gen Gast
Du mich im Herzen buchst,
Als daß du mich gefunden hast
Und — mich dann nicht mehr suchst! —


Karl Laroche


Ludwig Devrient


Karl Seydelmann

Mephisto auf der Bühne

Von

Monty Jacobs

Auf der Höhe seines Könnens, als er Hamlets Welt in Vollendung meisterte, hat Joseph Kainz in der Mephistorolle die Erwartungen seiner Verehrer enttäuscht. Gerade diese Aufgabe schien in Wahrheit seine vorbestimmte Mission auf Erden. Wer hätte an Behendigkeit des Leibes und des Geistes, an schneidender Dialektik, an allen Künsten der Ironie, an souveräner Beherrschung des Verses mit ihm wetteifern können? Sein Tartuffe, sein Richard III., sein Franz Moor wirkten wie Vorstudien zu einem Idealbilde, wie die Verheißung eines unwiderstehlichen Mephisto. Die Erfüllung blieb aus.

Der Mißerfolg mußte nachdenklich stimmen. Schon oft war die Behauptung gewagt worden, daß Fausts Gefährte im Grunde als eine unspielbare Rolle angesehen werden müsse. Rötscher, Magister und Professor der Theaterkritik zu Berlin, hatte es schon vor Jahren doziert, und Kainz schien berufen, die These experimentell nachzuweisen.

An äußeren und inneren Beweisgründen fehlt es nicht. Die Propheten sind am Aussterben, die eine „Einheit“ des Faustdramas verkünden, und unsre Ehrfurcht vor dem gewaltigen Strome schmälert die Erkenntnis nicht, aus wieviel klaren Bächen er zusammengeflossen ist.

Es braucht kaum daran erinnert zu


Ernst von Possart


Karl Häußer


Joseph Lewinsky


Fr. Mitterwurzer

Einige der berühmtesten Darsteller des Mephistopheles in Goethes „Faust“

werden, daß Goethe beim ersten Teile seines „Faust" — von dem hier allein die Rede ist — nach seinem eignen Wort „gar nicht an eine Aufführung auf der Bühne gedacht hat". Wenn er also in Strenge dem Dichter der „Penthesilea" das Schaffen dramatischer Zukunftspoesie verwies, so prallt der Pfeil durchaus nicht auf ihn zurück. Weder die Gegenwart noch die künftige Entwicklung der Schaubühne sollte einer Dichtung dienen, die nun einmal vom Theater keine Hilfe beanspruchte. Wagt sich die Bühne an das Gedicht, so geht ihr Unternehmen auf eigne Gefahr, und sie mag sehen, wie sie sich mit seinen Fußangeln abfindet.

Goethe weist jede Schuld von sich, wenn sein Mephisto, wenn sein Geist des Widerspruchs auf den Brettern als ein Geist der Widersprüche erscheint. Unter den Hut mit der Hahnenfeder sind viele Köpfe zu bringen: der Lügner und Sophiste, der Chaos wunderlicher Sohn, der Herr der Ratten und der Mäuse, der alte Höllenluchs, der Kavalier wie andre Kavaliere, die Spottgeburt von Dreck und Feuer, der Schalk und endlich der Schandgeselle, der sich am Schaden weidet und am Verderben letzt. Nicht weniger als siebzehn Metamorphosen, die für Mephistos theatralische Gestaltung nötig werden, hat ein Dramaturg herausgerechnet.

*

Ein schneller Überblick mag zeigen, wie sich die Schauspieler in dem hundert Jahre langen Eroberungskampf der deutschen Bühne um Goethes Faustdichtung aus diesem Dilemma befreit haben.



Friedrich Holthaus als Mephisto

Der Schalk, der Schandgeselle, der Kavalier. So heißen die drei Grundtypen der Entwicklung.

Je einseitiger, je konsequenter man sie durchführt, desto sicherer dürfen die beiden ersten Gestalten auf ihre Wirkung rechnen. Die Höllenbestie spekuliert mit ihrem infernalischen Schwefelduft auf das Schaudern, also nach Fausts Wort auf der Menschheit bestes Teil. Sie verrechnet sich bei diesem Beginnen so wenig wie der Hanswurst, der Liebling der Galerie.

Mephistos Totalität ist freilich so billig nicht einzuhandeln. Sie sträubt sich gegen die Einschnürung in das landläufige Rollenfach, und der Dramaturg muß auf Abhilfe sinnen, um den Abstand zwischen der Illusion des Lesers und der Wirklichkeit der Szene zu verringern.

Der Kavalier, so heißt der Ausweg aus der Verlegenheit. Wer diesen Weg wandelt, darf sich auf ein erlauchtes Vorbild berufen. Denn Goethe selbst scheint ihn sanktioniert zu haben. Als dem Greise von seinen Verehrern der Plan einer „Faust"-Aufführung aufgedrängt wurde, erschien ihm das Unternehmen „seltsam", ja „leichtsinnig", und er betonte gern in brieflichen Berichten an seine Freunde, daß er sich dabei „passiv, um nicht zu sagen leidend" verhalte. In Wirklichkeit ließ er sich natürlich nicht das Heft aus der Hand winden, als „Faust" zur Feier seines achtzigsten Geburtstags, im Jahre 1829, zu Weimar auf die Bühne kam. Hand-

schriftliche Funde haben ergeben, daß er die Einrichtung des Textes sorgfältig überwachte. Über solche Vorarbeiten hinaus hat der Meister sich gerade beim Einstudieren der Mephistorolle seiner Zurückhaltung begeben. Der jugendliche Karl Laroche, damals am Beginn seiner Laufbahn, die ihn zu den Halbgöttern des Burgtheaters führen sollte, war zur Darstellung dieser Rolle ausersehen. Bescheiden und stolz zugleich pflegte er später zu sagen: „In der Rolle des Mephistopheles, wie ich sie gebe, ist jede Gebärde, jeder Schritt, jede Grimasse, jedes Wort von Goethe; an der ganzen Rolle ist nicht so viel mein Eigentum als Platz hat unter dem Nagel!"

Diese Angaben hat neuerdings ein Kenner von Jakob Minors Rang unter die Lupe genommen und als Flunkerei erwiesen. Gewiß mögen nicht alle Einzelheiten bis ins kleinste von Goethe bestimmt worden sein. Aber zum mindesten muß Laroche doch in seiner Gesamtauffassung den Wunsch des Dichters getroffen haben, unter dessen Augen er ans Werk ging.

Wie Laroches Mephisto bei der Weimarer Aufführung wirkte, hat Karl von Holtei ausführlich bezeugt. Ein eleganter, humoristisch negierender Teufel, der die höhere geistige Zaubermacht wahrte, so lautet die Beschreibung. Später, in der weichen Wiener Luft, müssen sich die Züge dieses Bildes noch mehr gemildert haben, und alle Beurteiler heben den undiabolischen, fast gemütlichen Charakter dieses Salonironikers ohne Gift und Zynismus hervor.

Doch die Reihe der Kavaliere in Mephistos Wams beginnt nicht mit dem jungen Laroche. In den Theaterstädten, die der Goetheresidenz Weimar mit einer Faustaufführung zuvorgekommen waren, ist das Problem des Theaterteufels in ähnlicher Weise gelöst worden. Herzog Karl von Mecklenburg, der Mephisto jener seltsamen Darstellung im Berliner Palais des Fürsten Radziwill, legitimierte seine Künstlermission vor allem durch die Hofmannsallüren seines Satans in Claque, Frack und Seidenstrumpf. Die bissigen Berliner erkannten seine Leistung wohl um dieser Eleganz willen an, als sie dem unbeliebten Prinzen an die Tür des Schlosses Monbijou den schlimmen Vers hefteten:

Als Mensch, als Held, als Fürst nur schofel,
Und einzig doch als Mephistophel.

Die Faustaufführung im Kreise der preußischen Hofgesellschaft darf nur einen Kuriositätswert beanspruchen. Ihr wirkliches Bühnenleben gewann die Dichtung jedoch mit der ersten vollständigen Darstellung durch das Hoftheater in Braunschweig, ein paar Monate vor der weimarischen „Premiere", im Januar 1829. August Klingemann, der Direktor dieser Bühne, gab seinem Mephisto, Heinrich Marr, die Anweisung, er habe die Rolle „mit Entfernung von allem Gräßlichen und Entsetzenerregenden, vielmehr keck, gewandt, mit sprühendem Humor und im Tone eines bis zur Ruchlosigkeit vollendeten Weltmannes auszuführen". Einzig und allein in dem Monologe „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft" dürfe die dämonische Natur sich hervorwagen. So erschien denn in Braunschweig wie in Weimar statt des Höllenluchses ein ironisch blasierter Lebemann, und Mephistopheles schien auf der deutschen Bühne dem Rollenkreise des Bonvivants ausgeliefert zu sein.

*

Die Reaktion gegen diese Auffassung der Rolle konnte nicht ausbleiben. Bedeutete die Kavaliersparole einen Kompromiß, um widerstreitende Elemente auszugleichen, so mußte nun ein beherzter Künstler den Mut haben, sich zur Einseitigkeit zu bekennen. Das geschah, als Karl Seydelmann alle jene Motive in den Vordergrund drängte, die der vorsichtige Praktikus Klingemann ausmerzen wollte: das Gräßliche und Entsetzenerregende.

Welch ein großes Aufsehen dieses Wagnis erregte, lehrt die Flut kritischer Betrachtungen, die es entfesselte. Der Künstler hat in diesen lebhaften Streit der Meinungen selbst mit einem Briefe eingegriffen, in dem er seine Auffassung vom Wesen Mephistos verteidigte. Diesem schroffen Intellekt fehlte es fürwahr nicht an Entschlossenheit, bis ans Äußerste zu gehen, und so erklärte er ohne weiteres, Goethes Text, wie er ihn verstand, nötigenfalls auch gegen Goethes eigne Meinung verfechten zu wollen. Er wollte Teufel sein, nichts als Teufel, allen Konventionen der Bühne zum Trotz. „Entsetzt sich nun eine zarte,

vornehme Natur, eingehüllt in die Spinnwebschleier der allersorgfältigsten Bildung, davor, nun, sie entsetze sich! Und verwundert sich der Dichter selbst, er verwundere sich doch nur über die Größe der eignen Kraft, die ihm hier sinnlich entgegentritt. Wer den Teufel an die Wand malt, muß nicht zu Boden fallen, wenn ihm das Urbild entgegengrinst." Seydelmanns Verehrer August Lewald hat uns die äußere Erscheinung dieses Mephisto überliefert, wie er noch vor der Übersiedlung des Künstlers nach Berlin, 1838, die Szene betrat. „Sein Kleid ist von hochrotem, glänzendem Zeuge mit gelben Zieraten, das Mäntelchen von starrer Seide, grasgrün; den übermäßig langen Oberleib umgürtet ein schmales schwarzes Wehrgehänge. Dieser Leib ist wespenartig dünn; die Finger sind gekrümmt wie Krallen; beim Gehen wird der Pferdefuß mit vornehmer Grandezza nachgezogen. Den Schädel bedeckt ein struppiges, schwarzes Haar, die Augen sind schielend und schief; der Mund fletscht die Zähne und ist an den Winkeln in die Höhe gezogen, der fürchterliche Hohn spricht sich darin aus; die Nase senkt sich in krasser Unförmlichkeit zum Kinn."

Den Eindruck der Maske sucht das Spiel noch zu übertrumpfen. Wenn Mephisto mit dem Schüler Zwiesprache hält, so rückt er ihm ganz nahe auf den Leib, reckt sich in die Höhe, sieht von oben, mit gekrümmtem Halse, auf ihn herab, bläht sich und pustet das arme Opfer an — ein unheimlicher Raubvogel. Das Parfüm der Jugend in Gretchens Zimmer belästigt seine Empfindlichkeit, er krächzt, er hustet vor Mißbehagen, und wenn er den Raum verläßt, so sucht er ihn durch ein seltsames Blasen mit höllischer Schwüle anzufüllen. Dumpfe Töne, wie Unkenlaute anzuhören, begleiten seine Worte, die Krallenfinger wirbeln unheimlich durch die Luft — kurzum, alles Menschenähnliche wird verbannt, und tierisch, höllisch, fratzenhaft steht der Teufel des Märchens auf den Brettern. Die Spottgeburt aus Dreck und Feuer, der Schandgeselle, sie haben Kavalier und Weltmann in die Flucht geschlagen.



Hans Böhm phot.

Albert Bassermann in der Rolle des Mephisto

Seydelmanns Personifikation des Bösen hat leidenschaftlichen Protest hervorgerufen. Immermann vermißte in dem „erdigen, knarrenden Geiste" Goethes Marinelli der Hölle, und Eduard Devrient, der Geschichtschreiber der deutschen Bühnenentwicklung, erklärte kurzweg, daß der „widerlich kotige und zotige Teufel vom Blocksberge" nicht entsetzlich, sondern einfach lächerlich gewirkt habe. Die Widersacher durften sich natürlich auf Goethes Wort berufen.

Denn dieser höllische Kaliban durfte wirklich nicht in der Hexenküche den Namen Satan verleugnen, und ein Theaterfreund war zu dem Stoßseufzer berechtigt: „Welche batzenstrickartige Nerven muß er dem armen Gretchen zuschreiben, wenn sie hinter einem solchen Scheusal . . . den Bösen bloß ahnen sollte!“ Aber es gab auch Enthusiasten in Fülle, und einer von ihnen verstieg sich zu der Forderung, bei einer wirklichen Faustdarstellung müßten die Frauen aus dem Publikum entfernt werden!

*

Im Theatersinne traf in diesem Dispute sicherlich der beschauliche Wiener Eduard von Bauernfeld das Rechte mit seiner Meinung, Mephisto sei überhaupt keine Rolle, sondern eine Phantasie, die sich ein jeder nach seiner Individualität zuschneiden dürfe.

Solche Worte mögen Theodor Döring ermutigt haben, Weltmann und Satan gleichweit im Bogen zu umgehen und den Schalk in den Vordergrund zu stellen. Nach den Zeugnissen der Zeitgenossen schien sein Mephisto eher ein Gnom, ein Kobold, als ein Gespenst zu sein. Der Spaßmacher gab den Ton an, und eine harmlose Fidelität verbreitete sich um jenen dramatischen Charakter, der eben noch, auf den gleichen Brettern der Berliner Hofbühne, Schaudern und Grauen erweckt hatte. In der Wahl seiner Mittel war der Hanswurst Mephisto freilich nicht wählerischer als der Popanz gleichen Namens. Wenn er in der Schülerszene zur Definition der Gottesgelahrtheit gezwungen wurde, so belustigte Dörings Teufel sich und sein Publikum, indem er die Symptome der Seekrankheit markierte. Bei der Erzählung vom verschwundenen Schmuck delektierte er sich vollends als Kopist fremder Stimmen: der Pfarrer redete salbungsvoll, Gretchen zimperlich und ihre Mutter gar im Tone des Stockschnupfens. Kein Wunder, daß der berlinische Mutterwitz eines Zuschauers kurz und bündig meinte, dieser Mephistopheles sei kein Teufel, sondern höchstens ein — Waldteufel gewesen.



Kainz als Mephisto
Heliogravüre von Marie Mautner. Aus der Zeitschrift „Der Merker“

Dem Instinkte des Publikums muß eine derartige Betonung des komischen Elements immerhin mehr zugesagt haben als das Hervordrängen der Höllengreuel. Denn seltsamerweise fand Seydelmann seinen Jünger nicht einmal in einem Schauspieler, der sonst zu pfeffern und zu würzen verstand. Bogumil Dawison scheint, soweit ein Einklang aus widerspruchreichen Berichten herauszuhören ist, den Kavalier und den Schalk, die Darstellungsweise Laroches und Dörings verschmolzen zu haben. Auf alle Fälle vermied sein Mephisto das Beschwören des Elementargeistes, des Volksteufels. Er vermenschlichte den Dämon, war ein

großer Herr mit junkerlichen Manieren und beutete alle humoristischen Elemente der Rolle nach Kräften aus. Den Zuschauern erschien er eher zahm als schroff, und Gottfried Keller berichtet sogar einen ungemein behaglichen Einfall des Darstellers. Mephisto-Dawison pfiff nämlich, mitten im Hokuspokus der Hexenküche, eine kleine Meerkatze herbei, nahm sie auf den Schoß, ließ sie auf dem Knie reiten und spielte „gar anmutig teuflisch" mit ihr.

Idyllische Züge dieser Art konnten sich allerdings nicht nachhaltig in der Mephistorolle einbürgern. So überlieferte kein Geringerer als Arthur Schopenhauer, daß der junge Friedrich Haase als Junker Satan „ganz in Verruchtheit getränkt" sei. In Wien aber waltete an Fausts Seite der ernste Joseph Lewinsky seines Amtes, und es gelang ihm, aus der mannigfaltigen Buntheit eine Einheit zu gewinnen, indem er von Anfang bis zu Ende den Geist der Verneinung tragische Gestalt annehmen ließ. Neben ihm tollte sich Friedrich Mitterwurzers Genialität in sprunghaften Launen aus, und aller Einheit zum Hohn löste er, nach dem Zeugnis seines Bewunderers Guglia, Mephistos Wesen in einem halben Dutzend verschiedener Rollen auf. Er muß, im Vorspiel, ein blasser, fast schöner Engel der Finsternis gewesen sein; dann wieder, beim Umgange mit Weibern vom Schlage der Hexe und der Frau Marthe, so derb im vollsaftigen Zynismus, daß Ludwig Speidel ihn erschreckt als „gräßlichen Hanswurst" ablehnte.

*

In Mitterwurzer tritt dem Mephistoproblem zum ersten Male ein Schauspieler gegenüber, in dessen Kunst die Sehnsucht unsrer Zeit pulsiert. Es gilt fortan, zu differenzieren, es gilt, gerade in ihren Wirren und Widersprüchen das Schicksal einer Seele zu lesen.

So hört denn allmählich das Trachten auf, eine vielgestaltige, vom Spiel der Stunde und der Laune abhängige Kreatur wie Fausts Gesellen auf eine feste Formel zu bringen. Satan, Schalk, Kavalier — diese Typen reichen nicht mehr aus, um Mephistos Reichtum einzuheimsen. In vergangenen Zeiten stritt man darüber, ob der Intrigant oder der Bonvivant die begehrte Rolle beanspruchen dürfe. Schreyvogel mußte sich noch gegen die Schauspieler wenden, die Goethes Teufel nach der Manier der Bösewichter darstellen. Wie der Wiener Dramaturg einen „feinen, boshaften, schadenfrohen Weltmann" zu sehen wünschte, so hat ein Darsteller vom Range Heinrich Kepplers einen gewaltigen Causeur, einen Salonmenschen verlangt, der die Bosheit unter einem Mantel verberge. Aber schon Heinrich Laube erklärte die Forderung für arrogant, Mephisto müsse schalkhaft oder boshaft oder so und so aufgefaßt werden. Er proklamierte das Recht des Individuums, diese Begriffe verschiedenartig widerzuspiegeln — ein Recht, das längst durchgedrungen ist.

Früher entschieden sich die Darsteller, soweit wir uns ihre Leistungen aus den Berichten aufbauen können, für eine Maske des Grausens, des Humors oder der Geschmeidigkeit und nannten sie Mephisto. Jetzt ist das Gewissen unsrer Schauspieler feinfühliger geworden. Sie bevormunden, sie vergewaltigen die Rolle nicht mehr. Doch während sie die Dichtung retten, setzen sie das Theaterstück aufs Spiel. Sie wollen überzeugen, und es gelingt ihnen nicht mehr, zu über-


Hans Böhm phot.

Paul Wegeners Mephisto

rumpeln. Kainz scheiterte am Mephistoproblem, weil er allen seinen Anforderungen zugleich gerecht werden wollte. Er betonte als ein wahrer Höllenprinz die Überlegenheit über die simplen Menschen. Geistige Überlegenheit — als er mit dem Schüler, mit Frau Marthe, mit den Saufbrüdern in Auerbachs Keller sein Spiel trieb. Gesellschaftliche Überlegenheit — als er seinen Reisegefährten Faust von Kopf zu Füßen musterte, dem alle Hexentränke nicht den Magister austreiben können. Aber neben der Ironie des Kavaliers sollte auch der Dämon zum Vorschein kommen. Der Künstler schien Seydelmanns Schatten zu beschwören, als er mit unheimlichen Schritten Gretchen buchstäblich in die Enge trieb. Wenn es ihm nicht gelang, diese Elemente harmonisch zu paaren, so mag sein Naturell ihm zum Hindernis geworden sein. Denn der wundervolle Ansturm des Kainzschen Temperaments brauchte eine Szene ohne Schranken. Er mußte herrschen, nicht dienen; führen, nicht hemmen.

Auch die Lebenden, die jüngst ihre Kunst am Mephisto erprobten, konnten nur Fragmente der Aufgabe zur Wirkung bringen. Naturen wie Bassermann und Wegener offenbarten sich am stärksten, wenn sie als Landsknechte der Hölle, animalischer Urkraft voll, über die Bühne schritten. Den Elementen nah, wußten sie die Ratte zu locken, der Flamme zu gebieten, und es gelang ihnen auf diese Weise, die allmählich wohlfeil gewordenen Mittel des Weltmännischen eindrucksvoll zu ergänzen. Auch Rudolf Schildkraut ließ den Kavalier völlig fallen.

Weit ist der Weg vom Mephisto der Berliner Hofgesellschaft in Frack und Eskarpins bis zu den Suchern und Pfadfindern der modernen Bühne, der Weg über Kavalier, Schalk und Satan hinaus.

Jede neue Zeit wird der Rolle auch fortan neue Ausdrucksmittel leihen, und unvertilgbar wie die Dichtung wird die Anziehungskraft der Aufgabe auf die Schauspieler bleiben.

Aphorismen

Die lieblichsten und am sorgfältigsten erdachten Worte über uns werden dann gesprochen, wenn wir sie nicht mehr hören können.

*

Die wesentlichste Folge aller rechten Kunst ist Selbstveredlung.

*

Die besten Witze werden erlebt, nicht erfunden.

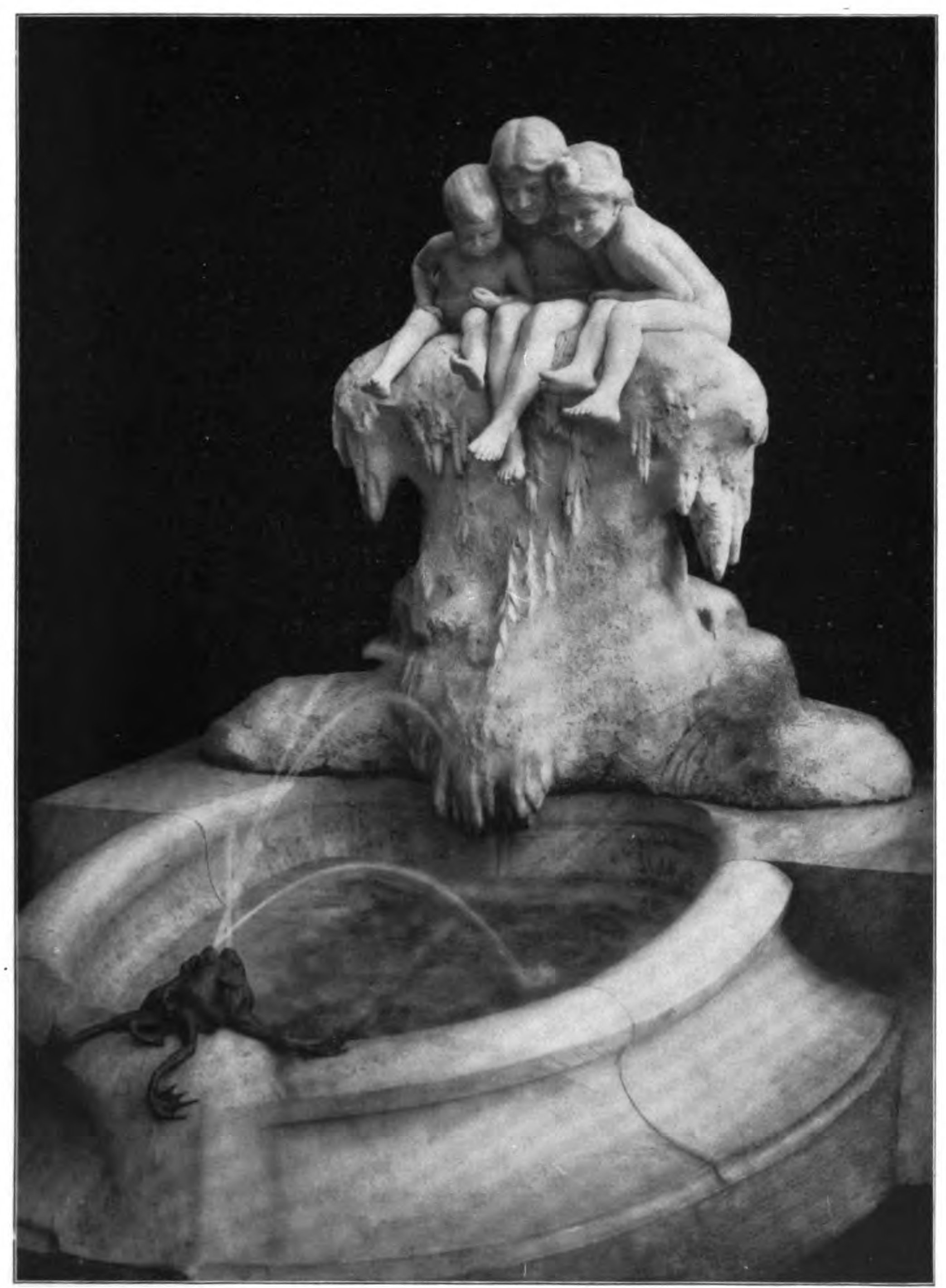
*

Beim törichten Menschen fließen die Gedanken ineinander und stoßen sich gegenseitig ab, beim klugen und gebildeten Menschen suchen sie sich und reichen sich gleichsam die Hände.

*

Wahre Freundschaft ist nur unter sozial ungefähr gleichgestellten Leuten möglich; darum zerfällt sie auch meistens, sobald einer der Freunde, sei es auch nur durch Unglück und Schicksalsschläge, dem andern nicht mehr gleichwertig ist.

Pretzell



Phot. F. C. Wolter

Der Märchenbrunnen in Düsseldorf

Von Max Blondat

Alleinsein

Von

Ernst Zahn

Als ich jung war und nach Freude lüstern,
Schien ein Kerker mir mein dunkles Tal,
Das die Berge mauergleich umdüstern.
Fliehen, fliehen wollt' ich manches Mal.

Wandern wollt' ich, wo die Weiten blauen,
Wo in goldnen Feldern flammt der Mohn,
Wandern wollt' ich über Blumenauen,
Wandern immer nur — davon — davon.

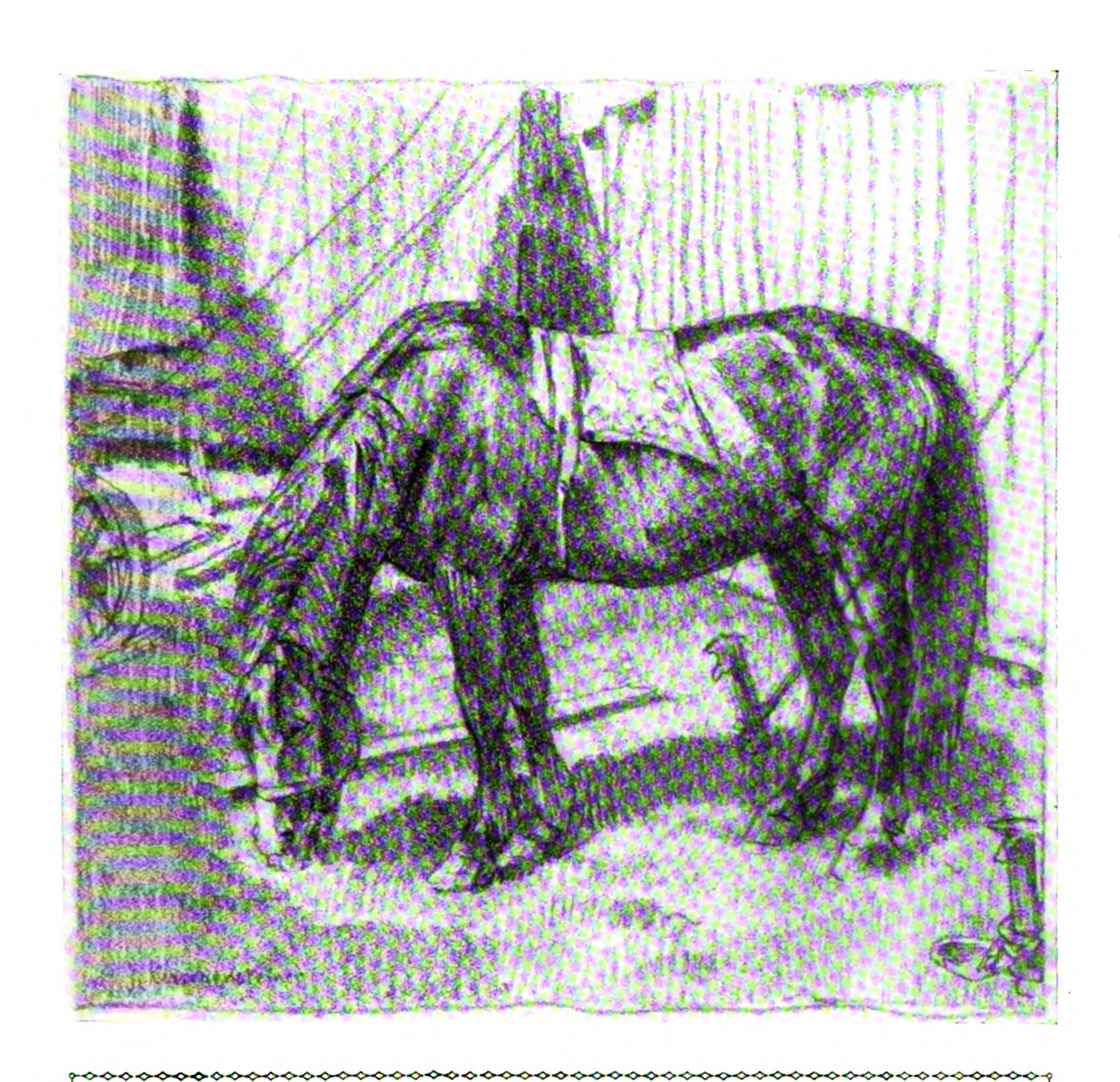
Und mit andern Pilgern wollt' ich schreiten,
Wo das Glück die heilige Fahne trug,
Und um Kränze und um Kronen streiten,
Und die Welt war mir nicht groß genug.

Und nun, da ich weiß wie Bergschnee werde,
Scheint mir fremd, wonach mein Sinn einst stand,
Und dies Flecklein dunkle Heimaterde
Gilt mir mehr als blühend weites Land.

Über Felsgrund, rauh und ungewegnet,
Schreitet, statt durch reifes Korn, mein Fuß,
Und wenn taglang niemand mir begegnet,
Gleichviel, ich entbehre keines Gruß.

Nie bin ich hinaus — hinaus gefahren,
Tiefer stets spann mich die Stille ein,
Und ich lernte nur nach Jahr und Jahren
Eine große Kunst: allein zu sein.





Zirkuspferd

Nach einer Bleistiftzeichnung von Jos. Kerschensteiner

Eine Nase für den König

Von Jack London

In dem alten Korea lebte zu einer Zeit, da noch der Friede und die Ruhe dieser Insel ihren ehemaligen Namen, „Cho-sen," getreulich rechtfertigte, ein Staatsmann namens Yi Chin Ho. Er war ein Mann von Fähigkeiten und — wer kann sagen — vielleicht keineswegs schlimmer als die Staatsmänner der übrigen Welt. Aber ungleich seinen Brüdern in andern Ländern, saß Yi Chin Ho im Gefängnis. Nicht weil er sich aus Versehen Staatsgelder angeeignet hatte — nur, weil er sich aus Versehen zuviel angeeignet hatte. Unmäßigkeit ist immer beklagenswert, selbst im Stehlen, und Yi Chin Hos Unmäßigkeit hatte ihn in ganz beklagenswerte Verlegenheiten gebracht.

Zehntausend Strings in bar schuldete er der Regierung, und er lag im Kerker, zum Tode verurteilt. Einen Vorteil brachte ihm seine Lage — er hatte reichlich Zeit zum Nachdenken. Und er dachte lange und gut. Dann rief er den Kerkermeister.

„Ehrenwertester Mann, du siehst einen ganz Unglücklichen vor dir," begann er. „Obgleich alles gut werden würde für mich, wenn du mich in dieser Nacht nur für eine Stunde freilassen würdest. Und alles würde gut werden für dich, denn ich würde für dein Fortkommen sorgen im Laufe der Jahre, und du würdest schließlich Generaldirektor aller Gefängnisse in Cho-sen werden."

„Wie das?" fragte der Kerkermeister. „Was für ein Unsinn! Eine Stunde Freiheit, dir, dem der Kopf abgeschlagen werden soll? Und ich, mit einer alten und sehr zu verehrenden Mutter, gar nicht zu sprechen von einem Weibe und mehreren Kindern in zartem Alter. Pfui über den Schurken, der du bist!"

„Von der Heiligen Stadt bis zu allen Enden der acht Küsten gibt es nicht einen Platz, an dem ich mich verstecken könnte," erwiderte Yi Chin Ho. „Ich bin ein Mann von Weisheit, aber was nützt mir meine Weisheit hier im Kerker. Wäre ich frei — nun, ich weiß, ich könnte das Geld beschaffen und es der Regierung zurückzahlen. Ich kenne eine Nase, die mich aus allen Schwierigkeiten befreien würde."

„Eine Nase!" rief der Kerkermeister.

„Eine Nase," sagte Yi Chin Ho. „Eine bemerkenswerte Nase; wenn ich so sagen darf, eine ganz bemerkenswerte Nase."

Der Kerkermeister schlug überwältigt die Hände zusammen. „Ah, was für ein Kerl du bist, was für ein Kerl!" lachte er. „Zu denken, daß dieser wunderbare Witz den Weg des Schafotts gehen muß."

Und als er das gesagt hatte, drehte er sich um und ging hinaus. Aber da er ein Mann von Gemüt war, gestattete er zu guter Letzt Yi Chin Ho, zu gehen.

Unverzüglich ging er zum Gouverneur, traf ihn allein und rüttelte ihn aus seinem Schlafe.

„Yi Chin Ho oder ich bin nicht Gouverneur!" schrie der Gouverneur. „Was tust du hier, der du im Gefängnis deinen Tod erwarten sollst?"

„Ich bitte Eure Exzellenz, mich anzuhören," sagte Yi Chin Ho, setzte sich auf eine Matte neben dem Bett und zündete seine Pfeife an. „Ein toter Mann ist ohne Wert. Es ist wahr, ich bin nicht mehr als ein toter Mann, ohne Wert für die Regierung, für Eure Exzellenz oder für mich selbst. Aber wenn, sozusagen, Eure Exzellenz mir meine Freiheit geben würden — —"

„Unmöglich!" rief der Gouverneur. „Bedenke, du bist doch zum Tode verurteilt."

„Eure Exzellenz wissen wohl, daß, wenn ich die zehntausend Strings zurückzahlen kann, die Regierung mich begnadigen wird," fuhr Yi Chin Ho fort. „Und wenn, wie gesagt, Eure Exzellenz mir für einige Tage die Freiheit schenken würden, dann würde ich die Regierung bezahlen und in der Lage sein, Eurer Exzellenz einen Dienst zu erweisen. Ich würde in der Lage sein, Eurer Exzellenz einen sehr großen Dienst zu erweisen."

„Hast du einen Plan, durch den du hoffst, das Geld zu bekommen?" fragte der Gouverneur.

„Ich habe einen," sagte Yi Chin Ho.

„Dann bringe ihn mir morgen nacht; ich möchte jetzt schlafen," sagte der Gouverneur und nahm sein Schnarchen auf, wo es gestört worden war.

In der nächsten Nacht erhielt Yi Chin Ho wieder Urlaub vom Kerkermeister und begab sich zum Bett des Gouverneurs.

„Bist du es, Yi Chin Ho?" fragte der Gouverneur. „Und hast du den Plan?"

„Ich bin es, Euer Exzellenz," antwortete Yi Chin Ho, „und der Plan ist hier."

„Sprich," befahl der Gouverneur.

„Der Plan ist hier," wiederholte Yi Chin Ho, „hier in meiner Hand."

Der Gouverneur setzte sich auf und öffnete seine Augen. Yi Chin Ho legte ein Blatt Papier in seine Hand. Der Gouverneur hielt es zum Licht.

„Nichts als eine Nase," sagte er.

„Ein wenig zerquetscht, so und so, Euer Exzellenz," sagte Yi Chin Ho.

„Ja, ein wenig zerquetscht hier und da, wie du sagst," antwortete der Gouverneur.

„Und vor allem eine außerordentlich korpulente Nase," fuhr Yi Chin Ho fort. „Eure Exzellenz würden manchen Tag und weit und breit suchen nach dieser Nase und sie nicht finden."

„Eine außerordentliche Nase," bestätigte der Gouverneur.

„Es ist eine Warze auf ihr," sagte Yi Chin Ho.

„Eine ganz außerordentliche Nase," sagte der Gouverneur. „Aber was tust du mit dieser Nase, Yi Chin Ho?"

„Ich suche durch sie die Regierung zu bezahlen," sagte Yi Chin Ho. „Ich suche durch sie Eurer Exzellenz zu Diensten zu sein, und ich suche durch sie mein eignes wertloses Haupt zu retten. Und nun ersuche ich Euer Exzellenz, das Staatssiegel auf dieses Nasenbildnis zu drücken."

Und der Gouverneur lachte und fügte das Staatssiegel bei, und Yi Chin Ho brach auf. Tag und Nacht wanderte er den Weg der Könige entlang, der zu der Küste des östlichen Meeres führt, und dort klopfte er eines Nachts an das Tor des schönsten Hauses einer großen Stadt.

„Keinen andern als den Herrn des Hauses will ich sehen," sagte er barsch zu den erschreckten Dienern. „Ich reise im Auftrag des Königs."

Geradeswegs wurde er in ein inneres Gemach geführt, wo er den Herrn des Hauses aus seinem Bette trieb.

„Du bist Pak Chung Chang, Hauptmann dieser Stadt," sagte Yi Chin Ho in

einem Tone, der eine einzige Anklage war. „Ich komme im Auftrag des Königs."

Pak Chung Chang zitterte. Wohl wußte er, daß des Königs Auftrag immer ein schrecklicher Auftrag war. Seine Knie schlugen zusammen, und er fiel fast zu Boden.

„Die Stunde ist spät," stammelte er. „Wäre es nicht besser, bis — —"

„Des Königs Aufträge warten niemals!" donnerte Yi Chin Ho. „Komm zur Seite mit mir, und schnell. Ich habe eine eilige Angelegenheit mit dir zu besprechen."

„Es ist des Königs Angelegenheit," fügte er noch drohender hinzu, so daß Pak Chung Changs Silberpfeife aus seinen kraftlosen Fingern glitt und auf dem Boden zerschmetterte.

„Wisse denn," sagte Yi Chin Ho, als sie zur Seite getreten waren, „daß den König ein Leiden befallen hat, ein schreckliches Leiden, ein sehr schreckliches Leiden. Von allen acht Provinzen kamen die Ärzte, um den König zu heilen. Weise Beratungen haben sie gehalten, und sie haben entschieden, daß zur Heilung des Königs nichts andres erforderlich ist als eine Nase, eine gewisse Art von Nase, eine ganz besondere gewisse Art von Nase.

„Und vor keinen andern als Seine Exzellenz den Premierminister wurde ich gerufen. Er legte ein Papier in meine Hand. Auf dieses Papier hatten die Ärzte der acht Provinzen die ganz besondere Art von Nase gezeichnet, und seine Exzellenz der Premierminister fügte das Staatssiegel hinzu.

„Geh," sagte seine Exzellenz. „Suche nun diese Nase, denn das Leiden des Königs ist sehr schlimm. Und wo du immer diese Nase in dem Gesicht eines Menschen findest, schlage sie sofort ab und bringe sie in aller Eile zum Hofe, denn der König muß geheilt werden. Geh' und komm nicht zurück bevor deine Suche belohnt ist."

„Und so machte ich mich auf den Weg," sagte Yi Chin Ho. „Ich habe die entferntesten Winkel des Königreichs durchforscht, ich durchwanderte die acht Heerstraßen, durchsuchte die acht Provinzen und segelte durch die Seen der acht Küsten. Und hier bin ich."

Mit einer großen Gebärde zog er ein Papier aus seinem Gürtel und hielt es Pak Chung Chang vor die Augen. Auf dem Papier war das Bild der Nase.

Pak Chung Chang starrte es an mit Ochsenaugen.

„Niemals habe ich so eine Nase gesehen," begann er.

„Es ist eine Warze auf ihr," sagte Yi Chin Ho.

„Niemals habe ich so eine — -" begann Pak Chung Chang wieder.

„Hol deinen Vater herbei," unterbrach ihn Yi Chin Ho streng.

„Mein alter und sehr zu verehrender Vorfahre schläft schon," sagte Pak Chung Chang.

„Warum heucheln?" herrschte Yi Chin Ho. „Du weißt, daß es deines Vaters Nase ist. Hol ihn herbei, damit ich sie abschlagen kann und aufbreche. Beeile dich oder ich erstatte schlechten Bericht über dich."

„Gnade!" schrie Pak Chung Chang, auf seine Knie fallend. „Es ist unmöglich! Es ist unmöglich! Du kannst meines Vaters Nase nicht abschlagen. Er kann nicht ohne seine Nase begraben werden. Er würde zum Gelächter und Spott werden, und alle meine Tage und Nächte würden von Reue erfüllt sein. O bedenke! Berichte, daß du keine solche Nase gesehen hast auf deinen Reisen. Auch du hast einen Vater."

Pak Chung Chang umklammerte Yi Chin Hos Knie und legte schluchzend seine Stirn auf Yi Chin Hos Sandalen.

„Mein Herz leidet schwer unter deinem Schmerz," sagte Yi Chin Ho. „Auch ich kenne Sohnesliebe und Rücksicht. Aber — —" Er zögerte, dann fügte er hinzu, als ob er zu sich selbst spräche: „Es bedeutet just so viel für mich, wie mein Kopf wert ist."

„Und wieviel ist dein Kopf wert?" fragte Pak Chung Chang mit dünner Stimme.

„Ein wenig bemerkenswerter Kopf," sagte Yi Chin Ho. „Ein außergewöhnlich wenig bemerkenswerter Kopf, aber so groß ist meine Narrheit, ich schätze ihn trotzdem auf nicht weniger als einmalhunderttausend Strings in bar."

„So sei es," sagte Pak Chung Chang und stand auf.

„Ich werde Pferde brauchen, um den Schatz zu befördern," bemerkte Yi Chin Ho, „und Leute, um ihn gut zu bewachen, denn ich reise durch die Berge. Es gibt Räuber im Lande."

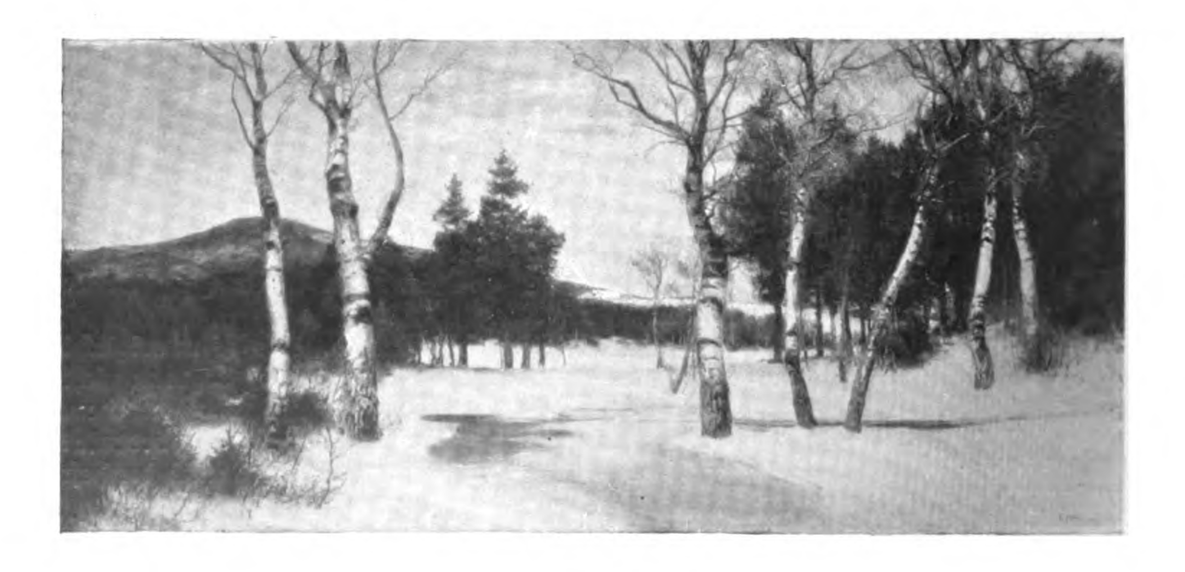
„Es gibt Räuber im Lande," wiederholte Pak Chung Chang traurig. „Aber es geschehe, wie du befiehlst, solange meines alten und sehr zu verehrenden Vorfahren Nase auf ihrem Platze bleibt."

„Sprich zu keinem Menschen von diesem Vorfall," sagte Yi Chin Ho, „sonst werden andre und gehorsamere Diener des Königs gesandt werden, um deines Vaters Nase abzuschlagen."

Und so zog Yi Chin Ho durch die Berge und lauschte heiteren Herzens und freien Kopfes dem lieblichen Geläute seiner schatzbeladenen Ponys.

Es ist nur noch wenig zu sagen. Yi Chin Ho ging es besser von Jahr zu Jahr. Durch seine Bemühungen wurde der Kerkermeister schließlich Generaldirektor aller Gefängnisse von Cho-sen, der Gouverneur ward nach der Heiligen Stadt berufen und zum Premierminister ernannt, während Yi Chin Ho selbst des Königs liebster Zechgenosse wurde und mit ihm am selben Tische saß bis zu dem Ende eines langen, fetten Daseins. Pak Chung Chang aber verfiel in Schwermut, und er schüttelte traurig seinen Kopf, mit Tränen in den Augen, so oft er die kostspielige Nase seines alten und sehr zu verehrenden Vorfahren betrachtete.

(Autorisierte Übersetzung von Bruno Glaser)



Schleier

Von Julie Jolowicz

In der Theorie spielt der Frauenschleier eine recht romantische Rolle. Geheimnisvoll vermummt er da die Häupter schöner Damen, wenn sie unerkannt zum Liebsten huschen wollen, und mit noch tieferem Mysterium umgibt er die Gestalt der Orientalin, der sehnsüchtige Männeraugen nachstaunen. Im Reich der Phantasie hat das schmiegsame Etwas, das so willfährig von Frauenfingern zu vielfältiger Folie der Schönheit sich formen läßt, gleichsam lyrische Werte. Je nach der Beziehung, in der er erwähnt wird, löst er Stimmungen aus, zaubert er Elegien oder weckt prickelnde Neugier. Halb Versprechen und halb Erfüllung, mußte das leise verschleierte Antlitz der hübschen Frau die Begehrlichen zu voller Enträtselung reizen; ein schweres, düsteres Gewoge verstärkte den melancholischen Reiz einer hingebungsvoll Trauernden, oder ein keck flatternder, bunter Schleierzipfel warb um Beachtung für das Lachen, das später von den Lippen seiner Herrin kam. Vielleicht blieben diese Vorstellungen in den Frauen so wach, daß sie zu keiner Zeit sich von dem Schleier als Toilettenrequisit trennen mochten und ihn in allerlei Verwandlungen stets wieder an ihrer Kleidung sehen ließen.



Kopfschleier um 1650

Als Ausgangspunkt für die Sitte des Schleiertragens darf man bei den orientalischen und bei den christlichen Frauen kirchliche Vorschriften annehmen. Bei den einen ein Zwang zu schamhafter Zurückhaltung; bei den andern ein Fordern besonders demütiger Unterwerfung, das von ihnen heischte, in der Kirche das gebeugte Haupt durch die Last der Verschleierung noch tiefer zum Staube zu neigen. Die Orientalinnen, denen eine unumstößliche Konvention die Form der Umhüllung ihres Gesichts zur Pflicht machte, konnten ihrer Lust zu koketten Variationen der Verschleierung wenig nachgehen. Nur daß ihre Frauenlist auf den Ausweg kam, die Durchsichtigkeit des Schleiers so zu erhöhen, daß von einem Verbergen nicht mehr viel die Rede sein konnte. Um so ausgiebiger wurde auf der andern Seite dafür gesorgt, daß seine Verwendbarkeit beim weiblichen Putz ins rechte Licht kam.

Neben der früheren nonnenhaften Art, die den Schleier in strengen Falten um Stirn und Wangen legte und ihn noch einen Teil des Kinns einhüllen ließ, arrangierte man ihn im fünfzehnten Jahrhundert in der drolligsten Weise auf den Hennins, jenem spaßhaften, spitzgiebeligen Kopfputz. Er flatterte im



Hutschleier um 1790

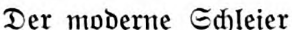
als ein kleines Fetzchen billiger Tüll und mußte nach mondäner Vorschrift genau bis zur Nasenspitze reichen, um sich später aus den gleichen wohlfeilen Stoffen über das ganze Gesicht zu breiten und sich in großen Schleifen unter dem Kinn zu bauschen. Malinestüll und Chiffon waren die begehrtesten Stoffe dafür, und nur ganz vereinzelt griff man zu dem solideren Schleier aus Maschinenspitzen. Die jüngste Modephantasie schickte erst jetzt den Spitzenschleier wieder auf den Markt. Aber er gebärdet sich wie der degenerierte Sproß eines alten Stammes. Die frühere Vornehmheit und Schönheit, die in der ausdrucksvollen Musterung der Spitzengebilde lagen, in der diskreten Raumausnutzung des Tüllgrundes, ist bei diesen unerquicklichen Neuerscheinungen ganz beiseite gelassen. Alle Möglichkeiten, die Raum und Muster bieten, sind so übertrieben, daß die dekorative Wirkung zur Karikatur gesteigert wird. — Ganz anders hat die künstlerische Grazie der Südländerinnen die Anordnung des Spitzenschleiers gemeistert. Bei den

Rücken wie ein Fähnchen von spitzer Zinne oder hing gleich einem kleinen Zuggardinchen vor dem Gesicht, eine Vorrichtung, die auch das spätere Rokoko wieder begünstigte. Nur daß der Vorhang da an einem flachen Schmuckreifen befestigt wurde. Später tauchten noch um 1800 nach gleicher Methode aufgereihte weitmaschige Schleierchen an Straßenhüten auf, wenn man gutwillig den Gebilden aus Bandschluppen und ragenden Federn, die in dieser Epoche die Häupter der Damen bedeckten, den Namen belassen will. Aber man brachte zu der gleichen Zeit das kostbare Material, das man in der damals selbstverständlich noch handgearbeiteten Spitze für den Schleier entdeckt hatte, auch zu pomphafterer Geltung. Zahlreiche Erbstücke aus der noch nicht zu lange verflossenen Vorbiedermeierzeit beweisen den Luxus, der mit großen, mantillenartigen Schleiern aus meist schwarzen Chantillyspitzen getrieben wurde; sie wallten vom Scheitel in losem Fall fast bis auf den Rocksaum, und die Mode rief sie schmeichlerisch: „Vestalinnenschleier“. Dann hat man den Schleier lange recht stiefmütterlich behandelt. Er erschien



Vestalischer Schleier aus schwarz gemusterten Spitzen (um 1800)





Der moderne Schleier



Der Schleier von morgen

Spanierinnen ist er vollkommen an die Stelle des Hutes getreten und eine nationale Besonderheit geworden, der heute noch die spanischen Damen nicht entsagen mögen. Gemälde, auf denen man seit Jahrhunderten diesem Kopfputz begegnet, sind ein beredtes Zeugnis dafür, mit wie großem Recht die Damen im Lande der Toreros daran festhalten. Zu ihrer bunten Tracht steht der schwarze Spitzenschal in einem pikanten Kontrast; er verrät die Rundung der Schultern unter der sehr straffen Umspannung des folgsamen, durchsichtigen Stoffes, und er gibt einen ungemein malerischen Hintergrund für das selbstbewußt zurückgebogene Haupt. In Italien ist der Spitzenschleier auch bei den Frauen der mittleren und niederen Klassen noch ebenso begehrt. Aber die eleganten Damen haben sich von diesem an sich charakteristischen Klei-



Spanischer Schleier
Nach einem Gemälde von Francisco Goya

dungsstück emanzipiert und sich zur alleinseligmachenden Gleichheit der Pariser Modellhüte bekehrt.

Wie zum Inventar einiger Nationaltrachten gehörig, wird der Schleier auch als unentbehrliche Begleiterscheinung bestimmter Zeremonien angesehen. Fast ausnahmslos über die ganze zivilisierte Welt ist seine Funktion bei Vermählungsfeierlichkeiten anerkannt. Je nach der Strenge religiöser Vorschriften macht er als dichter Vorhang das Antlitz der Braut unerbittlich unsichtbar, oder er schwebt als Symbol bräutlicher Unschuld von dem Myrten- und Orangenkranz herab, der die junge Frau zur Trauung schmücken darf. Im übertragenen Sinne hat der Schleier bei der Kommunion dieselbe Bedeutung; nur daß er durch den unirdischen Sinn der Handlung noch symbolischer wird. Und schließlich gilt er in bestimmter Gestalt noch immer für das äußere Zeichen einer tiefen Trauer, eines Schmerzes, der zuweilen hübsche Frauen nicht hindert, auf recht kokette Mittel zu sinnen, ihn auch andern Menschen begreiflich zu machen.



Schleichender Fuchs im Schnee

Nach einer Zeichnung von Paul Haase

Spuren und Fährten

Von **Th. Zell**

Bei unsern Vorfahren stand die Fährtenkunde in hohem Ansehen. Nach Altmeister Döbel, dem Verfasser der „Eröffnete Jäger-Praktika", ist das vornehmste Prädikat eines wohlgeübten Weidmannes, ein „hirschgerechter" Jäger genannt zu werden, wozu vor allen Dingen gehört, daß man „fährtengerecht" ist. Wie wenige Jäger können heutigestags auf dieses Beiwort Anspruch erheben!

Zunächst wollen wir uns darüber Klarheit verschaffen, was unter „Fährte" und „Spur" zu verstehen sei. Fährte nennt man die Reihenfolge der Eindrücke, die im Boden oder Schnee von vierfüßigen Wildgattungen, sofern sie zur „hohen Jagd" gehören, mit den Vorder- und Hinterläufen gemacht werden. Gehört das Wild zur „niederen Jagd", so spricht man von „Spur". Den gleichen Ausdruck gebraucht man vom Raubzeug. Zur hohen Jagd gehören Elch, Edel- und Damhirsch, ferner rechnet man in diesem Falle auch Reh und Sau hinzu, während alles übrige Wild zur niedrigen Jagd gehört. Rothirsch, Damhirsch, Reh und so weiter hinterlassen also Fährten, Füchse, Dachse, Hasen, Kaninchen und so weiter Spuren. Dem fährten- und spurenkundigen Jäger ist sein Revier sozusagen ein aufgeschlagenes Buch. Aus kaum wahrnehmbaren Zeichen, an denen der Durchschnittsmensch achtlos vorübergeht, offenbart sich seinem geübten Auge das Leben und Treiben des Wildes.



Links: Dachs, gewöhnlicher Gang. Mitte: Katze. Rechts: Fuchs in der Flucht

Ganz besonders ist das natürlich der Fall, sobald Schnee liegt. Deshalb eilt jeder Jäger, sobald der erste Schnee, eine sogenannte Neue, gefallen ist, in sein Revier, um zu sehen, was augenblicklich sein Revier an Getier birgt. Wie die Salondame aus den in der Schale ruhenden Visitenkarten weiß, wer alles bei ihr gewesen ist, so sind für den fährtenkundigen Weidmann die Fährten und Spuren die Visitenkarten der Tiere. Welch ein aufregender Augenblick ist es beispielsweise, wenn er aus den Fährten erkennt, daß Schwarzwild bei ihm eingewechselt ist und in seinem Revier steckt, oder daß ein Edelmarder, dessen Fell jetzt so hoch im Preise steht, im Walde sein Wesen treibt. Ohne „Neue" wäre das so leicht nicht festzustellen. Deshalb heißt der Schnee auch mit Recht der „weiße Schweiß- oder Leithund".

Bei Schnee wird man also am besten mit

können. — Grimbart, den Dachs, wird man im Schnee nicht zu sehen bekommen, da er dann im „Kessel“ ruht und die schwere Zeit verträumt. Nur ausnahmsweise geht er bei schönem Wetter zu Wasser. Seine Spur ist ganz unverkennbar wegen der riesig langen Nägel, die er namentlich an den Vorderbeinen besitzt. Auch ist er Sohlengänger, der wie der Mensch und Bär mit der ganzen Sohle auftritt, im Gegensatz zu den Zehengängern Wolf, Fuchs, Hund, Katze und so weiter.

Die Fischotter, die man auch Wassermarder nennen könnte, hält keinen Winterschlaf, ist aber trotzdem wegen der unablässigen Verfolgung bei uns nicht eben häufig. Auch ihre Spur hat eine Eigentümlichkeit, die sie von anderm Raubwild sofort unterscheidet, nämlich die Schwimmhäute.

Schwarzwild ist bei uns jetzt vogelfrei, das heißt es genießt keine gesetzliche Schonzeit. Trotzdem gibt es immer noch eine ganze Menge in unserm lieben Vaterlande, woraus deutlich hervorgeht, daß das wilde Schwein alles andre eher als dumm ist. Erst der Mensch mit seiner Zähmung hat aus ihm, genau wie aus dem klugen Wildschaf, diese Karikaturen von Geschöpfen gemacht, die wir in unsern Ställen erblicken.

Spuren des Wildschweins in verschiedenen Lebensaltern

dem Studium der Fährten- und Spurenkunde beginnen. Überall auf dem Lande gibt es Hunde, deren Spur man sich genau einpräge. Man wird dann erkennen, daß die eines schwachen Hundes die größte Ähnlichkeit mit der eines Fuchses hat. Ende Januar und im Februar ist die Spur von Reineke in fast allen Wäldern zu finden. Von der Spur der Katze unterscheidet sich die des Fuchses, daß jene nicht nagelt, das heißt beim Laufen ihre Krallen einzieht, was Kaniden, das heißt also Wölfe, Füchse, Hunde und so weiter, nicht nachmachen

Wo ein Laie das erstemal Schwarzwildfährten sieht, wird er sie gewöhnlich mit denen von Rotwild verwechseln. Und doch sollte eigentlich ein solcher Irrtum ausgeschlossen sein. Denn in der Hirschfährte sind die Ballen gut sichtbar, weil sie gewölbt sind, bei der Fährte des Schweines zeigen sie sich nur

ganz schwach oder flach, weil sie weniger gewölbt sind. Auch sind sie länglicher, im Gegensatz zu den rundlichen des Hirsches. Ausschlaggebend ist jedoch die kürzere Schrittweite des Schweines. Daher lautet ein alter Jägerspruch:

Mein lieber Weidmann, mit Lust und mit Freuden,
Wie tust du den Hirsch von der Sau unterscheiden (natürlich in bezug auf die Fährte),
Bei hartem Boden absonderlich? Tu mir das sagen, ich bitte dich:
Der edle Hirsch zeigt in der Fährte Ballen, die Sau dagegen nit,
Auch kennt man die Sau an einem viel kürzeren Schritt,
Und mögen an stumpfen Schalen sie sonst einander gleichen,
Die Sau tut nimmermehr des edlen Hirsches Zeichen.

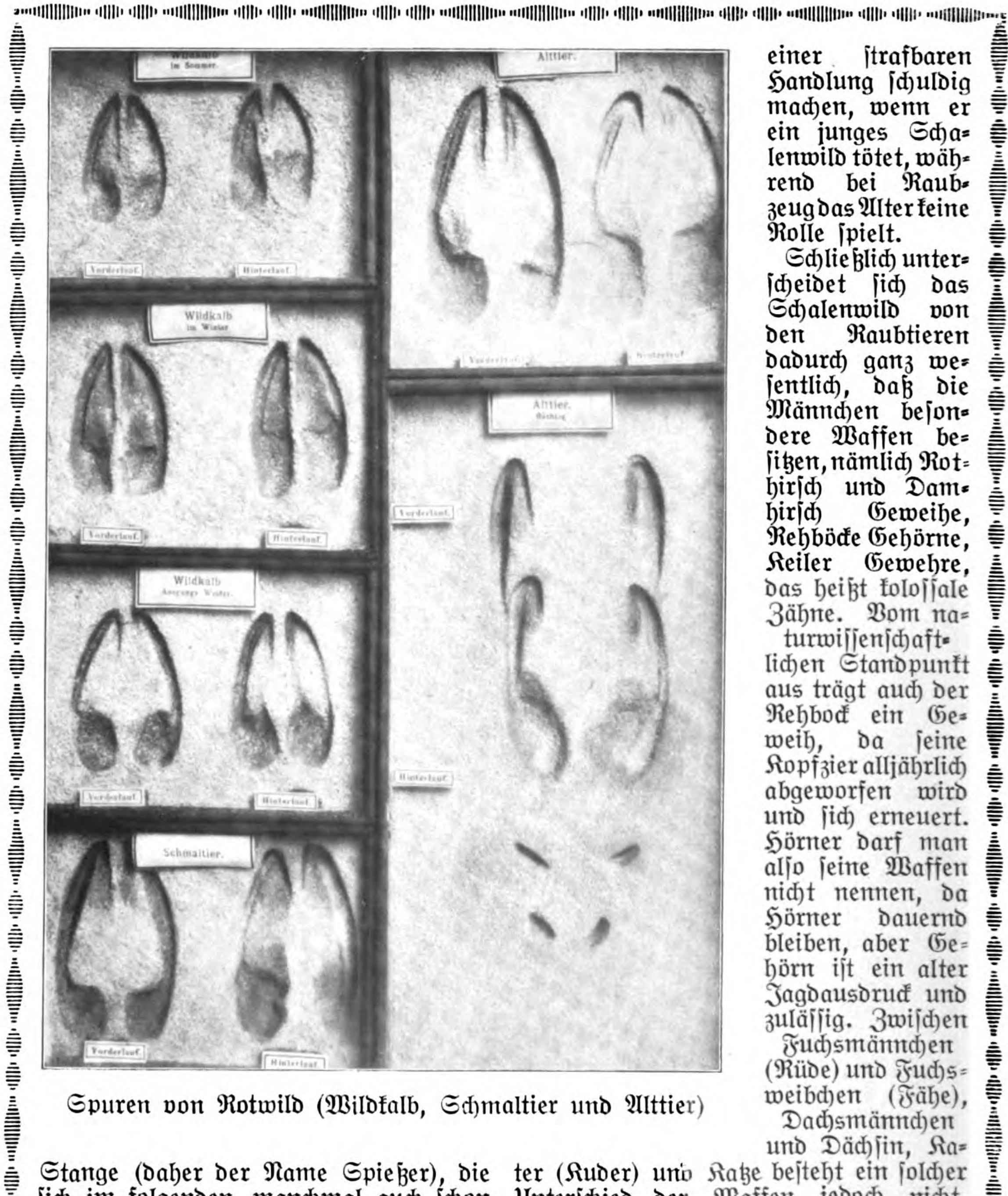


Links: Dachs in der Flucht. Rechts: Fischotter, gewöhnlicher Gang

Wahrscheinlich hat hier unsern Dichter-Weidmann der Pegasus, auf dem er überhaupt sehr unsicher saß, mit Grazie abgeworfen, denn er hat ein Hauptunterscheidungsmerkmal anzugeben vergessen, nämlich den Abdruck der Afterzehen, das heißt der kleinen, hornigen Auswüchse, die beim Schalenwilde an den hinteren Teilen der Läufe sitzen. Diese sieht man bei der Fährte des Schweines stets, beim Rotwild nur in besonderen Fällen, zum Beispiel bei der Flucht.

Die bisher genannten Tiere kennt wohl jeder Leser vom Ansehen. Bei Raubzeug, also Fuchs, Dachs, Katze und so weiter, unterscheiden wir im allgemeinen zwischen den Spuren von Männchen und Weibchen nicht, ebenso gewöhnlich nicht zwischen denen von jungen und alten Tieren. Das letzte erscheint im ersten Augenblick wunderbar, da wir beim Hirsch, Reh und Schwein für die Jugendstufen besondere Ausdrücke haben, nämlich Wildkalb, Spießer, Gabler, Rehkitz, Spießbock, Gabelbock, Frischling und Überläufer. Die Erklärung liegt darin, daß das junge Raubzeug zunächst bei der Mutter bleibt und bereits mit Ablauf des Sommers selbständig die Jagd ausübt, weil es dann die Größe der Alten erreicht hat.

Die Entwicklung des Schalenwildes ist dagegen viel langsamer. Dem Wildkalb und Rehkitz wächst im ersten Jahre eine



Spuren von Rotwild (Wildkalb, Schmaltier und Alttier)

Stange (daher der Name Spießer), die sich im folgenden, manchmal auch schon früher, gabelt (daher der Name Gabler). Aus diesem Grunde hat der Jäger für die verschiedenen Entwicklungsstufen besondere Bezeichnungen.

Diese Bezeichnungen braucht er auch aus dem Grunde ganz notwendig, weil junge Tiere gewöhnlich Schonzeit haben. Der Jäger würde sich also zweifellos einer strafbaren Handlung schuldig machen, wenn er ein junges Schalenwild tötet, während bei Raubzeug das Alter keine Rolle spielt.

Schließlich unterscheidet sich das Schalenwild von den Raubtieren dadurch ganz wesentlich, daß die Männchen besondere Waffen besitzen, nämlich Rothirsch und Damhirsch Geweihe, Rehböcke Gehörne, Keiler Gewehre, das heißt kolossale Zähne. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus trägt auch der Rehbock ein Geweih, da seine Kopfzier alljährlich abgeworfen wird und sich erneuert. Hörner darf man also seine Waffen nicht nennen, da Hörner dauernd bleiben, aber Gehörn ist ein alter Jagdausdruck und zulässig. Zwischen Fuchsmännchen (Rüde) und Fuchsweibchen (Fähe), Dachsmännchen und Dächsin, Kater (Kuder) und Katze besteht ein solcher Unterschied der Waffen jedoch nicht, auch nicht hinsichtlich der Größe. Umgekehrt ist der männliche Hirsch bedeutend größer und stärker als das Weibchen, das Tier (Alttier) genannt wird. Eine Ausnahme bildet das Reh, denn zwischen Rehbock und Rehweibchen, Ricke genannt, besteht ein solcher Unterschied nicht. Deshalb kann selbst der erfah-

renste Jäger die Fährte eines Rehbocks nicht von der einer Ricke unterscheiden.

Da ich selbst von studierten Männern häufig die Ansicht gehört habe, daß Rehe junge Hirsche seien, so will ich bemerken, daß dieser Irrtum nicht genug bekämpft werden kann. Unsre Vorfahren würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie diesen himmelschreienden Nonsens vernähmen. Rehe werden niemals Hirsche, ebensowenig wie etwa aus Ziegen Kühe werden. Das Verhältnis zwischen dem riesigsten Hirsch, dem Elch, dem Edelhirsch und Reh ist etwa so wie zwischen Rabe, Krähe und Dohle oder, da diese Vögel gewöhnlich ebenfalls verwechselt werden, wie zwischen Schwan, Gans und Ente. Der Damhirsch ist etwas kleiner als der Edelhirsch, aber natürlich größer als das Reh. Er würde also einer kleinen Gänseart entsprechen, etwa der Nilgans, wenn wir bei unserm Vergleich bleiben wollen. Im Grunewald bei Berlin war früher Damwild sehr zahlreich vorhanden, so daß man es bei jedem Spaziergang zu sehen bekam. Leider ist es jetzt bis auf kümmerliche Reste fortgebracht und daher eine Seltenheit geworden.



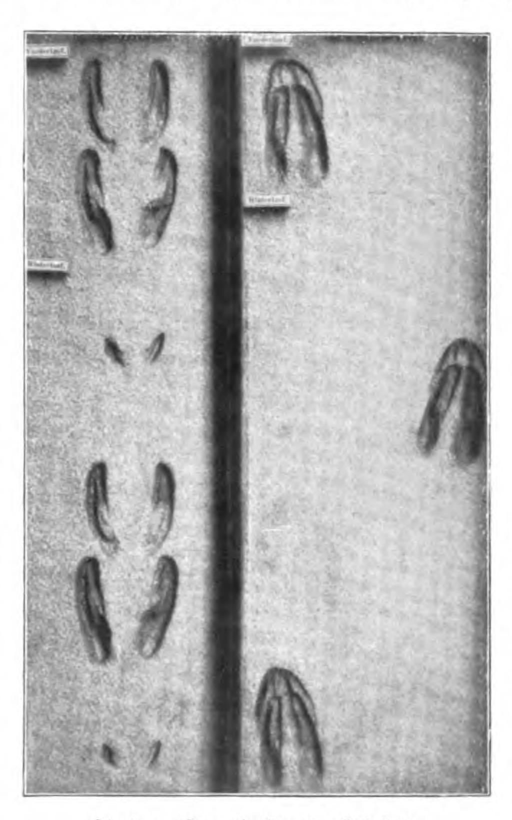
Hase

Die Erbeutung einer prächtigen Kopfzier von Hirsch oder Rehbock ist das Sehnen eines jeden Weidmanns. Da nun bis zu einem gewissen Alter das Geweih immer stärker wird, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der seelischen Stimmung eines Grünrocks machen, wenn ihm die kolossale Fährte eines Hirsches anzeigte, daß der Träger eines mächtigen Geweihs hier geweilt hatte.

Unsre Vorfahren trieben mit diesem

vornehmsten Geschöpfe des Waldes geradezu einen jagdlichen Kultus — daher auch der Name „Edel"-Hirsch. Um sich von ihrer Überschwenglichkeit einen Begriff zu machen, bedenke man, daß für die Jagd auf den Hirsch eine besondere Jägerklasse gebildet wurde, ferner daß hier die Fährtenkunde eine Ausdehnung erreicht hatte, die beinahe als übergeschnappt bezeichnet werden muß. Denn unsre Urväter hatten nicht weniger als 72 Zeichen erfunden, um den Hirsch anzusprechen. Verständigerweise haben sie Dietrich aus dem Winckell auf 27 und G. L. Hartig auf 33 beschränkt. Aber selbst von den übriggebliebenen Zeichen sind noch viele recht unsicher. Man sieht also, daß es in früheren Zeiten keine Kleinigkeit war, ein „fährtengerechter" Weidmann zu sein!

Aus den Fährten kann man jedoch nicht nur die Anwesenheit eines Tieres feststellen, sondern auch die Art seiner Bewegung und die Richtung, die es eingeschlagen hat. Ein langsam schleichender Fuchs schnürt beispielsweise, das heißt er setzt seine Spuren hintereinander in einer geraden Linie. Da diese Spuren also stehen wie Dinge, die in gleichmäßigen Abständen auf eine Schnur gezogen sind, so erklärt sich die Bezeichnung „schnüren".



Links: Kapitalbock, flüchtig
Rechts: Gewöhnliche Gangart oder das Schränken des Rehwildes

Weil bei allen Naturvölkern die Jagd eine bedeutende Rolle spielt, so steht bei ihnen die Fährtenkunde im höchsten Ansehen.

Wir Kulturmenschen dagegen haben es in Wissenschaft, Kunst und Technik ungeheuer weit gebracht, aber die erstaunliche Beobachtungsgabe des Naturmenschen ist uns fast vollkommen verloren gegangen. Jedes Großstadtkind lernt spielend das Abc, aber die Entzifferung der Tierhieroglyphen verursacht ihm die größten Schwierigkeiten.

Der Bauernjunge ist ihm in dieser Beziehung überlegen, weil er noch mehr mit der Natur verwachsen ist und das aufmerksame Beobachten von Jugend auf übt. Ob man überhaupt von einer „Entwicklung" der Menschheit sprechen kann, wenn man ursprüngliche Fähigkeiten verliert, will mir sehr zweifelhaft erscheinen.

Auf jeden Fall ist die Spuren- und Fährtenkunde für den Kulturmenschen deshalb von Bedeutung, weil er dadurch zum Bewußtsein gelangt, daß er zu dem mitleidigen Herabsehen auf die Naturvölker im Grund genommen wenig Veranlassung hat.





Hirsche am Futterplatz im bayrischen Hochgebirge

Komm' in die weiße Nacht

Komm' in die weiße Nacht hinaus mit mir!
Wie eine Marmorkathedrale
Der hohe Wald erglänzt,
Der Mond die Buchensäulen hell bekränzt
Mit Farben aus den Eiskristallen.
Und in des Winters Stille schreiten wir
Mit heil'gem Staunen durch die Gotteshallen,
Und unsre Augen sehend werden,
Der Himmel öffnet sich auf Erden,
Es treten Engel uns im Dom entgegen.
In ihren Blicken ruht der Gottessegen,
Sie heben ihre elfenfarbnen Hände,
Und ihr Gesicht ist Liebe, ihr Gesang beginnt —
Rings stehen marmorernst die weißen Bäume —:
„Selig, die rein von Herzen sind!"
— — — — — — — — — — — — — —
Komm' in die weiße Nacht hinaus mit mir!

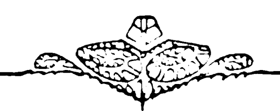
B. von Braunhorst

Die zersprungene Saite

In meiner Seele Harfe eine Saite
Zersprang. Du wolltest deine Melodie
Mit rohen Fingern dir ertönen lassen — —
Die Harfe braucht der Zartheit Harmonie!

Und niemals wird die Saite mehr ertönen,
Verwaist die andern Saiten klingen nach,
Ein Echoseufzer aus entschwundnen Zeiten,
Ein schmerzdurchbebtes Ach!

B. von Braunhorst





Kultur der Gegenwart



Literatur



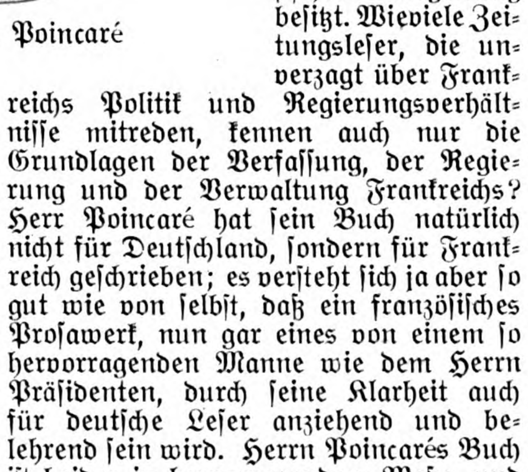
Platz für die Frauen! — wenigstens ein Ehrenplätzchen in jeder guten Hausbücherei für das reizende Sammelbuch von Rudolf Krauß (Stuttgart, Julius Hoffmann): „Die Frau. Ernstes und Lustiges, Weises und Törichtes, Süßes und Bitteres aus den geistigen Schatzkammern aller Zeiten und Völker entwendet (!).“ Man kann diesen ziemlich starken Band aufschlagen, wo immer man will, man wird sich festlesen, wird sich fast auf jeder Seite vornehmen: diesen Spruch merkst du dir, diese Strophe lernst du auswendig, diesem Satze widersprichst du in einem Aufsatz — kurz, es ist ein außergewöhnlich an- und aufregendes Buch über einen Gegenstand, der doch sozusagen zu den allerwichtigsten gehört, wenn er nicht gar der wichtigste sein sollte. Selbstverständlich fehlt so manches, ohne daß man deshalb dem fabelhaft fleißigen und geschmackvollen „Entwender“ einen Vorwurf machen dürfte, denn wer könnte alle Bücher gelesen haben, in denen etwas Gescheites oder Angreifendes über die Frauen steht? Man soll sich lieber freuen über die wirklich staunenerregende Menge der Quellen, die Rudolf Krauß untersucht hat. Bemerkenswert erscheint mir, daß in dieser Sammlung aus einer unermeßlichen Gedankenwelt der Dichter vollständig fehlt, den man zur Stunde Deutschlands größten nennt: Gerhart Hauptmann; sein Bruder Karl ist vertreten und, wie sich eigentlich von selbst versteht, jeder andre bedeutende deutsche Dichter der Gegenwart.

*



Raymond Poincaré

Der Fall, daß es von einem Staatsoberhaupt ein Buch über das von ihm regierte Land gibt, gehört gewiß zu den größten Seltenheiten; kommt es vor, so kann man wohl ohne weiteres annehmen, daß es ein lesbares Buch sein wird, oder es müßte ein Staatsoberhaupt geschrieben haben, das entweder sein Land nicht kennt oder nicht schreiben kann. Der Herr Präsident der französischen Republik, Raymond Poincaré, hat ein ausgezeichnetes Buch verfaßt: „Wie Frankreich regiert wird“, das in guter deutscher Übersetzung bei Erich Reiß in Berlin erschienen ist. In jeder deutschen Zeitung lesen wir wohl täglich über französische Einrichtungen, aber ein deutliches Bild kann doch nur der bekommen, der zusammenhängende Begriffe von dem Aufbau der französischen Regierung besitzt. Wieviele Zeitungsleser, die unverzagt über Frankreichs Politik und Regierungsverhältnisse mitreden, kennen auch nur die Grundlagen der Verfassung, der Regierung und der Verwaltung Frankreichs? Herr Poincaré hat sein Buch natürlich nicht für Deutschland, sondern für Frankreich geschrieben; es versteht sich ja aber so gut wie von selbst, daß ein französisches Prosawerk, nun gar eines von einem so hervorragenden Manne wie dem Herrn Präsidenten, durch seine Klarheit auch für deutsche Leser anziehend und belehrend sein wird. Herrn Poincarés Buch ist beides in hervorragendem Maße, und





Kultur der Gegenwart



ich kann jedem, der sich um französische Dinge mehr als zum bloßen Zeitungslesen zu kümmern hat, nur dringend empfehlen, sich von Herrn Poincaré über das amtliche Frankreich belehren zu lassen.

*

Clara Sudermann, die Gattin Hermann Sudermanns, stellt sich mit ihrem Novellenbande „An geöffneter Tür“ (bei Felix Lehmann in Berlin) als eine unsrer sehr starken Erzählerinnen vor, die freudig zu fleißigerem Schaffen aufgerufen werden sollen. Es ist eigentlich toll, daß man in dem ersten Lande der Novellendichtung, denn das ist Deutschland seit mehr als sechzig Jahren, jedem noch so undichterischen Romangeschwafel höheren Wert beimißt als der wunderfeinen Kunst, eine gute Geschichte zu erfinden und gut zu erzählen. In dem ganzen Bande von Clara Sudermann ist nicht ein schwaches Stück, und ihr Deutsch ist einwandfrei.

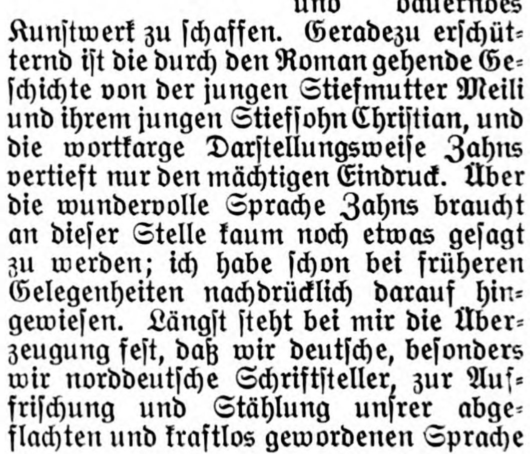


Kurd von Schlözer

Nicht ganz auf der gleichen, aber auf einer sehr achtbaren Höhe der Erzählungskunst und der Sprache stehen die beiden Novellen des Sammelbandes „Der lichte lange Tag“ von Anna Behnisch-Kappstein (Berlin, Märkische Verlagsanstalt). Erfindung und Fabelführung sind aller Ehren wert, und wenn diese gute Erzählerin sich noch mehr von einer gewissen weichen Gefühligkeit freimacht, die sich übrigens nur hier und da einschleicht, wenn sie noch etwas mehr harten Stahl in ihre künstlerischen Gebilde fügt, so wird der Erfolg bei den Kennern sich nur noch steigern.

Von Karl Schönherrs Geschichtenbändchen „Schuldbuch“ (Leipzig, Staackmann) kann ich nicht das gleiche sagen. Es ist mehr seltsam Übertriebenes, Gezwungenes darin als Reindichterisches und Guterzählerisches.

Auf einen neuen Roman von Ernst Zahn: „Der Apotheker von Klein-Weltwil“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) brauche ich nur aufmerksam zu machen, um jeden Kenner Zahns, also jeden Leser dieses Blattes, zum schleunigen Genusse der neuen Dichtung eines unsrer zweifellos allerbesten Erzähler zu bewegen. Mit den einfachsten Mitteln und im kleinsten Rahmen eines ostschweizerischen weltvergessenen Städtchens weiß Zahn uns ein so reiches Bild menschlichen Lebens, eine solche Fülle ergreifender Schicksale darzubieten, daß wir wieder einmal unsre Überzeugung gestärkt fühlen: es kommt nur auf die Hand des Meisters an, um aus dem oft bescheidensten Stoff ein echtes und dauerndes Kunstwerk zu schaffen. Geradezu erschütternd ist die durch den Roman gehende Geschichte von der jungen Stiefmutter Meili und ihrem jungen Stiefsohn Christian, und die wortkarge Darstellungsweise Zahns vertieft nur den mächtigen Eindruck. Über die wundervolle Sprache Zahns braucht an dieser Stelle kaum noch etwas gesagt zu werden; ich habe schon bei früheren Gelegenheiten nachdrücklich darauf hingewiesen. Längst steht bei mir die Überzeugung fest, daß wir deutsche, besonders wir norddeutsche Schriftsteller, zur Auffrischung und Stählung unsrer abgeflachten und kraftlos gewordenen Sprache

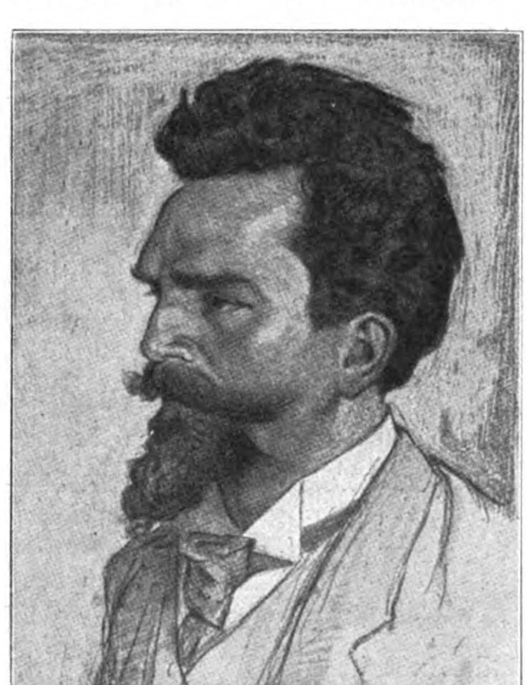


Kultur der Gegenwart



nichts Besseres tun können als soviel wie möglich von den guten neuesten Schweizern zu lesen.

Zu diesen zähle ich einen bei uns noch recht wenig gekannten Dichter, der zwar kein geborener Schweizer ist — er stammt aus Fulda —, jedoch durch seinen langen Aufenthalt in der Schweiz gar wohl für einen schriftstellerischen Landsmann Jahns gelten kann: den jetzt in Zürich lebenden Karl Friedrich Wiegand. Sein Schweizer Volksdrama „Marignano“ (Verlag von Rascher in Zürich) wurde jüngst auch in Deutschland aufgeführt und gewann dem Dichter mindestens sehr ernste Beachtung. Als feinen Lyriker hat er sich durch seine Gedichtsammlung „Stille und Sturm“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) erwiesen, und nun liegt auch ein Band Erzählungen von ihm vor: „Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp“ und so weiter (im gleichen Verlag). Die Titelnovelle, schon ihrer Länge nach mehr ein Roman, ist eine Leistung hohen Ranges, und unter den kleineren Erzählungen sind ein paar sehr feine Proben nicht gewöhnlicher Novellenkunst. Ich möchte den Lesern diesen neuen Mann recht dringend empfehlen, wenigstens allen denen, die keine verschwommenen philosophischen Untersuchungen lesen wollen, wenn man ihnen Novellen verspricht.



Karl Friedrich Wiegand

*

Im Paetelschen Verlag zu Berlin erscheint eine vermehrte und verbesserte Auflage des Wanderbuches Moltkes (Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch), enthaltend die Wanderungen um Rom, die Tagebuchblätter aus Spanien, Briefe aus Paris (1856) und die Mitteilungen über einen Ausflug nach Italien vom Herbst 1840. Der Band gehört nicht zu Moltkes bekannteren Schriften, enthält aber so viel Reizvolles und, wie sich bei Moltke immer von selbst versteht, klassisch Geschriebenes, daß er, zumal in dieser wirklich durch mancherlei Zugaben bereicherten Fassung, jeder deutschen Bücherei zu einem wertvollen Besitze zu werden verdient.

Schade, daß wir nicht viel mehr solche Bücher haben wie die beiden Briefsammlungen des ehemaligen deutschen Gesandten im päpstlichen Rom und in Mexiko, Kurd von Schlözer (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die „Römischen Briefe“ und die „Mexikanischen Briefe“. Zwar werden uns in diesen Briefsammlungen keine großen politischen Geheimnisse der Vergangenheit offenbart, aber das mindert nicht den außerordentlichen Reiz dieser Aufzeichnungen eines in der diplomatischen Geschichte Preußens und des Norddeutschen Bundes hervorragenden Mannes. Wie tief hat Kurd von Schlözer in die Untergründe der vatikanischen Politik vor der Eroberung Roms durch die Italiener hineingeblickt, und welches überlegene Urteil, welchen unverwüstlichen Humor hat er sich in Mexiko zur Zeit des Präsidenten Juarez bewahrt! Schlözer war ganz und gar nur der treue Diener seines Herrn, nämlich Bismarcks, und niemals hat er sich unterstanden, wie das mehr als einer der diplomatischen Beamten Preußens und des jungen Rei-



Kultur der Gegenwart



ches im Auslande getan, eine Politik auf eigne Faust zu führen. Manche Aufschlüsse über Bismarck sind von hohem Wert, und eine der reizvollsten Erinnerungen sei hier wörtlich mitgeteilt, weil sie meines Wissens ganz neu ist. Schlözer berichtet seinem Bruder aus Berlin am 5. Mai 1871: „Mittwoch speiste ich bei Bismarck. Es war ein Genuß, seinen Erzählungen und Aperçus zu folgen, und als er nach Tisch mit mir in seinem Zimmer saß und die politische Situation skizzierte, war es wieder fabelhaft interessant, in diese geniale Maschine hineinzublicken. — Abends erschien unter andern **Richard Wagner**. Die Vielseitigkeit des großen Otto zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit in glänzendem Licht, denn die Unterhaltung zwischen den beiden so verschiedenen Heroen langte, nachdem sie sich anfangs nicht recht zu finden schienen, schließlich auf dem Punkte an, wo Bismarck in einem geistreichen Vortrag dem Meister der Töne die eigentlichen Ziele und Zwecke der Musik auseinandersetzte.“ Bei jedem andern als Bismarck würde uns solche Auseinandersetzung einem Wagner gegenüber nahezu komisch erscheinen; in diesem Falle können wir nur bedauern, daß Schlözer, der nach seinen eignen Worten „gewaltige Ohrenaufknöpfer“, uns nicht Bismarcks Vortrag überliefert hat.

*

Fast ebenso nachdrücklich hebe ich den Roman von **August Sperl**: „Burschen heraus! Roman aus der Zeit unsrer tiefsten Erniedrigung“ (C. H. Beckscher Verlag in München) hervor. Auch das Jahr 1914 ist ja noch eines der Erinnerung an die große Weltwende vor hundert Jahren, und Sperls wuchtiger Roman gehört in die erste Reihe unsrer dichterisch wertvollen Erinnerungsliteratur. Es übertrifft an Spannung, an edler künstlerischer, bei weitem den ganz äußerlichen Spannungsreiz des maßlos überschätzten Kellermannschen „Tunnels“.

*

Denen, die es etwa noch nicht erfahren haben sollten, sei bekanntgegeben, daß **Gerhart Hauptmanns** neuestes Drama, „Der Bogen des Odysseus“, im ersten Heft des 25. Jahrganges der Neuen Rundschau (Verlag von S. Fischer in Berlin) vollständig erschienen ist Eines Urteils enthalte ich mich, da das Stück inzwischen aufgeführt und in der Theaterrundschau in der „Arena“ besprochen worden ist.

Eduard Engel



Architektur

Der französische Architekt und Schriftsteller Forthuny hat interessante Ausführungen über seine Eindrücke von der deutschen Architektur veröffentlicht, in denen er die großen Fortschritte rückhaltlos anerkennt, die Deutschland gerade im Gegensatz zu Frankreich im letzten Jahrzehnt gemacht hat. Zwei Gebiete sind es, die er hervorhebt, den Landhausbau und den Industrie- und Warenhausbau. Vom Landhausbau sagt er, daß in ihm im Gegensatz zu der sonstigen schweren, nach dem Kolossalen strebenden Denkmal- und Monumentalarchitektur der Deutschen ausgesprochene Anmut herrsche, die Eigenschaft, die es in der deutschen Architektur besonders zu pflegen und weiterzuentwickeln gälte, wenn sie sich das Verständnis auch der Ausländer erringen wolle. Mehr noch würdigt er die Industriebauten, von denen er ausführt, daß Deutschland eine selbständige, nationale Lösung für ein Gebiet gefunden hätte, das anderweitig noch unbearbeitet sei. „Ich glaube fest,“ so sagt er, „daß die deutsche Industriebaukunst in recht naher Zukunft der steinerne Ausdruck ihres gebieterischen Strebens nach wirtschaftlicher Eroberung eines möglichst großen Tatfeldes auf der Erde werden kann.“

In der Tat ist die neue Regung in Deutschland außerordentlich erfreulich, auch das große Gebiet derjenigen Bauten, die früher als ihrer Natur nach häßlich verschrien waren, in architektonisch gute Fassung zu bringen. Mehr und mehr wenden sich große Betriebe der Auffassung zu, daß es der Mühe verlohne, auch diese reinen Nutzbauten an-



Kultur der Gegenwart

ständig zu bauen. Manchmal begegnet man zunächst allerdings der Ansicht, daß ungeheure Mittel dazu nötig seien, um statt der bisherigen garstigen Fabrikschuppen gute Architekturwerke zu schaffen. Es liegt hier der weit verbreitete Irrtum vor, daß eine gute Architektur nur durch besonderen Aufwand an unnötigem Ornament oder kostbaren Materialien zu erreichen sei. In Wirklichkeit handelt es sich aber bei jeder guten Architektur zunächst nur um die guten Proportionen, im besonderen um den allgemeinen Zuschnitt, die schöne Gliederung der Baumassen, die gute Dachform, die disziplinierte Anordnung der Fensterlöcher, das Ebenmaß der Einzelteile. Alles das kann mit dem bisherigen Material und den bisherigen Mitteln geleistet werden, es ist nur die geistige Zutat, die in Frage kommt. Selbst wenn aber aus besonderen Gründen und in besonderer Absicht der Bau mit edleren Materialien gebaut wird, oder wenn etwa sonstige für den eigentlichen Fabrikbetrieb nicht in Betracht kommende, der Repräsentation dienende Räume angegliedert werden, selbst dann entsteht zunächst die Frage, ob nicht der Mehraufwand an Baukosten dem Unternehmen auf eine andre Weise zugute komme. Bekanntlich verwenden heute unsre großen Betriebe Riesensummen auf die für absolut notwendig gehaltene Reklame. Kaufleute haben nun schon



Seitenansicht der Seidenweberei Michels & Cie. in Nowawes



Der Webesaal





längst erkannt, daß es keine wirksamere Ankündigung gibt, als ein architektonisch hervorragendes Verkaufshaus zu bauen. A. Wertheim in Berlin war der erste, der mit Hilfe seines Architekten Alfred Messel dieses Ziel ganz klar verfolgte. Sein Warenhaus in der Leipziger Straße, das übrigens einige Vorläufer in ebenso schön durchgebildeten kleineren Warenhäusern in anderen Teilen Berlins hatte, ist zum Muster des vornehmen, mit Heranziehung alles Schönen ausgestatteten Warenhauses geworden und hat in ganz Deutschland und darüber hinaus Nacheiferung gefunden.

Im Gegensatz zum Kaufmann hat der deutsche Fabrikant bisher noch wenig Gewicht auf das Moment der Reklame in seinen Fabrikbauten gelegt. In Amerika wird reichlich Reklame mit den Wohlfahrtseinrichtungen der Fabriken getrieben, einzelne Anlagen haben sie zu einer Sehenswürdigkeit gesteigert, die von dem Fremdenstrom als eine Baedekernummer erledigt wird.

Das in Abbildungen vorgeführte Beispiel eines Fabrikbaues, die Mechanische Seidenweberei des großen Seidenhauses Michels & Cie., ist dadurch interessant, daß hier nicht nur der Gedanke, architektonisch Gutes zu leisten, verkörpert worden ist, sondern daß gleichzeitig künstlerische Aufwendungen in besonderer Absicht gemacht sind, die über das blanke Bedürfnis der Fabrik hinausgehen. Es handelt sich um eine ziemlich bedeutende Weberei, in der etwa hundertfünfzig Seidenwebstühle surren. Das Fabrikgelände liegt an der Bahnstrecke Berlin—Potsdam, breit gelagert auf einer Wiesenfläche bei Nowawes. Die Fabrik wird von Tausenden von Vorüberfahrenden gesehen. Da das Haus Michels & Cie. seine Haupttätigkeit im Handel entfaltet, lag hier der Gedanke nahe, die Fabrik so zu legen und auszustatten, daß sie zugleich eine vorteilhafte Geschäftsankündigung sei. Das Gebäude ist in dunkelroten holländischen Steinen errichtet und erhält durch eine straffe Pfeilergliederung der Außenwände sein Gepräge. Die tiefe Lage der Wiese nötigte zu einer zweistöckigen Anlage, die den Proportionen der Architektur zugute kam. Das Untergeschoß ist zu allerhand Nebenräumen verwendet, das Hauptgeschoß wird fast ganz durch den Webesaal eingenommen. Da der Betrieb von vielen auswärtigen Kunden der Firma besichtigt werden wird, sollte ein repräsentabler Eingang geschaffen werden, und es lag ferner der Gedanke nahe, eine Art Vorhalle vor den Webesaal zu legen, von der aus der Saal mit all seinen Webstühlen gleich nach dem Eintritt übersehen werden konnte. Diese Vorhalle hat sich dann zu einem architektonischen Schmuckstück entwickelt, einer in Marmor und Bronze ausgebildeten Repräsentationshalle, die nicht nur das Herz der ganzen Anlage bildet, sondern auch das Motiv für die äußere Gestaltung des Gebäudes abgegeben hat. Sie ragt mit ihrem gläsernen Dach über die übrige Gebäudemasse heraus und gab dadurch Veranlassung, der Hauptfront in Gestalt eines höheren Mittelbaues einen besonderen architektonischen Akzent zu verleihen. — Weiter wurde der Webesaal selbst so gestaltet, daß sich an die Vorhalle eine höher herausgehobene Mittelhalle ansetzt, während die beiden Seitenfelder ein flaches Dach mit sattelförmig angeordneten Oberlichtstreifen tragen. Die alte Sheddachkonstruktion ist vollständig verlassen, an ihre Stelle ist ein luftiger, übersichtlicher, in allen Teilen gleichmäßig beleuchteter großer Saal getreten. Auch die gesamte Eisenkonstruktion des Webesaales ist vom Standpunkte des gefälligen Aussehens entworfen, und durch Wahl eines geeigneten Anstriches ist der Raum zu einer geschmacklich befriedigenden Wirkung gesteigert. Es ist selbstverständlich, daß auch alle übrigen Räume der Fabrik, Direktorzimmer, Chefzimmer, Konferenzsaal, gut und ansprechend durchgebildet sind, wie es selbstverständlich ist, daß die sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen, Waschräume, Eßsäle, Garderoben und Baderäume den höchsten Anforderungen an Komfort entsprechen.

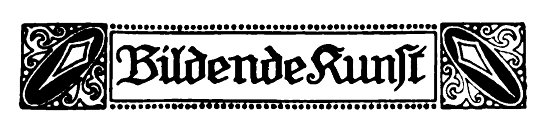
Von besonderem Interesse sind die Baukosten der Fabrik. Abgesehen davon, daß die schwierige Fundierung eine gewisse Summe verschlang, betragen die reinen Baukosten des Gebäudes 538 000 Mark. Die besonderen Ausgaben für künstlerische Ausstattung (marmorne Vor-



Kultur der Gegenwart

halle, die holländischen Steine für die Außenarchitektur, die bessere architektonische Ausstattung der Innenräume) belaufen sich auf 128 000 Mark, so daß die Baukosten für den blanken Nutzbau mit 410 000 Mark abschließen. Dies macht aber auf das Quadratmeter Nutzfläche nicht mehr als 56 Mark, erhöht sich also, wenn überhaupt, nur ganz unmerklich über die Kosten der allgemeinen, nach früherer Methode häßlich gebauten Fabriken. Es fragt sich nun, wie die 128 000 Mark Mehraufwendung zu rechtfertigen sind. Die Zinsen im Betrage von 6400 Mark gehen auf das Reklamekonto des Geschäftes, so daß der eigentliche Betrieb mit ihnen nicht belastet wird. Zieht man nun die Höhe der jährlichen Reklameausgabe eines solchen sehr großen Geschäftes in Rücksicht, so leuchtet sofort ein, daß der kleine Prozentsatz, den diese Baureklame der Gesamtreklame gegenüber ausmacht, wohl angewendet ist. Denn ein solches Gebäude ist eine dauernde Empfehlung, eine Sache, die sich jedem einprägt, während die übrigen geschäftlichen Reklamemittel naturgemäß immer nur momentan wirken und deshalb fortlaufend wiederholt werden müssen. Die Seidenfabrik Michels & Cie. kann also als ein interessanter Versuch einer neuen und vielleicht höheren Art der geschäftlichen Ankündigung aufgefaßt werden und verdient schon als solcher die Aufmerksamkeit. Die Fabrik wurde in ihrem künstlerischen Teile von dem Unterzeichneten, in ihrem technischen von dem bekannten Ingenieur Karl Bernhard entworfen.

Hermann Muthesius



Bildende Kunst

Neue Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums

Was in der letzten Periode an neuem Besitz den Sammlungen des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin hinzugefügt worden war, hat oft im ganzen und im einzelnen eine scharfe Kritik erfahren. In der Öffentlichkeit am meisten bekannt geworden ist der Fall der Florabüste, die als Werk des Leonardo da Vinci gekauft und bezeichnet wurde. Die Bezeichnung, wie andre ebensowenig berechtigte, besteht noch, aber heute glaubt niemand mehr an sie; das darf ich sagen, trotzdem ich die Kampagne gegen diesen falschen Leonardo und die ihn verteidigende Zunft geführt habe und gewissermaßen in dieser Sache als Partei angesehen werden kann. In andern Fällen wurde nicht die Echtheit, wohl aber die Bedeutung von den Wissenden angezweifelt. Die Gesamtheit der Erwerbungen zeigte als ihr Ziel nicht den Wunsch, einige große Werke zu besitzen und zu sichern, sondern das kalte Vollständigkeitsprogramm, das von keinem Standpunkt aus berechtigt, denen aber, die überall nur lebendige Kunst sehen wollen, geradezu verhaßt ist. Nach diesen Angriffen ist es besonders erfreulich, mitteilen zu können, daß, wie es scheint, das Museum seinen Kurs geändert hat. Und die letzten Erwerbungen sind so bedeutsam, daß sie nicht nur eine Berliner Angelegenheit sind, sie stellen eine wesentliche Bereicherung des deutschen Kunstbesitzes dar.

Das wichtigste Werk ist das Mittelbild eines Altars von Hugo van der Goes, das in einem spanischen Kloster bewahrt wurde, und von dem die einzige Nachricht eine Kopie, eine überdies veränderte und nicht gute Kopie, vermittelte.

Hugo van der Goes ist einer der großen Meister der Kunst des Nordens. In den landläufigen Kunstgeschichten, deren Wertungen zu einem großen Teil auf dem Urteil wenig verständnisvoller Zeiten beruhen, tritt er nicht als solcher hervor. Aber in der künftigen, die wir erwarten, wird ihm sein Platz nicht verweigert werden können, und viele, die jetzt viel berühmter sind, werden weichen müssen. Wer seinen großen Altar in den Uffizien von Florenz kennt, der sollte daran nicht zweifeln können. Welch ein Eindruck! Man ist durch die Säle des Quattrocento gewandert, hat sich in seine Gentilezza und den hellen, kühlen, metallischen Ton seiner Farben hineingewöhnt. Da kommt man plötzlich vor diese Tafel mit der herben, charaktervollen Wahrheit der Gestalten und dem

tiefen, tiefleuchtenden Kolorit. Nie hat man dergleichen gesehen, auch nicht unter den Bildern der Niederländer, die sich ja auch sonst nicht in ein so großes, monumentales Format hineintrauten. In diesem Augenblick hat man nacherlebt, was die Maler von Florenz im Jahre 1476 erlebten, als ihr Landsmann Tommaso Portinari, der Vertreter der Medici in Gent, den Altar des Niederländers in ihre Kirche Sa. Maria Novella stiftete. Es ist eine Episode, allen eine gute Lehre, die von der Höhe klassischer und renaissancistischer Kunstbildung die Werke und die Meister des Nordens geringer einschätzen. Die Tafel brachte geradezu eine Revolution hervor. Die Künstler sahen nicht das, was dem Fremden fehlte, sondern das, was er vor ihnen voraus hatte. Das Element der Farbe kam durch dieses Bild in die Entwicklung der Malerei in Florenz. Man kann jedem Bilde, das dort entstand, ansehen, ob es vor oder nach 1476 gemalt ist.

Vieles ist Schulgut: die Technik, die die van Eyck gefunden hatten, die starke Gegenständlichkeit. Aber dem Van der Goes eigen ist der Schmelz und die Wärme der Farbe, die natürliche Größe und das Gefühl, nennen wir es romantisch oder poetisch, aus dem die „Anbetung der Hirten" entstanden ist.

Von Hugo van der Goes sind nur wenige Bilder erhalten. Sein Werk ist wohl nicht groß gewesen, er hatte sich in ein Kloster bei Brüssel zurückgezogen und starb im Wahnsinn. Nun ist ganz unverhofft diese „Anbetung der Könige"

Hugo van der Goes: Die Anbetung der heiligen drei Kö[...]



aufgetaucht, die vielleicht nicht ganz die Kraft des Pontinari-Altars hat, aber schönheitlich eher höher steht.

Das Werk macht es wahrscheinlich, daß der Maler sein großes Werk selbst nach der Kunststadt im Süden begleitet hat, wo es seinen Platz finden sollte. Es ist eine hellere Sonne in ihm als in den Niederlanden scheint. Alles gotisch Spitze der menschlichen Gebärden ist verschwunden, von dem bis auf Grünewald und Dürer nie ein nordischer Meister frei geworden ist. Eine Buntheit der Form und Bewegung herrscht, die fast über das Quattrocento hinausgeht. Besonders der Mohrenkönig in seiner lässigen Haltung wirkt ganz groß. Aber auch die Madonna mit dem Kind zeigt diesen Stil, und gerade in dieser Gruppe fällt es um so mehr auf, als in ihr die Befangenheit auf den Bildern der Niederländer und Deutschen am stärksten hervorzutreten pflegt. Es scheint, daß den nordischen Maler mehr die Natur und der Mensch Italiens berührt hat als die Kunst. An keinen Meister erinnert sein Werk, zu denen der damals lebenden steht es eher in einem bestimmten Gegensatz. Aber es ist, wie gesagt, viel Südliches darin. Und besonders hat es ihm das sehr helle, sehr ruhige, sehr klare Licht angetan, das dem Bild recht eigentlich seinen Charakter gibt. Das Fleisch der Menschen wird fast transparent unter ihm. Die Gruppe der Madonna mit dem Kinde erscheint fast immateriell. In diesem lichten Glanz stehen die prachtvollen, tieffarbigen burgundischen Brokate und Seiden, in

Phot. Julius Bard, Berlin

…euerwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin)



Kultur der Gegenwart



die die Könige und ihr Gefolge gekleidet sind, und fügen zu der Stimmung den Glanz.

Auch eine zweite Erwerbung kann als unverhoffter Fund bezeichnet werden. Und auch sie bringt das Werk eines Meisters, dem die Kunstgeschichte noch nicht den rechten Platz gegeben hat. Zwar berühmt ist der ältere Peter Brueghel, der Bauernbrueghel, aber mehr als Schilderer, als Spezialist, nicht eigentlich als großer Maler. Und gerade das ist er doch gewesen. Je mehr wir wieder das Handwerk in aller Kunst empfinden, je mehr auch unsre Maler auf das Eigentliche ihrer Kunst zurückgreifen (vorläufig leider mehr in Worten als in Taten), in schönen Farben das Gesehene oder Geschaute einfach auszudrücken, desto höher muß Brueghels Namen steigen. Das konnte man bisher eigentlich nur in Wien oder in Neapel sehen; das Wiener Hofmuseum hat die größte Zahl seiner Bilder, Neapel sein wirkungsvollstes Werk. Mit diesen Stücken läßt sich das neue Berliner Bild nicht vergleichen. Es ist keine große Komposition, sondern enthält auf einer Tafel eine Masse kleiner Szenen, die Sprichwörter illustrieren. Wenn auch die verschiedenen Schauplätze geschickt und manchmal sogar verschmitzt zusammengebracht sind, so war doch eine wirkliche Einheit nicht zu erreichen. Aber im einzelnen gibt die Tafel von der charakterisierenden Kraft des Meisters in Menschengestalten und Naturstimmungen, von seiner großen und einfachen Malkunst und der Pracht seiner reinen Farbe einen vollen Begriff.

Neben diesen großen Stücken hat das Museum viele gute deutsche Arbeiten erworben, die für das neu zu begründende Deutsche Museum bestimmt sind, das jetzt nach Messels Plänen erbaut wird.

Fritz Stahl



Musik

Die Jahreswende von 1913 zu 1914 bildet für die gesamte Kulturwelt einen Wendepunkt in der Verwertung dessen, was Richard Wagner an Kunstwerken geschaffen hat. Während bis dahin nur die Bühnen, mit denen der Autor oder seine Erben Kontrakt geschlossen hatten, ein Aufführungsrecht besaßen und für jede Vorstellung dem Hause Wahnfried tributpflichtig waren, während nur die Verlagshäuser, mit denen der Meister seinerzeit seine Verträge gemacht hatte, ein alleiniges Vorrecht auf den kaufmännischen Vertrieb der bei ihnen erschienenen Schriften und Musikwerke besaßen, erlöschen mit dem 1. Januar alle Verträge, ist der ganze Wagner frei. Jede Opernbühne darf fortan jedes Werk aufführen; auch jede Note, jedes Schriftwerk Wagners ist für den Musik- und Buchhandel frei. Und gerade sein letztes Werk, mit dem des Meisters Kunstschaffen abschloß, das sein Schöpfer für Bayreuth festgelegt, vor dem materiellen Welthandel bewahrt zu haben wähnte, der Parsifal, der mit seinem religiösen Stimmungsgehalt dazu am wenigsten geeignet ist, muß nun eine schwere Krisis durchleben. Die Macht der Verhältnisse zeigte sich in diesem Falle stärker als die Einzelpersönlichkeit, deren Wille sich zu Lebzeiten stets siegreich durchzusetzen verstanden hatte, nun aber dreißig Jahre nach dem Tode erliegen mußte. Ohnmächtig erlosch die Bewegung, welche den Parsifal für Bayreuth allein retten wollte; wie die Gralsritter von ihrem wunden König die Enthüllung des ihnen seit Jahren vorenthaltenen Grals in wildem Ansturm heischen, bestand die Welt gebieterisch auf ihrem gesetzlichen Recht der Parsifalfreigebung und hat ihren Willen durchgesetzt. Mit dem ersten Tage des neuen Jahres ergoß sich eine wahre Sturmflut von Parsifalaufführungen, die sich weithin über das Ausland und Inland verbreitete. In Zürich, der alten Zufluchtsstätte des Meisters, wo ja ein großer Teil des Nibelungenringes geschaffen wurde, hatte man das Werk schon im vergangenen Jahre mehrmals hintereinander gegeben, denn die Schweiz gestattet dies dem Gesetze nach ein Jahr früher als in andern Ländern, und von urteilsfähigen Hörern wurden diese Aufführungen als wohlgelungen, im Geiste der Dichtung ausgestaltet gerühmt. In allen europäischen Hauptstädten, in Wien, Petersburg,



Kultur der Gegenwart



Phot. Rembrandt, Charlottenburg

Szene aus „Parsifal“ im Deutschen Opernhaus zu Charlottenburg

monatelang vorher darauf eingerichtet, mit dem Einstudieren zum ersten Tage des neuen Jahres fertig zu werden, und so erklang denn in Dresden, Stuttgart, München, Bremen, Köln, Frankfurt, Königsberg, Breslau überall zur selben Stunde das weihevolle Vorspiel, das den Sinn des Hörers von dem hastenden Welttreiben befreit und auf den Inhalt der Dichtung vorbereitet. Merkwürdigerweise ist gerade Leipzig, des Tondichters Geburtsstadt, wegen eines Zwistes zwischen Stadtverwaltung und Theaterleitung mit seiner Parsifalaufführung zurückgeblieben; sie wird erst zum Osterfeste zustande kommen.

Die Deutsche Oper in Charlottenburg war am 1. Januar zur Stelle, zeigte sich aber dem Werke nicht gewachsen. Dem alten Bayreuthbesucher, der

Rom, Mailand, Madrid, Brüssel, gab es im Januar Aufführungen. In Bologna, wo die Wagnersche Kunst schon verhältnismäßig früh Anerkennung gefunden hat, wurde sogar eine monumentale Tafel im Theater gestiftet mit der Inschrift: 1. November 1871 erste Aufführung des Lohengrin, 1. Januar 1914 erste Aufführung des Parsifal. In manchen spanischen Städten, wie zum Beispiel Barcelona, begann die Vorstellung, wenn ich den Bericht richtig verstanden habe, bereits zwei Stunden vor Mitternacht und dauerte die Nacht hindurch von zehn Uhr abends bis viereinhalb Uhr morgens. In Prag fanden in beiden Landestheatern die beiden Erstaufführungen gleichzeitig statt. In den deutschen Hof- und größeren Stadttheatern hatte man sich bereits



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Dieselbe Szene im Königlichen Opernhaus zu Berlin



Kultur der Gegenwart



schon 1872 bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses zugegen war, der dankbaren Herzens in Erinnerung hatte, daß ihm 1875 und 1876 jede Probe, jede Aufführung des Nibelungenringes, auch 1882 die des Parsifal zu hören gestattet war, der dann später durch wiederholte Besuche der Festspiele die früher gewonnenen Eindrücke neu aufgefrischt hatte — mir krampfte sich förmlich das Innere zusammen, als nach dem Vorspiel der Vorhang sich teilte und der heilige Hain bei der Burg Monsalvat zum Vorschein kam, der viel besser in Puccinis Mädchen aus dem wilden Westen als in Wagners Parsifal hineinpaßte. Schlimmer noch sah es mit der Aue am Karfreitagsmorgen aus — ein anilinblauer Hintergrund mit einem weißwattigen großen Flecken, der eine Wolke bedeuten sollte, im Vordergrunde ein paar gekappte weiße Birkenstämme, auf die eine runde Masse Grün aufgestülpt war; der blumige Wiesengrund sah sich an wie die schlechte Nachahmung eines rotbunten Perserteppichs. Für den Kuppelbau der Gralsburg waren nur zwei Farben gewählt: ein stumpfes Dunkelblau für die Wand und blankes Flittergold für die Säulen, welche die Kuppel trugen. Erträglich wurden mir diese Parsifalszenerien nur, wenn ich die Augen vor den harten Plakatfarben schloß und einzig die Musik auf das Ohr wirken ließ. Daß der Schöpfer der weihevollen Dichtung stets auf einen engen Zusammenhang zwischen der Entwicklung des dramatischen Vorganges und dem Bühnenbilde, auf dem er sich abspielt, bedacht war, daß er genaue Vorschriften darüber gegeben und nach den ersten Bayreuther Aufführungen über diese einen ausführlichen Bericht vom 1. November, aus Venedig datiert, geschrieben hat, davon scheint man in der Regie der Charlottenburger Opernhausverwaltung keine Ahnung zu haben, wie man auch bezweifeln darf, ob irgendeiner der ausschlaggebenden Herren dort sich jemals eine Bayreuther Vorstellung angesehen hat. Wie wäre man sonst darauf verfallen, für eine Parsifalinszenie den Jugendstil in Anwendung zu bringen? Zugeben muß man, daß der rein musikalische Anteil der Aufführung sorgfältig ausgearbeitet war, daß das Orchester und der Chor Anerkennenswertes leisteten, daß einige der Solisten, wie Frau Curt als Kundry und die Führerinnen der Blumenmädchen, in andrer Umgebung noch ganz anders mit ihren Leistungen gewirkt hätten, daß sogar Paul Hansen als reiner Tor und später als Ritter, gereift in seiner Erscheinung, Bewegung und Stimmklang, ein trefflicher Parsifal zu werden versprach. Aber der Gesamteindruck der Vorstellung war geradezu niederschmetternd für mich — was wird bei weiterer Abweichung und Verkennung von dem, was Wagner gewollt hat, aus seinem Bühnenweihfestspiel werden? Diese quälende Frage verließ mich keinen Augenblick.

Beruhigt wurde ich erst, nachdem ich die Aufführung des Parsifal im Königlichen Opernhause erlebt hatte. Es war wie eine Rettung seines Werkes. Mit sorgfältigstem Eingehen auf den Tiefsinn der Dichtung, auf die religiöse Stimmung, mit der das Ganze durchtränkt ist, mit zartsinniger Pietät folgte hier die ganze Aufmachung der Bayreuther Tradition, die, weil das Berliner Opernhaus ein andrer Bau als das dortige Festspielhaus ist, nicht schematisch nachgeahmt, sondern aus dem Geiste des Werkes heraus wiedergeboren wurde. Schon beim Betreten des Zuschauerraumes wurde man überrascht von der Änderung des Innern. Verschwunden war der große Kronleuchter mit seinen blendenden Lichtmassen, verschwunden der in hellen Farben gemalte Plafond mit den Figurengruppen aus der griechischen Mythologie, verschwunden die prunkvollen Proszeniumslogen zwischen den Logenreihen und der Bühne. Ein gedämpftes Helldunkel empfing den Besucher des Hauses, dem die Änderungen erst verständlich während der Vorstellung wurden, als sich der herrliche Kuppelbau der Burg Monsalvat, eine Nachbildung der Grabeskirche in Jerusalem, auf der Bühne enthüllte. Man fühlte sich mitinbegriffen in diesem Bau, so eng schloß sich in der Färbung, in der Führung der architektonischen Linien das jetzt hergerichtete Proszenium an das Bühnenbild an. Wundervolle Landschaftsbilder boten sich dem Auge dar mit

Kultur der Gegenwart



dem heiligen Hain, der Blumenaue am Karfreitagmorgen. Klingsohrs Zaubergarten mit den Blumenmädchen, wie er lange Jahre hindurch in Bayreuth dargestellt wurde, hatte schon König Ludwig II. nicht behagt, deshalb hatte er sich für seine Münchener Sondervorstellungen ein viel phantastischeres, nicht so grellfarbiges Blumengewirr herrichten lassen. Den meisten Bayreuthbesuchern war das Bild dieser Szene weniger lieb; hier hat denn auch Graf Hülsen etwas ganz andres geschaffen, einen zartgefärbten Rosenhag, zwischen dessen losen Ranken die lieblichen Mädchen in ihren ähnlich zartgefärbten flatternden Gewändern und Schleiern ein anmutiges Spiel trieben. Wie in den ersten Bayreuther Aufführungen fehlte die Wandeldekoration des dritten Aktes, die der Meister schmerzlich vermißte. Sie sollte nach seinen Wünschen nicht nur einem dekorativ malerischen Effekt dienen, sondern den Zuschauer wie in träumerischer Entrückung unmerklich die pfadlosen Wege zur Gralsburg geleiten, womit zugleich die sagenhafte Unauffindbarkeit dieser Wege für Unberufene in das Gebiet der dramatischen Vorstellung gezogen wurde. Die Leistungen des Orchesters wie der Chöre halten durchaus den Vergleich aus mit dem, was in Bayreuth dargeboten wird, und in betreff der Solisten war unsre Intendanz in der vorteilhaften Lage, kaum darin etwas arbeiten zu müssen, da Knüpfer als Gurnemanz, Kirchhoff als Parsifal, Frau Leffler-Burckard bereits mehrfach in Bayreuth, ihrer Rollen vollkommen mächtig, mitgewirkt hatten. Auch der Amfortas Forsells hält jeden Vergleich mit dem, was ich dort sah und hörte, aus. Selbst über dem Publikum dieser Vorstellung schwebte etwas von dem Geiste der Festspielstadt. Nach den ersten Akten herrschte lautlose Stille in dem vollen Hause; nach dem Schlußbilde versuchten ein paar Hände schüchtern ein Beifallszeichen, ließen aber verschämt den Versuch fallen. Der Eindruck auf mich war so stark wie je in Bayreuth, es war eine weihevolle, schönheitsgesättigte Darstellung des weltfremden Werkes, mitten hineingesetzt in das hochflutende Großstadtleben voll durcheinanderhastender, von schwerer Arbeit und übermäßiger Genußsucht zermürbter Menschen, deren Aufmerksamkeit länger als fünf Stunden gebannt wurde. War es für sie ein inneres Erlebnis, diese Parsifalvorstellung, oder doch nur eine gute Theatervorstellung wie bei Reinhardt im Deutschen Theater oder im Lessingtheater, von der man sich lebhaft auf dem Diner des folgenden Tages unterhält? Was mag wohl aus dem freigewordenen Bühnenweihfestspiel werden in den kommenden Jahren? Ich denke, es wird zu seiner Heimat, seiner Geburtsstätte, wo es bei dreißigjähriger Pflege erstarkt ist, stets zurückkehren, sich dort von dem Guten und Bösen, was es in der Welt erlebt hat, auf sich selbst besinnen und dort wieder der Sammlungspunkt werden für die, welche es ganz so, wie sein Schöpfer es sich gedacht hat, in sich aufnehmen wollen.

E. E. Taubert

Erziehung u. Schule

Nervöse Kinder

Die Nervosität, die Krankheit unsrer Zeit, ist schon vor Jahrzehnten auch in ihrer Besonderheit als Kinderkrankheit erkannt worden, aber darum wird sich das gesunde Volksempfinden mit der Tatsache noch lange nicht abfinden, und indem man gegen die Hartnäckigkeit robuster Laienart ankämpft, indem man bemüht ist, alte Vorurteile aufzuklären, sieht man zugleich mit einem schmerzlichen Bedauern auf die schöne, sorglose, kräftige Tüchtigkeit, die die Anzeichen kommender oder schon vorhandener Gefahren leichthin als Simulation oder als die nichts bedeutende Äußerung einer Stimmung beiseite schiebt.

Statistische Feststellungen haben ergeben, daß die Kindernervosität im Steigen begriffen ist; mit der Voraussetzung, daß die Nervosität eine Vorstufe der Geisteskrankheit bedeutet, sei hier angeführt, daß zum Beispiel in bayrischen Irrenanstalten im Jahr 1892 1,2 Prozent, 1894 aber 2 Prozent Kinder unter 16 Jahren untergebracht waren, wobei die Ziffer der erblich Belasteten



Kultur der Gegenwart



und irre Geborenen (2,2 Prozent), die sich in diesem Zeitraum gleichgeblieben war, nicht mitgerechnet ist.

Was ist nun aber „Nervosität“, wenn mit diesem Wort etwas „Tatsächliches“, genau Umgrenztes, und nicht jede körperliche und geistige Verstimmtheit irgendeiner unbestimmbaren Art bezeichnet werden soll?

Die Mediziner unterscheiden zwischen Neurasthenie und Hysterie, ohne immer selbst die Grenzen dieser verwandten, ineinander übergehenden, auseinander entstehenden Krankheiten genau fixieren zu wollen und zu können; Krafft-Ebing nennt Neurasthenie „die abnorm leichte Erschöpfbarkeit der funktionell erregten Nervengebiete, woraus eine temporäre oder selbst dauernde Funktionsunfähigkeit sich ergibt“, und die ausgesprochenen nervösen Krankheitserscheinungen wie Platzangst, Veitstanz, Krämpfe und so weiter heißen dann Hysterie, während zwischen Nervosität und Hysterie die „Hysteroneurasthenie“ rangiert.

Die Hysterie überläßt der Pädagoge zumeist dem Arzt, mit der Nervosität aber muß er sich so sehr beschäftigen, daß man fast sagen darf: die wichtigsten pädagogischen Maßnahmen unsrer Zeit sind mit von der Absicht getragen, der Gefahr der Nervosität entgegenzutreten. Um diese Feststellung, die auf den ersten Blick vielleicht übertrieben erscheinen mag, plausibel zu machen, genügt es, ein paar der geläufigsten pädagogischen Schlagworte anzuführen: Überbürdungsfrage, „Ertüchtigung“ der Jugend, Schülerselbstmorde, Schundliteratur, Landerziehungsheime und so weiter — alle diese Probleme bekommen unter dem Gesichtspunkt der Kindernervosität ihren besonderen und vielfach ihren einzigen Sinn.

Die Kindernervosität äußert sich in psychischen und physischen Krankheitserscheinungen; die Äußerungen psychischer Art werden besonders von gesunden, kräftigen Müttern nicht selten als Ungezogenheiten angesehen und vernachlässigt: wenn ein Kind nicht einschlafen will, Widerwillen gegen Nahrungsaufnahme hat, wenn es Gesichter schneidet, sehr rasch weint, unbegreifliche Angstzustände zeigt, überaus lebhaft oder überaus schläfrig ist — all dies **können** nervöse Krankheitsäußerungen sein, um so mehr, je mehr sie einen körperlichen Gesamtzustand bezeichnen und immerfort oder doch sehr häufig, wenn auch nicht in starkem Maße, auftreten. Die Äußerungen nervöser Veranlagung, die ihrer Form nach mehr als Krankheiten „anerkannt“ zu sein pflegen, meist aber nur „für sich“ ernst genommen werden und nicht als Begleiterscheinung der Nervosität, sind: Kopfweh, Ohrensausen, Flimmern vor den Augen, Schlafwandeln, Schreckschreie im Schlaf, Schlaflosigkeit, Neigung zu Herzklopfen, Verdauungsstörungen ...

Alle nervösen Kinderkrankheiten kann man auf vier Quellen verschiedener Art zurückführen: die erste, bedenklichste, ist — das Erbe der Mütter und Väter und, was man damit in eine Reihe stellen muß, die natürliche Veranlagung. Hier pflegt der Krankheitskeim tief zu sitzen, darum ist doppelte Aufmerksamkeit geboten, und wenn sich in diesen Fällen Anzeichen von Nervosität bemerkbar machen, wird man sich am besten **gleich** vom Arzt Verhaltungsmaßregeln geben lassen, natürlich auch den Schularzt und den Lehrer benachrichtigen. Zu den erblich Belasteten und Beanlagten muß man auch die **Frühreifen** rechnen, um so mehr, je mehr sie sich dem Typus des „Wunderkindes“ nähern; diese Kinder, die sich nach einer Seite hin auszeichnen, pflegen in andrer Richtung weniger entwickelt zu sein — und nun werden sie noch in Verkennung der Tatsachen aus Eitelkeit oder aus Gewinnsucht einseitig erzogen, so daß alle andern, schwächer und zu schwach entwickelten Eigenschaften unterdrückt werden. Überbürdung (nach der Seite der Veranlagung hin) und alle Folgen der Bewunderung und so weiter kommen hinzu und machen aus dem Familienwunder sehr bald ein Familienunglück ...

Die zweite und dritte Art der Quellen von Kindernervosität sind einander verwandt und nähern sich oft gegenseitig; man kann sie auf einen gemeinsamen Nenner bringen und beide zusammen als **falsche Behandlung** bezeichnen,



Kultur der Gegenwart



falsche Behandlung, die von außen her kommt, und zwar das eine Mal vom Haus, das andre Mal von der Schule ausgeht. Die vierte Quelle der Kindernervosität ist die Masturbation, auf die man zunächst eingehen muß, weil Schule und Haus berufen sind, ihr womöglich entgegenzutreten. Ein Kinderarzt nennt die Masturbation „eine der bedenklichsten Erkrankungen des Jugendalters", und er behauptet, „daß die Grenze ihres schädigenden Einflusses nicht zu ziehen sei"; „daß neurasthenische und hysterische Zustände von ihr ihren Ausgang nehmen . . ." sagt (ich zitiere eines unsrer bekanntesten Werke über „Schulhygiene") „die Mehrzahl der Kinderärzte . . . einstimmig". Nach demselben Werk sind die äußeren Kennzeichen für Masturbation: „Zustände geistiger Ermüdung, mit den Erscheinungen von Zerstreutheit, Mißbehagen und Verstimmung, Trübsinn, Verschlossenheit, Gedächtnisschwäche, gestörtem Schlaf und Schlaffheit bei körperlicher und geistiger Arbeit . . . Lichtscheue, Flimmern vor den Augen . . . Verdauungsstörungen . . . Appetitlosigkeit, hartnäckige Stuhlverstopfung . . ." Das ist nun allerdings viel und ungefähr alles, was überhaupt den Gesamtzustand der Kindernervosität kennzeichnen kann — um so mehr muß man den Eltern raten, in allen solchen Fällen, wo derartige Anzeichen beobachtet werden und ein Arzt zugezogen werden muß, den Arzt auf diese Möglichkeit noch besonders aufmerksam zu machen.

Der Schule als Erregerin der Kindernervosität müßte man ein eignes Kapitel widmen — vielmehr man müßte sie, wie das schon zu Anfang angedeutet wurde, in einer Reihe von besonderen Betrachtungen behandeln, deren einzelne Teile überschrieben wären: Zensuren, Nachhilfestunden, Stundenplan, Hausaufgaben, das erste Schuljahr, Überbürdung, Schülerselbstmorde . . . Man hat für die durch die Schule erzeugte oder genährte Nervosität den Ausdruck „Schulnervosität" geprägt, und ein Arzt hat über ihre Entwicklung durch statistische Erhebungen an einem Gymnasium festgestellt, daß ihr von Zehnjährigen 8,3 Prozent zufielen; im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Lebensjahr stieg die Prozentzahl von 16,7 zu 25, im siebzehnten Jahr waren es 66,7 Prozent, im neunzehnten sogar 77,8 Prozent.

Auf die Frage, wie die Schule der Schulnervosität entgegentreten soll, kann man am einfachsten die größten der modernen Schulreformen als Antwort aufzählen; obenan steht die Idealforderung der „individuellen Behandlung", und mit ihr treffen wir auch das Grundübel, das in der Notwendigkeit beruht, daß die allgemeine Schule wohl oder übel sich auf die Schülertypen der verschiedenen Jahrgänge einrichten muß und in ihrer Organisation die Individualität nicht berücksichtigen kann. Vielleicht ist das Mannheimer „Förderklassensystem", über das wir an dieser Stelle schon eingehend gehandelt haben, berufen, in dieser Hinsicht einige Abhilfe zu schaffen,* und man muß darum mit Hellpach verlangen, daß wenigstens die schon vorhandenen, durch die hohe Schülerzahl bedingten „Parallelklassen" nach zwei Begabungstypen, anstatt nach dem Alphabet, unterschieden werden. Man muß es immer wiederholen: das Jahr, das ein Kind „sitzen bleibt", „zurück ist", kann für sein Leben den Gewinn von Jahren bedeuten, und darum muß man auch besonders davor warnen, überhaupt Kinder zu frühzeitig zur Schule zu schicken, die gesetzlich festgelegte Altersgrenze einzuhalten und lieber ein halbes Jahr zu spät als zu früh zu beginnen, ganz besonders bei schwächlichen Kindern, aber auch wo es sich um ausnahmsweise „aufgeweckte" Kinder handelt, denn, wie wir schon sagten, die Frühreifen sind der Gefahr, sich selbst zu überbürden und aus Eitelkeit überbürdet zu werden, doppelt ausgesetzt, und — die ersten müssen eben darum so oft die letzten sein!

So wie man den Eintritt in die Schule nach gesundheitlichen Rücksichten geregelt hat, ist auch der tägliche Schulbeginn nach hygienischen Grundsätzen

---

* Vgl. „Kultur der Gegenwart" in Heft 11, 1911/12.





festgelegt, und zwar gilt es hierbei, dem Schlafbedürfnis der Kinder Rechnung zu tragen; auf Grund psychologischer Experimente (Ermüdungskurven) hat man die beste Reihenfolge der Fächer im Stundenplan angeordnet, die Zeit der Hausarbeiten für die verschiedenen Altersklassen bestimmt — aber all dies natürlich nur für den Durchschnittstypus. Für alle jedoch scheint nun doch langsam das Unwesen des Extemporale, der Zensuren, Prüfungen und „Plätze" aufzuhören, und die Institution des Schularztes, der Schulschwester bürgert sich immer mehr ein. Mit ihnen muß nun ein neues beginnen: die Schule wird mit der Zeit durch den Arzt den Weg ins Elternhaus finden, denn dort sind die schlimmsten Feinde, die gefährlichsten Gefahren, dort ist der Herd auch der Nervosität und nicht zuletzt ist es jene Liebe, die man Affenliebe nennt.

Was nützt es, wenn die Schule darauf bedacht ist, dem Kind eine angemessene Zeit für Schlaf, für Hausaufgaben zu bestimmen: zu Haus kommen Klavierstunden, Nachhilfestunden und Gott weiß was für Stunden dazu, oder man verhätschelt das Kind, läßt es bis spät in die Nacht in Konzerte, ins Theater, ins Kino und überspannt und vergiftet seine Phantasie durch die Gleichgültigkeit seiner Lektüre gegenüber.

Man müßte ein dickes Buch schreiben, wollte man das Thema der Kindernervosität einigermaßen ausschöpfen, darum muß es genügen, wenn hier statt eingehender Verhaltungsmaßregeln nur die wichtigsten allgemeinen Richtlinien gegeben werden, die sind: Maßhalten, nichts überspannen, genug (auch nicht zu viel) Schlaf, kräftige Kost, „Körperkultur", aber Vorsicht vor überspannten Sporttorheiten, Abhärtung auch in geistiger Hinsicht, das heißt Konsequenz in allem Tun, nichts halbfertig aus der Hand geben, sei es auch nur um des Prinzipes willen, und gleichfalls aus Prinzip soll man das Kind lehren, gelegentlichen Wünschen willig zu entsagen. All das sind Vorbeugungsmittel und zugleich Mittel, um leichteren nervösen Krankheitserscheinungen entgegenzutreten; wo aber ein ausgesprocheneres Leiden vorliegt, verständige man den Arzt, ehe es zu spät ist, denn die Nervosität ist im Entstehen natürlich am besten zu heilen, mehr noch als andre Krankheiten; vielfach ist gerade die Gewöhnung an manche ihrer Äußerungen ihr charakteristisches Symptom.

Ernst Guggenheim



Naturwissenschaft

Was ist das Genie? Wir möchten dieses uralte Menschheitsproblem an der Hand einiger neuer Literaturquellen vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkt aus betrachten.

Wir möchten zunächst fragen: Ist jene Mehrleistung des Denkapparats, die wir Genie nennen, an rein physische Eigentümlichkeiten des Gehirns gebunden, an eine durch Wage und Meßzylinder, Gezirmesser und Mikroskop nachweisbare Überlegenheit des genialen Hirns über das normale, durchschnittliche? Es liegt in der Natur der Sache, daß wir vorläufig noch nicht in der Lage sein können, diese Grundfrage kurz und bündig zu beantworten. Eine vom allgemeinmenschlichen Standpunkt aus verständliche pietätvolle Scheu wird allermeist verhindert haben, daß die Überreste genialer Menschen, die bei Lebzeiten meist heiß geliebt und bewundert oder auch gefürchtet wurden, den Werkstätten der Wissenschaft ausgeliefert wurden. Auch ist ja die wirklich exakte wissenschaftliche Hirnforschung erst ein Kind der allerneuesten Zeit, welcher (wie manche meinen) nicht allzuviele exzeptionell geniale Menschen zur Verfügung stehen. Die wenigen Resultate, die bisher gewonnen wurden, sind kaum sehr ermutigend. Ganz allgemein wird gesagt werden können, daß, soweit sich bei Lebzeiten oder später nach Schädelmessungen beurteilen ließ, hervorragende Menschen nicht immer notwendig ein besonders großes Gehirn haben müssen. Wo das Gehirn genauer untersucht wurde, wie dasjenige der berühmten russischen Mathematikerin Kowalewska, kam man zu widersprechen-



den, nicht ganz eindeutigen Ergebnissen. Bei sehr musikalischen Menschen soll allerdings die Hörsphäre der Großhirnrinde, vor allem auch die Vorderpartie der sogenannten Schläfenlappen, ganz besonders ausgebildet sein; ein wirklich befriedigendes Resultat lieferte die Untersuchung des Hirns des genialen Redners Gambetta, wo tatsächlich das Sprachzentrum der Hirnrinde außerordentlich mächtig war (Hesse).

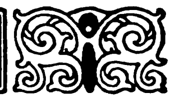
Selbstverständlich müssen wir als Naturforscher auf dem Standpunkt verharren, daß die psychische Überlegenheit auch stets an eine Überlegenheit des Werkzeugs, an ein in irgendeiner Hinsicht „besseres" Gehirn gebunden ist, auch wenn wir vorläufig noch nicht genau angeben können, was im einzelnen den physikalisch-chemischen Mechanismus zur Produktion überragender Geistestüchtigkeit darstellt. Auf diesem Standpunkt steht von neueren Verfassern auch E. Horst, der eine recht interessante kleine Schrift über unser Problem vorlegt. (Zur Naturgeschichte des Genies, Humboldt-Bibliothek X.) Er spricht von einer „erhöhten physiologischen Güte des Psychoplasmas" bei genialen Menschen und meint, daß diese Überlegenheit des genialen Denkapparats wesentlich auf chemisch-physiologischer Basis (Lecithinreichtum) beruht.

In unserm Zeitalter der Rassenhygiene und Erblichkeitsforschung drängt sich vor allem die Frage nach der Vererblichkeit des Genies wieder und wieder auf. Welchem Umstand verdankt der geniale Mensch seine psychische Tüchtigkeit? Ist ihm diese als ein köstliches Erbgut mitgegeben, oder kann und darf er sie nur zufällig, durch die Gunst besonderer äußerer Umstände, entwickeln? Fraglos spielen die Bedingungen, in die das Kind durch die Chancen der Geburt hineingerät, eine hochbedeutende Rolle. Goethe hätte, unter Bantunegern aufgewachsen, niemals seinen „Faust" geschrieben, Mozart nicht seinen Melodienzauber geschaffen, wenn von frühester Jugend auf nur die dem arischen Hirn gänzlich fremden, wirren Kakophonien ostasiatischer „Musik" auf ihn eingewirkt hätten. Nicht wenige geniale Veranlagungen dürften tagtäglich in unsrer allernächsten Nähe durch unerbittliche soziale Notstände niedergehalten und vernichtet werden; ein gewisses Maß von Hochkultur ist eben zur Entfaltung der künstlerisch-wissenschaftlichen Produktionsfähigkeit, die das Genie kennzeichnet, fraglos notwendig. Aber eben nur ein gewisses Maß: dieses *gestattet* die Hochentwicklung des Geistes, *veranlaßt* sie aber keinesfalls. Warum sollten sonst die ungezählten Millionen von Menschen, denen unsre moderne Massenzivilisation alles Schöne und Lernbare der Gegenwartskultur geradezu aufdrängt, auf dem Niveau — sagen wir einmal — erträglicher Mittelmäßigkeit verharren? Das geniale Gehirn ist von frühester Jugend auf ein andres, tüchtigeres als das durchschnittliche; seine Weiterentwicklung kann, durch äußere Umstände beeinflußt, verschiedene und verschieden weite Wege gehen; das Genie als solches ist und bleibt angeboren.

Wir hätten uns schleunigst darüber zu einigen, was wir unter Genie verstehen. Jegliche überragende Schaffensfähigkeit, *Produktions*tüchtigkeit auf ideellem Gebiet (einerlei, ob künstlerische oder allgemeinwissenschaftliche, das ist philosophische, Ideen produziert werden) ist genial; nicht genial ist *Reproduktions*fähigkeit, gemeinhin Talent oder Virtuosität genannt. Der virtuoseste Musiker, der talentvollste Schauspieler, der beste Zeichner oder Abzeichner nach Natur oder Vorlage — bezeichnenderweise alles Gebiete, auf denen es auch die Frau notorisch weit bringt — sind nicht notwendigerweise Genies, so viel vom „Genialischen" sich auch in ihrem Können offenbaren mag.

Woher hat nun das geniale Kind seine Mitgift? Zunächst wird ihm diese dank der Rassengemeinschaft, der es angehört. Der Australneger mit durchschnittlich 1180 Gramm Hirngewicht hat gegenüber dem Kaukasier mit etwa 1350 Gramm schwerem Gehirn geringere Aussichten, ein Genie aus seiner Rasse erstehen zu sehen. Sobald wir aber dem Ursprung des Genies weiter nachforschen, geraten wir alsbald in Verlegenheit. Wirklich





überragende Genies, und nur diese interessieren uns vorläufig, stammen allermeist aus intelligenten, keineswegs aber genialen Familien, und, was noch schwerwiegender in Betracht kommt, zeugen selbst Nachkommen, die allermeist nicht entfernt an die eigne Größe heranreichen. Goethe, Napoleon, Richard Wagner — diese Namen mögen genügen. Das Genie wird nicht direkt auf dem Wege der Erblichkeit erworben und vererbt sich nicht wie etwa eine hängende Unterlippe, eine bestimmte Kopfform oder gewisse Krankheiten (Bluterkrankheit), die in ganz gesetzmäßiger Weise in der Deszendenz zum Vorschein kommen. Greifen wir auf Horst zurück: dieser scheint fraglos allzu hoffnungsfreudig, wenn er meint, daß die Maximalleistungsfähigkeit des Hirns sich stets weitererbe; das echte Genie, das kometengleich nur von Epoche zu Epoche auftaucht, scheint vielmehr eine bestimmte, jedoch vom Zufall abhängige Kombination von Erbgütern aus weiter Vorfahrenreihe zur Voraussetzung zu haben, eine Kombination, deren Seltenheit uns verständlicher erscheinen wird, wenn wir bedenken, daß das Kind keineswegs eine genaue Mischung aller elterlichen Qualitäten darstellt, sondern daß sich in ihm Eigenschaften der fernsten Ahnenschaft in buntem Wechsel zusammengesellen können. Diese zufällige Kombination von Hirnqualitäten, die das Genie ausmacht, ist weder bei den Eltern noch den Nachkommen des genialen Menschen wieder zu erwarten; der Natur ist bei der Schaffung des genialen Hirns „ein großer Wurf gelungen", der sich sobald nicht wiederholen kann.

Wir werden nicht mit Horst hoffen können, daß es jemals gelingen könne, das wahre Genie zu „züchten", wenn auch ohne Frage eine gewisse und gewiß auch überragende Intelligenz bei bestimmten Menschenrassen schon vorhanden, durch vernünftige Rassenhygiene noch zu steigern und damit die Wahrscheinlichkeit für das gelegentliche Auftreten des Genies innerhalb einer Rasse zu vergrößern ist.

Ja, es mag füglich bezweifelt werden, ob das Genie überhaupt rasseförderndist. Ganze Völkerschaften sind nicht zuletzt an ihrer übergroßen genial-ästhetischen Lebensfreude zugrunde gegangen; Genie und übertriebene Genußfähigkeit, oder geradezu Genie und Laster, ferner Genie und Verbrechen, Genie und rücksichtsloser Massenmord (Feldherrengenie in extremster Form) stehen nahe beieinander. Das Genie ist als solches „unbiologisch", es vermag sich über Tatsachen und Erfordernisse rein biologischer Natur, die nun einmal Faktoren gedeihlicher Kulturentwicklung sind, hinwegzusetzen, der Menschheit die Augen zu öffnen, wenn und wo dieses im Sinne gesunden Rassenfortschritts durchaus nicht erwünscht ist. Denken wir nur an die lebensverneinenden, aber an sich hochgenialen Weltauffassungen, an Namen wie Schopenhauer. Vielleicht ist es, solange wir das Heil in einem absolut normalen biologischen Fortschritt sehen, als ein Glück zu bezeichnen, daß die Natur das echt geniale Hirn nur selten kombiniert, um es alsbald wieder auszumerzen.

Anders steht es nach unsrer Ansicht mit den Stiefgeschwistern des Genies, dem Talent, der Virtuosität, kurz der Reproduktionsfähigkeit. Auch hier müssen wir uns in gewisser Weise zu Horst in Gegensatz setzen. Soweit ich auf Grund des Mayschen Referats, das ich benutzte, ersehen kann, scheint der Autor anzunehmen, daß sich die Veranlagung für bestimmte künstlerische Talente nicht vererbe; dagegen steht doch die kaum zu bezweifelnde Tatsache, daß es ganze Familien mit Musiktalent, Schauspielertalent, Zeichentalent gibt. Der Einwand, daß hier das Kind immer wieder durch das elterliche Beispiel angeregt werde, ist durch manche Fälle widerlegt, wo das Künstlerkind im Waisenhause heimlich die Geige einschmuggelte, verstohlen den Zeichenstift zur Hand nahm. Wenn wir eine Vererbbarkeit des Talents annehmen, so müssen wir zum Hauptproblem der modernen Biologie, zur Frage, ob erworbene Eigenschaften vererbt werden können, Stellung nehmen; wir möchten uns jedoch heute noch diese sehr schwierige Erörterung ersparen.

Verweilen wir noch einen Augenblick



Kultur der Gegenwart

bei den Problemen: Rasse, Genie und Talent. Fraglos ist Horst zuzugeben, daß unter der heutigen Menschheit die „arisch-germanische“ Rasse die Trägerin der leistungsfähigsten, wesentlich allerdings auf Technik basierten Kultur, besser Zivilisation, ist. Inwieweit diese auf echter Genialität beruht, bleibe dahingestellt. Daß die Genialität eine spezifisch arische (das „Germanisch“ könnte zu Mißverständnissen führen) Rasseneigentümlichkeit sei, mag füglich bezweifelt werden; ein Blick auf die wundervollen Produktionen darstellender Kunst bei ostasiatischen Kulturvölkern muß uns doch nachdenklich machen. Des ferneren wird man die arische nicht unbedingt als die talentvollste Rasse bezeichnen dürfen; ohne Zweifel ist ja in mancher arischen Volksgemeinschaft ein allgemeines Volkstalent, besonders für Musik, vorhanden, anderseits überragt uns der Ostasiate weit an zeichnerischem und kunstgewerblichem Allgemeintalent.

Nicht umsonst sind ferner die technisch tüchtigsten Völker die talentlosesten: hat schon jemand von nordamerikanischen Malschulen, von einer spezifischen Musik der Vereinigten Staaten (Niggermelodien ausgenommen) oder Englands gehört?

Dr. Wilhelm Berndt



Technik

In meiner Bücherei stehen noch einige Bände von „Über Land und Meer“ aus dem Anfang der siebziger Jahre. Sie sind erst etwa 40 Jahre alt, und doch sehen sie recht gealtert aus. Ich habe noch einige ältere Zeitschriften, die über etwa 80 Jahre zurückblicken können, und ich muß sagen, im Vergleich zu den vierzigjährigen sieht man ihnen ihr weit höheres Alter nicht an. Damit mich aber der verehrte Leser recht versteht: die Merkmale des Alters beziehe ich bei dieser Betrachtung auf die graphische Herstellung. Welch ein geringer Unterschied zwischen dem Jahre 1833 und 1873, und welch außergewöhnlicher Unterschied zwischen 1873 und 1913! Auch die Drucktechnik, die Vermittlerin unsrer geistigen Nahrung, kann von sich behaupten, daß sie in den letzten Jahrzehnten Siebenmeilenstiefel angelegt hat und durch ganz hervorragende Leistungen der Technikerschaft innerhalb unglaublich kurzer Zeit auf eine Höhe gebracht worden ist, die man früher ebensowenig geahnt hat, vielleicht noch weniger als den Menschenflug. Wenn der Leser die prächtigen Farbendrucke in „Über Land und Meer“ betrachtet, an die früher überhaupt nicht zu denken war, wenn er die vielen wundervollen Schwarzphotographiedrucke vergleicht mit den einfachen und klobigen Holzschnitten der siebziger Jahre, wenn er sich in die Züge der eigentlichen Schrift vertieft und hier erkennt, wie auch da Kunst und Technik sich die Hand gereicht haben zu besserer Vollendung, so kann er sich eine kleine Vorstellung machen von der Unmenge Arbeit, die erforderlich war, um das zu schaffen.

Die wenigsten Sterblichen haben eine richtige Vorstellung davon, welche Fülle von Apparaten und Maschinen heute zur Vollendung einer großen Zeitschrift Verwendung findet und Verwendung finden muß.

Den imponierenden Eindruck machen aber sicherlich die modernen Rotationsmaschinen für den Druck der Tageszeitung. Die deutsche Maschinenindustrie kann sich rühmen, auf diesem Gebiete bahnbrechend vorgegangen zu sein. Zwei unsrer größten Werke, die Maschinenfabrik Augsburg und die Schnellpressenfabrik von König und Bauer, haben im vergangenen Jahre je eine Maschine gebaut, die imstande ist, in einem Gang eine sechsundneunzigseitige Zeitung zu drucken und richtig ineinander zu falzen. Die stündliche Leistung dieser Riesen beträgt 12 000 bis 12 500 Exemplare. Das ist aber in der Regel gar nicht ihre Aufgabe, weil ja selten eine Zeitung im Umfang von 96 Seiten erscheint.

Die Konstrukteure waren daher besonders darauf bedacht, diese Maschinen so einzurichten, daß möglichst viele Kombinationen gedruckt werden können. Die



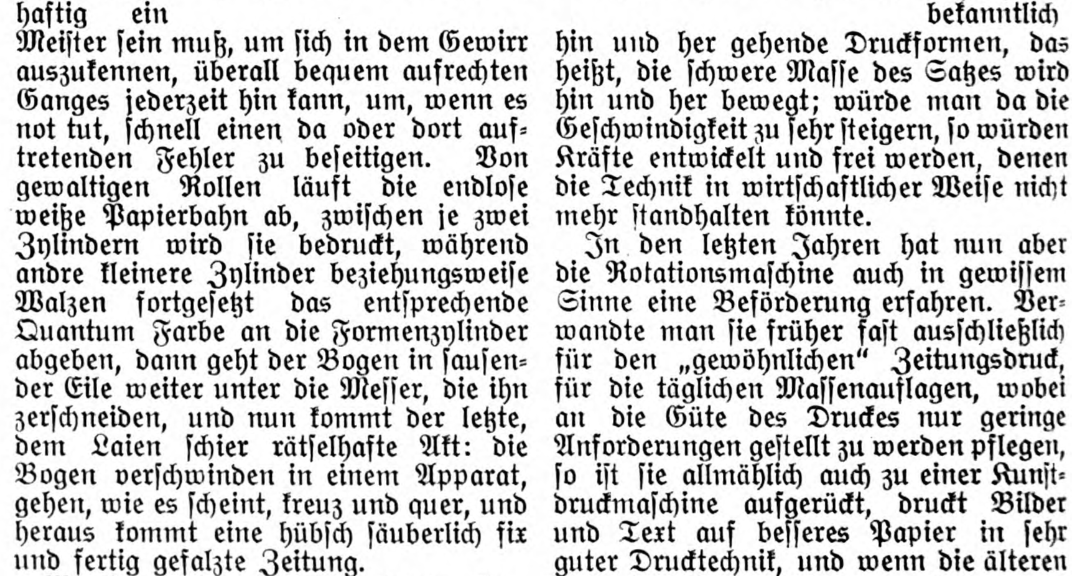
Kultur der Gegenwart



Würzburger Maschine kann zum Beispiel zwischen 96 und 52 Seiten von 4 zu 4 Seiten Druckleistung abgestuft werden und von 48 Seiten bis auf 2 herunter in Abstufung von 2 zu 2 Seiten. Die Augsburger Maschine gestattet den Druck einer achtseitigen Zeitung, wenn im ganzen 96 Platten eingehoben werden, in einer Zahl von 150 000 Exemplaren in der Stunde! Man überlege: 150 000 Exemplare fertig geschnitten und gefalzt! Das sind 42 Exemplare in einer einzigen Sekunde.

Für den Antrieb dieser druckspeienden Riesen werden zwei Elektromotoren besonderer Konstruktion verwendet. Die vielen hundert Rollen und Walzen, Antriebspindeln und so weiter sind alle bequem zugänglich. Die ganze Maschine ist hoch und weit aufgebaut, damit der Maschinenmeister, der wahrhaftig ein Meister sein muß, um sich in dem Gewirr auszukennen, überall bequem aufrechten Ganges jederzeit hin kann, um, wenn es not tut, schnell einen da oder dort auftretenden Fehler zu beseitigen. Von gewaltigen Rollen läuft die endlose weiße Papierbahn ab, zwischen je zwei Zylindern wird sie bedruckt, während andre kleinere Zylinder beziehungsweise Walzen fortgesetzt das entsprechende Quantum Farbe an die Formenzylinder abgeben, dann geht der Bogen in sausender Eile weiter unter die Messer, die ihn zerschneiden, und nun kommt der letzte, dem Laien schier rätselhafte Akt: die Bogen verschwinden in einem Apparat, gehen, wie es scheint, kreuz und quer, und heraus kommt eine hübsch säuberlich fix und fertig gefalzte Zeitung.

Möglich wurde diese Methode der Herstellung natürlich erst durch die sogenannte Stereotypie, durch die man den an sich flachen Letternsatz durch Abformen mittels Papiermatrizen, Biegen dieser Matrizen und Ausgießen mit Metall in zylindrische Gestalt bringt. Von einem Satz können beliebig viele Formen abgenommen werden, so daß man zum Beispiel für die oben geschilderte Maschine, wenn man acht Seiten drucken will, von jeder Seite zwölf Abgüsse macht, so daß im ganzen 96 vorhanden sind. Diese halb- beziehungsweise viertelsrunden Platten werden dann um die Formenzylinder gelegt, zwischen denen und den Druckzylindern das Papier endlos durchgeht. Diese Drehung in stets gleicher Richtung ermöglicht erst die hohe Geschwindigkeit. Die gewöhnlichen Schnellpressen, die früher auch für den Zeitungsdruck ausschließlich Anwendung fanden, haben bekanntlich hin und her gehende Druckformen, das heißt, die schwere Masse des Satzes wird hin und her bewegt; würde man da die Geschwindigkeit zu sehr steigern, so würden Kräfte entwickelt und frei werden, denen die Technik in wirtschaftlicher Weise nicht mehr standhalten könnte.



96seitige Rotationsmaschine der Maschinenfabrik Augsburg

In den letzten Jahren hat nun aber die Rotationsmaschine auch in gewissem Sinne eine Beförderung erfahren. Verwandte man sie früher fast ausschließlich für den „gewöhnlichen" Zeitungsdruck, für die täglichen Massenauflagen, wobei an die Güte des Druckes nur geringe Anforderungen gestellt zu werden pflegen, so ist sie allmählich auch zu einer Kunstdruckmaschine aufgerückt, druckt Bilder und Text auf besseres Papier in sehr guter Drucktechnik, und wenn die älteren Schnellpressen nicht auch bedeutende Fortschritte gemacht hätten, so wären sie



Kultur der Gegenwart

heute ganz ins Hintertreffen geraten, zumal wo man heute auf besonders gebauten Rotationsmaschinen Kupfertiefdrucke in bedeutender Geschwindigkeit herstellen kann und damit Bilder erzielt, die uns bloß deshalb nicht mehr in Erstaunen versetzen, weil wir das Erstaunen verlernt haben. Auf diese ganz neue Technik werden wir später noch einmal zu sprechen kommen.

Die Schnellpresse behauptet aber immer noch eine bedeutende Stellung, einmal natürlich für kleinere Druckarbeiten und geringere Auflagen, als sie für Zeitungen in Betracht kommen, dann aber besonders für wirklichen Kunstdruck, vor allem aber für den Mehrfarbendruck. Hier muß langsam gearbeitet werden (wenn man etwa 600 bis 1000 Druck pro Stunde langsam nennen will). Die Farbwalzen müssen ruhig über die Druckformen rollen, damit sie die Farbe gleichmäßig und sauber abgeben. Der Maschinenmeister selbst muß, nachdem er den Druck durch sorgfältige „Zurichtung", die viele Stunden, ja oft mehrere Tage in Anspruch nimmt, vorbereitet hat, sorgfältig aufpassen, damit er sofort eingreifen kann, wenn irgend etwas nicht richtig kommt, wenn die Farbgebung — sei es in der Quantität oder in der Nuance — nicht mehr genau stimmt oder wenn in der Schrift „Spieße" auftreten, das heißt, wenn sich die Zwischenräume zwischen den Buchstaben heben, so daß schwarze Striche erscheinen, oder was sonst dergleichen Störungen sind.

Bei diesen Schnellpressen mutet eine Neuerung den Fremden besonders eigenartig an: die selbsttätige Anlegevorrichtung. Man ist gewohnt, daß flinke Mädchenhände die Bogen in die Maschine schieben. Doch da hat sich Gott Pneuma gemeldet, und jetzt saugen kleine Rüssel den zu bedruckenden Bogen an und führen ihn automatisch ein. Bei den kleinsten Maschinen des Buchdruckes, den Tiegeldruckpressen, hat man umgekehrt der Luft das Herausnehmen des Papiers und Ablegen übertragen. Bei andern Systemen von Anlegeapparaten wird das Abstreichen je eines Bogens vom Papierstoß durch kleine Streichräder besorgt, die die Funktion des Falzbeins der Anlegerin übernommen haben.

Ein Zeichen der Zeit ist auch ein ganz neuer Maschinentypus: die Extrablattmaschine. Sie ist nach Art der Schnellpressen konstruiert, nimmt aber ihr Papier von einer Rolle wie die Rotationsmaschine, die nach dem Bedrucken in einzelne Blätter zerschnitten wird. Sie druckt von dem Originalsatz (ohne Stereotypie). Ihr Hauptvorteil besteht darin, daß sie sehr rasch in Betrieb gesetzt werden kann und sehr einfach in der Behandlung ist, so daß in denkbar kürzester Zeit die eingelaufenen Depeschen, fein säuberlich gedruckt, dem neugierigen Großstadtpublikum verabfolgt werden können.

Ich bin für heute am Ende meiner Plauderei; wenn du aber glaubst, lieber Leser, ich wäre annähernd erschöpfend gewesen, so irrst du. Nur einige, durch ihre Größe, Leistung oder besonderen Zwecke augenfällige Dinge habe ich kaleidoskopartig vorgeführt, ohne damit auch nur im allergeringsten den Anspruch zu erheben, der gewaltigen technischen Arbeit gerecht zu werden, die in unsre modernen Druckereibetriebe hineingesteckt worden ist.

Siegfried Hartmann

Gesundheitspflege

Die alten Griechen raunten, Homers unerschöpflichem Quellrauschen, dessen Echo unsterblich ist, folgend, von einer wunderbaren Sage vom Skythenweisen Abaris, dem Helios wegen seiner Milde und Weisheit einen goldenen Pfeil geschenkt hatte, auf dem er die Lüfte durchritt, vom Äther getragen. Der konnte weissagen und errichtete Heiltempel, in denen der Tod gebannt wurde. Sind wir Mediziner mit dem Radium, Mesothorium, den Röntgenstrahlen in der Hand nicht heute solch eine Art Prinzipienreiter des Äthers, Ätherobanten, wie die Griechen sagten, geworden, und erfüllen wir nicht mit unsern Bestrebungen, mit Phöbus Apollons Pfeilen zu heilen, in wunder-

barer Weise den alten Griechentraum vom Weisen Abaris? Unsre ganze Anschauung vom Leben und der Bewegung gründet sich auf der Annahme elektrisch geladener Ätherteilchen (Elektronen), und die Physik, diese trockenstrenge, jegliche Phantasie verbannende Rechnungsrätin unter den Wissenschaften, wirft selbst die mystische, träumerische Frage auf: gibt es überhaupt Materie? Ist nicht alle Materie nur das Gaukelspiel von Ätherelektronen, in Millionen von Kombinationen rhythmisch geschwungen, und so den Sinnen das Spiegelbild des Körperlichen und alles Geschehens vorgaukelnd? Wir sind alle, die wir heute vor der Sphinx des Lebens stehen, zu abaritischen Ätherobanten, Traumwandlern über das Meer der unsichtbaren Ätherwellen, gewandelt, und das seit mit ultravioletten Strahlen das Radium und seine Kinder uns Einblick in unsichtbare Leiden und Taten des Lichtes verstattet haben. Wer hätte es noch vor zwanzig Jahren ahnen können, daß dem Forscherauge die sogenannte materielle Natur des Lichtes in der Form sichtbar aufprallender Radiumpartikelchen (α-Strahlen) direkt unter dem Mikroskop erkennbar werden würde, und wer hätte geahnt, daß die unsichtbaren Pfeile des Apoll eine Tatsache, eine Realität sind und uns Medizinern ein ganzes Feld voll neuer Heil- und Krankheitserkenntnisse eröffnen würde? O Völkersagen, o Märchenweisheit, o Griechentum, Abaris, Phöbuspfeil und Radium, Röntgen, Mesothorium und so weiter! Zusammenhänge, Beziehungen, Tiefen, Ahnungen, Erfüllungen!

Die Leser dieser sachlichen Erörterungen aus den neuen Gebieten der Medizin mögen ihrem Autor diesen pathetischen Ausruf ausnahmsweise einmal verzeihen. Das fast sich überhastende Tempo der Neuerungen unsrer klassischen naturwissenschaftlichen Technik ist aber so wunderbar, daß sich ein solches reflektierendes Rückschauen wohl rechtfertigt, zumal die Aufdeckung jeder Art von Beziehung des modern Komplizierten zu dem naiven Glauben der Völker immer etwas Beruhigendes, Orientierendes in sich birgt. Nun wollen wir aber auch unverzüglich realen Boden betreten und einmal in kurzer Übersicht feststellen, was wir denn heut mit diesen winzigen, kostbaren goldenen Sonnensplitterchen heilend anfangen und was wir — denn auch Apolls Pfeile konnten Schaden bringen — damit anrichten. Obwohl wir dieses Gebiet schon einmal gestreift haben, mögen die Wirkungen von Röntgenlicht, Radium und Mesothorium noch einmal genauer besprochen werden, zumal sich inzwischen schon Stimmen erhoben haben, die den Nutzen dieser Heilbestrebungen arg diskreditieren, dafür aber ihren Schaden stark ins Licht gerückt haben. — Wir wissen, daß eine große Anzahl von Hautausschlägen, gutartigen Geschwülsten bestimmter Art und eine große Zahl auch ganz bösartiger Geschwürprozesse heilbar sind durch Bestrahlungen mit den verschiedensten Formen unsichtbaren Lichtes. Wir wissen aber auch, daß eine nicht kleine Zahl derartig behandelter Patienten in der Umgebung des Geschwürs, des Ausschlags und direkt an seiner Ausbreitung neue, unendlich schwere Geschwürbildungen davontragen, die oft unheilbaren Charakter, ja eine direkt krebsartige Natur haben. Wie soll man dies Paradoxon verstehen? Etwas, was heilt, macht auch zugleich sehr Schlimmes. Wie so oft und so leicht in der Medizin ist es wie bei der Feuerwehr: der Wasserschaden in der zweiten Etage ist schlimmer als der Feuerschaden in der dritten, wo der Brand zu löschen war. Jedes unsrer Mittel beinahe hat eine Segens- und eine Schädlichkeitsbreite. Schlangengift ist tödlich, aber es kann in kleinsten Dosen Nervenkrankheiten heilen, wie zuerst übrigens ein Amerikaner nachgewiesen hat. Opium, Morphium, Veronal kann Schlaf oder Raserei und Tod erzeugen. Überall kommt es auf die Dosierung an, aber nicht nur die Dosis ist entscheidend, auch ein unendlich schwer in Rechnung zu stellender Faktor kommt hinzu: die persönliche Empfänglichkeit des Einzelnen, die in ganz enormen Breiten schwankt. So werden Tausende dem Röntgenlicht ohne Schaden, sogar zu größtem Nutzen mit aller menschenmöglichen Vorsicht ausgesetzt, und dann kommt der Tausendundeinte, und siehe,

er ist unheilbar oder schwer heilbar verbrannt. Wir haben schon gesagt, daß an dieser Schwelle der Forschungen die Begriffe des Materiellen und Immateriellen, des Körperlichen oder Dynamischen, der rein mechanischen oder kräfteverschiebenden Wirkung arg ins Schwanken geraten, aber für unsre bisherigen Vorstellungen ist es bildhafter, anzunehmen, daß bei diesen Wirkungen des Ultravioletten (wie der Sammelname für alle unsichtbaren Strahlenwirkungen ist) das Licht als ein Sprühregen von lauter kleinsten Feuersteinchen, von winzigsten Zwergensternchen aufzufassen ist, die mit vulkanischen Schleudermaschinchen vom großen Hadesstrom (Pyriphlegethon) des Unsichtbaren abgesprüht werden und die bei ihrem Aufprall gegen Glas, Metall, Gewebe, Zellen kleine Explosionen im Reiche alles dessen, was jenseits von Haarspitze und Nähnadelende liegt, hervorbringen. Dieses mikroskopische Bombardement gegen alle Festungen des Gewebes, gegen Zellschalen und Zellkerne hat tödliche Gewalt, indem es die kleinen Kraftzentralen des Belebten, die konzentrierten Lebensträger kleinsten Lebens, das hochorganisierte Zellinnere, die winzige Keimkapsel alles Lebendigen (den Nukleinkern) zur Leiche macht. Wir wissen wenig von diesen kleinen Wundermaschinen des Lebens der Zellen, die unsern ganzen königlichen Menschenleib korallenstockschichtig nicht weniger aufbauen als das winzige, schemenhafte Leibchen einer durchsichtig schillernden Seegarnele, aber wir ahnen, daß es ein so unendlich komplizierter Apparat sein muß, daß, könnten wir ihn entsprechend vergrößern, wohl eine elektrische Zentralstation gleich einem Akkumulatorenwerk des kompliziertesten Raffinements herauskäme. Dann würde sich Virchows geträumte „letzte" Lebenseinheit, die Zelle, auflösen in ein Labyrinth noch letzterer und noch elementarerer Lebenseinheiten. (So schnell schreitet die Wissenschaft, daß Geister, die eben noch Heroen waren, der Geschichte schon angehören, während man eben ihre Taten noch wie Marksteine letzter Erreichbarkeiten feierte. Das nebenbei.) Dieser komplizierte Apparat der Zelle hält jedenfalls dem Anprall der kleinen ultravioletten Lichtbomben nicht stand, nicht nur wie ein Sandkorn, in eine Armbanduhr geschleudert, ihren Gang hemmt, wir müssen auch annehmen, daß diese winzigen Feuerschlacken die Feder der Zelluhr durchschmelzen oder sprengen. Das Pendelchen der Zelle hört auf zu ticken, das kleine Uhrwerk letzten Lebens steht still. Da ist es dann natürlich, daß die kranken Zellen nicht nur, sondern auch die dem Körpergewebe eingenisteten ebenfalls zelligen Feinde (Bakterien, Protozoen und so weiter) früher sterben als der fester organisierte Zellbund des geschlossenen und gesunden, sich gegenseitig helfenden Gewebes. So heilen diese an Größe jenseits des feinsten Fädchens liegenden leuchtenden Pfeilchen, man könnte sie direkt ultrafiliforme Sternchen nennen, indem sie zellige Eindringlinge und junge Wehrzellen des Körpers ihrem Bombardement erliegen lassen. Wehe aber, wenn ihre Geschosse oft und weit hineinreichen über die Wälle der Schutzgräben und Sturmschanzen, als welche man das entzündlich produzierte, ihnen entgegengeworfene Zellmaterial ansprechen kann, wenn sie auch den Bestand der Zellen im gesunden angreifen! Dann gibt es hier nicht nur Zelltod und Geschwürbildung im gesunden, sondern dieser glühende Steinregen entfacht etwas wie eine Entfesselung anarchischer, regelloser, inzestartiger Zeugung, sie erregen eine Wucherung von Zellmaterial, deren einmaliger Anstoß sich rätselhafterweise nicht mehr hemmen läßt, sondern wie ein Brand in sich fortzeugend Böses muß gebären. Hier haben wir etwas völlig Problematisches: eine mechanische Spikkung der Gewebe mit kleinsten Ätherpfeilchen wirkt infizierend, zeugend, befruchtend, saatenhaft. Das Heilmittel gegen den Krebs erzeugt krebsige Anarchie der Zellen, wobei das Muttergewebe ständig in sich selbst befruchtet und den ganzen großen Organismus langsam verzehrt. Das Faß des Lebens läuft von einer winzigen Lücke her aus, ganz aus.

Schwer sind diese Röntgen- und Radiumgeschwüre zu heilen, einmal weil der hineingetragene Zellaufruhr unendlich mühsam wieder zur Ruhe zu bringen ist, und zweitens, weil man niemals sicher ist, ob eine so winzige „befruch-



Kultur der Gegenwart



tete“ Zelle vom Wanzenneſt der aufgelockerten Herde nicht lange in tiefere Gewebe gekrochen iſt, ehe das Meſſer des Chirurgen ſie mit allem umgebenden Zellmaterial aus dem gefährdeten Leibe heraushebt.

Das alles würde nun ſehr deprimierend ſein, wenn nicht — Gott ſei Dank! — dieſe Fälle ſehr ſelten wären und wohl durch geſteigerte Vorſicht und fortſchreitende Schutzmaßnahmen bald ganz vermeidbar ſein würden. Das wichtigſte iſt, daß hier überhaupt ein Weg gefunden iſt, auf dem man zu den Höhlen des Ungeheuers Krebs gelangen kann, das auf dem Bewußtſein der Kulturmenſchheit nicht weniger laſtend und erſchreckend liegt als die Kunde vom Drachen auf dem Herzen der Vorzeitmenſchheit. Wir haben das Prinzip ſeiner Bekämpfung gefunden, wenn auch die Sicherheit der Heilwirkung noch nicht völlig einheitlich iſt. Daß dabei auch andre Unterſtützungsmittel möglich ſind, möge das nächſtemal beſprochen werden, bei welcher Gelegenheit auch einmal auf den eigentümlichen Bau deſſen, was wir Krebs nennen, eingegangen werden ſoll.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich



Theater

Das Theater hält immer Überraſchungen bereit. Liegen ſie nicht in großen, überwältigenden Erfolgen unbekannter Neulinge, ſo erfüllen ſie ſich in wunderbaren Wandlungen der Bewährten. Ernſt von Wolzogen ſchreibt ein Trauerſpiel vom „König Karl“*, Hermann Sudermann erweckt in den „Lobgeſängen des Claudian“** den großen Weſtrömer des fünften Jahrhunderts, Stilicho, vom Tode, und Wedekind dichtet gar einen „Simſon“***.

Sudermann hat in Hamburg ſeinen Premierenerfolg gehabt, Wolzogen hat ſich, vom Dank der Darmſtädter freundlich begrüßt, auf Ernſt Ludwigs Hofbühne zeigen dürfen, und nur Wedekind ſetzte Simſons Kraft und Kühnheit gleich in Berlin ein, im Leſſingtheater, wo einer der Dramaturgen von der Bühne ironiſierend den „enthuſiaſtiſchen Erfolg“ des Abends konſtatierte, während unten die Klatſchenden und Ziſchenden ſich bekämpften. Die Flucht zur Hiſtorie, zur Legende, zum Heroiſchen bleibt übereinſtimmend das Merkwürdige dieſer Erſtaufführungen, in denen ein aufmerkſames Publikum mindeſtens zeigte, daß in der Zeit der Operette und des Films doch noch ein Intereſſe, ein Ohr, ein Auge vorhanden iſt für den kindlichen Kaiſer Honorius und ſeinen großen Reichsverweſer,' für den Frankenkönig und den jugendlichen Drang ſeines alternden Blutes, für Simſon, der ſich von der Delila am Bache Sorek den Philiſtern ausliefern läßt. Und das iſt, auch wenn dieſe Helden nicht von gleicher ragender Größe ſind und ihr Glück auf den Bühnen der Deutſchen wechſeln wird, immerhin erfreulich zu konſtatieren.

Den Reſpekt, den man allen drei Autoren zollt, darf man auch dieſen ihren letzten Werken nicht verſagen. Die Wege, die ſie zum erſtrebten Ziele gehen, liegen freilich faſt ſo weit auseinander wie die Glanzzeit ihrer Helden, wie die Weſensart ihrer Kämpfe. Simſon ſchlug mit eines Eſels Kinnbacken tauſend Philiſter; der ſchwächliche, kleine Honorius ließ mit dem kriegsgewaltigen Goten Alarich den Stilicho kämpfen und verhandeln; und der Frankenkönig Karl ſchlachtete bei Verden viertauſendfünfhundert Sachſen ſeinem Chriſtus.

Simſon, der Held Wedekinds, war wohl in Wahrheit ein Rüpel, ein jüdiſcher Kraftſeppel von grauſamem Humor, den ſpäter prieſterliche Geſchichtſchreibung, da er in zerfahrener, verlotterter Zeit Mut und Muskeln bewies, zum Richter über Iſrael auflobte. Stilicho, der wahre Held Sudermanns (denn Claudian, der ihn beſingt und mit ihm ſtirbt, tritt hinter ihm zurück), des weſtrömiſchen Kaiſers Berater, Feldherr und Schwiegervater, im Felde bewährt, in höfiſcher Sitte bewandert, fiel als verratenes Opfer kaiſer-

—

* Buchausgabe bei Arnold Bergſträßers Hofbuchhandlung, Darmſtadt.

** Buchausgabe bei J. G. Cotta Nachf., Stuttgart.

*** Buchausgabe bei Georg Müller, München.



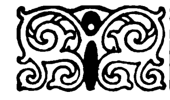
treuer, feiner Diplomatie. Der große Karl, Wolzogens erwählter Held, hat doch wohl noch nicht den Kampf gegen die Kirche halb als Despot, der ihre Macht brechen will, halb als disputierender Freigeist, der auch fremde Kulte gelten läßt, geführt; wie das bei Wolzogen dargestellt ist. Jeder der drei Autoren aber hat seinen Helden studiert, geliebt, verteidigt, ins Licht gestellt und den Neubelebten mit seinem eignen Blute gefüllt.



Phot. Zander & Labisch

Friedrich Kayßler als Simson im neuen Drama von Frank Wedekind

So kam's, daß Stilicho — heute der am wenigsten Gekannte von den dreien — im Mittelpunkt des stärksten, theatralisch wirksamsten Stükkes steht. Als Held einer fünfaktigen Tragödie (fünf Akte sind allein schon Heldenmut!), die so geschickt gesteigert ist wie das Leben dieses zum Römer gewordenen Vandalen, die überall den Fleiß der ehrlichen Quellenstudien verrät und die vom Prunke der Zeit, in der sie spielt, gefüllt, fast ein wenig überladen ist. Karl der Große aber wird im Wolzogenschen Geiste ein genialer Herrenmensch und geistreicher Kulturkämpfer, der sich in Dingen der Liebe seine eignen Gesetze gibt, und in dessen Herzen die Grausamkeit des Blutbades von Verden neben der zartesten Leidenschaft eines Alternden zu der verwaisten Sachsenmaid, der schönen Gersuind, Platz findet. Simson aber, der Held, Rüpel und Richter, wird in Wedekinds Behandlung seltsamerweise des Humors völlig entkleidet, der all die im Buch der Richter notierten Streiche doch offensichtlich beherrschte, die dieser auf eigne Faust Krieg Führende den Philistern spielte. Er wird ein von seiner Sinnlichkeit früher als von den Feinden geblendeter Narr, dem die Weisheit des Sehenden erst in die leeren Augenhöhlen steigt. Der Blinde erst schaut sein Unglück, seine vertrauende Torheit und die ruchlose Gemeinheit der Welt. Wie immer bei Wedekind, ist alle diese Gemeinheit zusammengetragen in der weiblichen Hauptfigur des Stückes. Seine Lul heißt diesmal Delila und wird nicht von der Eysoldt — die's auch könnte, denn wir Glücklichen haben für letzte Perversitäten heute zwei starke Schauspielerinnen—, sondern von der Durieux gespielt. Und wenn sich Wedekind mit eigner Erfindung einer Fabel am wenigsten von den drei Autoren bemüht, und wenn er seine einzige, einfache und keine





tiefen Studien verlangende Quelle auch mit rührender Treue und unter Verzicht auf alle Phantasie benutzt hat — das Weib ist weder biblisch, noch historisch, noch jüdisch, noch philiströsch — das Weib ist schlechtweg wedekindisch, eine Schwester, eine Ahne, eine Vorläuferin der Lulu. Ein Ekel.

Sudermann hat die Figur des Claudius Claudianus irgendwo in einer Chronik gefunden. Der Mann war ein Dichter und Höfling. Größer als Höfling denn als Dichter. Sein Schicksal, seine Entwicklung vom Speichellecker zum Heldenverehrer, vom Heuchler zum Gläubigen, vom glatten Genießer zum edel sich Opfernden hat Sudermann wohl frei erfunden. Ursprünglich mag ihm dieses Schicksal das Wesentliche, das Motiv des Dramas gewesen sein. Dann wuchs, dehnte, reckte sich die Figur des Stilicho, und die Liebe des Dichters gibt ihr gar die wichtigste Szene, die Verhandlung mit dem von Claudian ins Lager gelockten Alarich. Daneben war es sein Wille, ein großartiges Bild dieser verwirrten Zeit, in der noch alle blutigen Greuel der Völkerwanderung nachzuckten, zu malen; einer Zeit, die uns merkwürdigerweise viel ferner liegt, viel fremder erscheint, als die Perserkriege Athens oder Rom unter den Claudiern. So hatte er sich die schwierige Aufgabe gestellt, uns treu historisch erscheinen zu lassen, was wir nicht nachprüfen können, ohne Spezialstudien gemacht zu haben; und sein historisches Gewissen zwingt ihn, seine Milieuschilderung und seine Handlung mit sehr viel Prunkhaftem, Pomphaftem zu überladen, das uns befremdet und abkühlt. Allein schon die (sicherlich stilechten) Anreden und Höflichkeitsfloskeln, die Anrufungen Christi, „des Gottgleichen", und ähnliches wirken auf uns wie steife Gewänder, in denen sich, so korrekt sie den Zuschnitt der Zeit zeigen, die Akteure eben doch nicht so frei bewegen, so rasch, wie es wünschenswert wäre, ihre Charaktere entschleiern und das Wichtige sagen können. Hier haben das Stück und sein Autor eben die Fehler ihrer Vorzüge. Anderseits zeigt wieder gerade in gewissen Milieuschilderungen, die vielleicht für die Handlung nicht unerläßlich sind, Sudermann seinen ausgeprägten Spürsinn für das Wirksame. Die Szene, in der endlich der vielbesprochene, allmächtige Kaiser selbst gezeigt wird — dessen Person für den Gang der Handlung ganz gut überhaupt hinter den Kulissen bleiben könnte —, ist zweifellos aus dem sicheren Gefühl für den alles Dramatische beherrschenden Kontrast geboren: der kleine, schwächliche, mit Hühnern spielende Knirps, der über die feinsten Köpfe „herrscht" und über Krieg und Frieden, Verrat und Treue durch seinen Namenszug und sein Siegel die letzte Entscheidung fällt... Charakterlos in einer charakterlosen Zeit scheint der talentvolle Claudius Claudianus als Schmarotzer des Hofes und Stilichos sein üppiges Leben in Trägheit enden zu sollen. Da erkennt er, daß alle die Schmeicheleien, die er in seinen Liedern, ohne an das Gesungene zu glauben, niedergelegt hat, in Wahrheit einen Würdigen kränzen, einen Großen ehren. Und als dem edlen Stilicho sein Pakt mit Alarich, der ihm Rom schützen soll gegen Rom, als Verrat gedeutet wird und der skrupellose kleine Kaiser den Verräter aus dem Asyl locken läßt, um ihn zu meucheln, da stirbt Claudius Claudianus für ihn bei einem letzten Versuch, seinen Helden zu retten.

Sudermann hat große Schwierigkeiten zu überwinden. Wir sind gleichgültig gegen die Zeit, in der sein Drama spielt. Sein Held ist unsympathisch zu Anfang und lebt sich erst hinauf in unsre Achtung. Wir hören immerzu von einem Ruhm, der uns nichts gilt. Und funkelnd von Gold und Steinen blendet der gehäufte Zierat... Und doch, die starke Hand eines geborenen Dramatikers hat all das Fremde, Kalte, Verwirrende zu bändigen, zu ordnen und — der Ausdruck ist nicht zu vermeiden — zu arrangieren vermocht, daß wir, ohne im Tiefsten mitzuleiden mit diesen Irrenden, Strebenden, Fallenden, doch voll Interesse ihr Schicksal verfolgen, die leitende, starke und gute Grundidee dankbar erkennen und uns der Sicherheit freuen, mit der hier ein Vielgewandter eine vom Schutt der Jahrhunderte längst begrabene Welt im Glanz eines reichen Abends wieder aufbaut, um im ungewohnten Gewande der Weströmer



ein ungewöhnliches Menschenschicksal, dessen bescheidene Spuren er in irgendeiner Chronik fand, liebevoll zu entwickeln.

Wolzogen hat leichteres und — schwereres Spiel. Sein Held, der Frankenkönig Karl, ist uns wohlbekannt und sympathisch; aber sein bewundertes Bild dramatisch zu beleben, ist eine schwere Aufgabe. Hauptmann hat schon einmal den alternden Gewaltigen als Sklaven seiner späten Liebe gezeigt. Wolzogen steckt sich zwei Ziele: er löst einen Herzensroman des Königs, der sich — nach dem Blutbad von Verden — der verwaisten schönen Sächsin Gersuind zuneigt, und läßt den Kampf zwischen Kaiser und päpstlicher Macht (der in solcher Stärke erst viel später eingesetzt hat) zwischen Karl und Angilram, dem unerschrockenen Bischof von Köln, allerdings nur in hitzigen Wortgefechten austoben. Die historische Verschwörung, die des Königs illegitimer Sohn Pippin, ein körperlich und seelisch Verwachsener, gegen das Leben des Vaters angestiftet, gibt dem Dichter die dramatische Verwicklung. Er läßt den Mönch Fardulf, der, ehe ihn Zorn und Gnade Karls in die Kutte steckte, der Liebhaber Gersuinds war, hinter dem Altar Zeuge der Verschwörung sein und ihr Werkzeug werden. Gersuind entwindet ihm die Mordwaffe. Er erscheint als Retter des Königs, da er beinahe sein Mörder geworden, und richtet und tötet sich selbst. Gersuind folgt ihm in Scham. Karl aber schreitet an den Leichen vorüber, neuen Taten, neuer Größe zu... Dem Drama mangelt die Einheitlichkeit. Bald glaubt man, der Kampf des Kreuzes gegen das auf die Heide geflüchtete Heidentum ist gemeint, bald scheint die Liebesgeschichte zu dominieren. Bald verwirrt sich durch die Hände der guten Hasserin Fastrada, des Königs dritter Gemahlin, die Intrige; bald disputiert der schöngeistige Kaiser mit dem römischen Klerus um die Macht. Wolzogen ist in allem, was er anpackt, zu klug und



Phot. A. Mocsigay

Schlußszene aus Sudermanns „Lobgesängen des Claudian". Rechts die beiden Hauptdarsteller Rob. Nhil und Max Montor



Kultur der Gegenwart



zu geschmackvoll, zu sehr Künstler, um sich ganz zu verhauen. Auch dieses Drama steckt voller guter Ansätze, voller Einzelschönheiten (die nur selten in der Diktion liegen, die merkwürdigerweise ziemlich schwunglos bleibt), aber ich glaube, daß der Zwiespalt, unter dem das Stück und sein Vorwurf von Anfang leiden, nirgends, auch nicht von der besten Darstellung, ganz wird getilgt werden können. Das hindert nicht, anzuerkennen, daß hier einer unsrer Besten den ehrlichen Versuch macht, auf seine Art die historische Tragödie neu zu beleben, für die Wildenbruch mit stärkerem Temperament gelebt und gekämpft hat.

Sudermann und Wolzogen schöpfen aus Chroniken, nehmen behutsam und fleißig aus kleinen Bemerkungen des Chronisten das scheinbar Nebensächliche und gestalten die Arbeit eigner Phantasie. Anders Wedekind. Er nimmt das in drei Kapiteln des Buches der Richter gegebene, allen Bekannte: läßt seinen Simson gierig lieben, dumm in die Falle gehen, geblendet dem Feinde die Mühle bedienen und sich in neuerwachter Kraft furchtbar rächen an seinen Überwindern. Nur das Motiv seiner Rache verändert er: wütende Eifersucht, eifersüchtige Wut. Und nur die Figur der Delila baut er aus Eignem neu. Er steckt eins seiner bis in die Knochen perversen Weibchen ins Kostüm der Richterzeit, läßt die ekelhafte, fürs Irrenhaus reife Dirne mit spitzen Fingerchen dem von ihr (nicht wie in der Legende von den Philistern) geblendeten Simson in die leeren Augenhöhlen tippen, läßt sie die Philisterfürsten herbeiwinken, daß sie zuschauen, wie sie den blinden Simson zu neuer Glut entfacht, läßt sie mit dem neuen Buhlen lachend zur Lust entfliehen, während der Geblendete, in seiner Nacht ein Sehender, ein Dichter geworden, Verse stammelt; und läßt ihr dann von dem betörten Fürsten, der die Dirne zur Königin gemacht, die Kehle durchschneiden. Die Erfindung ist nicht reich, die Sprache — von ein paar Hebungen abgesehen — nicht des Stoffes würdig in diesem Schauspiel, das im wesentlichen wieder nur den starken und kühnen Mann, der diesmal ein Richter in Israel ist, am perversen, feigen, heimtückischen Weibe zerschellen läßt . . . Schade. Vielleicht wäre Wedekinds Talent, wie kein andres, fähig gewesen, die Tragikomödie zu schreiben, die in Wahrheit in diesen Kapiteln des Richterbuches schlummert. Simson war — vor seiner Blendung — einer der ganz wenigen biblischen Helden, der Humor hatte. Mindestens den grausamen Humor des Hasses. Die Füchse mit den brennenden Schwänzen, die er in das Lager der Philister trieb, der Eselskinnbacken, mit dem er tausend Feinde erschlug, beweisen's. Wedekind aber sucht und sieht nur den Brünstigen, der seine dumme, täppische Geilheit büßt. Hinter seinem Helden reckt sich kein getretenes Volk auf zur Größe. Und alles, was die wankenden Säulen des Dragontempels schließlich erschlagen, ist in seiner Erbärmlichkeit reichlich wert, daß es zugrunde geht.

Rudolf Presber



Frauenrundschau

Jungmädchenlektüre

Das Weihnachtsfest hat auf zahllose Familientische wiederum zahllose Exemplare jener Bücher gelegt, die man als „Lektüre für die reifere weibliche Jugend" zu bezeichnen pflegt, zuweilen mit der seltsamen Altersumgrenzung: „von zwölf bis achtzehn Jahren". Vielleicht hat unterdessen schon diese oder jene Mutter, die ihrem Schulmädel den von Klassengenossinnen entzündeten Wunsch nach einem solchen literarischen Schatz erfüllte, die nachweihnachtliche Muße dazu benutzt, sich einmal selbst in den schön ausgestatteten Band zu vertiefen, und vielleicht hat sie nachträglich Reue und Bedenklichkeit angewandelt. Vielleicht — denn im ganzen ist selbst bei klugen und gesund empfindenden Frauen die Gedankenlosigkeit oder die Unempfindlichkeit gegen die Gefahren dieser Lektüre so groß, wie das psychologische Verständnis des Backfischalters und seiner Entwicklungskrisen gering zu sein pflegt. Wenn es nicht so wäre, so könnte nicht so viel pädagogische Unvernunft in der



Kultur der Gegenwart



Behandlung gerade dieses Alters sich im Rahmen der Familienerziehung finden.

Man kann vielleicht sagen, daß in keinem Alter jugendlicher Entwicklung die Lektüre im Guten und Bösen einen so starken Einfluß haben kann. Die erwachende brennende Neugier auf das Leben der Erwachsenen steigert das Lesebedürfnis. Das Werden des bewußten Ich in diesem Lebensalter läßt das Verständnis für die seelischen Probleme des erwachsenen Menschen aufdämmern — und dieses Verständnis, das Nachfühlenkönnen, das von der Jugendpsychologie als seelisches Phänomen bereits scharf erfaßt und gelegentlich mit dem Ausdruck „Vorahmung" (als Analogie zu Nachahmung) bezeichnet wurde, eilt der Urteilsfähigkeit ebensoweit voraus wie der Möglichkeit, solche Probleme selbst zu erleben. Dieses Übergangsalter mit seinem brennenden Interesse für die Gefühlswelt des Erwachsenen und seiner Unfähigkeit, Echtes von Unechtem, Wahrheit von Phrase zu unterscheiden, ist also wie kein andres beeinflußbar, ja täuschbar. Um so mehr, je stärker die ihm geschilderte Welt dem Bedürfnis nach Gefühlserregungen, Idealisierung und Heldenverehrung entspricht, das gleichfalls einen Wesenszug des jungen Mädchens bildet. In dieser Zeit beginnt die Phantasie sich mit der moralischen Welt zu beschäftigen, und das dunkle Bewußtsein von dem Werden der eignen Individualität äußert sich in einer Neigung zur Selbstbespiegelung, die dem Kinde noch fernliegt und über die der Erwachsene wieder zu gelassener Sachlichkeit hinausgelangen muß. Dazu kommt schließlich als etwas mehr Äußeres, daß zu keiner Zeit das Kind auch in Sprache und Ausdruck so auf Nachahmung gestellt ist wie in diesem Zwischenalter, wo es sich der Welt des Erwachsenen im eigentlichen Sinn zu bemächtigen bemüht ist. Auch in dieser Hinsicht kann jetzt alles gewonnen oder alles verdorben werden.

Jede Lektüre, die über ein bloßes Unterhaltungsbedürfnis hinausgeht, hat ihre Aufgabe darin, den Lebensspielraum irgendwie zu erweitern, die Phantasie in einen größeren Kreis, zu stärkeren Gefühlen und Handlungen hinzuführen, den Inhalt der Seele zu vermehren und zu verfeinern. Das kann im wesentlichen auf zweierlei Art geschehen: einmal indem das eigne Leben dichterisch vertieft und verklärt, stärker beseelt und inniger durchfühlt gezeigt wird, oder indem die Phantasie über das eigne Dasein hinaus an größere Interessen geknüpft wird. Diesen beiden Möglichkeiten der echten Kunst entsprechen aber zwei Pseudosteigerungen des Alltags: nämlich die wichtigtuerische, allen menschlichen Eitelkeiten schmeichelnde Aufbauschung des banalsten Familienlebens, und anderseits das Abenteuerliche, Phantastische und Romantische.

Die Backfischlektüre jedoch sündigt nach beiden Richtungen hin, und zwar am meisten nach der, die ich unbedingt für die gefährlichere erklären möchte, nämlich nach der ersten. Die allermeisten Backfischbücher, von der leider unsterblichen Clementine Helm an, sind breitspurige Darstellungen einer durchaus geist-, ja gemütlosen und äußerlichen Mittelstandsexistenz. Sie bewegen sich im kleinen Umkreis der Familienereignisse vom Zähneputzen bis zum Liebeskummer.

Das Gleichnis ist insofern auch innerlich bedeutsam, als das eine genau so trivial behandelt wird wie das andre. In dieser Welt steht dann — was die Gefahr der Gefahr bedeutet — der Backfisch im Mittelpunkt. Eine süßliche Schalkhaftigkeit, die sich schon in den albernen Titeln ausspricht: „Fräulein Kobold", „Fräulein Sausewind", „Fräulein Übermut" (die Reihe ließe sich noch erheblich verlängern), pflegt die durchschlagende Note in der Charakteristik des jungen Mädchens durch diese bedenklichen schriftstellernden Freundinnen der weiblichen Jugend zu sein.

Daß dieser Zug eine plumpe Spekulation auf Eitelkeit und gesellschaftlichen Ehrgeiz der Leserinnen ist, können diese selbst natürlich nicht durchschauen. Für sie bedeutet dieses abgeschmackte und vergröberte Spiegelbild eines feinsten und frischesten Reizes die Gefahr, daß



Kultur der Gegenwart



bewußt gemacht und zu Ziererei und Rolle heruntergezogen wird, was nur als Unbewußtheit und Naivität etwas Schönes und Reizvolles sein kann. Man sollte den jungen Mädchen in diesem Alter überhaupt möglichst wenig literarische Selbstporträte geben. Es kommt viel mehr darauf an, sie in einer Entwicklungszeit, in der sie sich selbst problematisch und unerfreulich sein müssen, von der eignen Person, der eignen Rolle, den eignen Angelegenheiten abzulenken. Statt dessen fügt die Backfischlektüre zu den vorhandenen Versuchungen zu Unnatur und Phrase in diesem Alter noch eine sehr starke hinzu und gewährt außerdem einer engen, flachen und egoistischen Lebensanschauung die Autorität des gedruckten Wortes. Es ist merkwürdig, wie unbekümmert Eltern, die ihren Töchtern die große Erotik der klassischen Literatur sorgfältig fernhalten, es mit ansehen, daß die Backfischromane ihnen die Liebe in ihrer seichtesten Form auftischen, in der sie nur zwei Etappen zeigt: Flirt und Hochzeit. Als ob eine selbst verfrühte Bekanntschaft mit den Schicksalen der großen Leidenschaft auch nur im entferntesten so verheerend wirken könnte wie eine Lektüre, die das Höchste und Tiefste des Frauenlebens den reifenden Mädchen als eine platte gesellschaftliche Alltäglichkeit zeigt.

Es gibt im Rahmen der Jungmädchenlektüre auf dem Gebiet der Familiengeschichte nur zwei Möglichkeiten, diese Gefahren zu vermeiden. Die eine bieten autobiographische Lebensschilderungen aus gesunden, kräftigen Verhältnissen ohne literarische Aufmachung. Schilderungen wie etwa die von Bernhardine Schulze-Smidt oder Aagot Gjems-Selmer oder die Kinderjahre von Marie Ebner-Eschenbach, auch die Erinnerungen der Therese Devrient oder für die Reiferen die Briefe der Gabriele von Bülow.

Die andre besteht dann in jener wirklich künstlerischen Gestaltung und seelischen Vertiefung des Alltags, in der besonders der Frauenroman zuweilen seine eigentliche Stärke hat. Helene Böhlau mit den Ratsmädelgeschichten, Frieda von Bülow, zumal mit ihrem letzten — einem eigentlichen Jungmädchenroman „Die Schwestern", Helene Voigt-Diederichs mit einigen ihrer holsteinischen Landgeschichten kämen da in Betracht und könnten auch jugendliche Leserinnen unmerklich sehr viel für die feineren, zarteren Beziehungen von Mensch zu Mensch gewinnen, die das Familienleben in seiner besten Form überhaupt zu spinnen vermag.

Es werden aber auch nur die reiferen und sinnigeren unter den jungen Mädchen sein, die für solche zarten Stoffe schon empfänglich sind. Im ganzen geht die Neigung dieses Alters auf das Bewegtere, Dramatischere. Und eben dieses sollte man ihnen nicht durch eine künstliche Aufbauschung des Alltags und nicht durch ungesunde Abenteuerlichkeiten geben, sondern durch den schlechthin großen Stoff in Vergangenheit und Gegenwart. Der historische Roman ist für geistig aufgeweckte Knaben und Mädchen dieses Alters unter allen Umständen fesselnd. Wenn Scott der realistischen Generation der Gegenwart gegenüber hier und da versagen mag, so wird doch manches von Konrad Ferdinand Meyer oder — eine Stufe tiefer — Freytag, Sperl, Schreckenbach wirken. Dabei aber sollte die Einführung in das große Leben, seine Tatsachen und Interessen nicht nur an dem Stoff der Vergangenheit erprobt werden. Die jungen Mädchen unsrer Zeit bedürfen wie niemals eines lebendigeren Verständnisses, einer regeren Anteilnahme für die großen Dinge ihrer eignen Zeit. Man sollte ihren sozialen Sinn wecken durch eine so starke, tiefe und weiblich zarte Auffassung des Volkslebens wie in Marie Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind". Und wenn es gelingt, auch das Mädchen für Max Eyth oder für ein Leben Krupps zu gewinnen, so ist damit zugleich für die Erziehung der künftigen Frauengeneration außer allem Zweifel etwas Notwendiges und in jeder Beziehung Wertvolles geschehen.

Ich habe absichtlich nicht von der ästhetischen Seite, der „Kunsterziehung" durch die Lektüre, gesprochen. Nicht weil ich sie unterschätzte und die Ge-



Kultur der Gegenwart

fahr der Verbildung des Geschmacks und des eignen Stils nicht sehr hoch anschlüge. Aber mir scheint, als ob die ästhetische Forderung, so weit sie im Rahmen der Jugendlektüre in Betracht kommt, überall da von selbst miterfüllt wird, wo die besprochenen sachlichen Bedingungen sich finden: wo bedeutsames großes Leben ohne Phrase und künstliche Interessantheit im Wort Gestalt gewinnt. Auf ästhetischem Gebiet kommt es in diesem Alter im ganzen noch mehr auf das Negative an als auf das Positive: das heißt auf die Vermeidung alles Schwülstigen, Platten und Süßlichen, mehr als auf künstlerische Feinheiten, die zu beurteilen und wirklich zu genießen doch die Mehrzahl erst später reif wird.

Ein weiser alter Philosoph, mit dem ich einmal über den Rückgang der Leistungen an den höheren Schulen sprach, sagte ironisch: „Das kommt von den Fortschritten der Pädagogik.“ In ähnlichem Sinne könnte man sagen, daß die Lesegefahren von den Fortschritten der Jugendliteratur herkommen. Der allzugroße Eifer des Zubereitens für bestimmte jugendliche Bedürfnisse ist der eigentliche Herd dieser Gefahren. Das gilt vielleicht für keine Gruppe von Jugendschriften mehr als für die, welche bestimmt sind, die Lektüre der jungen Mädchen zu bilden.

Gertrud Bäumer



Mode

Eine durchaus neuartige Anordnung des Rockes — nur für ein ganz jugendliches Kleid geeignet —, die speziell von einem bekannten Pariser Hause gepflegt wird, bringt unser erstes Bild. Der Rock ist nicht in der sonst üblichen Weise vorn emporgezogen, sondern hinten, wo wir dann den Volant hervortreten sehen. Diese Art des Arrangements, man könnte sie „à la Louis XV.“ nennen, eignet sich, um aus glaciertem Taft hergestellt zu werden, dessen Charakter besser wie jeder andre Stoff zu diesen ein wenig abseits von der Mode liegenden Kleidern paßt.

An den Ärmeln sehen wir sogenannte Rüschen „à l'ancienne“, an dem Halse einen umgelegten, aber abstehenden Kragen, aus dem ein Spitzenfichu hervorquillt, um die Taille einen breiten, drapierten Gürtel, unter handgenähten, flachen Rosetten abschließend. Es ist eine der reizendsten Mädchentoiletten, die diesen Winter herauskam und von Mademoiselle Isane in „L'Ingenue“ getragen wurde, und zwar aus glaciertem himmelblauem Taft.

Das zweite Bild bringt eine große Frauentoilette, aus perlgesticktem Tüll, Charmeuse und Chiffon zusammengestellt.



Phot. Talbot, Paris

Tanzkleid aus hellblauem Taft im Stil Ludwigs XV.



Kultur der Gegenwart



Wir können hier sowohl die Duftigkeit eines letztmodernen Decolletés in Augenschein nehmen sowie jene des Ärmelchens, das aus nichts als aus einem Stückchen Chiffon besteht, begrenzt von Straßsteinen. Die Form eignet sich gut, um aus zweierlei Stoff und in zweierlei Farben hergestellt zu werden — eines jener stets willkommenen Auskunftsmittel, um vorhandenes Material neu zu verarbeiten. Ist zum Beispiel ein hellblauer, rosa oder weißer Atlas oder Samt vorhanden, so wird das fehlende Maß ergänzt durch Atlas broschiert mit Samt (velours façonné) oder durch Matelassé, durch broschierten Crêpe de Chine, durch Goldbrokat oder -gaze, kurz durch einen broschierten Stoff, denn zwei glatte Stoffe stellt man nicht nebeneinander, auch dann nicht, wenn sie verschiedenfarbig sind; der eine der beiden Stoffe soll immer gemustert sein. Also zum Beispiel ein dunkelblau-altgold gemusterter Stoff und dazu blaue Charmeuse oder Velourschiffon. Die breiten, fast bis zum Boden herabreichenden Schärpenenden, mit Posamenterie beschwert, wären in diesem Falle aus dunkelblauem Seidentüll herzustellen. Bemerkenswert ist an dieser Toilette sowie an vielen andern die im oberen Teil ganz helle Taille, die den dunklen Rocke ergänzt. Dank dieses sehr charakteristischen Details braucht man nie ein den Hals dunkel einrahmendes Kleid zu tragen, während man gleichzeitig die Vorteile eines dunklen Samt- oder Charmeusekleides genießen kann. Das schwarze, bleu corbeau-farbene, graue, braune Charmeuse-, Samt- oder Brokatkleid erhält also eine Taille, die, angefangen von Gürtelhöhe, zum Beispiel aus cremefarbener Spitze, aus fleischfarbenem Chiffon oder Tüll oder Metallfadenspitze besteht.

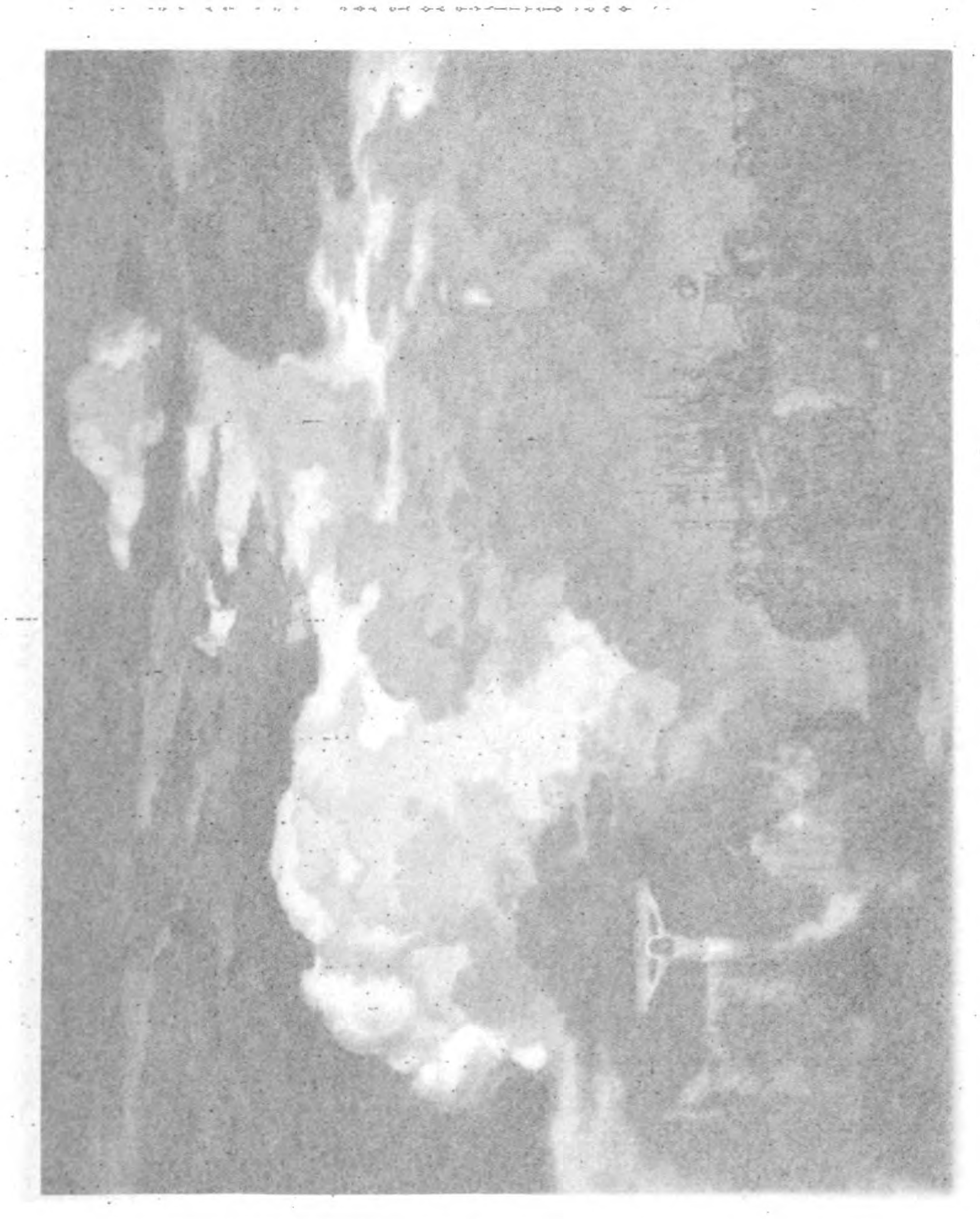


Phot. Talbot, Paris

Abendtoilette aus glattem Stoff mit fleischfarbiger Chiffontaille

M. v. Suttner

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.





Kreuzigung. Nach einem Gemälde von Oskar Graf



Der Ochsenkrieg

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Ludwig Ganghofer

(Fortsetzung)

Weiße Tauben flogen um den Turm, und Schwalben schossen unter schrillem Gezwitscher blitzschnell durch die klare Sonne.

In einer Zinnenscharte saß Jul auf dem Mauersaum, das vorgeneigte Gesicht vom schwarzen Haar umhangen, um die Brust den blank gefegten Plattenkürriß. Versunken spähte der Bub zum Hallturm hinüber und in die Ferne des berchtesgadnischen Landes.

Malimmes legte ihm die Hand auf die Schulter. „Gottes Gruß, lieber Bub! Da bin ich wieder."

Wie ein Erwachender hob Jul den Kopf mit dem schwankenden Haar. Die blauen stillen Augen in dem sonnverbrannten Gesichte hatten einen verlorenen Blick.

„Wach auf! Tag wird's!" Malimmes rüttelte den Buben zärtlich an der Schulter. „Die müde Faulheit hat ein End. Es ist ein Kriegshauf unterwegs. In des Herzogs verdeckten Sudhafen schaut unsereins nit hinein. Aber ich denk, wir liegen morgen vor dem Hallturm und schlagen los."

Ein Schreck war in den Augen des Buben, ein jähes Erblassen ging ihm über Stirn und Wangen.

„Du! Wirst doch nit Angst haben!" mahnte Malimmes mit lachender Herzlichkeit.

Stumm schüttelte Jul den Kopf.

„So freu dich! Geh! Da kannst deinen Zorn wider die Herren austoben. Und wo du stehst, da steh ich bei dir. Streck dich, Bub! Seit vierzehn Täg hast was gelernt von mir. Reiten kannst wie ein Jungherr. Ein Rößl hab ich dir mitgebracht, wie der heilig Peter keines im Stall hat. Und mit dem Eisen verstehst du dich aufs Klopfen wie ein Kesselschmied."

Jul erhob sich und wollte gehen.

„Höia? Was ist denn?" Malimmes faßte den Buben am Arm. „So lauf mir doch nit allweil davon!"

„Tu mich auslassen! Ich muß hinunter zu ihm." Wie dunkler Samt war's im Klang dieser tiefen, wehen Knabenstimme. „Was morgen kommt, wird ihm hart werden."

„Hart?"

Jul nickte. „Sein Zorn muß schlagen, seine Treu verwehrt's ihm." Er drehte langsam das Gesicht gegen die Ferne, in der die gadnischen Berge blauten. „Müssen, was man nit will? Das ist ein arges Ding. Und macht einen müd." Den Arm aus der Faust des Malimmes lösend, ging Jul davon.

Schweigend stand der Söldner, und wie ein frischer Blutstreif brannte die große Narbe in seinem Gesicht, als er den Buben durch die Bodenluke des Turmsöllers hinuntertauchen sah.

Die Schritte des Jul erloschen in dem heiteren Lärm, den da drunten in der Wehrstube die würfelnden Spießknechte machten.

Nun drehte auch Malimmes das Gesicht gegen die berchtesgadnische Ferne hin und tat einen leisen Pfiff.

Er lachte hart.

Flinke, rappelnde Tritte klangen auf der Holzstiege. Das blonde Mädel aus dem Ramsauer Leuthaus surrte erhitzt durch die Luke herauf, mit einer Schüssel und einem zinnernen Weinkrug. Heiße Freude glänzte in den Augen des verhärmten Gesichtes. „Da bist du ja wieder!"

Er nickte und wollte an ihr vorbei.

Erschrocken vertrat sie ihm den Weg und sagte sanft: „Magst nit essen und trinken? Nach so einem weiten Weg?"

„Maidl!" Malimmes sah ihr streng in die Augen. „Tu mich in Ruh lassen! Unser Anfang ist ein End gewesen. Den Freudenpfennig legt man hin auf den Tisch. Man dreht ihn nit siebenmal um. Wenn dich dürsten tut nach einem Mannsbild — es sind doch feste Buben in der Burg, such dir halt einen aus."

Sie sah ihn an, und die Zähren kollerten ihr über den Mund herunter. „Wenn man einmal die Deinig gewesen ist, mag man keinen andern nimmer."

Malimmes schien verdrießlich zu werden. Doch er lachte. „Du Gänsl, du dummes! Sei gescheit und tu dir das junge Leben nit unnötig beschweren!"

Der freundliche Klang seiner Worte machte ihr Mut. Sie schmiegte sich scheu an seinen Arm und flüsterte: „Ich muß dir was sagen. Seit gestern weiß ich's."

„Was?"

„Daß ich Mutter bin. Von dir."

„Nit schlecht!" Heiter streckte sich Malimmes. „Wenn man hundertweis die Menschen totschlagt, müssen sie einschichtig wieder herwachsen." Freundlich strich er mit der Hand über das Blondhaar des Mädels. „Tu dich freuen! Mutter sein ist ein gutes Ding. Trag dein Kindl in Lieb und Sauberkeit! Brauchst du was von mir, so verlang's! Und wenn du kommst und bringst mir das Kindl, so reden wir weiter. Jetzt hab ich nit Zeit. Behüt dich derweil!"

Er ging mit Lachen davon und verschwand in der Luke.

Traudi trocknete die Tränen vom Gesicht und trug dem Malimmes den Weinkrug und die Schüssel nach.

Aus der Tiefe des Turmes klang wachsender Stimmenlärm und wirres Geräusch herauf.

Hauptmann Grans begann die kleine Besatzung der Plaienburg für die

„Ablösung“ zu rüsten und ließ unter den Gehängen des Burghügels die Stallbuden für den Kriegstrupp aufschlagen, der am kommenden Morgen im Saalachtal erscheinen mußte.

X

Sechs Spießknechte, die der Hauptmann zu Plaien am späten Abend in seine Schlafstube gerufen hatte, verließen nach Einbruch der Nacht die Burg durch eine Schlupftür. Es hieß, sie sollten der nahenden Ablösung entgegenziehen und die Straße sichern.

Um die zehnte Stunde war's ruhig in den Burghöfen. Droben in der Schlafstube des Hauptmanns brannte noch Licht, und von Zeit zu Zeit deckte der schwarze Schatten eines Mannes die rötliche Fensterhelle. Das war, als träte ein Ungeduldiger immer wieder an das Fenster, um in die Nacht hinauszuspähen.

Im inneren Hofe saß ein Schlafloser vor der Türe des kleinen Gästehauses auf der Steinbank, regungslos, mit der Stirne zwischen den Fäusten.

Jul, in einen Mantel gewickelt, trat aus der Tür und legte dem Gebeugten die Hand auf die Schulter: „Geh, tu rasten ein lützel!“

Runotter nickte. „Ich komm schon. Bald.“

Jul ging in das Haus zurück. Und Runotter saß aufrecht gegen die Mauer gelehnt, mit den Fäusten auf den Knien. Seine Augen suchten in der stahlblauen Höhe, in der die ruhigen Sterne funkelten.

Matter Lichtschein fiel aus den kleinen Fensterluken der Ställe. Manchmal hörte man das Schnauben und Wiehern eines Pferdes, das Klirren einer Kette, die müde Stimme einer Stallwache. Und wie ein Chorgesang von tausend sanften Murmelklängen war das Rauschen der Saalach in der stillen Nacht.

Die Felswände der Staufen und die Steinzinnen der Lattenberge wurden weiß vom Lichte des steigenden Vollmonds. Doch über Turm und Dächer von Plaien warf der schwarze Untersberg noch seinen finsteren Schatten.

Oder kam auch da droben auf diesen dunklen Gehängen schon der Mond? Eine wunderliche Helle zitterte über die steilen Wälder hinauf, und schwarze Waldmassen begannen sich mit rötlichem Schimmer zu säumen.

Runotter erhob sich, höhlte die Hände um den Mund und rief gegen den Söller des Turmes hinauf: „Höi! Wächter! Siehst du da droben das Feuer nit?“

Aus der schwarzen Höhe klang eine Stimme: „Wohl, ich schau schon allweil und weiß nit, was ich denken soll.“

Da wurde droben am Haus der Burg das erleuchtete Schlafstubenfenster aufgerissen, und der Hauptmann rief zum Turm hinüber: „Was ist denn?“

Während zwischen Haus und Turm die Stimmen hin und her klangen, wurde es in den Höfen lebendig. Die Söldner sprangen aus der Wachtstube und aus ihren Schlafkammern, die Roßbuben aus den Ställen, die Gesindleute aus dem Haus.

Dann kam der Hauptmann scheltend herunter und bestieg den Turm.

Auf dem Gehäng des Untersberges wuchs die Feuerhelle. Da droben lag der Hirschenanger mit sieben bayrischen Bauernhöfen. Und man konnte nimmer zweifeln: dort oben waren wieder ein paar leuchtende Sterne auf die schöne Erde gefallen. Man sah die Züngelflammen von Heustädeln und Hausdächern. Waren Spießknechte des heiligen Peter von Berchtesgaden brandschatzend auf bayrisches Gebiet geraten? Anders konnte man sich die brennenden Feuer da droben nicht erklären. Aber noch immer

schüttelte Hauptmann Grans den struwelhaarigen Kopf: „Die Gadnischen müßt ja doch der Teufel reiten bei so einer Frechheit!"

Da hörte man in der Nacht das Geschrei von Menschen, die durch den Wald herunterflüchteten, hörte das Gebrüll von Rindern, das Gerassel ihrer Schellen, und zwischen den schwarzen Bäumen zitterte ein Schein von Fackeln, die der Plaienburg immer näher kamen.

Während der Vollmond über die Höhe des gadnischen Hallturmes heraufstieg, das Tal der Saalach mit weißer Milch überflutete und neugierig aus dem ewigen Blau heruntergucte auf das sonderbare Treiben der Menschen, erreichte der Schwarm der Flüchtenden vom Hirschenanger, an die dreißig Menschen — Männer, Weiber und Kinder, mit sechzig Rindern — das Tor der Plaienburg. Weil die kleine, enge Feste solchen Zulauf nicht fassen konnte, wurde das Vieh der Flüchtigen in den Baracken untergebracht, die man am Abend für die aus Burghausen angesagte „Ablösungstruppe" aufgeschlagen hatte.

Die Bauern berichteten: von der gadnischen Seite wären Spießknechte brandschatzend eingefallen; weil sie zuerst die auf den höheren Wiesen stehenden Heustädel niederbrannten, hätte sich alles Lebendige aus den Bauernhöfen noch rechtzeitig flüchten können, bevor das Feuer auch in die Häuser geworfen wurde.

Hauptmann Grans brüllte vor Zorn über diesen gottsträflichen Friedensbruch. Und dennoch schien seine tobende Wut eine kühle Sache zu sein, die ihm den Herzfleck nicht heiß machte. Nur die obdachlos gewordenen Bauern hatten das richtige Zornfeuer in ihren Seelen, die Weiber weinten oder schimpften, die Kinder zitterten stumm oder heulten. Und die Söldner, weil sie Arbeit und Beute witterten, schlugen einen Spektakel auf, daß alles Gemäuer der Burg widerhallte von ihrem Geschrei.

Es blieb dem Hauptmann Grans nach Brauch und Gesetz nichts andres übrig, als vier Reiter mit einem scharfzüngigen Serjanten zum berchtesgadnischen Hallturm hinaufzuschicken und in Herzog Heinrichs Namen strenge Sühne wegen dieser friedensbrecherischen Brandschatzung zu fordern.

Nach blassen Mondscheinstunden begann der Morgen eines schönen Tages sich rosig zu erhellen.

Die fünf Abgesandten brachten die Meldung: der Hallturner schwöre die heiligsten Eide, daß er von dieser Brandschatzung nichts wüßte und wider Herzog Heinrich schuldlos wäre; keine Seele der gadnischen Besatzung hätte während der Nacht den Burgfried und die Schanzen verlassen; er müsse nach üblichen Rechten jede Sühne verweigern; diesen brennenden Unfried hätte wohl der heilige Zeno in Falschheit angezunden, um den heiligen Peter von Berchtesgaden bei Herzog Heinrich schlecht zu machen.

Die Antwort wurde von der Plaienschen Besatzung mit Hohn und schreiendem Lärm empfangen. Und während die Söldner und Bauern diesen wilden Rumor erhoben und den Hauptmann hetzten, der unentschlossen und schweigsam war, schmetterte plötzlich auf der Turmhöhe der Ruf eines Hornes.

Herr Martin Grans tat einen Atemzug der Erleichterung, sprang zum Turm hinüber und eilte hinauf zum Söller.

Der Hornbläser empfing den Hauptmann mit den drei vergnügten Worten: „Sie kommen, Herr!"

Es ging schon auf die sechste Morgenstunde. Die Höhen der Berge glühten im jungen Sonnenschein, und die Farben der Täler waren hell und leuchtend, obwohl sie noch vom zarten Blauschatten des Morgens umschleiert lagen. In der nördlichen Ferne draußen war das hügelige Land der

Tiefe schon eine goldig schimmernde Schönheit. Inmitten dieses friedsamen Erdenleuchtens sah man etwas wunderlich Dunkles. Auf der Pidinger Straße kam's heran. Und war wie eine lange, lange, bräunliche Schlange, die sich träg bewegte — war wie ein riesenhafter Tausendfüßler, stachlig und borstig — war wie ein rätselhaftes Untier, das sich in Windungen vorwärtsschob, einen dicken, staubgrauen Dampf aus seinen Ringen und Gliedern ausstieß und unter diesem wehenden Qualm ein Blitzen sehen ließ wie von metallenen Schuppen.

Lachend rief der Hauptmann: „Jetzt bin ich erlöst! Jetzt sollen die Berchtesgadner einen Dampf unter der Nase merken." Er eilte hinunter in den Hof und schrie den Serjanten an: „Was sagt der heilige Peter?"

„Daß er schuldlos wär, und daß er —"

Weiter ließ Herr Grans den Serjanten nicht reden. „Reit hinauf! Und sag: daß mein gnädigster Herr sich nit abspeisen laßt mit Lugen und Ausflüchten. Meine geschädigten Bauren schwören: das sind gadnische Brandschatzer gewesen, zehn oder zwölf oder mehr. Ich will sagen: es sind bloß acht gewesen. Die hat der heilige Peter bis zur neunten Morgenstund gebunden, barhäuptig und barfüßig vor mein Gericht zu schicken. Und bis zur gleichen Stund hat der heilige Peter für den angestifteten Schaden gerechte Buß zu geben: zehn Pfund Pfennig für jeden niedergebronnenen Heustadel, vierzig Pfund Pfennig für jedes gebrandschatzte Baurenhaus. Ist binnen drei Stunden nit glatte Rechnung gemacht, so steht Glock Zehne mein gnädigster Fürst, Herr Herzog Heinrich, in gerechter Fehd wider Volk und Land und Hab und Gut des heiligen Peter!"

Beim Ausritt des Serjanten und der vier Geleitsknechte erfüllte ein jubelnder Lärm den Hof der Burg. Die Söldner schienen verwandelt in einen Schwarm von Betrunkenen. Sie wußten: für den Hallturner war's ein unmögliches Ding, die Forderungen des Hauptmanns von Plaien zu erfüllen; dann würde Glock Zehn das Klopfen mit dem Eisen beginnen; lang konnte sich der gadnische Grenzwall wider einen festen Sturm nicht halten; und vielleicht am Abend schon, doch sicher am kommenden Morgen, gab es ein lustiges Hetzen hinter den Fliehenden, und zu Berchtesgaden gab es Raub und Beute, Wein und Weiber. Freilich, Verwundete und Tote gab es wohl auch? Doch jeder von diesen Hoffnungsvollen dachte: „Das trifft den andern! Ich leb und raub und sauf und lach und freu mich!"

Neben dem lärmenden Jubel, der den Burghof erfüllte, stand das Häuflein der sieben Ramsauer stumm beisammen. Sechse hatten ernste Gesichter. Nur einer von ihnen blieb heiter, guckte lachend hinein in das rumorende Gewirr und sagte leis: „Wenn die Herren raufen, muß der Bauer Haar lassen."

Ein warmer Strahl der Sonne, die ihren Weg zur Höhe nahm, glitt über die Mauerkante in den Hof herunter.

Da klammerte Runotter die Faust um das Handgelenk des Malimmes: „Tu nit lachen, Mensch!"

„Warum denn nit? Narretei macht allweil lustig."

„Narretei? Sag: Schlechtigkeit und Unrecht!"

„So?" Malimmes lachte. „Merkst, wie der Schneider den Kittel flickt, wenn das Tuch nit reicht?"

„Ich merk: vor einem schiechen Ding bin ich davongelaufen, in ein schieches Ding bin ich hineingerumpelt." Mit brennenden Augen sah Runotter den Söldner an. „Mensch? Wo ist denn ein Sträßl, auf dem das Gute lauft?"

„Das ist allweil hinter dem Berg," Malimmes schmunzelte, „und da muß man halt hinüber." Ernst werdend, legte er die Hand auf den Arm des Bauern. „Sei gescheit! Nit sinnieren! Tu lieber einen kühlen Trunk! Und bleib das feste Mannsbild, das du gewesen! Bloß für den, der sich selber verliert, ist alles hin."

Runotter wollte antworten. Aber da trat Herr Martin Grans auf ihn zu, mit verdrießlichem Gesicht, und sagte: „Wie ist das jetzt? Wenn wir losschlagen Glock Zehn? Willst du ein verläßlicher Fehdgenoß meines Herrn sein?"

Der Bauer hob den Kopf. In seinem steinernen Gesicht bewegte sich kein Zug. Und seine Augen irrten ins Leere, während er dem Hauptmann die Hand hinstreckte. „Ich muß. Und will. Und mich und die Meinigen darf man hinstellen, wo's am härtesten ist."

Da wurde der Hauptmann freundlich und sagte lächelnd: „Gut! So tu dich rüsten!"

Schweigend nickte Runotter und ging zur Türe des Gastbaues.

„Komm, Jul!" Malimmes legte den Arm um den stummen, blassen Buben, dessen Augen seltsam glänzten. Dann sagte er den Knechten, was sie tun müßten. Und während die drei zum Stall hinüberliefen, zog Malimmes den Buben zur Türe. Das blonde Mädel ging hinter den beiden her. Auf der Schwelle drehte Malimmes das Gesicht: „Willst du was helfen, Traudi?"

Das Mädel nickte froh.

„So näh für den Heiner aus lindem Tuch eine Kapp! Daß ihm der Eisenhut die frische Mordauer Narb nit aufdruckt. Geh! Mach flink! Bist ein gutes Maidl!"

Unbeweglich blieb Traudi stehen. Ein jähes Erblassen rann ihr über das müde Gesicht. Langsam glitt ihr Blick von Malimmes zu diesem andern, von dem sie nur wissen durfte, daß er ein Vetter des Runotter war. Und während sie dem schlanken Buben nachsah, der da so fürsorglich in das Dunkel der Türe geleitet wurde, blitzten ihre Augen in Haß und Eifersucht.

Aus der Türe klang es noch heraus: „Hast du das Kappl fertig, so ruf die Unsrigen zusammen und bring uns Trunk und Speis!"

Jul und Malimmes traten in eine kleine niedere Stube, durch deren Fenster die Sonne mit goldenen Augen hereinblinzelte. Ein Strahl fiel über den Runotter hin, der auf der Wandbank saß und mit dem Wetzstein sein Eisen schärfte, wie er einst bei trockener Mahd die Sense zu schärfen pflegte.

„Mach die Schneid nit gar zu fein!" mahnte Malimmes. „Wie gröber, so besser geht sie durch Hauben und Platten."

Der Bauer nickte. „Ich nimm schon den Faden mit dem Stein wieder weg." Er tat einen schweren Atemzug. „Und geht mein Eisen in Scherben, so schlag ich mit dem Stumpen zu. Mir grauset vor Welt und Leut."

„Mir nit." Malimmes lachte. „Alles ist, wie man's anschaut. Ein Katzenhaar in der Supp ist ein grauslich Ding. Aber wenn die Katz nackicht wär, so tät sie frieren. Sie will warm haben. Da muß man einsehen, daß sie einen Pelz braucht. Und was ein Pelz ist, muß Haar verlieren. Die Katz kann nit ausschauen, wie sie einer haben möcht, den jedes fremde Härl kitzelt." Bei diesem heiteren Schwatzen öffnete er eine Truhe und kramte allerlei Lederwerk und klirrendes Zeug auf den Tisch heraus. „Laß alles sein, wie's ist, und guck's lustig an! Ein Fröhlicher verschluckt die haarige Welt, und sie peiniget ihm den Magen nit. Ein Trauriger muß sie wieder

speien. Und nachher graust ihm." Nun schob er den Buben in den Sonnenstreif, der durch das Fenster hereinfiel, und zog am Kürriß des Jul die Schnallen auf.

„Den laß mir!" stammelte Jul erschrocken.

„Kriegst ihn schon wieder! Und ist ja doch kein Fremdes in der Stub." Der Kürriß klaffte auseinander, und Malimmes stellte die leere Eisenmuschel auf den Boden hin. „Der Segen kommt von oben, sagen die Frommen. Aber rüsten muß man von unt auf. Erst die Beinschienen. Die müssen fest am Gurt hängen, sonst drucken sie das Knie. Schau nur, wie gut sie passen! Als hätt sie dir der Hofschneider angemessen!" Er lachte. „Und ich hab sie doch in des Hauptmanns Rüstkammer nur nach dem Augenmaß ausgesucht." Achtsam zog er die Schnallen zu; sie mußten halten und durften nicht drücken. „So, Bub! Die Schuh hab ich dir scharf beschlagen. Auf deine Füß brauchst nit acht geben!" Er schnallte den aus feinen Stahlringen geflochtenen Kettenschurz um des Buben Hüfte. „Tu nur nie ein Schrittl nach ruckwärts! Spring allweil fest voraus! Ein mutiger Sprung ist halb schon der Sieg. Und in der Not kriegen die Füß Verstand. Die laß nur tun, wie sie mögen. Mußt auch dem Feind nit auf die Füß schauen! Dem schau auf die Händ und in die Augen!"

„In die Augen!" wiederholte Jul mit leiser Stimme. Der Bub hatte den Blick eines Fieberkranken, der wach ist und ohne Bewußtsein träumt.

Runotter erhob sich von der Fensterbank. Schweigend schob er das geschärfte Schwert in die Lederscheide und begann sich für die eiserne Arbeit zu kleiden.

„So!" sagte Malimmes. „Jetzt die Armkacheln! Die müssen Luft haben. Versuch's, Bub, streck die Arm nach aufwärts!"

Jul hob die Arme.

„Gut so! Und vergiß das nie: ein Streich geht um so tiefer, wie höher als er kommt."

Bei diesen Worten holte Malimmes vom Tisch ein wunderliches Wehrstück; es sah wie eine große lederne Brille aus und hatte Achselbänder wie ein Mieder.

„Was ist das?" fragte Jul.

„Wirst schon sehen! Laß dir's nur umtun! Komm!"

„Nein!" Die Wangen des Buben brannten. „Ich mag das nit!"

„Geh, sei nit unschickig!" mahnte Malimmes herzlich. „Das Pölsterlein hab ich genäht für dich, daß dir die Harnaschplatten nit das Herzl drucken." Nun lachte er heiter. „Angemessen hab ich's freilich nit. Aber wird schon passen. Ich hab ein gutes Augenmaß."

Jul wehrte mit den Händen. „Ich mag das nit."

Da sagte Runotter ernst: „Tu folgen, Bub! Das Leben dreht sich nit um, wenn auch die Menschenleut alles zu öberst und unterst kehren. Tu, wie er's haben will! Tät die Mutter noch leben, sie könnt nit treuer sorgen für dich." Er legte dem Söldner die Hand auf die Schulter. „Vergelt's Gott, Mensch!" Dann ging er zur Türe. „Ich schau derweil nach den Gäulen."

Schweigend gehorchte der Bub und ließ sich dieses wunderliche Wehrstück um die Brust schnallen.

Als Malimmes die Haken schloß, sagte er lustig: „Gelt, es paßt? Ich verschau mich nit leicht."

Jul hatte feuchte Augen und sah in den Sonnenschein, der das Fenster umflimmerte.

„So! Jetzt kriegst deinen Kürriß wieder, den nit lassen magst! Du

schämigs Bürschl du!" Malimmes nahm die zwei eisernen Muscheln, legte sie um Brust und Rücken des Buben, schob die Achselkanten unter die Schulterkacheln der Armschienen, ließ die Nuten einschnappen und schloß die Schnallen. „Sitzt alles gut?"

Der Bub nickte.

Und Malimmes fragte lachend: „Sag selber, ob dir der Kürriß nit leichter ist, seit du das Pölsterlein hast?"

Wieder nickte Jul.

„Weißt, Bub, allem Hürten muß man was Lindes unterlegen. Sonst druckt's. — Jetzt heb den Arm und tu einen Streich!"

Die eisernen Platten knirschten, als Jul die Faust hinter den Nacken hob und unter festem Sprung einen Streich ins Leere tat.

„Höia! Gut so!" rief Malimmes in Freude. „Beim richtigen Hieb müssen Streich und Fürsprung allweil eins sein, wie Männdl und Weibl in der Lieb. Der Streich muß schlagen, der Sprung muß stoßen. Und wenn's den andern niederreißt — gleich drüber weg und gegen den nächsten los! So springt man allweil der Not davon und dem Leben zu."

„Wenn es — den andern — niederreißt?" Jul atmete schwer, und ein wehes Suchen war in seinen verstörten Augen. „Das muß hart sein —"

„Was, Bub?"

„Den ersten fallen sehen. Und wissen, man ist schuld an seinem Tod."

„Da gewöhnt man sich dran. Beim ersten bremselt's einen. Beim zweiten tut man sich schon leichter. Beim dritten ist's wie Nußknacken. Und alles schiebt man auf den Krieg. Was willst? So macht halt der Krieg die Leut."

„Krieg? Das ist ein grausiges Wort!" Wieder atmete der Bub, als lägen ihm schwere Gewichte auf der Seele. „Muß das sein auf der Welt?"

„Meinen sollt man freilich, es wär nit nötig. Von jedem Krieg, der anhebt, könnt ein Gescheiter sagen: „Das muß nit sein, es geht auch anders." Aber da schreien die unsinnigen Narren gleich: „Es muß, es muß!" Und so geht's halt los."

„Wird das allweil so bleiben?"

„Solang die Menschen nit anders werden. Jetzt sind sie halt noch, wie sie allweil gewesen. Und eh der Maulwurf nit das Graben laßt, wird der Mensch die Rechthaberei und das Zannen nit lassen."

Malimmes hatte vom Tisch ein stählernes Ringgeflecht genommen, welches Hauptschutz und Halsberge in einem Stück war. Und während er am Fenster in der Sonne stand und immer dieses leisklirrende Flechtwerk schüttelte, damit die Stahlringe sich glatt und gleichmäßig legen möchten, schwatzte er mit ruhigen Worten:

„Freilich, es kann auch anders sein. Was Sicheres weiß keiner. Könnt auch sein, daß Elend, Schreck und Grausen ein notwendig Ding im Leben sind, damit die Menschen merken, was Glück und ruhsame Zeiten wert sind. Bei ewigem Tag müßten die Menschen wie blind sein. Sehen lernt man bloß in den Nächten. Und wie kostbar der Frieden ist, das lernt man bloß im Krieg. Und Katz ist Katz, und Krieg ist Krieg. Schlagt der ander zu, so mußt du dich wehren. Und stehen muß, wer nit fallen will. Noch allweil besser: ich leb und schnauf, derweil der ander ins Gras beißt. In Gottsnamen, drischt man halt den andern nieder. So muß man's halten als guter Kriegsmann."

Er stülpte dem Jul eine leichte, wattierte Leinenkappe übers Haar und zog ihm dann das feine Stahlgeflecht über Wangen und Nase herunter.

Aus dem Oval der Kettenhaube guckte das eng von glitzernden Ringen umrahmte Gesicht des Buben bleich heraus. Seine Augen sahen in die Sonne, während er dürstend fragte: „Malimmes?"

„Was, lieber Bub?"

„Glaubst du, daß die Gadnischen viel gute Kriegsleut haben?"

„Nit viel. Mein Bruder ist keiner." Lachend kniete Malimmes auf den Boden nieder, weil er an den Schnallen der Beinschienen noch was zu richten fand.

Zögernd, immer mit dem Blick an dem leuchtenden Fleck der Sonne hängend, fragte Jul: „Meinst du, daß der Jungherr Someiner ein guter ist?"

Malimmes hob jäh das Gesicht. Seine sonnverbrannte Stirn entfärbte sich, und die große Narbe fing dunkel zu glühen an. Doch ruhig sagte er: „Ein schlechter oder guter — Angst brauchst du nit haben. Wir zwei, wir fürchten uns nit. Wirst du nit fertig mit ihm — ich hilf schon, weißt!"

Da klang es wie ein zorniger Schrei: „Das darfst du nit!"

„Was nit?"

Die Stimme des Buben wurde langsam und schwer: „Den mußt du mir lassen!" Müd machte Jul mit der Faust die Bewegung eines Schlages.

Ein kurzes Schweigen. „Gut!" Und Malimmes, mit einem wunderlichen Lächeln, stand vom Boden auf. „Wie's dir am besten taugt. Man muß nur allweil sagen, wie man's haben will." Er ging zum Tisch und holte die eiserne Schaller. „Aber — eins mußt du dir merken, Bub: was man will, muß man können. Oder man darf nit wollen, was man nit kann." Weiter sprach er kein Wort mehr, während er dem Buben den blanken Eisenhut über die Kettenhaube stülpte und unter dem geschützten Kinn die Sturmspange festmachte. Schweigend schnallte er ihm das Dolchgehenk um den Kürriß und gab ihm die Schwertkette um die Schulter.

Jul, den Knauf des Schwertes fassend, sagte leis: „Viel Ding im Leben sind hart."

„Das Härteste sollst du nit kennen lernen."

Mit großen Augen sah der Bub den Söldner an. „Das Härteste? Was ist das?"

„Wenn einer friert. Und möcht sich wärmen an der besten Glut. Und kann seiner Lebtag nie nit zum richtigen Ofen kommen."

Jul fragte scheu: „Was tut so einer?"

„Lachen!" Da fand Malimmes wieder seinen heiteren Ton. „Wenn er ein Kluger sein will. Oder heulen — wenn er ein wehleidiges Rindvieh ist."

Runotter trat in die Stube.

„Guck, Bauer! Jetzt schau den Buben an! Allweil heißt's: Herr Albrecht, der Münchner Prinz, das wär von allen fürstlichen Jungherren der Feinste. Aber im Eisen kann er auch nit schöner dastehen als wie der Jul! Und wenn der Bub erst droben hockt auf seinem Burghausener Falben! Gotts Unmut und Schabernack des Lebens — ich freu mich drauf!"

„Geh, du!" sagte der Bub erglühend.

Und Runotter nickte. In dem Lächeln, das seinen schmalen Mund umzuckte, waren Schmerzen. Er faßte die Hand des Buben. „Geb's Gott, daß wir uns morgen die Hand wieder bieten können. Oder übermorgen. Weiter denk ich nit."

Die Knechte kamen. Heiner war sehr stolz auf die sauber genähte Leinenkappe, die unter seinem Eisenhut herausguckte. Er rühmte die Geschicklichkeit der weiblichen Hände im allgemeinen, insbesondere die geschickte Hand der

guten Traudi. Aber die Traudi, obwohl sie schon in der Stube war, hörte das warme Lob nicht. Schweigend deckte sie den Tisch, brachte das Mahl und den Weinkrug mit dem letzten Trunk, den diese Sieben in der Burg von Plaien nehmen sollten. Immer gingen die zornigen Augen des schweigsamen Mädels zwischen Jul und Malimmes hin und her.

Die Sieben beteten. Sechse redeten fromm mit Gott. Das blonde Mädel, das ein keimendes Leben unter dem Herzen trug, erflehte von der Allmacht des Himmels den Tod eines jungen Menschenkindes.

Während die Sieben unter sparsamen Worten aßen, rann immer wieder ein feines Zittern durch den Stubenboden, durch alles Gemäuer. Und ein dumpfer Lärm quoll aus dem Tal herauf, das dem Burghügel zu Füßen lag.

Dieses leise Erdenzittern rührte von den schweren Geschützen her, von denen jedes — die beiden Kammerbüchsen, die grobe Farzerin und der schwere Blidenkarren — durch ein Gespann von sechzehn Pferden über die steile Bergstraße gegen den Hallturm hinaufgezogen wurde. Dazu noch zwanzig Kugel- und Pulverkarren, jeder mit zehn Pferden bespannt.

Das geschah „zu heilsamer Verwarnung“ — um den heiligen Peter wegen seiner „friedensbrecherischen Brandschatzung bayrischer Bauernhöfe“ zu nachgiebiger Reue und zu schuldiger Buße zu bewegen.

Vor und neben und hinter diesen dröhnenden, rasselnden Kriegsfahrzeugen marschierte und ritt ein Heerhaufe, der sich, seit er von Burghausen eingetroffen war, um zwanzig Reiter, sechzig Spießknechte und sechs Faustbüchsen vermindert hatte. Die waren mit Franzikopus Weiß am Ufer der Saalach abgeschwenkt, um unter Befehl des heiligen Zeno den Inhalt jenes Schatzkoffers abzuverdienen, der das kostbare Eingeweide des „runden Turmes“ von Burghausen vergrößert hatte.

Kurz vor der neunten Morgenstunde rückte auch die Wehrmacht von Plaien aus. Hinter den Mauern blieben nur ein paar Helme als Besatzung und Torwache zurück. Die gebrandschatzten Bauern vom Hirschenanger, wie alle Mannsleute von den Bauernhöfen im Umkreis der Feste, mußten als Schanzgräber mit ausrücken.

In dem Raiszuge, der von Plaien hinaufklirrte zum Hallturm, hielt sich das Häuflein der Ramsauer dicht hinter dem Hauptmann Grans und seinem Serjanten: Jul auf dem zierlichen Falben, Runotter auf dem flinken Schimmel, der seinen Ramsauer Heubauch völlig verloren hatte, und Malimmes auf dem noch übrigen Ackergaul, bei dem die Künste des Reiters die Fähigkeiten des Kriegsrosses ersetzen mußten. Die drei Knechte schritten als Spießleute hintendrein.

Runotter und Jul waren schweigsam. Hauptmann Grans tuschelte leis mit dem Serjanten. Doch sonst ging ein heiteres Schwatzen, Lachen und Singen durch den frisch marschierenden Zug, für den in dieser reinen Morgenluft eine Witterung von Beute war.

Der berchtesgadnische Hallturm lag versteckt, weil der Weg durch dichten Hochwald führte. Als der Zug schon bald zur Paßhöhe kam, holte er den Burghausener Heerhaufen ein, dessen Spießknechte auf einem neben der Straße gelegenen Hügel, auf dem „Fuchsenstein“, die Bäume niederschlugen, um die drei Geschütze und das Schleuderwerk in gute Stellung zu bringen, achthundert Schritte von der gadnischen Grenzmauer entfernt.

Der Hall der Axtschläge, das Dröhnen der stürzenden Bäume, die aufgeregt durcheinander schreienden Menschenstimmen, das Stampfen, Keuchen und Wiehern der Pferde, das Rädergeknatter und die Kommandorufe über-

tönten das Murmellied der klaren Bäche und das schöne Rauschen des Waldes, über dessen Wipfel ein scharfer Ostwind herblies. Und die heiß werdende Sonne glänzte herunter auf ein Geblitze von Waffen und auf ein Gewimmel tollgewordener Farben, die so lustig durcheinander leuchteten, als sollte inmitten des ernstgrünen Bergwaldes eine bunte Faschingsmette ihren Anfang nehmen.

Hauptmann Grans war mit dem Büchsenmeister Kuen und dem Hauptmann Seipelstorfer zu einem geheimen Kriegsrat zusammengetreten, abseits vom Gewimmel des Heerhaufens und vom Geschrei der Burghausener Gelägerdirnen, die ihre Huschelzelte und Zapfbuden aufschlugen, schon Feuer machten und zu kochen begannen.

Die drei Herren, die sich da berieten, waren so guter Laune, als vertrieben sie sich die Zeit mit dem Erzählen lustiger Geschichten.

Auch bei den Geschützen gab's eine Heiterkeit. Die Bauern, von denen die meisten noch nie eine Bumbarde gesehen hatten, drängten sich mit Hacken und Spaten auf den Schultern um die zwei Kammerbüchsen und die plumpe Trommelkanone, die sechs Rohre hatte, mit Hilfe des Springfeuers einer Zündschnur in flinker Folge sechs faustgroße Kugeln schoß — pu pu pu pu pu pu — und von diesem hurtigen Gepummer ihren Namen hatte. Die kleinere der beiden Kammerbüchsen hieß „die Hornaußin", und auf der größeren war in schwer entzifferbarer Spiegelschrift ein Vers in das Metall gegossen:

Die Landshuterin heiß ich,
Auf die Ingolstädter pfeif ich.

Als die Bauern das Sprüchlein enträtselt hatten, begannen sie eine derbe Debatte über die Frage, ob dieser unreine Reim als sinngemäß zu erachten wäre. Lang hatten sie nicht zu lachen; sie mußten gleich die Schanzarbeit auf dem Fuchsenstein beginnen.

Vor der zehnten Morgenstunde wurde der Serjant mit dem weißen Fähnlein und einem Geleit von vier Knechten ausgeschickt, um sich beim heiligen Peter nach dem letzten Worte zu erkundigen.

„Geh mit!" sagte Hauptmann Grans zu Malimmes. „Du bist einer, der weiß, wie man eine Mauer angucken muß!"

Malimmes empfing diesen Auftrag wie eine willkommene Sache. Er ließ den Ackergaul galoppieren, um das Häuflein der Parlamentäre einzuholen. Das war ein kurzer Ritt. Schon nach hundert Schritten, an der Grenze des bayrischen Landes, ging der Wald zu Ende. Am Saum des Gehölzes liefen alte Schanzgräben quer durch das schmale Tal und erzählten von Fehden vergangener Zeiten.

Vor wenigen Tagen war da ein dichter Hochwald noch ein paar hundert Schritte weiter gegen den Hallturm hin gestanden. Die Berchtesgadnischen hatten quer durch das schmale Tal, von Bergwand zu Bergwand, diese tausend hundertjährigen Bäume niedergeschlagen, um für die Angreifenden die Deckung zu mindern. Dadurch hatten sie für sich selbst den Schutz eines fast unüberwindlichen Verhaues gewonnen; in mannshohem Wuste lagen, jedem Ansturm wehrend, die niedergeschlagenen Bäume wirr durcheinander, den Waldgrund des engen Tales und die Straße bedeckend mit einem Gefilze starrender Äste. Wo die Straße unter diesem grünen und braunen Chaos verschwand, da standen friedlich drei Grenzpfähle in bunten Farben beisammen; der eine trug das Wappen mit den Schlüsseln des heiligen Peter, der andre zeigte das Wappen des heiligen Zeno, an den dritten war eine Tafel mit der Inschrift genagelt: „Hie Paierlant!"

Und hinter dem braunen und grünen Gewirre von Stämmen und Ästen erhob sich die lange, nach links und rechts gegen die unwegsamen Felswände kletternde, durch sieben feste Türme gestützte Mauer des gadnischen Grenzwalles am Hallturm, mit dem klobigen Torbau in der Talsohle, mit der hochgezogenen Brücke zwischen den beiden Tortürmen.

Auf den Zinnen sah man viele kleine, zierliche Figürchen, die von Waffen blitzten. Steile, sonnbeglänzte Dächer stiegen hinter der Mauer auf. Die Sonne vergoldete alles Gestein und Gemäuer, machte alle Kanten gleißen wie poliertes Metall und zeichnete die Schatten der Türme wie blaue Bilder in dieses Gold. Ein so farbenschöner, wundersamer Anblick war's, daß man hätte träumen mögen: „Hier steht die Pforte eines paradiesischen Landes!“ Doch ums Träumen war es dem Serjanten mit dem weißen Fähnlein, seinen vier Geleitsknechten und dem Malimmes in dieser Stunde nicht zu tun. Sie hatten die Pferde zurückgelassen, und während der Serjant, der diesen üblen Weg seit Mitternacht schon zum fünften Male machte, das weiße Fähnlein mit den Zähnen festhielt, quälten sich die Sechse unter Schwitzen, Lachen und Fluchen durch das Gewirr der Äste. Je näher sie dem Tor des Hallturmes kamen, um so deutlicher hörten sie die Spottreden der gadnischen Herren und Knechte, die auf der Mauer waren und mit Heiterkeit der mühseligen Kletterei der Parlamentäre zuguckten. Aber diese Heiterkeit und ihre Spässe hatten etwas Gezwungenes. Den Gadnischen war nicht sonderlich wohl zumute. Ein mächtiger Fürst, den man ernster nehmen mußte als den heiligen Zeno, war ihnen bös geworden, bedrohliche Dinge schienen da im Dunkel zu spielen, und eine schwere Übermacht lag vor der Mauer. Diese Mauer war von erfahrenen Kriegsleuten angelegt, war gut und konnte auch einem harten Sturme trotzen. Und der Weg zur Mauer war vorerst noch gesperrt durch diesen niedergeschlagenen Wald. Doch das Gewirr dieser hunderttausend Äste war nur ein Schutz, solange gut Wetter blieb und dieser scharfe Ostwind blies. Da würde der Hauptmann Grans sich hüten, Feuer in diesen Verhau zu werfen. Der Ostwind würde die Flammen hinunterblasen in die bayrischen Wälder, gegen den Heerhauf, der da drunten lagerte und sich eingrub mit seinen Geschützen, und gegen die Höfe und Mauern von Plaien.

Doch wenn das Wetter umschlug und der Westwind einsetzte?

Aber war der Patron der Gadnischen, der heilige Peter, nicht der himmlische Wettermacher? Der würde sich doch als verläßlich und treu erweisen? Und die Sonne scheinen und den Ostwind blasen lassen?

Auch Herr Armansperger, der bejahrte Hauptmann des berchtesgadnischen Hallturmes, erhoffte sich alles Beste von den Schönwetterkräften des heiligen Peter. Dennoch hatte er in dunkler Sorge am hellen Morgen einen reitenden Boten nach Berchtesgaden zu Herrn Pienzenauer gesandt und ihm die rätselhafte Brandschatzung auf dem bayrischen Hirschenanger, die unerfüllbare Forderung des Hauptmanns von Plaien und das Nahen eines mächtigen Heerhaufens melden lassen. Bei dieser Nachricht war Fürst Pienzenauer mit dem Stoßgebet aus dem Bette gesprungen: „Hätt doch der Teufel die siebzehn Ochsen geholt, eh der Ruppert sie bei den Schwänzen packte!“

Was zu Berchtesgaden ein Eisen schwingen konnte, mußte zum Hallturm marschieren, die neue Anna und die neue Susanne rasselten im Galopp ihrer Gespanne der bedrohten Pforte des Landes zu, die Kugel- und Pulverkarren knatterten hintendrein, und Fürst Pienzenauer ritt in sausender Hast nach der andern Seite davon, um von Salzburg Hilfe in der Not zu erflehen,

und wär's auch gegen Verpfändung der Schellenberger Pfannstätte. Lieber ein kostbares Glied aus dem Leibe reißen, als mit dem Kopf bezahlen.

Herr Armansperger, während er vom Bord der Mauer Zwiesprach mit dem Serjanten von Plaien hielt, konnte das Rädergerassel der zwei nahenden Geschütze hören, die man binnen sechsunddreißig Stunden zu Berchtesgaden geschmiedet und gegossen hatte. Freilich, sie waren auch danach. Doch als sie über die Innenbrücke des Hallturmes fuhren, machten sie einen so dröhnenden Spektakel, daß Herr Armansperger sein eignes Wort nimmer hörte und nicht weiter verhandeln konnte. Er verschwand von der Mauer. Vor den sechs Parlamentären fiel die Kettenbrücke über den Wassergraben herunter. Man sah in eine Halle, die von Gepanzerten wimmelte. An die zwanzig kamen heraus, und der Plaiensche Serjant, dem man die Augen mit einem weißen Tuch umhüllte, wurde in die Feste geführt. Hinter ihm hob sich die Brücke wieder.

Seine vier Geleitsknechte lagerten sich in der schönen Sonne auf dem Boden. Malimmes blieb stehen, auf den Bidenhänder gestützt, und musterte mit prüfendem Blick das Gemäuer und die Türme.

Er sah es gleich: diese Mauer mußte man in schwerem Sturme berennen. Zu umgehen war sie nicht. Zur Linken und Rechten, wo sie gegen den Untersberg und gegen den Rotofenkopf des Lattengebirges auslief, war steiles, unwegsames Gehänge. Oder gab es da doch einen Weg? Irgendwo da droben? Für Füße, die mit den Bergen vertraut waren? Zur Rechten, auf dem Rotofenkopf? Nein. Zur Linken, auf dem Untersberg?

Die Augen des Malimmes spähten. Hoch droben im Sturz des Berges entdeckte er ein Felsband. Das war, auch wenn der Mondschein half, ein übler Weg für die Nacht. Ein Weg, auf dem es bei jedem Schritt ums Halsbrechen ging. Aber ein Weg war es doch.

Schmunzelnd musterte Malimmes die Mauer wieder. Wo war auf dieser linken Seite die schwächste Stelle?

Da gewahrte er auf einem Wehrsöller dieser Mauerseite unter andern Leuten der Besatzung das verwitterte Bartgesicht seines Bruders Marimpfel. Als langjähriger Hofmann stand Marimpfel bei der Kerntruppe des Stiftes. Die hatte man hingestellt, wo man die besten Leute brauchte, weil da die Mauer am leichtesten zu fassen war. Hier mußte man also stürmen, hier den Gadnischen in den Rücken fallen.

Malimmes umging den Wassergraben, der in dem steinigen Talschnitt nur das Tor und seine Türme schützte. Auf steilem Felsgerölle stieg er gegen den Fuß der Mauer hin, winkte lachend zum Wehrsöller hinauf und rief: „Grüß dich, Bruder! Bist auch schon munter?"

Marimpfel war verdrießlich. Er brüllte über die Mauer: „Eh du heut die Augen aufgetan hast, hab ich die Hos schon viermal umgedreht."

„Sooo?" Malimmes lachte. „Wenn du mit dem Eisen so flink bist wie mit dem Hosenbändel, da wird's uns schlecht gehen."

„Kann schon sein, daß man dich aufzieht. Beim wievielten Hänfenen bist denn schon?"

„Auf den sechsten wart ich. Oder kommt erst der fünfte? Mir geht's wie einer Wittib, die nimmer weiß, was ihr zusteht."

Weil dieses Gleichnis die Mannsleut auf der Mauer erheiterte, lachte auch Marimpfel mit. „Bist bei denen da drüben? Soldest jetzt dem Landshuter?"

„Das nit. Aber haben hätt er mich mögen."

„Zu dem tätst passen! Ist ein Feiner, der! Wissen tut man's. Aber

sagen darf man's nit. Mir scheint, der hat heut nacht auf dem Hirschenanger die bayrischen Kinder schiech in den eignen Dreck gewickelt."

„Tu's ihm halt verzeihen! Bedreckte Kinder muß man nit gleich wegschmeißen. Wozu ist das saubere Wasser da? Geh, Bruder, sei gutherzig!"

„Was Bruder! Ich bin Hofmann. Bei mir da heißt's: Hie Freund, sell Feind!"

Malimmes lachte. „Da bin ich dümmer wie du. Für mich bleibst allweil noch ein Tröpfl aus meiner Mutter Blut. Und da kannst mir als Bruder einen Gefallen tun!" Im Gesicht des Malimmes spannte sich jeder Zug. „Magst von mir einen Gruß ausrichten an euren Jungherrn Someiner?"

Marimpfel, der lieber mit nach Ingolstadt geritten wäre, als daß er hier auf der Mauer stand, war seit zwei Tagen auf Lampert Someiner nicht gut zu sprechen. Er brüllte: „Den Gruß richt selber aus! Aber weit wirst laufen müssen!" Einer von den Spießknechten auf der Mauer faßte den Schreier am Arm, als wollte er ihn zum Schweigen mahnen. Marimpfel befreite seinen Arm. „Laß aus! Ich weiß schon, was ich red. Es gibt halt Leut, die lieber in der Welt umeinandersausen, als daß sie auf der Mauer bei ehrlicher Fehd ihr feines Häutl verkaufen."

Die Augen des Malimmes erweiterten sich. Und er dachte an den „hurtigen Reiter", von dem Herr Heinrich zu Burghausen gesprochen hatte. Heiter lachend nickte er zu Marimpfel hinauf. „Da muß ich meinen Gruß halt selber bestellen, wenn ich hinter die Mauer komm."

„Du? Hinter die Mauer?" Ein Hohngelächter. Auch die andern Spießknechte da droben beteiligten sich.

„Wohl! Morgen! Aber tu nit Sorg haben! Bruder ist Bruder. Wo du auf der Mauer stehst, da stürm ich nit."

„Komm nur, wenn du Schneid hast!" schrie Marimpfel in Zorn. „Aber trauen tust dich nit!"

„Sooo? Bist du so stark, daß du Angst hast vor dir selber?" Und lachend ging Malimmes dem Wassergraben zu.

Die Brücke fiel. Man nahm dem Serjanten die weiße Binde von den Augen. Dann rasselten die schweren Ketten wieder gegen die Mauer hinauf.

Der Serjant trat zu den Seinen und sagte: „Krieg! Sie schwören noch allweil, daß sie unschuldig wären an der Brandschatzung."

Heiter fragte Malimmes: „Ist das für dich eine Neuigkeit?"

Die Sechse kletterten über die niedergeschlagenen Bäume.

Als die heißgewordene Sonne in der Mittagshöhe stand, eröffnete man auf dem Fuchsenstein das Feuer mit der Burghausener Trommelkanone. Und da mußten die Berge ein Echo für einen neuen, drolligen Hall ersinnen, den sie zum ersten Male hörten:

„Pu pu pu pu pu pu!"

Bei diesem Gepummer, das die Berge ein bißchen undeutlich nachmachten, flog über dem niedergeschlagenen Walde drüben an einem Turm des gadnischen Tores eine Wolke von Staub und Steinbrocken auf. Und neben einer Mauerluke wurde der Chorherr Jettenrösch ohnmächtig. Wohl erholte er sich bald. Aber der Streifschuß, den er am rechten Arm bekommen, machte ihn doch zu weiteren Heldentaten unbrauchbar. Und weil er an zarte Hände gewöhnt war, entzog er sich dem Hallturner Feldscher, ritt mit einem Notverband nach Berchtesgaden und gab sich bei seiner Pfennigfrau, dem krummen Fräulein Rusaley, in verläßliche Pflege.

Bald nach dem ersten Schuß der Trommelkanone fing auf dem Fuchsenstein auch die „Landshuterin" zu pfeifen und die „Hornaußin" zu stechen an. Vom Hallturm antworteten die „Anna" und die „Susanne"; sie hatten feste Stimmen und doch eine schwache Lunge; die Steinkugeln, die sie schossen, fielen entweder in das Astgewirr des niedergeschlagenen Waldes oder richteten an den Schanzen des Fuchsensteins nur schwächlichen Schaden an, der von den fronenden Bauern flink wieder ausgebessert wurde.

Gegen die zweite Nachmittagsstunde war drunten beim heiligen Zeno zu Reichenhall, im Tal der Saalach, etwas Seltsames zu gewahren. Das magere Flüßlein verwandelte sich plötzlich in eine riesige Silberschlange. Eine Überschwemmung bei schönem Wetter! Herr Martin Grans verstand dieses Rätsel: um mit den Burghausener Hilfstruppen die berchtesgadnische Grenzwacht im Schwarzenbachtal berennen zu können, ließ der heilige Zeno den angestauten Wehrsee wieder ablaufen. Das brauchte Zeit! Bis der Reichenhaller Sturmhaufe da drüben hinter dem Lattengebirge trockenen Boden bekam, mußte wohl die ganze Nacht und der Morgen vergehen. Aber dann hatte der heilige Zeno leichten Weg. Und wenn er nicht als erster nach Berchtesgaden kommen und den besten Rahm von der Raubschüssel schöpfen sollte, mußte man auf dem Fuchsenstein und beim Hallturm flinke Arbeit machen.

Die Hauptleute wurden unruhig und gerieten in Sorge. Sie kannten ihre Kriegsknechte und wußten aus häufiger Erfahrung, was von dem plünderungslustigen Haufen, dessen halber Sold in der Aussicht auf Beute bestand, zu erwarten war, wenn er um das ersehnte Raubgut betrogen wurde. Da gab es Aufruhr und Meuterei.

Seit dem Bericht, den Malimmes von der Mauer brachte, hatten die Hauptleute ihren Sturmplan fertig. Doch immer blies dieser verwünschte Ostwind, der den Hallturm wie mit einem Wunder wirkenden Mantel umhüllte.

War der heilige Peter kein verläßlicher Patron der Seinen? Oder gibt es Dinge, wider die auch der stärkste aller Heiligen machtlos ist? Denn kaum begann die silberne Riesenschlange im Tal der Saalach dick zu werden, da sah man über dem ebenen Lande draußen aus dem reinen Blau des heißen Sommertages ein paar kleine, weiße, kugelige Wölklein herauswachsen, die von Minute zu Minute größer wurden. Die nordwestliche Ferne umdunstete sich. Bei der Donau drunten, dort, wo Ingolstadt und Regensburg liegen mußten, schob sich eine stahlblaue Wolkenbank über den Horizont herauf. Dieses dunkle Blau der Ferne wurde bräunlich, gelblich, wurde silbergrau vom Regen, vom fallenden Hagel des nahenden Gewitters.

Als begänne die reine Luft über den Bergen diesen Himmelsaufruhr der Ferne schon zu fühlen, so fing der schöne Ostwind in Unruh zu wechseln an. Martin Grans erklärte: das von der Donau kommende Gewitter würde über dem Untersberge stehen, ehe der Abend käme; und durch den niedergeschlagenen Wald müßte ein Sturmweg ausgebrannt sein, bevor in der Nacht die löschenden Regenströme fielen.

Beim Fuchsenstein entwickelte sich ein aufgeregtes, wirr durcheinander zappelndes Leben. Zwanzig Freiwillige, in den Bergen geborene Leute, wurden aufgerufen und mit den Ramsauern unter den Befehl des Malimmes gestellt. Und während die Sechsundzwanzig durch den Wald davonkletterten, gegen den Untersberg hinauf, fingen die „Hornaußin" und die „Landshuterin" fleißig zu brüllen an, und die Blide mit ihrem großen, surrenden Schleuderbeutel begann in hohem Bogen die brennenden Pech-

fässer zu werfen. Wie braune Tageskometen mit langen Rauchschwänzen flogen sie durch die schöne Sonne, fielen vor der berchtesgadnischen Mauer in den Waldverhau und steckten das Astgewirr der niedergeschlagenen Stämme in lohenden Brand.

Wenn die Gadnischen mit Wasserkübeln schwarmweis aus dem Hallturm herausstürzten, um den aufschlagenden Brand zu löschen, begannen auf dem Fuchsenstein die Faustbüchsen zu knattern, und die Trommelkanone pupupuputete. Der Büchsenmeister Kuen verstand seine Sache. Von den Löschleuten des heiligen Peter wurde mancher, der mit zwei triefenden Wasserkübeln aus dem Tor des Hallturmes herausgesprungen war, mit leeren und schlaffen Händen wieder in das Tor hineingetragen.

Als unter dem Kugelhagel des Fuchsensteines gegen den züngelnden Brand des Verhaues mit Wasser nicht mehr aufzukommen war, begannen die Antwerke auf der gadnischen Mauer große Körbe mit Erde, Sand und Mist in das Feuer zu schleudern, um es zu ersticken. Aber der Ostwind blies, schürte die halb erlöschenden Gluten immer wieder an, ließ das Feuer von der gadnischen Mauer weg durch den Waldverhau sich durchfressen gegen den Fuchsenstein und trieb die dicken Rauchwolken auf den bayrischen Heerhaufen zu und über die Plaienschen Gehänge des Untersberges.

So dick war die Luft mit diesen Rauchmassen angefüllt, daß man von dem nahenden Gewitter in der nördlichen Ferne nichts mehr sehen konnte. Herr Martin Grans, der sonst nicht zu den Andächtigen zählte, begann auf die Hilfe des Himmels zu bauen. „Laßt der gütige Herrgott nit regnen, bis der Sturmweg durchgebronnen ist, so haben wir des Teufels Arbeit wider uns selber gemacht."

Auch die Sechsundzwanzig, die durch den Hochwald des Untersberges hinaufkletterten, hatten unter diesen stickenden Rauchschwaden, die der fackelnde Ostwind über sie her peitschte, schwer zu leiden. Oft mußten sie sich zu Boden werfen, die Gesichter in das Moos drücken oder die in einem Wildbach mit Wasser getränkten Mäntel um die Köpfe wickeln. Doch je höher sie kamen, um so dünner wurde der Rauch. Die Leute klommen über den steilen Hang empor, keuchend, hustend, die Gesichter von Schweiß überronnen. Wo sie rinnendes Wasser fanden, fuhren sie mit den Händen hinein, tranken und benetzten die Augen. Jul, der immer unter den ersten kletterte, wurde schwach und fing zu taumeln an. Malimmes stützte den Buben, Runotter lief um Wasser. Da schlug unter heftigem Sausen der Wind um, und plötzlich waren die Sechsundzwanzig in reiner Luft und hatten über sich den blauen Himmel und die klare Sonne, unter sich ein graues, flutendes Rauchmeer, das sich gegen Osten schob und den ganzen Kessel des Tales füllte. Von dem brennenden Verhau, vom Fuchsenstein und vom Hallturm war unter diesen hastig treibenden Schleiern nichts zu sehen.

Jul erholte sich, als er Wasser getrunken hatte. Auf alle Fragen, ob er sich wohl fühle und wieder klettern könne, nickte er stumm. Malimmes nahm dem Buben die Eisenschaller, die Kettenhaube und die Armkacheln ab; und alles lud er am Bidenhänder auf seine Schulter. Runotter sagte: „Gib mir das!" Malimmes schüttelte den Kopf: „Ich spür's nit."

Sie klommen, bis der Wald zu Ende ging und auf dem steilen Gehänge die niederen Latschenstauden begannen. Hier mußten sie bleiben und die Nacht erwarten.

„Tu mir die Leut in guter Deckung zwischen den Stauden halten," sagte Malimmes zu Runotter, „ich steig mit dem Buben zu einem Fleckl



Andacht

Nach einem Gemälde von E. Maxence

hinaus, wo ich guten Lugaus hab." Er legte die Wehrstücke zu Boden. „Komm, Jul! Eh die Nacht nit da ist, brauchst du dein Wehrzeug nimmer."

Die beiden kletterten über den Sturz des Berges hin, bis Malimmes sagte: „Der Westwind treibt den Rauch zum Rotofen hinüber. Wir müssen uns decken. Sonst könnten wir sichtig werden für die am Hallturm. Komm, tu rasten und laß dir wohl werden!"

Auf einer schroffen Felsnase ließen die zwei sich zwischen dichten Latschenstauden in das linde Berggras nieder. Durch eine Gasse des Gebüsches konnten sie hinunterschauen in die Tiefe, in der das Feuer als roter Vorläufer der Kriegsscharen kämpfte. Die Kammerbüchsen schwiegen, seit der wallende Rauch da drunten das Zielen unmöglich machte. Doch der schärfer werdende Westwind säuberte den Fuchsenstein immer mehr von diesen grauen Schleiern. Man konnte schon das Gewimmel des Heerhaufens und das Zeltgewirr des Gelägers erblicken. Das alles sah so fein und zierlich aus wie ein Spielzeug vornehmer Kinder. Nun entschleierte sich auch der Brand des niedergeschlagenen Waldes. In der Tiefe mußte das eine grauenhafte Flamme sein; doch aus der Höhe gesehen war's ein hübsches, liebliches Geflacker, rötlich, bläulich und gelb, mit zartem Rauchgeringel; das Rauschen und Geprassel des Feuers klang herauf wie das Geplätscher eines Brunnens; und wenn das Schleuderwerk auf dem Fuchsenstein nach den noch nicht in Brand geratenen Teilen des Waldverhaues ein neues, flammendes, qualmendes Pechfaß schleuderte, war es anzusehen, als flöge da drunten ein kleiner brauner Käfer, dessen Rückenschild in der Sonne glitzerte.

Lachend sagte Malimmes: „Da schau hinunter, Bub! Jetzt versteh ich ein lützel was von des lieben Herrgotts Gleichmut. Wenn das da drunt schon für uns so kleinweis herguckt, wie lausig muß für einen in der höchsten Höh alles ausschauen, was auf dem Erdboden umeinander krabbelt!"

Ein schweres Atmen machte ihn aufblicken. Er sah erschrocken in das erschöpfte Gesicht des Jul, dessen Augen rote Ränder hatten wie von heißem Weinen.

„Bub?"

Jul beugte sich langsam vor und deutete mit gestrecktem Arm hinunter gegen den Hallturm, über den sich der Rauch zwischen heiß wabernden Luftströmen in dicken Schwaden hinwälzte. „Schau nur — schau — was müssen die armen Leut da drunt für ein schweres Schnaufen haben!"

Malimmes mußte barmherzig sein und lügen: „Ist nit so arg! Die können sich hinter der Mauer bergen und in den Wehrstuben hocken."

„Bis —" Jul konnte nimmer reden.

„Was meinst du, Bub?"

„Bis wir kommen und dreinschlagen mit dem Eisen." Die Zähne des Buben knirschten wie vor einem Schreikrampf. „Ich weiß doch, wie schiech es ist! Und muß es tun. Ich muß — ich muß —"

Da sagte Malimmes hastig: „Das nit, Bub! Nit ums Herrgotts willen! Auf den Einen wirst du morgen nit losschlagen müssen — der ist nit da drunt bei der Mauer — fürgestern ist er nach Ingolstadt geritten."

Jul hob das erstarrte Gesicht, um das die schwarzen, nassen Haarsträhne hingen. In seinem Blick war ein tiefer Schreck, der hinüberglänzte in eine so schöne Freude, als käme eine erlöste Seele aus diesen Augen heraus. Dann war's wieder eine schwere Trauer. Jul schüttelte den Kopf, als möchte er sagen: Du verstehst mich nit! Sich beugend, preßte er die Stirn auf das eisengeschiente Knie und brach in stummes, würgendes Schluchzen aus.

Malimmes legte den Arm um des Buben Kürriß. Reden konnte er nicht. Und wie ein Frierender fing er zu zittern an. Dieser Rauhe, der ohne Träne war, hätte in diesem Augenblick die Sonne vom Himmel reißen mögen, um sie einer dürstenden Menschenseele in die Hände zu legen.

Sich leis bewegend, wiegte er den schluchzenden Buben an seiner Schulter. Dann fing er mit einer Stimme, die fein und heiter klang, nach einer seltsam heimlichen Weise langsam zu singen an:

Ich leb, weiß nit, wie lang,
Ja leb, wie lang?
Ich sterb und weiß nit, wann,
Ja sterb, und wann?
Ich reit, weiß nit, wohin?
Wohin?
Weiß nit, warum ich so fröhlich bin!

Das gleiche sang er ein zweites Mal. Und wieder. Wieder. Bis Jul das Gesicht erhob und flüsternd sagte: „Das ist schön."

„Gelt, ja? Hab nit oft ein Wörtl gehört, das gescheiter geredet hätt von Glück und Leben. Und weißt du, wo ich das Liedlein herhab? Sieben Jahr ist's, Bub, da hab ich einem Heckenreiter gesoldet. Und die Regensburger haben mich hopp genommen und haben mich in den schiechen Turm geworfen, den man den Gießübel heißt. Und in der trüben Lochstub ist das Liedlein eingeschnitten gewesen in den mürben Tisch. Und weißt du, von wem? Der Lochwärtl hat mir's gesagt: von einem, den die Regensburger zum Tod gesprochen haben."

Irgendwo ein dumpfes Rauschen. Und ein Dröhnen in der Ferne, wie von tausend brüllenden Hauptbüchsen.

Jul und Malimmes hoben die Gesichter. Und da sahen sie in den fernen Lüften ein Wunder stehen, so schreckhaft und von so herrlicher Schönheit, daß sie ihrer selbst und aller Nähe vergaßen.

Weit draußen im Tal der Saalach, in der Scharte zwischen Untersberg und Staufen, stand über dem ebenen Land das entfesselte Gewitter, das von der Donau gezogen kam. Unter dem blauen Himmel und neben der Sonne, die noch auf die Berge schien, war das ferne Wettergewölk anzusehen wie eine riesenhafte graublaue und schwarzbraune, mit Gold und Silber beschlagene Himmelstruhe, durch deren Ritzen die edlen Geschmeide Gottes blitzten. Aus der oberen Wolkendecke, die von Sonne schimmerte, wuchsen schneeweiße Dampfbäume gegen das leuchtende Blau hinauf, wie Palmen und Pinien gestaltet, mit rosigen Blumen und goldenen Trauben behangen. Und unter den Wolken, in diesem stahlblauen und schattengrauen Gewirr der Regengüsse, zuckten mit grellem Schein oder in grünlichem Leuchten die Blitze hin und her. Und wenn die Blitze nach aufwärts durch die Wolkendecke stachen, faßten sie die silbernen Nebelbäume, ringelten sich wie glitzernde Schlangen über die Stämme hinauf, verteilten sich im Gezweige, machten die Blumen und Trauben brennen — und aus den Wipfeln fuhren sie verzüngelt in die blassen Dünste wie wehendes Goldhaar. Und dazu ein Rauschen, Dröhnen und Rollen, als käme der Schöpfer gefahren auf seinem Wagen, der gezogen wurde von den Riesen der Ewigkeit.

Schweigend nahm Malimmes den Eisenhut vom Haar. Und Jul, die Hände ineinander klammernd, fing mit der bebenden Stimme eines Weibes zu beten an.

XI

Unter den peitschenden Regengüssen und prasselnden Hagelschlägen des Gewitters, das über die bayrischen Lande niederging, jagte Lampert Someiner in klebenden Kleidern auf seinem erschöpften, triefenden Rappen der vieltürmigen Stadt entgegen, die wie ein grauer Schemen hinter den Schleiern des vom Himmel fallenden Wassers lag.

Irgendwo in diesem Grau, ganz nahe und dennoch unsichtbar, rauschte die hochgeschwollene Donau so stark, daß auch der rollende Donner dieses Rauschen nicht völlig übertönen konnte. So oft das blaue oder weißgrelle Leuchten eines Blitzes durch die Lüfte ging, verstärkte sich der in großen Tropfen niederklatschende Regen, oder es prasselte ein neuer Hagelschauer aus den Wolken herunter. Auf der Straße versanken die Hagelkörner in Morast und Pfützen, doch auf den Wiesen und über den zerschlagenen Getreidefeldern neben der Straße lagen sie wie dicker Schnee. Und über diesem Schnee war tischhoch der weißliche Dunst, zu dem die auffallenden Regentropfen auf den harten Eiskörnern zerstäubten.

Moorle jagte mit gesenktem Schädel, keuchend, die Augen vorgequollen, daß man rings um die angstvollen Lichter das blutunterlaufene Weiße sah. Lampert, um sich leicht zu machen und den Winddruck zu verkleinern, lag mit Brust und Gesicht auf der Mähne des Pferdes. Nur sein Schwert hatte er behalten — alles andre, die Packung des Pferdes, den Mantel, die Arm- und Beinschienen, den Plattenkürriß und die Stahlhaube, hatte er bei dieser hetzenden Verfolgung fortgeworfen, um die Last für den Gaul zu mindern und diesen sechs rätselhaften Heckenreitern zu entrinnen, die er seit dem Morgen hinter den Fersen hatte. Zwei von den Stiftsgäulen waren niedergebrochen. Nun mußte Moorle seinen letzten Atem hergeben und aushalten bis zum Ingolstädter Tor.

Während Lampert den erschöpften Rappen mit Spornstößen hetzte, wandte er immer wieder das Gesicht. Von seinem Knecht und den sechs Reitern war seit einer Weile nichts mehr zu sehen.

Diese Reiter? Die immer verschwunden waren, um immer wieder aufzutauchen? Lampert wußte nicht, was er von ihnen denken sollte. Manchmal hatte diese Verfolgung sich angesehen wie ein boshafter Narrenstreich, wie ein Blindekuhscherz. Erst waren es nur zwei gewesen, dann viere, dann sechse. Auf offenem Geländ und in der Nähe von Dörfern hatten sie gespielt mit ihm wie Katzen mit der Maus, die nimmer entrinnen kann. Doch so oft sich die Straße in dichten Wald verlor, war's Ernst geworden, bei keuchendem Jagen. Und im letzten Walde vor Ingolstadt, bei Ausbruch des Gewitters, hatten sie den Knecht eingeholt und aus dem Sattel gerissen.

Strauchdiebe? Die sich mit einem abgeschundenen Pferd, mit Kittel und Hemd eines Knechtes begnügten?

Ein Blitz fuhr nieder, daß Straße und Wiesen wie in Feuer schwammen. Dann ein Gerassel in den Lüften. Moorle scheute, und seine Hufe hämmerten über die Bohlen der Donaubrücke. Aus den grauen Wassergüssen des Gewitters tauchten die schweren Türme heraus, schwarz vor Nässe.

Lampert mußte auf dem zitternden Gaul eine Weile harren, bis im Tor das schwere Balkengatter aufging.

In der Mauthalle drängte sich ein Schwarm von bunten Söldnern um den triefenden Reiter her.

„Botschaft an Herzog Ludwig! Geleit vom heiligen Peter zu Berchtesgaden!"

Lamperts Stimme klang so heiser, daß die Mautknechte über diese krächzenden Laute zu lachen begannen. Man gab ihm zwei Söldner, die ihn zur Burg des Herzogs führen sollten, und versprach ihm, zehn Reiter auf die Suche nach seinem verschwundenen Knecht zu schicken. Er stieg aus dem Sattel, um den zitternden Gaul zu entlasten. Nach diesem mehr als vierzigstündigen Ritte wurde das Gehen für Lampert eine harte Mühe. Den linken Arm, der heftig schmerzte, konnte er kaum bewegen. Auch Moorle war fertig und kroch wie ein zerprügelter Ackergaul über das grobe Pflaster hin. Die enge Straße war leer, doch unter den Torhallen standen buntgekleidete Menschen dichtgedrängt beisammen, um das Ende des in grauen Schnüren fallenden Regens abzuwarten; sie machten Späße, als die zwei Söldner mit dem gewaschenen Fremden zwischen den plätschernden Dachtraufen und unter den Güssen der Wasserspeier vorübertappten.

Nach langem Weg durch winklige, von gelben Bächen überschwemmte Gassen erreichte Lampert das mit reichgekleideten Wachen besetzte Tor der herzoglichen Burg. Er wurde mit höfischer Umständlichkeit salutiert, und viele Diener stellten sich zu seinem Dienst. Lamperts erste Sorge gehörte dem übel zugerichteten Moorle. Als man den Gaul zu gutem Stall geführt hatte, lief einer von den rotgekleideten Leibtrabanten, die man „Einrösser" nannte, flink davon, um dem Herzog die Ankunft des berchtesgadnischen Herrn zu melden.

Die langen Hallen, die der Trabant durchschreiten mußte, um dem in die Höfe niederprasselnden Regen zu entgehen, wimmelten von rotgewandeten Söldnern, von grün und braun gekleideten Jägern und Falknern, von Herren in Scharlach und Silbergrau, mit der goldenen Edelmannsschnur um die Hüte. In Herzog Ludwigs zahlreichem Hofgesinde diente neben den Soldknechten und Troßleuten ein halbes Tausend von Grafen und Rittern, von beutesüchtigen Abenteurern aus allen Ländern. Neben der heimatlichen Sprache hörte man Italienisch, Flämisch und Ungarisch, das Platt und den schwäbischen Dialekt, die rauhen Laute der Schweizer und am häufigsten das hurtig gleitende Französisch. Zwischen den Herren und Knechten ein Gewimmel von Jagdhunden. Man schwatzte, schrie und scherzte, daß es den Lärm des Regens übertönte; man zechte an langen Tischen bei Saitengeklimper, bei Brettspiel, Karten und Knöchelbecher. Herr Ludwig, der diesen Schwarm von Hofleuten nährte, ließ das viele Gold, das er aus Frankreich nach Ingolstadt verfrachtet hatte und das er im eignen, reichen Lande gewann, durch lockere Finger laufen.

In einem kleinen, von hohem Kreuzgang umzogenen Hofe, der mit schönen Steinmetzarbeiten geziert war, standen trotz Regen und Traufe viele Herren, Söldner und Jäger mit Lachen und Schwatzen um große Holzkäfige und Körbe her, in denen Fasanen und ungarische Hirsche gekommen waren, um die Bestände des herzoglichen Tiergartens aufzufrischen. Die Jagdhunde kläfften das Hochwild an und schnupperten gierig den Duft der schönen Vögel.

Der Einrösser eilte durch lichtarme Korridore und über unbequeme Treppen hinauf. Das alte Schloß war düster und winklig in seiner Bauart. Doch die bedrückten Räume waren verschwenderisch ausgestattet, und in allen Gängen standen rotgekleidete Leibtrabanten mit vergoldeten Spießklingen.

Vor der Tagstube des Herzogs lag der einzige große Saal des Schlosses wie eine glitzernde Schatzkammer. Kunstvoll gewobene Bilderteppiche bedeckten die Wände. In verglasten Schränken schimmerte eine Fülle von Kostbarkeiten: Diademe, Gürtel und Kronen aus Smaragden und Saphiren;

Heiligenschreine standen umher, mit Schnitzereien aus Elfenbein; goldene und silberne Statuen glänzten, Hausaltäre mit Gemälden auf Goldgrund, verschwenderisch umkrustet von Perlen und Edelsteinen; und überall funkelten kristallene Gefäße und emaillierte Geräte, Werke der Schmelzkünstler von Limoges.

Die Heimat dieser Kostbarkeiten war Frankreich. Sein halbes Leben hatte Herr Ludwig in Paris und in französischen Königsschlössern zugebracht, wo die prunkvolle Tobsucht des Königs auf alle lebenden und toten Dinge seiner Umgebung abfärbte und aller höfische Brauch eine verrückte Schamlosigkeit atmete, für welche die Königin, Ludwigs Schwester Isabeau, das Vorbild stellte. Und als Herr Ludwig vor Jahren aus Frankreich flüchten mußte, hatte er diese „Pfandstücke", für die er dem König und der Königin bayrisches Geld geliehen, nach Ingolstadt entführt — nicht alle mit gutem Recht. Seine Freunde nannten ihn drum einen „klugen Kaufmann" — sein Vetter Heinrich zu Burghausen sagte: „Der Ingolstädter Dieb!"

In diesem Schimmersaal, bei der Türe, die zur Tagstube des Herzogs führte, saß ein bejahrter Mann, der Kämmerer Wolfgang Graumann, Herrn Ludwigs getreuer „Wolfl". Neben ihm, auf einem großen roten Kissen, ruhten zwei schöne, starke Hunde, braun und weiß gefleckte Bärenfinder, die aus dem berühmten Jagdhundzwinger des bayrischen Oberstjägermeisters Kaspar Törring stammten und des Herzogs Begleiter auf allen Wegen waren.

Der Einrösser machte seine Meldung, und Wolfl trat durch die Türe. Eine wohnliche Stube. Wertvolle Gemälde an den dunklen, mit goldbedrucktem Leder überspannten Wänden. Auffällig waren die vielen kleinen Statuetten von Bullenbeißern mit gefletschten Zähnen. Sie ersetzten die Spruchbänder, die in Herzog Heinrichs Stube zu Burghausen waren. Auf dem Marmorgesimse des französischen Kamines stand das größte dieser Bluthundbilder, ein schwerer Bronzeguß, auf dessen Sockel die lateinischen Worte zu lesen waren: „Memento, quia canis est!" Nach der Heimkehr vom Konzil zu Konstanz, als ein von schweren Wunden Genesener, hatte Herr Ludwig bei der Aufstellung dieser Gedächtnisstatue lachend gesagt: „Wenn ich den Mörder Heinrich einmal gebunden da herein schleppe, muß er sich das übersetzen lassen: Vergiß nicht, was für ein Hund das ist! Selber versteht er's nicht."

Die Stube hatte nur zwei winzige Fenster, bekam aber eine Fülle von Licht durch den neuen Erker, der aus einer Ecke des Raumes gegen die Donau hinausgebaut war. In diesem Erker hingen zierliche Goldkäfige mit fremdländischen Singvögeln, daneben ein größerer Flugkäfig mit kleinen grünen Papageien, die unter ruhelosem Gezwitscher allerlei wunderliche Maschinerien trieben, wenn sie Futter nahmen. Mit diesem steten Vogelgeschwätz und dem Traufengeplätscher des Regens mischte sich der Klang eines kunstvollen Lautenspiels. Der Musikus, in Scharlachfarbe gekleidet, ein Dreißigjähriger mit verschmitztem Gesichte, saß in einem Polsterstuhl des Erkers: Peter Nachtigall, der Hoflautner des Herzogs, der Vertraute und geheime Briefbote bei seines Herrn verschwiegenen Zärtlichkeiten. In diesem sekreten Dienste hatte Peter Nachtigall viel zu tun, obwohl Herr Ludwig im Bart, der zu Paris seine beiden Gemahlinnen begraben hatte, schon im sechsundfünfzigsten Lebensjahre stand.

In seinem stattlichen Wuchs und seiner strotzenden Lebenskraft sah der Herzog wie ein Vierziger aus. Sein Vater Stephan war ein zierliches Männchen gewesen und Ludwigs Mutter Taddäa Visconti, die Schwester

von Heinrichs Mutter Maddalena, eine schlanke, feingelenkige Südländerin. Und dennoch hatte sich der Sohn solcher Eltern, das Bild des kaiserlichen Ahnherrn wiederholend, zu diesem prachtvollen, mit Stolz und Lachen begabten, ritterlich gestalteten Mannsbild ausgewachsen, während alles Kleine und Lebensdunkle der Eltern auf seine an Gesicht und Körper zierliche Schwester Isabeau gekommen war, die auf dem Throne von Frankreich saß als das übelste Weib ihres Landes. Am Pariser Hofe hatte Ludwig, der sich Loys zu nennen liebte, den scharmanten Schliff französischer Sitte angenommen und sich geschult in französischem Mutwillen. Doch er hatte bei seiner Flucht aus Frankreich — neben einer kleinen, häßlichen französischen Narbe am Hals — auch eine zweifelhafte Schätzung des deutschen Wesens mit heimgebracht und eine weitgehende Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel bei seinen zahlreichen politischen Händeln. Es mischte sich in ihm viel Gutes mit viel Bedenklichem: ein reizbares und leichtsinniges Blut mit einem lebhaften, für alles Schöne empfänglichen Gemüt; harter Eigenwille mit rascher Barmherzigkeit; hochfahrendes Wesen gegen seinesgleichen mit leutseliger Güte gegen Arme und Niedrige.

Als Wolfl die Stube betrat, fand er den Herzog zu einer Stunde, die in Ludwigs großen, dunkelblauen Augen alles Gute seines Lebens glänzen machte. Neben dem reich geschnitzten Tisch, der viele Laden und Geheimfächer hatte, stand er hoch und stattlich, in einem lose gegürteten, aus Gold und Grün gewobenen Brokatrock, die rote, mit Hermelin verbrämte Samtmütze über dem braunblonden, nur von wenigen grauen Fäden durchzogenen Haar. Der dunkelblonde, nach französischer Art geschnittene Vollbart umrahmte das kräftig gefärbte Gesicht mit der starken Nase und den roten, sinnlich geschwellten Lippen. Eine dicke Narbe ging schräg über die Stirn, und an den schön gepflegten Händen waren die Male schwerer Schnittwunden zu sehen — die Erinnerungszeichen an jene blutige Rächernacht zu Konstanz.

Mit diesen Händen hielt Herr Ludwig in Zärtlichkeit die Hand eines schönen, zwanzigjährigen Jünglings umschlossen, der in dunklen Reisekleidern vor dem Herzog stand wie ein in Jugend erneutes Ebenbild des Fürsten: Jungherr Wieland, Sohn der schönen Jungfrau Canetta, der Tochter des herzoglichen Rates Wieland Swelher zu Neuburg.

Ohne die Hand des Jünglings zu lassen, hob Herr Ludwig das Gesicht. „Mein guter Wolfl, was bringst du?"

„Ein Bote vom heiligen Peter zu Berchtesgaden ist eingeritten, Herr Lampert Someiner, mit einem Brief, der eilig ist."

„Keine Botschaft ist so eilig, daß sie der Reinlichkeit nicht Zeit gewähren könnte." Herr Ludwig sah zum Fenster, vor dem der Regen versiegte. „Der Ärmste hatte böses Reitwetter. Man soll ihm ein heißes Bad richten. Laß ihn essen und trinken, was ihm schmeckt. Dann kleid ihn aus meiner Kammer!"

Wolfl Graumann verschwand.

Herr Ludwig zog die Hand des Jünglings näher an seine Brust und sah ihm herzlich in die Augen. „Jetzt geh, mein lieber Junge! Du wirst zum Anfang deiner Reise noch schöne Stunden haben. Das Wetter hat sich ausgetobt, und Sonne will wieder kommen. Reise gut und bleib gesund! Dein Hofmeister weiß, wie es nach meinem Willen auf der hohen Schule zu Bologna mit dir gehalten werden soll. Sei fleißig und lerne tüchtig! Das Leben ist eine zweifelhafte Sache, die nur erträglich wird und Wert gewinnt durch Schönheit, Wissen und Kunst. Geh auch verständig mit deiner Jugend um! Freu dich, vergeude Gold, wenn es dir Spaß macht, aber schone das Beste deiner Lebenskraft! Tue, was ich selbst zuweilen unterließ:

zügle dein junges Blut! Aus Erfahrung weiß ich, daß Sturm in den Adern immer Gefahr ist. Man kann nie voraussehen, ob das einer Tugend zuläuft oder einem Laster! So, lieber Junge! Und jetzt —" Herr Ludwig zog am Tisch eine Lade auf.

Ein leises Knirschen an der Türe. Auch die Vorhänge bewegten sich. Doch niemand kam. Peter Nachtigall hob den Kopf und unterbrach sein träumerisches Saitengezirp durch kräftige Baßklänge. Herr Ludwig, von der Erregung des Augenblicks umfangen, überhörte den klirrenden Wink. Er nahm aus der Lade eine Goldkette heraus, an der ein Taubenblutrubin von seltener Schönheit blitzte. Diese Kette legte er um den Hals des jungen Wieland. „Nimm das! Als Geschenk zum Abschied. Das ist des heiligen Ludwigs achteckiger Rubin, den ihm ein Engel brachte — sagt man." Der Herzog fand sein frohes und starkes Lachen. „So kommen des Himmels Güter auf uns irdische Sünder."

„Herr," stammelte Wieland in Freude, die auch Bestürzung war, „Ihr verschwendet der Güte zu viel an mich Unwürdigen."

„Unwürdig? Manchmal bist du's! Es fehlt dir an Stolz und Selbstbewußtsein, zu dem du als mein Sohn ein Recht hast. Drum mißfällst du mir oft. Aber ich liebe dich. Zärtlichkeit, die ihren Gegenstand mit Lügen umschleiert, ist Schwäche. Liebe, die jeden Fehler des geliebten Menschen erkennt und dennoch liebt, ist Kraft."

In tiefer Bewegung küßte Wieland die Hand des Fürsten. „Herr — wie soll ich danken —"

„Sag Vater zu mir! Mein Sohn bist du! Der andre ist mein Erbe, Gott sei's geklagt!"

Peter Nachtigall spielte eine sehr lärmende Weise, während die Papageien schrill zu schwatzen begannen.

„Du wirst in kommenden Zeiten nicht gut fahren mit meinem Erben, diesem Höckerlein von Gottes Gnaden. Drum hab ich für alle Fälle gesorgt." Der Herzog sprach immer rascher. „Ich habe dir das Donaumoos verliehen. Die Feste Hohenstein sollst du haben. Auch sind zwölftausend rheinische, sechstausend ungarische Gulden und dreitausend Dukaten bei der Stadt Regensburg hinterlegt für dich. Und zwanzigtausend Gulden liegen bei den Stadtvätern in Lauingen, leider in Landshuter Silber. Die kleine Burghausener Laus versteht sich darauf, mir Nisse in den Pelz zu legen. Aber noch besser versteht sie sich auf schlechtes Münzen. Um den Schaden für dich auszugleichen, hab ich dir zu Straßburg etliche Kostbarkeiten hinterlegt, die meine Schwester an mich verpfändete: die Krone vom Tag, der Königin Schapel mit sechzig Rubinen und zweihundert Perlen, der Königin Rosenkranz und Gürtel. Urkund über alles liegt zu Neuburg bei deinem Großvater Swelher. Nein — du sollst nicht danken! Ich gebe, weil ich liebe. Laß dich küssen! Und geh!"

Herr Ludwig faßte den schönen Jüngling mit beiden Händen am Blondhaar, zog ihn ungestüm zu sich her, küßte ihn auf beide Wangen, schob ihn heftig von sich fort, wandte sich ab und trat zum Fenster. Der junge Wieland ging mit glühender Stirn zur Türe. Als er die schweren Vorhänge beiseite schob, erschrak er, daß sein Gesicht sich entfärbte. Peter Nachtigall ließ crescendo die Laute schnurren. Und da wurde Herr Ludwig aufmerksam. Er wandte sich vom Fenster und sah, wie der junge Wieland sich gegen den Türbehang verneigte und mit jagendem Schritt davonging. Der Herzog warf einen fragenden Blick zu Peter Nachtigall hinüber, trat auf die Türe zu und guckte hinter den Vorhang. „Du! —— Was machst du da?"

Eine hohe, glatte Knabenstimme: „Ich habe der holden Musik deines Peter Nachtigall gelauscht. Freude an schönen Klängen — du weißt doch, das ist das einzige, worin ich dir gleiche."

Dem Herzog stieg es heiß in die Stirne. „Stehst du schon lange da?"

„Schon ein hübsches Weilchen."

Herr Ludwig, gegen das Fenster schreitend, sagte mit unverhehlter Verachtung: „Lungern und lauschen! Wer auf der faulen Haut liegt, kommt zu bösen Gedanken." Er drehte das zornrote Gesicht über die Schulter. „In deinem Alter, mit achtzehn Jahren, hab ich meinen ruhmvollen Feldzug gegen Flandern ausgefochten."

„Du hattest gerade Glieder."

Aus den Vorhängen, die sich beiseite schoben, trat in reicher Kleidung ein junger mißgestalteter Mensch hervor, mit großem Kopf, der von dünnen, braunen Haarsträhnen umhangen war, mit kleinem, hinter den Schultern wunderlich gehörntem Rumpf und mit langen, mageren Beinen — ähnlich einem langfüßigen Käfer, der aufrecht schreitet. Aus dem breiten, blassen, immer lächelnden Gesichte sprach eine frühreife Klugheit. Und unheimliche Dinge blitzten in diesen dunklen, spähenden Augen.

Das war Prinz Ludwig, den sie den „Buckligen" und „Ludwig Höckerlein" nannten, des Herzogs Erbe, der eheliche Sohn seiner ersten Gemahlin Anna von Bourbon.

Das Volk erzählte: als Herzog Ludwig um der Sünden seiner Schwester willen vor einer Meuterei des französischen Adels flüchten mußte, hätte man das Knäblein Ludwig in einem kleinen, engen Maultierkorbe von Paris bis Ingolstadt gesäumt; bei diesem wochenlangen, gekrümmten Liegen in dem pressenden „Kretzen" hätte sich das Körperchen des Knaben so häßlich entstellt. Aber die Ärzte des Herzogs wußten es anders. Sie wußten auch, daß der schöne Sohn der Jungfrau Canetta zwei Jahre vor Ludwig Höckerleins Geburt zur Welt gekommen war, als Herzog Ludwig — damals noch Prinz — die heimatlichen Lande bereiste und an seinem Hals diese häßliche französische Narbe noch nicht hatte.

Nach dem Wort des Buckligen — „Du hattest gerade Glieder!" — war langes Schweigen in der Stube. Ludwig Höckerlein blieb unbeweglich neben der Türe stehen, in den Augen die Pein seines entstellten Lebens, seinen funkelnden Haß und seine brennende Eifersucht. Der Herzog stand bei dem kleinen Fenster und sah in Mißmut zu, wie die goldschöne Abendsonne aus den verziehenden Wetterwolken blinzelte. In weiter Ferne — von Süden her, wo die Berge lagen — klang zuweilen noch ein Murren des Donners.

Herr Ludwig fragte heftig: „Was willst du jetzt? Bleiben? Oder gehen?"

Der Prinz lächelte steinern. „Bleiben. Meister Nachtigall hat wieder eine süße Weise gefunden — nach jenem lärmenden Zwischenspiel." Er ging mit langen, langsamen Spinnenschritten auf den Tisch zu. „Es war nicht lärmend genug." Sein Gesicht verzerrte sich, während seine Stimme glatt und freundlich blieb. „Ich konnte bemerken, daß heute bei dir ein Schenktag ist. Willst du deinen einzigen Sohn nicht auch bedenken?"

Herr Ludwig fuhr auf: „Deinen ewigen Geldhunger vergnüg ich mit keinem Pfennig."

„Schade! Einer liebt zu sagen: Geld ist Macht."

Jetzt brannte der Zorn im Herzog. „Mahne mich nicht an diesen Filz!"

„Die Leute sagen, er hätte viel Macht in seinem Schatzturm."

„So? Meinst du?" Herr Ludwig wurde ruhig. „Aber frag nicht, wie er

zu solcher Macht gekommen. Einer hat Gold aus einem Federbett gestohlen. Als er flüchten mußte, warf er den Raub ins Wasser. Die Goldstücke sanken unter, die Flaumen schwammen. So kommen die Wertlosen obenauf. Ein Witz des Lebens."

„Ich danke dir."

„Weshalb?"

„In deinem Gleichnis ist eine Hoffnung für die Stiefkinder des Glücks." Der Bucklige fand ein spielendes Lächeln, das sein Gesicht beinahe männlich machte. „Du bist Gold. Ich bin ein Fläumchen. Wenn ein helfender Wind bläst, will ich fliegen."

Der Herzog sah den Lächelnden forschend an. „Höckerlein! Du weißt, ich mag dich auch um deiner übelsten Bosheit willen nicht strafen. Ich spreche keinen Verbrecher zum Tode. Soll ich nicht geduldig sein gegen meinen Sohn? Aber eine Wespe, die stechen will, verscheucht man."

„Oder man beschäftigt sie und legt ihr eine süße Birne hin — süß, auch wenn sie schon ein bißchen faul ist." Mit einem wunderlichen Schupf des mißförmigen Körpers setzte sich Prinz Ludwig auf die Lehne eines Stuhles, der vor dem Tische stand. „Vater?"

„Was?"

„Gefällt dir die Wickerspacherin noch immer?"

„Welche meinst du?" Herr Ludwig lachte kurz. „Die Mutter oder die Tochter?"

„Welche du willst." Die Stimme des Prinzen zitterte von einer dürstenden Gier seines Blutes. „Laß mir die andre!"

Der Herzog wurde heiter. „Höckerlein, du redest Unsinn. Such dir was Eignes!"

„Ich finde nichts. Die Häßlichen mag ich nicht. Die Schönen nimmst du!" Der Blick des Prinzen glänzte von Bosheit. „Nun bist du schon bald ein Greis. Dich sollte der Liebe genügen. Leidenschaft in deinen Jahren ist noch drolliger als mein Höcker. Laß die Jungen werben!"

Da stieg dem Herzog der Ärger in die Kehle. „Wirb! Ich selber möchte das erleben, daß dich eine nimmt. Dann wollte ich versuchen, dich mit ihren Augen zu sehen, damit du mir besser gefällst. Du bist mein Sohn. Gott und mein Herz sagen: ich muß dich lieben. Aber du hinderst mich."

Von diesen heftigen Worten des Vaters schien Prinz Ludwig nur das erste gehört zu haben. „Werben? Ich bin ungeschickt. Es wäre deine Pflicht, mich in die Schule zu nehmen. Du bist sehr erfahren in diesen Dingen." Der Bucklige drehte das entstellte Gesicht zur Türe hin, durch die der junge Wieland verschwunden war. Dann lächelte er wieder, mit einem Lauern in den Augen. „Ist das wahr, Vater, was die Mägde von dir erzählen?"

„Was erzählen sie?"

„Daß du das Unmögliche wahr machen kannst. Unter den zahllosen Mädchen, die du verführtest, soll auch eine Zisterziensernonne gewesen sein?" Im Blick des Buckligen war Freude, als er sah, wie tief er den Vater verwundet hatte.

Herr Ludwig hob die Faust, als möchte er sie niederschmettern auf die Stirn seines Sohnes.

Der Bucklige saß unbeweglich und sah den Vater neugierig an.

Mühsam sagte der Herzog: „Ich glaube stark zu sein wider eine Welt. Gegen deine kindische Schamlosigkeit bin ich machtlos." Er tat einen Gang durch die Stube und blieb beim Erker stehen. „Nachtigall? Hast du das gehört?

Was der Junge in seiner bösen Knabentorheit schwatzt, ist eine Komödie, daß meine Pariser Fratzenschneider mir keine lustigere vorspielen könnten."

Langsam streckte sich der Bucklige. Seine Zunge, wie die Zunge eines Dürstenden, leckte über die bläulichen Lippen. Seine Augen brannten. „Ich wüßte dir eine, die noch lustiger wäre."

„Spiele sie!" schrie Herr Ludwig.

In die Wangen des Prinzen stieg eine krankhafte Röte. „Um diese Komödie für deine heiteren Nächte schreiben zu können, müßt' ich erst wissen, wie es der Oheim Galeaz Visconti machte, als er zu Mailand deinen Großvater Barnabas von der Herrschaft wegschob. Hat er ihn nicht auch im Kerker erwürgen lassen?"

Herr Ludwig stand eine Weile regungslos, in Entsetzen den Sohn betrachtend. Dann drehte er das Gesicht zum Erker. „Schweig, Nachtigall!" Die Laute verstummte. „Und verhänge die Käfige! Meine Vögel sollen nimmer singen. Aber bleibe bei mir! Ich mag nicht allein sein — mit diesem Kind!"

Während Peter Nachtigall mit dunkelroten Tüchern die Käfige verhängte, ging Herzog Ludwig rasch auf den Prinzen zu und schrie: „O du Laus du!" Er wurde ruhig. Die Kraft seines Lieblingswortes schien den wühlenden Zorn in ihm beschwichtigt zu haben. Ernst, beinahe traurig, sagte er: „Höckerlein! Laß dich warnen! Die Geschichte ist ein Schulmeister. Ermuntern soll das Vorbild der Guten. Das Schicksal der Bösen soll abschrecken."

Der Bucklige lächelte fein. „Das ist eine bequeme Lehre für solche, die bös gewesen. Wenn die Maus satt ist, erzählt sie, das Mehl wäre bitter."

Die Augen des Herzogs erweiterten sich. „Was soll das heißen?"

„Ich habe heut in alten Pergamenten gekramt. Da fand ich eine Urkund, in der sich dein Vater eidlich von dir versprechen ließ, daß du ihn zeitlebens ungekränkt bei Gewalt und Fürstentum lassen solltest."

Dem Herzog fuhr eine heiße Blutwelle ins Gesicht.

Und freundlich fragte Prinz Ludwig: „Ist diese Urkund eine Fälschung?"

Ein wühlender Kampf im Herzog. „Nein."

„Also hatte dein Vater Ursache, sich das von dir versprechen zu lassen? Wenn es dich beruhigt, Vater, unterschreib ich dir das gleiche Pergament."

In der Stube war dumpfe Stille. Verschwommen klang aus den Höfen das Geläut der Jagdhunde und die lärmende Heiterkeit eines großen Menschenschwarmes. Sich nach vorne beugend, sagte Herr Ludwig mit zerdrückter Stimme: „Kind! Sieh meine Augen an! Sind sie naß?"

Heiter lächelte der Bucklige. „Ich weiß ein Sprichwort: Besser, es weint der Vater als das Kind. Oder heißt es anders?"

Lange schwieg der Herzog. Dann sagte er, äußerlich ruhig, doch mit einem Beben in der Stimme: „Höckerlein! Mir graut vor deiner Seele. In dir verbindet sich mein Mutwille und meine Gewalttätigkeit mit Vetter Heinrichs Niedertracht und Schläue. In jeder List und Verschlagenheit bist du so wohl unterrichtet wie deine Tante in Frankreich. Du kannst ein Fürst werden, von dem die nachkommenden Geschlechter viel erzählen."

„Meinst du: viel Gutes?"

„Nein! Empörung und Meineid stehen auf deiner Stirne. In seltener Mischung! Die solltest du fortpflanzen. Um der Rarität willen! Wirb! Wirb! Wirb! Es wäre möglich, daß eine dich nimmt. Dir fehlen Herz und Bauch, du hast nur Hirn und Geschlecht. Für gesunde Weiber ist das zu wenig. Aber ich habe Weiber kennen gelernt, die am kranken Grauen und am körperlichen

Widersinn eine Freude hatten. Ein Weib wirst du also finden. Aber keine wird dich mit einem Sohn beschenken. Das Weib, das du zur Mutter machst, wird Katzen gebären. Oder sie müßte dich mit ihrem Koch betrügen. Da gibt es Beispiele." Herr Ludwig atmete tief. „Böse? Ja, mein zärtliches Kind! Man darf böse sein. Wenn das Notwendige nicht im Guten vorwärts will. Aber können muß man's. Nicht schwach darf man sein. Wie die kleine Laus von Burghausen. Fäuste muß man haben, und Herz, und Blut, und Knochen! Und ein Lachen muß man besitzen, das die guten, dummen Menschen versöhnt. Du bist ein armseliger Tropf im schwächlichen Hunger deiner kranken Knabensinne, die faul geworden, ehe sie noch reif wurden. Geh aus meiner Stube! Flink! Und greif dir eine von meinen Badmägden, die mir nur die Waden kneten dürfen und die Sohlen schaben. Geh! Ich mag dich heute nimmer sehen."

Mit aschfarbenem Gesicht, doch immer lächelnd, machte Prinz Ludwig seinen langsamen, wippenden Käferschritt und verließ die Stube.

„Nachtigall, spiele mir was und laß die Vögel wieder singen!" Herr Ludwig ging erregt in der Stube auf und nieder. „Drei Kinder wurden mir in Paris geboren und starben jung. Ihre zwei Mütter hatten zu wenig Sonne im Leib, um meine Kinder für das Leben reif zu machen. Nur diesen einzigen, der noch lebt —" Der Herzog sprach den Satz nicht zu Ende. Seine Schritte wurden schneller, und in Zorn murrte er vor sich hin: „Allerlei Kostbarkeiten hab ich aus Paris davongetragen." Er sah zur Türe hinüber. „Um eine zu viel!" Ein schwerer Atemzug hob seine breite Brust. „Wahr ist's, Nachtigall! Ich habe oft und viel gesündigt an meinem Haus." Er deutete nach der Türe. „Der da sieht aus, als sollte er's vergelten an mir."

Die Vögel zwitscherten wieder, und Nachtigall spielte die zärtlichste seiner Weisen. Herr Ludwig schüttelte den Kopf: „Laß gut sein! Mein Gehör ist verdorben, alles klingt mir falsch."

Der Kämmerer Wolfl brachte eine Meldung. Und dann trat ein kleiner, hochbejahrter Mann mit weißem Faltengesicht in die Stube, dunkel gekleidet, mit einer seidenen Schaube: Herzog Ludwigs Geheimschreiber, der Stadtpfarrer Gabriel Gleslin. Ihm folgte ein Laienpriester, vierzigjährig, in langem Schwarzkleid; eine gesunde, derbe Gestalt war's, mit sonnverbranntem Gesicht und groben Fäusten; doch unter der braunen Haut an Stirn und Wangen war dem Manne das Blut entronnen, eine wehe Angst bettelte in seinen Augen, und seine Fäuste zitterten. Er neigte sich tief.

„Wer ist das?" fragte der Herzog.

Gleslin erwiderte: „Einer, der den gnädigsten Herrn um Gnade bitten möchte."

Herr Ludwig betrachtete den Mann, schickte den Meister Nachtigall mit einem stummen Wink aus der Stube und fragte wieder: „Wer ist das?"

„Der Pfarrer von Kösching."

„Sooo?" Der Herzog nickte heiter. „Von Kösching? Der, als der Papst den Bann über mich verhängte, so flink seine Kirche schloß, die Lichter ausblies und das Sakrament versperrte?"

„Ich mußte, Herr!" Der Pfarrer kämpfte um jedes Wort. „Als Priester! Nach meinem Eid!"

„Sooo? Und wie hältst du denn sonst deinen priesterlichen Eid? Du bist doch wohl der Pfarrer von Kösching, der eine Kebsin mit drei Kindern in seinem Widum hält? Hat deine sakramentlose Gemeinde dich verklagt?"

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. „Bloß mein Kaplan. Meine Pfarr-

kinder mögen mich leiden. Mich und — Ach, gnädigster Herr, mein Trinle ist so ein gutes, barmherziges Weibl!"

„Gut oder boshaft, das macht für die Weiber keinen Unterschied. Ein Weib zieht immer den kürzeren. Ist sie boshaft, so hilft es ihr nichts. Ist sie barmherzig und geduldig, so geschieht ihr unrecht." Herr Ludwig wandte sich an Gleslin. „Wie denkst denn du über dieses verbotene Zuckerbrot in den Pfarrhöfen?"

Der Greis schmunzelte. „Da hab ich kein zutreffendes Urteil mehr. In drei Jahren bin ich achtzig."

„Ja, Gleslin, alte Bäcker verstehen sich nimmer auf neues Brot." Herr Ludwig betrachtete den Inkulpaten. „Jetzt bist du verklagt. Du mußt das Weib mit den Kindern fortschicken aus deinem Widum. Oder ich muß dich strafen. Gesetz ist Gesetz."

In den Augen des Dorfpfarrers irrte eine hilflose Verzweiflung. Er preßte vor der Brust die Fäuste aneinander, daß er weiße Knöchel bekam, und stieß die Worte rauh heraus: „Ich möcht dem Gesetz gehorchen, Herr, und bring's nit fertig. In meinem Innern ist beständiger Krieg. Oft lauf ich in meiner Gewissenspein hinaus in den Wald und tu einen Eid um den andern, daß ich umkehren will auf dem Weg meiner Sünden. Und komm ich wieder heim, und treten mir Weib und Kind entgegen, dann regt sich in mir die Lieb zu ihnen mächtiger als die Lieb zum Guten. Und da muß ich wieder ein Meineidiger sein und bring's nit fertig, daß ich mich selber überwind." Er konnte nimmer weiterreden. Seine Zähne knirschten.

Da sagte Herr Ludwig rasch: „Du bist ein Mensch. Sei im übrigen, was du magst! Ich bin kein Heiliger, der zu richten kam. Drum sag ich dir: Geh hin und sündige!"

Der Mann von Kösching riß die Augen auf und konnte dieses Wort der Gnade nicht gleich begreifen. Als er es verstand, wollte er sich aufs Knie werfen. Doch Herr Ludwig, mit seiner starken Faust, hielt ihn aufrecht und sagte ruhig: „Ein Pfarrer, der seinen Eid hält, darf nicht knien vor einem, den der Papst in den Bann getan! — Gleslin! Führ diesen Menschen hinaus! Das Ding ist erledigt."

Als der Greis wieder in die Stube kam, sagte er: „Der Himmel segne Eure Barmherzigkeit!"

Herr Ludwig schüttelte den Kopf „Barmherzigkeit ist keine Eigenschaft der Menschen. Die kommt zuweilen, ich weiß nicht, von wo. Vielleicht von dort her, wo der Ewige wohnt, von dem wir alle wissen, und den noch keiner sah. — Gleslin!"

„Was, gnädigster Herr?"

„Ich glaube: Er lebt! Und gut ist er. Zu ihm kehrt, wenn ein Körper verdirbt, der menschliche Geist zurück, sei er von Sünden befleckt oder nicht, seien die Werke des Menschen gut oder bös gewesen."

Wieder schmunzelte Gleslin. „Sagt solche Dinge nur zu mir, gnädigster Herr! Sonst verbrennt man Euch, wie den Hus."

Der Herzog lachte: „Das Feuer ist für die Kleinen. Wenn ein Ketzer den Purpur zur Entschuldigung hat, dann ist er sicher." Verstummend hob er den Kopf und betrachtete den Greis, der aus seiner Schaube ein Pergament herausholte. „Gleslin? Du machst dein Rätselgesicht? Bringst du was Dummes?"

„Das hat mir vor einer Viertelstunde ein Freund geschickt."

Herr Ludwig las. Dunkel fuhr ihm der Zorn ins Gesicht. „Ach, guck doch! Die schöne Else rührt ihre weißen Muhmenhände! Die will wohl

meinen Mist auf ihres Bruders Acker fahren?" Er warf das Pergament auf den Tisch und ging mit jagendem Schritt durch die Stube. „Da muß man zuvorkommen."

„Seid bedächtig, Herr! Was der Brief da meldet, muß uns wachsam machen. Das geb ich zu. Aber schwören möcht ich, daß der Zollern von diesem Kunkelspiel in seiner Frauenstube keine Kenntnis hat. Seit dem Herbste ist er in seiner Brandenburger Mark —"

„Die er von unserm Haus gerissen!"

„Nein, Herr! Die der König ihm verliehen hat für treue Dienste. Der Zollern hat immer zum König gehalten und ans Reich gedacht —"

„Reich! Reich! Was Reich! Mir liegen Paris und Mailand näher als Prag und Wien. Ich bin Fürst auf meinem Boden, will's bleiben und wehre mich meiner Haut." Weil Herr Ludwig die Stimme so zornig schraubte, fingen die kleinen grünen Papageien schrill zu kreischen an.

Gleslin ging zum Erker und deckte die dunkelroten Tücher über die Käfige. Die starke Abendsonne, die durch die Fenster hereinfiel, umglänzte den blassen Greis.

Immer heißer erregte sich der Herzog. „Meine Haut kann erzählen! Sieh meinen Kopf an, meine Hände! Ich will Sühne haben. Und Fritz von Zollern hindert sie mir. Hat er nicht das Gericht wider diesen fahrigen Mörder verzögert, der sich von Bayern nennt? Hat er ihm nicht die Verzeihung des geldnotigen Königs erwirkt?"

„Solchen Vorschub um der Verschwägerung willen hab ich nie gebilligt. Aber zieht auch in Rechnung, gnädigster Herr, was Ihr ihm getan habt."

„Ich zähle, was mir in die Rechnung paßt."

„Ihr habt ihm vergangenes Jahr seine fränkischen Lande verwüstet, habt ihm die Stammburg seines Geschlechtes niedergeworfen. Und immer zögert Herr Friedrich noch, wider Euch in den Kampf zu treten."

„Weil er mich fürchtet."

„Nein, Herr! Weil er im Reich der einzige ist, der auf die Friedensmahnung des deutschen Königs hört. Und sollte Frau Else, verhetzt von ihrem Bruder Landshut, wider Ingolstadt rüsten, so dürft Ihr dessen versichert sein, daß ihr Gemahl solchen Anschlag vereiteln wird."

Nichts an diesen ruhigen Worten des Greises rechtfertigte den maßlosen Jähzorn, in dem Herr Ludwig aufbrauste: „Gleslin! Bist du mein Rat? Oder bist du bezahlt vom Fritz von Zollern?"

Dem alten Mann stieg eine dünne Röte ins Gesicht. „Wer und was ich bin, gnädigster Herr, das wißt Ihr so gut wie ich. Aber ich sehe wieder: es ist ein gefahrvolles Geschäft, einem Fürsten die Wahrheit zu sagen."

Rasch faßte Herr Ludwig den Greis an den Schultern und sagte herzlich: „Nimm's nicht übel! Ich hab's nicht bös gemeint. Aber vieles brennt und wühlt in mir —" Der Herzog ging zum Erker und blieb in der schönen Sonne stehen.

„Herr! Nun dien' ich Euch an die dreißig Jahre. Viel habt Ihr getan, wozu ich den Kopf habe schütteln müssen. Doch verstanden hab ich Euch stets. Ihr seid mir als Mensch und Fürst noch immer ein helles Gefäß gewesen. Aber so oft Ihr vom Zollern redet, seh ich etwas Dunkles in Euch, das ich nicht begreife."

„Dann schweig davon! Es könnte auch sein, daß ich heut ein andrer bin als sonst!" Herr Ludwig sah über die Schulter zur Tür hinüber. „Heut ist mir eine Niedertracht des Lebens über das Herz getrampelt." Er lachte hart. „Vielleicht war's auch eine Gerechtigkeit! Man sät, man erntet!"

Jetzt ein Lachen in Heiterkeit. „Guck nur, Gleslin, ich werde noch abergläubisch auf meine alten Tage!"

Nach kurzem Schweigen sagte Gleslin ernst: „Herr! Soll ich Euch nützlich raten, so laßt mich die Wahrheit sehen! Warum hasset Ihr diesen festen Mann, den Ihr klugerweise zu Euerm Freunde machen solltet?"

Mit jähem Schritt ging Herr Ludwig auf den Alten zu. „Jetzt bist du beim rechten Wort. Ja, Gleslin! Diese Landshuter Laus will ich nur zertreten, weil sie für mich ein lästiges Ungeziefer ist. Aber den andern hasse ich."

„Warum?"

Die Stimme des Herzogs wurde rauh. „Ich kann es dir sagen. Aber du wirst es nicht begreifen."

„Warum hasset Ihr ihn?"

„Weil ich nur das Leben habe, in dem ich stehe — solang ich es vor meinen fernen und nahen Feinden zu wahren vermag. Der andre — den du einen festen Mann nennst — nicht mit Unrecht — dieser andre hat gesunde Söhne und hat die Zukunft. Darum hass' ich ihn. Fortleben! Warum er? Warum ich nicht?"

„Herr!" Bekümmert sah der kleine, greise Mann zu seinem stattlichen Fürsten auf. „Solche Gedanken solltet Ihr dem Neid Eures Vetters Heinrich überlassen. Eurer Hoheit sind sie nicht würdig."

Der Herzog ging eine Weile stumm in der Stube auf und nieder. Dann sagte er mürrisch: „Lassen wir's gut sein! Bäslein Else soll spinnen, was sie mag. Ich will's überschlafen. Heut hab ich Gift im Ohr und Essig im Herzen. Da ist man kluger Dinge nicht fähig."

Gleslin atmete auf.

Und der Herzog rief mit lauter Stimme: „Nachtigall!" Der Lautner huschte durch ein niederes Türchen herein. „Ich reite zum Tiergarten und will zusehen, wie man die ungarischen Hirsche aus dem Käfig läßt. Freiheit ist erquicklich in jeder Form. Um zehn bestelle mir das Mahl bei den zwei schönen Wickerspacherinnen —" Da ging's wie Widerwille über das Gesicht des Herzogs. „Nein! Zu diesen beiden mag ich nimmer hin. Man soll sie beschenken. Reich! Ich speise bei der roten Bärbel. Geh!"

Noch ehe Peter Nachtigall verschwunden war, kam der Kämmerer Wolfl mit einem der Söldner, die beim Donautor die Wache hatten. Der Söldner meldete, man hätte den Knecht des berchtesgadnischen Herrn bei der Straubinger Straße im Wald gefunden, ohne Roß und ohne Kleider; und der Knecht schwöre, die sechs Gewaffneten, die seinem Herrn seit dem Morgen hinter den Fersen jagten, wären landshutische Harnaschreiter gewesen; die hätten ihm Sattel und Hemd genommen und wären in argen Zorn geraten, weil sie bei ihm den Brief nicht gefunden, den sie hätten fangen sollen.

„Fangen? Einen Brief? Warum?" Herr Ludwig streckte sich. „Was für eine Botschaft mag es sein, die der zärtliche Vetter Landshut meinem Herzen ersparen wollte?" Mit einem Handwink schickte er den Söldner fort. Dann klammerte er die Faust um den Arm des Kämmerers. „Hol mir diesen Berchtesgadner! Und sitzt er noch im heißen Wasser, so lupf ihn nackicht heraus und bring ihn im Badmantel her zu mir!"

Wolfl Graumann sprang zur Türe.

„Gleslin, paß auf!" Herr Ludwig lachte. „Wir werden Großes von kleinen Läusen hören. Es juckt mich schon in allen Haaren."

Zwischen den Vorhängen der Türe erschien das Gesicht des Kämmerers. „Gnädigster Fürst, da kommt der Jungherr —"

In einem kostbaren, weinrotfarbenen Hofkleide, das Gesicht noch glühend von der Dampfhitze des Bades, trat Lampert Someiner in die Stube und neigte sich vor dem Herzog.

Herr Ludwig begrüßte den jungen Mann mit gewinnender Höflichkeit und schien dabei so guter Laune zu sein, als hätte ihm dieser Tag nur lachende Sonne gebracht.

„Berchtesgaden? Solcher Heimat darfst du dich rühmen, Jungherr! Ist Rom das Herz der Welt und Paris ihr küssender Mund, so ist Berchtesgaden eines von ihren schönen Augen. Ein Name, der Sehnsucht in mir weckt. Ich sehe friedliche Menschen —" Dem Herzog entging der wehe Zug nicht, der sich um Lamperts Lippen schnitt. „Sehe stille Berge, sehe Gemsen springen und muß an röhrende Hirsche denken. Und Freund Pienzenauer? Wie geht es ihm?"

Lampert wollte antworten. Doch seine Stimme erstickte in einem heiseren Laut.

„Jungherr! Bei diesem nassen Ritt scheint deine Stimme gelitten zu haben?"

„Schon früher, Herr!"

„So? — Nun? Was macht Herr Pienzenauer?"

„Mein Fürst hat schwere Sorgen."

„Die haben wir alle. Ein bißchen mehr, ein bißchen weniger, das macht bei Menschen keinen Unterschied. Sorge hin oder her, wir Menschen haben es immer noch am besten auf Erden. Stirbt der Mensch, so begräbt man ihn zuweilen ohne Kopf, doch immer mit der Haut. Das tut man bei Ochs und Esel nicht. Die müssen vor der letzten Ruhe das Leder lassen. Ich preise mich glücklich, ein Mensch zu sein. Und hoffe bei dir, mein lieber Jungherr, die gleiche Wertschätzung des Lebens zu finden."

Dieses tändelnde Geplauder schien auf Lampert wie eine Marter zu wirken.

Herr Ludwig betrachtete ihn mit Wohlgefallen. „Ich sehe, Freund Pienzenauer wollte mich ehren, als er für mich zum Botschaftsträger den Schmucksten aus seiner adeligen Jugend wählte."

„Herr, dieses Lob gebührt Eurer Hofkammer, aus der ich gekleidet wurde."

„Fein gesagt! Bescheidenheit ist ein köstlich Ding. Manchmal überflüssig. Und? Wie sagtest du, lieber Jungherr? Freund Pienzenauer hätte Sorgen? Drückt ihn die Last des Alters?"

„Nein, Herr! Ein schweres Elend seines Landes." Lampert wühlte aus dem reichen Kleide, das er trug, den Brief heraus, der in dünnes, verlötetes Silberblech eingeschlossen war.

Der Herzog gab den Brief an Gleslin, der mit einer Schere die verlötete Kante abzuzwicken begann. Herr Ludwig plauderte freundlich weiter, obwohl seine Züge sich seltsam spannten.

„Fürst Pienzenauer hat feste Schultern. Aber völlig spurlos werden auch an ihm die achtzehn Jahre nicht vorübergegangen sein, seit wir selbander nach Rom geritten, um Berchtesgaden durch des Heiligen Vaters Hilfe aus der Salzburger Pfandschaft herauszuschälen. Das waren schöne Tage! Hinter den Bergen im Blau! Er ein guter Priester, ich ein mißratener Prinz! Er mußte meinetwegen sehr häufig zur Beichte gehen." Herr Ludwig lachte, während seine heiß funkelnden Augen an Gleslin hingen, der den Brief des heiligen Peter las. „Wir beide, dein prächtiger Fürst und ich, wir haben im ewigen Rom viel sterbliche Torheit getrieben." Das

frohe Lachen des Herzogs verstummte. „Gleslin!“ Er bohrte den Blick in das ernste Gesicht des Greises und riß ihm das Blatt aus den Händen. „Gib her!“ In Hast begann er zu lesen.

Lampert wurde in diesem Schweigen von einer Erregung befallen, daß man an seinem Hals die Pulse pochen sah. Auch Gleslin, der keinen Blick vom Herzog wandte, schien von einer schweren Sorge bedrückt.

Da legte Herr Ludwig enttäuscht das Blatt aus der Hand. „Was soll mir das? Der heilige Zeno scheint dem heiligen Peter eine mißvergnügte Woche zu bereiten. Aber wenn zwei Heilige sich an den Haaren ziehen, soll sich ein irdischer Sünder nicht einmischen. Der Himmel ist allein verantwortlich für die Konduite seiner Benedeiten. Ja, ja, ja — daß der Reichenhaller den vorsichtigen Schläfer von Burghausen aufstöbern möchte, ist möglich. Aber was helfen mir Möglichkeiten? Ich brauche, was sich mit Fäusten greifen läßt.“ Der Herzog sah den Brief wieder an. Dann wandte er sich rasch an Lampert. „Wie war das heute? Mit diesen Harnaschreitern? Die deinen Knecht aus dem Sattel rissen? — Beruhige dein gutes Herz! Dein Knecht ist schon gefunden. Ein bißchen Adam, aber sonst gesund! — Sag mir! Wie war das?“

Lampert erzählte mit jagenden Worten und führte an, was ihn am Ernst dieser Hetze hatte zweifeln lassen.

„Strauchdiebe?“ Herr Ludwig schüttelte den Kopf. „Nein! — Gleslin? Was meinst du?“

Der Greis wollte antworten. Da erhoben die zwei Bärenfinder im Prunksaal draußen ein wütendes Gekläff.

Der Herzog sagte lachend: „Die wittern, was für ihre Nase nicht lieblich ist. Was mag da kommen?“ Er ging zur Türe.

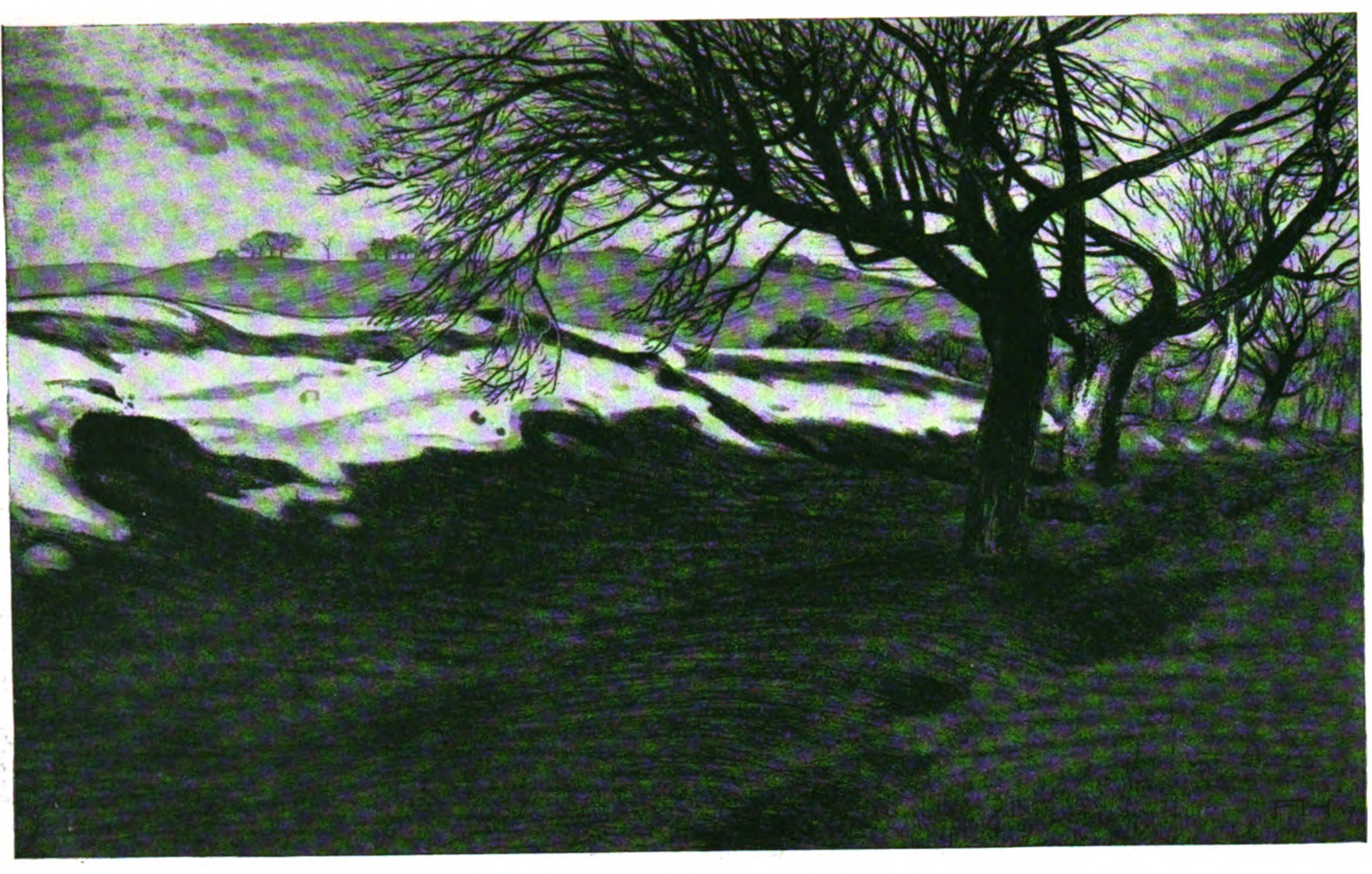
Wolfl trat in die Stube, auf silbernem Teller ein gerolltes Blatt, das grau und zerknittert war. Flüsternd sprach er unter dem Lärm der Hunde zu seinem Herrn, der diese leise Meldung mit halblauten, abgerissenen Worten unterbrach: „Ein Bettelmönch? — Staatsgeschäfte? Mit mir? — Was sagst du? Verfolgt? Der auch?“ Er warf einen schnellen Blick auf Gleslin und fragte den Kämmerer laut: „Warum hast du ihn nicht hereingeführt?“ Eine leise Antwort. Und Herr Ludwig sagte lachend: „Wahrhaftig? So schrecklich ist das? Dann begreif' ich die Hunde. Die lärmen ja wie toll. Geh, Wolfl, entführe den Schmutzfink ihrem Witterungsvermögen! Meine Badstube bewahre vor ihm! Schick ihn zu den Grobmägden in die Waschküche! Da findet er Schmierseife, Bimsstein und etwas Humor dazu.“ Als der Kämmerer die Stube verlassen hatte, beugte der Herzog seine Nase mit Vorsicht über das zerknüllte Röllchen. „Ja! Das riecht *sehr* schlecht! Aus dieser Botschaft quillt mir alle dunstende Schwäche der Menschheit entgegen. Wenn die Seele, die in diesem üblen Körper steckt, nicht besser riecht —“ Mit achtsam zugreifenden Fingerspitzen entrollte er das graue Blatt.

Draußen wurden die Hunde still.

Dem Herzog, kaum er zu lesen begonnen hatte, fuhr das Blut in die Stirne. Seine Augen blitzten. Und mit einer Stimme, in der sich Zorn und Jubel mischten, schrie er ins Leere: „O du Laus du!“

Erschrocken trat Gleslin auf Lampert zu und flüsterte: „Ich bitt Euch, Jungherr, verlasset die Stube!“ Er legte den Arm um Lampert, ging mit ihm bis zur Türe, wandte sich und tat einen mühsamen Atemzug.

„Gleslin!“ schrie der Herzog. „Lies das! Lies, lies, lies! Dieses stinkende Blatt ist drei von meinen Burgen wert! Lies das! Ich hab ihn! Schlecht



Tauwetter. Nach einer Radierung von Felix Hollenberg

ist er immer gewesen. Jetzt ist er dumm. Das soll ihm auch den Hals brechen."

Der Greis hatte die lateinischen Zeilen des Franzikopus Weiß mit raschem Blick überflogen und stammelte: „Herr, laßt Euch warnen! Das sieht der schlauesten von seinen Listen ähnlicher als einer Dummheit."

„Nein! Was er da beginnt, liegt außerhalb seiner Schläue. Das kommt aus seiner Habgier. Die macht ihn blind. In Blindheit schwächt er sich. Ein großer Heerhauf unter seinem besten Hauptmann, Kammerbüchsen und Antwerke unter seinem besten Schießmeister — und das alles festgelegt auf Wochen hinaus! Jetzt hab ich ihn. Jetzt schlag ich los. Trommle die Schreiber zusammen! Die Briefe an die Meinen müssen fort, noch heut in der Nacht!"

„Herr, gnädigster Herr," der Greis zitterte und hob die Hände, „ich beschwör' Euch, Herr, geduldet Euern Zorn! Mißtraut dieser Sache! Er will Euch reizen, Euch überrumpeln. Ihr seid nur halb gerüstet. Das weiß er. Drum lockt er Euch. Kommt zur Besinnung, Herr! Eure Macht ist ungenügend —"

Heftig unterbrach der Herzog die stammelnden Worte des Greises: „Wahr! Ich bin an Land der schwächste unter Bayerns Fürsten. Man hat meinen Vater und mich bei der Teilung brüderlich bestohlen um Städte und Burgen. Was verschlägt's! An Gehirn bin ich der Reiche. Mein Witz wird ausreichen, um die Vettern nach meinem Willen zu meistern. Die zu München sind deutsche, redliche Biederleut. Also ungefährlich. Und den Landshuter Maulwurf, der mir den Boden untergraben will, zerstampf ich."

„Herr, Herr, wie dürfet Ihr vergessen, daß Ihr dem König geschworen habt, den Frieden zu wahren? Soll Herr Sigismund Euch wieder den Vorwurf machen, daß Ihr vor bayrischen Stauden den deutschen Wald nicht seht?"

Dieses mahnende Wort hatte eine Wirkung, daß Gleslin erschrak und stumm wurde.

„Wer? Wer bricht den Frieden?" schrie Herr Ludwig in einem Zorn, der sein Gesicht verzerrte. „Soll ich von meinem eignen Diener hören müssen, daß ich mein Wort nicht halte? Und wenn es so wäre? Mein Wort ist mein Wort. Ich richt' es auf und brech' es entzwei. Wie's mir beliebt. Aber so ist das nicht. Jetzt nicht. Er ist der Meineidige."

Der Herzog ging zum Erker und stand umgossen von der rotgewordenen Sonne, die schon sinken wollte. Unter den dunklen Tüchern zwitscherte ein Vogel, in dessen verhangenen Käfig ein Strahlensplitter dieses glühenden Lichtes fiel.

Höhnend schrie Herr Ludwig über die Schulter: „Guck nur, guck! Will den heiligen Peter in seinen gierigen Sack stecken und Salzburg in den Hintern zwicken. Ist das nicht Friedensbruch? Kommt er da nicht in mein Gehege? Bin ich nicht Patron und Stifter von Berchtesgaden? Bin ich nicht verpflichtet, dem heiligen Peter nach Kräften beizuspringen? Und Salzburg? Mit dem ich verbündet bin? Nun, Gleslin? Warum redest du jetzt nicht von deiner berühmten deutschen Treue? Jetzt will ich einmal ein Deutscher sein. Ich will. Und da sollst mich du nicht hindern. Und keiner!"

„Ach, Herr," klagte der Greis, „wie soll man aufkommen wider Euch? Ihr schreiet. Und da muß man schweigen, weil man den Kräften Eurer Lunge nicht gewachsen ist."

„Gut! Schweige! Das Ding bedarf keines Rates mehr. Gestern hat der Landshuter mit diesem Zug wider Berchtesgaden das Wort gebrochen, das er dem König gab. Wer gegen den heiligen Peter schlägt, trifft mich. Da

wehr' ich mich meiner Haut. Das ist mein Recht. Und für die Spitzfindigen wahr' ich auch den Schein. Zu deiner Beruhigung. Den Esel von Burghausen mein' ich. Drum mach ich den Anfang mit seinem Helfer Zollern und schlage morgen los auf den Brandenburger Sack." Herr Ludwig schritt vom Erker hinüber zum Tisch.

Gleslin ging hinter ihm her und sagte: „Herr! Wollt Ihr schon nicht Besinnung zeigen, so seid in dieser mörderischen Stunde doch wenigstens bis zu nützlichem Maße abergläubisch! Laßt den Zollern in Ruhe! Den allgewaltigen Günstling des Königs und solch ein Kind des Glückes greift man nicht an."

Dieses ruhige Wort schien den Herzog stutzig zu machen. Aber da kam sein Lachen, jenes starke und frohe Lachen, mit dem er auf der Stechbahn loszurennen pflegte, um den Gegner wie in heiterem Spiel auf den Sand zu werfen.

„Günstling? Das mag stimmen, Gleslin! Ein Kurfürst von Königs Gnaden. Aber ein Glückskind? Mit leeren Taschen? Im Purpur, dem die Knöpfe fehlen? Nein, Gleslin! Das geliebteste Kind des Glückes ist der Starke. Nun soll es sich weisen, bei wem die Kraft ist. Schweige! Kein Wort mehr! Bei meiner Ungnad! Ich will's. Und was ich will, das tu ich." Lachend legte Herr Ludwig seine zerschnittene Hand auf die Schulter des alten Mannes. „Sorge dich nicht! Ich spüre in mir das Glück und die Gunst der Stunde. Den Vorteil und die Gelegenheit wittern, das ist die Eigenschaft aller wahren Kinder des Glücks. Es wäre möglich, Gleslin, daß in dieser Stunde, die du mörderisch nanntest, eine neue Kaiserkrone geschmiedet wird." Der Herzog guckte lachend in der Stube herum. „Wo ist der gadnische Jungherr?" Er ging zur Türe.

Gleslin nahm den weißen Kopf zwischen die zitternden Hände. „Weh uns! Weh über unser schönes Land! Ihr Herren, ach, ihr Herren, ihr traget einen Kretzen voll Elend um! Über wen wird man ihn ausschütten?"

„Über den Schwächeren." Herr Ludwig rief in den Prunksaal hinaus: „Jungherr Someiner?"

Lampert kam.

„Es tut mir leid, mein lieber Jungherr, aber ich kann deiner beschädigten Kehle keine ausreichende Erholung vergönnen. Vor dem Morgen wirst du reiten müssen. Dein müder Gaul kann leer laufen. Ich gebe dir ein gutes Roß, Geld, Kleider, Waffen, was du brauchst. Der Wunsch deines Fürsten, der mich um Beistand bittet, ist erfüllt."

Eine heiße Blutwelle schoß in Lamperts Gesicht. Doch gleich erblaßte er wieder, als hätte ihm eine Sekunde des Denkens die jähe Freude in Sorge verwandelt.

„Ich gebe dir dreißig von meinen Besten mit," sagte der Herzog, „da kannst du schnurgerade auf guter Straße reiten, gleichviel durch wessen Land. Zehn sollst du zum Bischof von Chiemsee schicken, zehn zu meinem treuen Kaspar Törring. Die beiden sollen ausrücken und die Laus, die dem heiligen Peter auf den Pelz gekrochen, von hinten fassen. Und du —"

Der Herzog setzte sich an den Tisch, warf in Hast einige Zeilen auf ein Blatt, unterschrieb mit großen Zügen: „Loys" — und machte jenen wunderlichen französischen Schnörkel drunter, der das Gespött seiner deutschen Vettern war.

„Du reite mit dem Geleit, das dir bleibt, nach Salzburg! Hier ist mein Auftrag. Salzburg wird deinem Fürsten Beistand leisten."

Lampert neigte sich. Als er wieder aufrecht stand, haftete sein ernster

Blick an den Augen des Herzogs. „Eure Hoheit erfüllen die Bitte meiner Heimat," sagte er mit entfärbten Lippen, „und ich muß Euch danken. Das muß ich, Herr! Ich danke. Aber —"

„Was aber?" fragte der Herzog verblüfft. Er machte ein paar Schritte, und die rotvioletten Lichtstreifen, die durch den Erker hereinfielen, lagen wie lange, gerade Blutbäche um ihn her, durchschnitten von seinem großen Schatten.

„Herr —" Lampert kämpfte. „Eine schmerzende Sorge bedrückt mich —"

„Oh? — Nun! Rede! Du machst mich neugierig, Jungherr!"

„Was da um eines nichtigen Anfangs willen aufsteigt über Land und Menschen meiner Heimat — Herr — das ist eine Wetterwolke, aus der es Geißelschläge regnen wird. So, Herr, wie heute der Hagel über die Früchte von tausend Äckern fiel."

Erheitert lachte Herr Ludwig. „Mein lieber Jungherr Someiner! Gedulde dich mit deinem heldenhaften Erbarmen, bis du weißt, wer die Hiebe bekommen hat." Er rief mit starker, ungeduldiger Stimme: „Wolfl!" Der Kämmerer trat in die Stube. „Bringe diesen müden Jüngling zu einem guten Bett. Fünf Stunden kann er schlafen. Alles Weitere hörst du noch." Und zu Lampert, der bleich geworden war bis hinter den goldbetreßten Halsrand des roten Hofkleides, sagte der Herzog liebenswürdig: „Gott befohlen, Jungherr! Es war mir eine Freude, dich kennen zu lernen. Die Gelegenheit wird sich ergeben, daß wir uns wiedersehen, um tapfere Worte zu wechseln. Grüße mir das schöne Berchtesgaden!"

Während Lampert zur Türe ging, hörte er den alten Gleslin flüstern: „Herr! Das war keine Stimme der Furcht. Das ist Herz und ehrlicher Mut gewesen."

Der Herzog lachte. „Ja, ja, ja, lieber Gleslin! Du hast recht, ich weiß. Du bist ein großer Menschenkenner. Ich bin das Kind! Aber Kinder wollen ihren Willen haben. Komm und schreib die Briefe an meine Hauptleute, an den Balthasar Muracher von Aichach, an den Frauenberger, an den Pfleger von Wasserburg —"

Draußen im Prunksaal, ganz verloren, streichelte Lampert mit seiner zitternden Hand die Stirnen der beiden Hunde, die ihm ihre Köpfe hinstreckten.

Man führte ihn zu einer hübschen Stube, in der ein Mahl bestellt und ein Bett für ihn gerichtet wurde.

Mit seinem Arm war's besser seit dem heißen Bad. Aber seine Kehle schmerzte, immer mußte er husten.

Als er allein war, stand er noch lang an dem kleinen Fenster und sah über das Gewirr der spitzen Dächer, über Mauern und Basteien, über das bleiche Band der Donau und über Felder und Wälder hinaus in den sinkenden Abend. Die südliche Ferne, in der seine Heimat lag, war überhangen von einem Wuste finsteren Gewölks.

In der dunkel gewordenen Stube warf er sich auf die Polster hin.

Unter einem Wirbel schmerzender und sehnsüchtiger Gedanken drückte ihm die körperliche Erschöpfung einen bleiernen Schlaf auf die Lider.

Während der ganzen Nacht ging über das kleine Fenster dieses matte, vom Mondschein gedämpfte Wetterleuchten des nach Süden gezogenen Gewitters.

Um die dritte Morgenstunde ritt Lampert Someiner mit den dreißig Gepanzerten durch das Donautor. Der steife Moorle zottelte leer zwischen den schweigenden Reitern. Lampert saß auf einem guten Gaul, und über

den eignen Kleidern, die wieder trocken waren, trug er als Botengabe des Herzogs eine feingeschmiedete flämische Plattenrüstung, dazu einen Helm mit zwei Fasanenflügeln.

In der dunstigen, vom Mondschein grünlich getönten Höhe funkelten noch die letzten müden Sterne. Gegen Osten und Süden standen dicke Wolkenwände, von den glühenden Streifen des Morgenrotes gesäumt und durchädert.

Als hinter den Reitern das Rauschen der Donau versank, war in der grauen Morgenstille nur noch Lamperts bellender Husten, das Hufgeklapper der schweren Rosse und das taktmäßige Klirren des vielen Eisens.

Bald näher, bald wieder ferner sah man auf dem sanft gehügelten Gelände einzelne Reiter jagen, die zwischen dunklen Waldflecken auftauchten, sich schwarz vom hell werdenden Himmel abhoben und wieder verschwanden. Das waren Herzog Ludwigs Boten, die mit den Briefen zu seinen Städten und Burgen ritten und nach allen Richtungen die Funken des aufbrennenden Krieges trugen.

XII

In der tobenden Gewitternacht, die über die Berge gekommen war, hatten die Menschen zu Berchtesgaden keinen Schlaf gefunden. Nicht, weil ruhelos der Regen prasselte und diese wütenden Donnerschläge die Lüfte füllten.

Die Frauen und Mädchen hatten beklemmende Träume bei wachen Augen. Viele von ihnen flüchteten trotz Regen und Finsternis zu versteckten Tälern oder kletterten bei Laternenschein zu entlegenen Almhütten hinauf, um sich zitternd im Bergheu dunkler Dachböden zu verkriechen. Außer den Alten und Kranken blieben nur ein paar Lustige, die dem Schicksal trotzen wollten, und die von Sehnsucht erfüllten Häßlichen, die dem Feinde einen minder wählerischen Geschmack zutrauten, als ihn die berchtesgadnischen Mannsleute bewiesen hatten. Es blieben auch die tapferen Mütter, die kein Schmachgedanke von ihren hilflosen Kindern trennen konnte, und die braven Frauen, in denen das Pflichtgefühl stärker war als die Angst vor dem unausbleiblichen Feinde.

Eine von diesen Frauen war die Amtmännin Someiner. Sie hatte in dieser Nacht sehr viel zu tun. Es blieb ihr keine Zeit, an den Feind zu denken. Und daß sie ihren Buben weit vom Schuß wußte — dieser Trost half ihr die Sorge tragen, die ihr die plötzliche Erkrankung ihres Mannes verursachte.

Herr Someiner war seit dem verwichenen Mittag ein schwer Leidender. Das stand außer Zweifel. Er lag zu Bett, mit häufigen Unterbrechungen, und litt entsetzliche Qualen. Sei es, daß der ehrenfeste Ruppert sich eine rapid wirkende Verkühlung zugezogen hatte — sei es, daß ihm der ruhelose Gedanke an seine Amtsentsetzung gleich einem giftigen Wurm das Leben benagte, oder daß ihm sein schlechtes, von siebzehn lebendigen Ochsen und vielen erschlagenen Menschen bedrücktes Gewissen die Eingeweide belastete — so oder so, er fühlte sich seinem letzten Stündlein erschreckend nahegerückt. Kein Warmbier mit Muskatnuß, kein heißer Wein mit Zimtrinde wollte helfen. Immer wieder erneute sich das heimtückische Leiden. Den drohenden Tod vor Augen, wollte Herr Someiner mit dem Irdischen abschließen und sein Testament machen; aber sein Leiden gewährte ihm die freie Minute nicht, die er zum Schreiben nötig hatte. Er kam der völligen Auflösung immer näher.

Vom Abend bis zum grauen Morgen, unter Blitz und Donner, lief Frau

Marianne zwischen Krankenstube und Küche unermüdlich hin und her. Und in den kurzen Pausen, die ihr die Pflege des leidenden Gatten bewilligte, hatte sie notwendige Kriegsgeschäfte zu erledigen. Sie mußte, was an Geld, an Schmuck und Silber im Hause war, auf dem Dachboden verräumen oder an den undenkbarsten Plätzen vermauern. Die alte Magd, die der Amtmännin bei diesem Huschelwerke behilflich war, äußerte dunkle Ahnungen über das Findertalent der Kriegsleute, denen sie auch sonst noch himmelschreiende Dinge zutraute. Doch Frau Marianne fand die tapfere Antwort: „Soll nur einer kommen! Dem schlag ich meinen Schurz ums Maul, daß ihm Hören und Sehen vergeht.“

Die gleiche Arbeit, die von der Amtmännin auf dem Dachboden und sonstwo geleistet wurde, geschah während dieser Nacht in allen Häusern von Berchtesgaden. Wer einen Knopf von Wert besaß, vergrub ihn.

Auch im Stifte waren viele Hände damit beschäftigt, die Pergamente und Kostbarkeiten, das silberne Tafelgeschirr und das bescheidene Quantum des nach den Rüstungen der letzten Wochen noch übrigen Bargeldes in Sicherheit zu bringen.

Noch immer hofften die Chorherren, daß Herr Pienzenauer in jeder nächsten Stunde mit der ersehnten Hilfe aus Salzburg heimkehren würde. Und als mit dem erwachenden Morgen das Gewitter sich ausgetobt hatte und ein schwerer Nebel das Tal bis zum Erdboden füllte, setzten die Herren neues Zutrauen auf dieses dicke Grau, bei dem auch eine feindliche Übermacht den Sturm nicht wagen konnte. Doch sie wollten sicher gehen für alle Fälle. Als es zu dämmern anfing, knatterten sieben mit Nahrungsmitteln, Zelttüchern, Decken, Kissen und Kochgeschirr beladene Wagen zum Königssee hinauf. Dort war eine versteckte Waldschlucht mit einer großen Höhle, die man die „Klostergrube“ nannte. Hier hatten sich auch bei früheren Kriegshändeln die flüchtenden Chorherren geborgen. Alle, die zum fürstpröpstlichen Hof des heiligen Peter gehörten, hatten Kenntnis von diesem Schlupf und wußten, wohin sie rennen mußten, wenn eine gefährliche Stunde schreien würde: „Menschenkind! Jetzt spring!“

Gegen die neunte Morgenstunde fing von Westen her ein fester Wind zu blasen an und brachte die grauen Schwaden der Lüfte in jagende Bewegung. Und da hörte man von der Reichenhaller Gegend herüber ein dumpfes Murren: das ferne Stimmengebrüll der „Hornaußin“ und der „Landshuterin“, die beim Hallturm mit der „Anna“ und „Susanne“ musizierten.

Die Berchtesgadner wußten: es stand eine erdrückende Übermacht vor den Grenzen des Ländleins. Je schneller die dumpfen Pulverstimmen in der Ferne böllerten, um so mehr begann sich das Gefühl der Unsicherheit zu einer ratlosen Verwirrung zu steigern. In den Höfen des Stiftes und in allen Gassen von Berchtesgaden gab's ein schreiendes Gerenne.

Inmitten dieses angstvollen Aufruhrs spielte ein paradiesisches Idyll, von den häßlichen Dingen der Welt durch dicht geschlossene Fensterläden geschieden.

In der ebenerdigen Dampfkammer des Badhauses, dessen obere Stockwerke den „frummen“ Fräulein und Pfennigfrauen zur Wohnstatt angewiesen waren, nahmen zwei blessierte Helden während des Bades ihr reichliches Frühstück ein: der Chorherr Jettenrösch, mit einem Verband um den rechten Oberarm, und der junge Sigwart zu Hundswieben, mit verbundenem Haardach und einem knopfähnlichen Pflaster auf der Nasenspitze. Jeder von den beiden saß in einer hohen, langen, zwiebädrigen Holzkufe. Dem Jettenrösch

saß in der Wanne das Fräulein Rusaley gegenüber, dem Hundswieben das Fräulein Aglaja. Zwischen Männlein und Weiblein war über die Kufe ein Brett gelegt und mit gesticktem Linnen bedeckt. Neben den Zinntellern, auf denen Obst und hartgekochte Eier aufgetragen waren, standen die mit Rotwein gefüllten Becher. In einer dritten Kufe saß einsam das Fräulein Gerilind und spielte mit flinken Hämmerchen auf einer Stahlzitter. Die frummen Fräulein trugen hohe, mit allerlei Glitzerschmuck gezierte Hauben, die das Haar züchtig verhüllten. Während man so das Frühstück verzehrte, wurde mit höfischer Zierlichkeit ein heiteres, neckendes Gespräch geführt. Und manchmal lachte Fräulein Aglaja oder Fräulein Rusaley mit hellem Stimmchen belustigt auf. Nur das einsame Fräulein Gerilind blieb ernst und widmete sich mit musikalischem Pflichtgefühl dem klingenden Stahlkonzert, obwohl von diesen feinzirpenden Tönen nicht viel zu vernehmen war. Denn die zwei großen kupfernen Dampfretorten, unter denen das Feuer in gemauerten Herden prasselte, ließen mit sausendem Geräusch die heißen, köstlich nach Latschenöl duftenden Dunstwolken in die Kammer strömen.

So verging den Badenden der halbe Vormittag in allamodischer Ergötzlichkeit. Bei dem sonnigen Frohsinn, der ihre weltentrückten Seelen erfüllte, bemerkten sie lange nicht, daß das Wasser, in dem sie saßen, bedenklich an angenehmer Temperatur verlor. Aber schließlich fühlten sie doch diesen wachsenden Entgang an Sitzwärme und läuteten der Bademagd.

Diese Magd erschien nicht. Als jener angstvolle Aufruhr durch die Gassen von Berchtesgaden gesprungen war, hatte auch der erschrockene Bader mit seinen Leuten Reißaus genommen und völlig der in der Dunstkammer sitzenden Badgäste vergessen, die beim sausenden Gepfurr der Dampfretorten weder den versiegenden Büchsendonner in der Ferne vernommen hatten, noch das wachsende Menschengeschrei der nahen Gasse zu hören vermochten. Aber jetzt, weil unter den Retorten das Feuer auszugehen drohte und der Dampf immer schwächer zischte, wurden die Arkadier im verkühlenden Wasser aufmerksam auf die rohen Stimmen der Außenwelt. Und plötzlich hörten sie ein verzweifeltes Geschrei, dazu den Hufschlag jagender Rosse auf dem Pflaster. Herr Jettenrösch, von böser Ahnung befallen, hüpfte aus der Kufe heraus und zerrte an einem Fenster die Läden auf. Über seinen Kopf weg fuhr der dicke weiße Dunst des Baderaumes in den bleichen, kühlen Tag hinaus. Und da draußen gewahrte Herr Jettenrösch einen mit dem Pferde quirlenden Reiter, der sich auf der Flucht in den Gassenwinkel vor dem Badhaus verirrt hatte. „Gottes Tod! Was ist denn geschehen?"

Entgeistert starrte der Reiter dieses paradiesische Fenster an, in dem jetzt unter wehendem Dampf ein doppelter Adam und eine dreifache Eva zu sehen waren.

Fünf Stimmen kreischten ihm erschrocken zu. Und da lallte der Reiter: „Die Hallturner Mauer ist gefallen. Die bayrischen Reiter sind hinter uns! Springet, ihr Herren, springet!"

Herr Jettenrösch, der Hundswieben und die drei frummen Fräulein sprangen bereits. Sehr schnell. Sie sprangen aus der Badstube und über die steile Treppe hinauf.

Es verging eine halbe Stunde, bis sie zur Not in deckende Kleider kamen und in der Verwirrung zusammenraffen konnten, was sie mitschleppen wollten.

Durch die Marktgasse gab's keinen Weg mehr. Vor dem Badhaus knäuelte sich ein Gedränge flüchtender Bauern vorüber, mit großen Päcken auf den Köpfen, mit Kindern, Schafen und Schweinen, mit Vieh und Karren. Ein

Trupp von sieben gadnischen Reitern sprengte erbarmungslos in dieses Gewühl hinein — und einer war dabei, der halb ohnmächtig im Sattel hing, helmlos, das bärtige Gesicht und die Platten der Rüstung von Blut übergossen. War's der Marimpfel? Oder war's nur einer, der ihm gleichsah?

Die Fünfe aus dem Badhaus hatten erschrocken Kehrt gemacht. Sie liefen durch den Hausflur, gewannen das Gärtlein, hüpften durch die bunten Beete, kletterten über Mauern und Zäune, flüchteten über das steile Gehäng hinunter und wateten im Tal durch die rauschende Ache. Auf dem Sträßlein, das neben dem Frauenreuter Sudhaus gegen den Königssee hinaufzog, trafen die fünf dürftig Bekleideten keuchend mit dem Häuflein der dicht verhüllten Nonnen zusammen, die aus dem geweihten Schwesternhaus geflohen waren und mit geschürzten Kutten zu dem verläßlichen Schlupfwinkel der „Klostergrube" rennen wollten. Wie ein Schwarm erschreckter Schäflein sprangen die frommen Mütterchen ratlos hin und her und waren glücklich, als sie Geleit und männlichen Schutz bekamen. Hinter den beiden blessierten Stiftsherren zappelten die ehrbaren Nonnen und die krummen Fräulein einträchtig nebeneinander her, hielten sich bei den Händen gefaßt und beteten beim Springen den gleichen Hilfeschrei zur allbarmherzigen Himmelskönigin.

Wer von diesen Fliehenden die verstörten Augen über die Schultern drehte, konnte droben auf der Hallturner Straße, von jagendem Nebel halb umschleiert, ein winziges Figürchenspiel entdecken, das sich hurtig gegen Berchtesgaden bewegte. Aus der Ferne beschaut, erschien es fein und zierlich. In der Nähe war's ein Schauder und Grauen.

Hinter fliehenden Fußknechten des heiligen Peter kam ein Schwarm der Burghausener Harnaschreiter einhergesprengt. Nach der blutigen Arbeit bei der Hallturner Mauer blühte diesen Siegern das lustige Sackmachen zu Berchtesgaden. Wer jetzt den flinksten Gaul hatte, fand die reichste Beute und konnte das Haus wählen, das er plündern wollte. Wie der Hagel auf die Ähren schlägt, so stampften die Gäule immer wieder in einen Trupp der Fliehenden hinein. Wer von diesen Bedrohten nicht über den Hang der Straße hinuntersprang — wer in einem Wahnwitz, den er als Tapferkeit empfand, sich wider die rollende Eisenwalze zur Wehr setzte — der wurde niedergeritten, niedergeschlagen, niedergestochen.

Weit hinter dem Reiterschwarme jagte ein schlanker Falbe, der sich beim Rennen wie ein Windhund streckte. Im Sattel gaukelte ein junger Mensch. Seine Rüstung war von Erde und Asche umkrustet, mit geronnenem Blut gesprenkelt. Die Linke hielt den Zügel vorgeschoben; die Rechte, die schlaff hinunterhing, umklammerte den Griff des Schwertes. Er hatte den Helm verloren, trug nur die Kettenhaube — und aus dem kleinen Oval des Stahlgeflechtes sah ein blasses, von Schweiß und Schmutz geflecktes, fast zur Unkenntlichkeit verzerrtes Knabengesicht heraus. Immer hörte er zwei zornige Stimmen schreien, weit hinter sich. Der eine von den beiden, die immer die gleiche Silbe kreischten, ritt auf einem keuchenden Schimmel, der andre auf einem erbeuteten Roß, das eine gadnische Herrenschabracke trug. Die beiden hetzten ihre Pferde, doch immer größer wurde die Entfernung zwischen ihnen und diesem andern.

Als hinter den Wiesenhügeln die ersten Dächer von Berchtesgaden auftauchten, hatte der Falbe den jagenden Reiterschwarm schon eingeholt. Mit keinem Spornstreich hetzte der junge Mensch den Gaul. Aber bis auf die Mähne beugte er sich und bettelte mit flehenden, leisen Lauten. Und der Falbe streckte, streckte und streckte sich, überholte wieder und wieder einen

von den andern Reitern, kam mit der Nase voraus und jagte als erster in die leere Marktgasse von Berchtesgaden hinein.

Als der Reiterhauf um die Wende der Gasse sauste, fiel ein Geknatter über die Dächer her, und droben auf dem Berghang pufften kleine Wölklein auf: die Schüsse von Faustbüchsen. Zwei von den Reitern fielen unter die Gäule — ein Roß, das in den Kopf getroffen war, stieg mit fuchtelnden Hufen in die Luft. Auch der Bub auf dem rasenden Falben wankte. Doch er hielt sich an der Mähne. Vor einem Haus, durch dessen Erkerglas ein weißes Frauengesicht in Angst herausguckte, wollte er das Pferd zum Stehen bringen. Der Falbe prellte noch eine Strecke weit voraus. Mit zerrenden Fäusten wendete der junge Reiter den Gaul und erreichte an Amtmann Someiners Haus das Tor in dem gleichen Augenblick, in dem der Sackmacherschwarm heranrasselte. Der erste Hauf jagte weiter, zum Stift und zu den Kirchen, aus denen sich die fetteste Beute holen ließ. Die Nachtrabenden wählten unter den Häusern der Gasse.

Der Bub blieb im Sattel sitzen, weil er vor Schwäche nicht aus dem Bügel kam. Er drängte den Falben breit vor das Tor, und der Gaul ließ den Kopf hängen und pumpte mit zitternden Flanken, von denen die weißen Schweißflocken herunterfielen.

Ein paar von den Reitern, die in der Gasse wählten, kamen flink dahinter, daß der Bub unter den Häusern das beste zum Sackmachen gefunden hatte. Sie wurden grob und wollten den Falben vom Torbogen wegziehen. Mit erwürgter Stimme schrie der Bub: „Das Haus ist mein! Und rührt mich einer an, so schlag ich zu!“ Das Ding drohte bös zu enden. Da kamen zwei Pferde die Straße her gejagt: das Roß mit der gadnischen Herrenschabracke und der keuchende Schimmel. Malimmes war zuerst bei dem Buben. Er sprang aus dem Sattel, stieß die maulenden Reiter fort, faßte den Jul am Arm und brüllte wütend: „Du Lausbub, du narrischer! Was hast du denn da für eine Dummheit gemacht! Da hättst du hin sein können!“

Jul schüttelte den Kopf und lächelte stumm in seiner Erschöpfung. Nun lachte auch Malimmes. Und Runotter trat zu dem Falben hin und lehnte das entstellte Gesicht gegen des Buben eisernen Schoß. Grauenhaft sahen diese beiden aus. Ihr Wehrzeug hatte hundert Dullen und war von den Füßen bis zur Halsberge wie in dunklen Rost getaucht.

Von den Nachbarhäusern war ein dumpfes Krachen zu hören. Hier wurden Gewölbtüren und Kästen in Trümmer geschlagen. Und von überall klangen zeternde Stimmen, die um Hilfe schrien.

„Hui, da zwicken die Raubleut!“ Lustig guckte Malimmes an dem schmucken Haus hinauf. „Brav, Bub! Gut hast du gesorgt für unsern Sack!“

„Nit rauben!“ knirschte Runotter. „Aber das Haus in Scherben schlagen! Und Feuer in die Amtsstub werfen!“ Er stieß den gepanzerten Fuß gegen das Haustor.

Einen verstörten Blick in den Augen, sagte Jul mit strenger Stimme: „Das Haus hat Fried. Ich will's. Das ist nit des Amtmanns Dach. Da hauset ein andrer. Der hat meinen Bruder auf seinen Gaul gehoben.“

Während Runotter wortlos die Zügel der drei Gäule faßte, guckte Malimmes mit gut gespielter Verblüffung drein: „Nit schlecht! Und jetzt hab ich mein ganzes Spargut versoffen und verknöchelt — bis auf drei Goldpfennig und einen schlechten Landshuter Gulden!“ So sagte er. Doch was ihm den Hosensack so mager gemacht hatte, das war der unverschämte Preis gewesen, den Herr Grans für das gute Wehrzeug des Buben gefordert hatte.

Jul wollte aus dem Sattel steigen. „Malimmes — tu mir helfen —"
Der griff mit hurtigen Fäusten zu, hielt den Buben an die Brust geklammert, drosch mit der freien Faust auf das Haustor los und schrie zum Erker hinauf: „Frau! Höia! Das Tor auf! Euer Haus hat Ruh. Bei Gottes Blut!"
Ein Gerappel im Flur. Riegel wurden zurückgeschoben, und eiserne Stangen klirrten. Die Tür ging auf.
Malimmes sagte zu Frau Marianne, die weiß in der Dämmerung des Flures stand: „Dem Buben müßt Ihr ein Vergeltsgott sagen, Frau! Der ist mit dem Teufel in die Wett geritten, um Euer Haus wider die Raubleut zu hüten." Er führte den Buben zu der Steinbank, die im Flur an der Mauer war. „Flink, Frau! Ein Trunk Wein muß her und ein Bissen Brot."
Die Amtmännin rannte über die Treppe hinauf. Und der Flur verfinsterte sich, weil Runotter die drei Gäule hereinführte. Er sagte müd: „Da muß doch ein Stall sein, nit?" Die zwölf Hufe klapperten über die Bohlen. Und Runotter drehte das Gesicht nach der fest vergitterten Tür der Amtsstube.
Drei suchende Sackmacher wollten ins Haus herein. „Langsam!" Malimmes zog das Eisen blank. „Da ist schon wer!" Die drei gingen schimpfend davon. Malimmes blieb unter dem Torbogen stehen, um die Schwelle zu sperren. Als Frau Marianne kam, mit einem Brotwecken, mit einem gehäuften Teller und zwei bauchigen Weinkrügen, drehte Malimmes das Gesicht und sagte zu Jul: „Nimm kein Fleisch nit! Bloß trückenes Brot." Schweigend aß der Bub, und Frau Marianne, mit kollernden Tropfen auf den blassen Wangen, saß neben ihm und reichte ihm die Brotscheiben hin. „So!" sagte Malimmes. „Jetzt tu einen Trunk! Aber fest!" Frau Marianne hob den Krug und ließ den Buben trinken, bis er die Kanne fortschob und mit seiner linden Knabenstimme sagte: „Vergelt's Gott, liebe Frau! Mir ist wieder wohl."
Malimmes fragte: „Hast wahrhaftig genug?"
Der Bub nickte.
„Also her damit!" Malimmes nahm einen festen Rinken Brot und die Kanne, aus welcher Jul getrunken hatte. „Frau, den andern Krug und den Teller müßt Ihr meinem Herrn in den Stall tragen." Er trank wie ein dürstendes Roß.
Auf der Straße ein Getrappel vieler Hufe. Malimmes guckte zum Tor hinaus. Es waren die Hauptleute, Herr Seipelstorfer und Martin Grans mit Gefolge.
Herr Grans deutete lachend: „Da steht ja der Baurensöldner, den wir unter den Toten gesucht haben."
Die Herren kamen zum Haustor hergeritten, und Hauptmann Seipelstorfer sagte: „Mann! Heut in der Nacht hast du die beste Arbeit gemacht. Sonst täten wir noch allweil vor der Hallturner Mauer hocken. Man wird dich lohnen dafür."
„Das kann ich gleich brauchen!" Malimmes lachte. „Darf ich eine Bitt tun? Das Haus da ist Raubgut meines Herren. Möchtet Ihr nit ein Schutzfähnl vor die Haustür stecken?"
Ein weißes Fähnlein mit dem Fürstenzeichen wurde vor der Schwelle aufgestellt. Dann ritten die Herren mit ihrem Gefolge zum Stift, um in den Stuben des Propstes Quartier zu nehmen.
Jetzt konnte Malimmes das Eisen ins Leder stecken — hinter jeder Un-

gebühr wider den weißen Tuchlappen, der da vor dem Haus des Amtmanns baumelte, stand der Galgen.

Der Söldner ging auf den Buben zu, der mit geschlossenen Augen gegen die Mauer gelehnt saß. Und da kam gerade Frau Marianne aus dem Stall zurück, mit einem neuen Schreck in den Augen. In dem von Asche, Schmutz und Blut bedeckten Harnaschreiter, der die Gäule betreute, hatte sie den Ramsauer Richtmann erkannt. Und da zitterte sie um ihres Mannes Leben. Sie ging auf den Buben zu und wollte reden; doch um ihre Kehle lag's wie eine würgende Faust.

„Komm!" sagte Malimmes zu Jul. „Du mußt dich waschen und brauchst ein Bett."

Jul flehte: „Laß mich da noch sitzen eine Weil!"

„Ins Bett!" Malimmes wandte sich grob an die Amtmännin. „Ich will für den Buben eine gute Stub."

„Eine Stub ist leer, mein bestes Bett ist drin. Ich lauf gleich, daß ich alles richten kann." Frau Marianne hastete über die Treppe hinauf. Dabei hörte sie einen kommen und sagen: „So, die Gäul sind versorgt." Lautlos wollte sie über die letzten Stufen der Treppe hinaufschleichen. „Frau! Ein Wörtl!" Wie versteinert blieb sie stehen und klammerte sich an das Geländer.

Klirrend kam Runotter über die Treppe herauf. „Ist der Amtmann im Haus?"

Sie stammelte: „Ach, guter Mensch — bei Gottes Barmherzigkeit, meinem Ruppert ist übel."

Hart sagte der andre: „Nit lang ist's her, da ist mir auch nit wohl gewesen in dem Haus da."

„Mensch, Mensch, so hab doch Mitleid mit einem Siechen!"

Runotter lachte grell. „Ich will ihm nur Grüßgott bieten. Das ist doch nötig, nit, wenn man als Gast in ein Haus kommt?"

Frau Marianne schüttelte heftig den Kopf. „Er nimmt's für geboten an."

„Wollet Ihr mich nit führen, Frau, so such ich den Amtmann selber."

Da ging ihm Frau Someiner schweigend voran in die Wohnstube. Hier brannten sehr viele wohlriechende Räucherkerzlein, während das schwere Pendel der Kastenuhr sein altes Wort sagte: „Bau! Bau! Bau!"

Frau Marianne öffnete die Tür der Schlafkammer, in die das Licht von zwei kleinen Gartenfenstern hereinfiel. Das große Ehebett war zur Hälfte bedeckt, zur Hälfte offen. Leer war auch die offene Hälfte. Denn Herr Ruppert Someiner, von einem Anfall seines Leidens gepeinigt, saß wie ein Häuflein des bittersten Elends in einem hölzernen, wunderlich geformten Lehnsessel, hemdlings, Leib und Beine von einer geblümten Decke umhüllt, abgemagert, klein zusammengekrümmt, fahlgesichtig, mit hilflos irrenden Augen.

„Schau, Ruppert," stotterte die Amtmännin, „da kommt einer — mußt keine Sorg haben — bloß Grüßgott will er sagen. Ich tu dich ins Bett heben, komm!"

Herr Ruppert stöhnte: „Ich kann nicht —" Er wurde stumm, sein Gesicht veränderte sich, und das Kinn fiel ihm schlaff gegen die Hemdkrause.

Runotter stand auf der Schwelle, wortlos, die beiden Fäuste über dem Knauf seines Schwertes, das er vor sich hin gestoßen hatte.

Draußen in der Wohnstube klang immer dieses „Bau! Bau!" Und wie aus weiter Ferne hörte man kreischende Menschenstimmen, Gepolter und Gerassel, den Lärm des Sackmachens in den Nachbarhäusern.

„Also, Gestreng Herr Amtmann? Wie ist das jetzt? Dürfen die siebzehn Ramsauer Küh auf der Mordau grasen? Oder müssen die siebzehn Ochsen hinauf?"

„Mordau?" lallte Herr Someiner.

„Wohl! So hat man das Hängmoos taufen müssen. Mein Bub erwürgt, hundert Leut erschlagen, mein Haus ein Kohlhaufen, hundert Dächer vom Feuer gefressen, ein Dorf im Elend, ein Land verwüstet, Mord und Not in der Welt — und was Recht heißt, muß in Angst auf dem Schmelzbänkl hocken."

Herr Ruppert fand keine Antwort. Sein Gesicht wurde so grau wie Asche.

Der Bauer nickte. „Jetzt ist das so. Und keiner macht's nimmer anders. Wenn ich Euer Leben in Scherben schlag, wie's die Herren gemacht haben mit dem meinigen — was tät's helfen? Gute Besserung, Herr Amtmann! Ich geh. Es schmeckt nit fein da herin." Er ging durch die Wohnstube hinaus.

Frau Marianne atmete auf. Und Herr Someiner klagte in einer dunklen Logik seiner bedrängten Seele: „Das hätt ich mir meiner Lebtag nicht träumen lassen, daß ein redliches Mannsbild so in Untreu verfallen könnt!"

„Mann, ja Mann, so nimm doch ein lützel Verstand an!" grollte die Amtmännin, während sie den Leidenden in das Bett schleppte. „Der hat doch mit seinen Leuten unser Haus gehütet wider die Raubleut."

Durch dieses Wort und in der Bettwärme schien Herr Ruppert zu einer milderen Anschauung zu gelangen. Aber er hatte mit seiner Rede, die der andre noch vernommen, einen schweren Schlag auf den quälenden Stachel getan, der seit vielen schlaflosen Nächten im Runotter bohrte.

Als der Bauer hinunterkam, sah Malimmes ihn verwundert an. „Herr? Was hast du?"

„Nichts." Runotter legte seine schwere Hand auf die Kettenhaube des Buben. „Ich geh zu den Gäulen."

Wieder rasselte auf der Straße ein Reitertrupp vorbei. Zwei im ledernen Holdenkürriß, mit erbeuteten Pferden, hielten vor der Haustür: der Altknecht des Runotterhofes und Heiner, der bei lachendem Gesicht eine Blutkruste auf der Stirn hatte. Durch den Eisenhut war's durchgegangen. „Aber das gute Kappl der Traudi hat grad noch ausgehalten."

Der dritte von den Knechten fehlte. „Wird schon kommen!" tröstete Malimmes. Aber dieser dritte blieb aus.

Die Magd mußte Speis und Trunk bringen, mußte den vergitterten Eingang der Amtsstube aufsperren und in diesem geheiligten Raum die Heulager richten.

Über die Treppe rief Frau Marianne herunter: „Das Stübl ist fertig."

„Komm, Bub! Wann nit gehen kannst, ich trag dich."

„Es geht schon."

Als Frau Marianne droben im zweiten Stockwerk vor den beiden Mannsleuten die Tür der kleinen weißen Stube auftat, sah der Bub erschrocken die Kleider an, die von einem Zapfenbrett an der Mauer herunterhingen. Ein grünes Reitwams aus Hirschleder war dabei, mit violett geflügelten Ärmeln.

„Nur Mut!" mahnte Malimmes mit einer wunderlichen Stimme. „Ist kein Feind nit da!"

Das Stübchen duftete herb, obwohl die zwei Kerzen nicht brannten. Wasser war in dem kupfernen Becken und Wasser in der kupfernen Kanne.

Vor dem Waschtisch war eine dicke Kotze auf den Boden gelegt. Das große, weißverhangene Bett, neben dem ein Tischlein mit Wein und Speisen stand, war aufgedeckt. Schweigend richtete Frau Marianne die Kissen und ging aus der Stube.

Malimmes hob dem Buben die Kettenhaube über die Ohren. Das schwarze Haar war dicht an den Kopf geklebt, auf den Wangen sah man wie eine Blutzeichnung das Muster des Ringgeflechtes, und das schmale Oval, das die Kettenhaube vom Gesichte freigelassen hatte, war braun und grau. Unter heiterem Schwatzen zog Malimmes an des Buben Kürriß die Schnallen auf. Nun plötzlich der Laut eines fürchterlichen Schrecks. Der Kürriß hatte auf der Brustplatte ein kleines rundes Loch mit einwärtsgebogenen Rändern. „Bub, bist letz?"

Jul schüttelte den Kopf. „So viel gut ist mir."

Malimmes riß ihm den Kürriß herunter. Das Geschoß der Faustbüchse hatte den Stahl durchbohrt und war in dem Lederpolster, das wie eine große Brille aussah, kraftlos hängen geblieben. „Guck, mein gescheites Pölsterlein!" Und lachend legte Malimmes auf die Hand des Buben ein kleines Ding wie eine graue, zerquetschte Nuß.

„Vergelt's Gott, Mensch!" Jul atmete auf und betrachtete die zerdrückte Kugel. „So kann der Tod ausschauen!" Fest schloß er die Hand um das Blei.

Malimmes schnallte die letzten Eisenstücke von dem Buben herunter, immer heiß und übermütig schwatzend.

„So! Jetzt tu dich waschen! Fest! Was Eisen ist, nimm ich mit. Dein Gewand mußt du vor die Tür hinaustun. Und liegst du im Nestl, so iß und trink!" Er strich mit der Hand über das weiße Lager hin. „Da wirst du gut schlafen." Seine Stimme bekam wieder jenen wunderlichen Klang. „Und lieb wirst träumen, paß auf!" Er lud das klirrende Eisenzeug auf Arm und Schulter. Draußen blieb er stehen, bis er innen an der Türe den Riegel hörte. Er nickte vor sich hin. Und plötzlich wurden seine Züge ernst und müd. Langsam, wie mit zerschlagenen Knochen, stieg er die Treppe hinunter.

Vor dem Hause ging ein lärmendes Gedräng vorbei. Der Hauf der Spießknechte rückte in Berchtesgaden ein. Manche hatten verbundene Köpfe, und viele trugen um die Schuhe noch die dicken Lumpen, die sie vor dem Sturmlauf naß um die Füße gebunden hatten, damit ihnen die unter der Asche noch verborgene Glut des niedergebrannten Waldverhaues das Schuhleder nicht versengen möchte.

Der Hauf brachte die Gefangenen, unter denen der alte Herr Armansperger war, der Hauptmann vom Hallturm.

Die Schwerverwundeten des bayrischen Heerhaufens hatte man zur Plaienburg hinuntergeschafft, die Toten begraben. Die Gefallenen der gadnischen Besatzung hatte man liegen lassen; um die hatte sich der heilige Peter zu bekümmern, von dem augenblicklich niemand wußte, wo er sich aufhielt. Die Flüchtigen seiner Kriegsmacht waren gegen Schellenberg hinausgeprellt; die meisten hatten sich zur festen gadnischen Grenzburg am Hangenden Stein gerettet. An die zwanzig, die verwundet waren und nimmer weiterkamen, wurden aufgestöbert — unter ihnen Marimpfel mit einer Kopfwunde, die ihm tiefer ins Blut als ans Leben gegangen. Von den Faustschützen, die auf die Reiter in der Marktgasse geschossen hatten, wurden drei erwischt. Sie erlebten noch einen schönen Abend; denn der Himmel und die Berge begannen sich zu klären; die sternhelle Mondnacht erlebten sie nimmer; bevor es dämmerte, hingen sie an dem Galgen, den man auf dem Marktplatz neben dem Brunnen errichtet hatte.

Im Verlaufe dieses schönen Abends gab es noch einen Alarm. Von der gadnischen Besatzung am Schwarzenbach, wo der heilige Peter ebenfalls mit fehlendem Glück wider eine Übermacht gefochten hatte, kam ein Häuflein fliehender Reiter durch die Ramsau nach Berchtesgaden gejagt. Ein paar entrannen, die andern wurden gefangen oder niedergestochen. Und hinter ihnen erschienen die Sackmacher des heiligen Zeno. Sie fanden zu Berchtesgaden abgespeiste Tische und leere Kästen. Es gab Gezänk und Raufereien. Die zu kurz Gekommenen zerstreuten sich im Tal, um die einschichtigen Bauernhöfe heimzusuchen. Herden von Vieh, Schafen, Ziegen und Schweinen wurden zusammengetrieben — item verloren viele Gänse, Enten, Hennen und Tauben die Köpfe, ohne daß der Amtsschreiber Pießböcker diesmal die Ziffern notieren mußte. Und ehe die schöne Nacht über die Berge hinging, flammten an vielen Orten die Dächer auf, in die ein mutwilliger oder enttäuschter Sackmacher das Feuer geworfen hatte.

Zu Berchtesgaden hausten die Raubleut schauerlich. Einer von den höfischen Ministerialen brachte nach Einbruch der Nacht die Kunde dieser Greuel zur „Klostergrube" hinter dem Königssee, wo an die sechzig Flüchtlinge des fürstpröpstlichen Hofes versammelt waren, in einer Höhle und unter Zelten, auch unter freiem Himmel, im träumerischen Bergwald und bei lustig flackernden Feuern, an denen emsig gekocht und gebraten wurde.

Herr Jettenrösch, der nicht nur das schmuckste Pfennigweiblein, sondern auch eine poetische Ader besaß, wurde durch die Schilderung der Sackmachergreuel dichterisch angeregt. Während er im Schoße des frummen Fräuleins Rusaley die von den Musen geküßte Stirne ruhen ließ, preßte er seinen Zorn über die Missetaten des Feindes in eine vaterländische Elegie, deren lateinische Hexameter besagten:

> Vierzehnhundertzwanzigundeins, im Jahre des Unheils,
> Als die siebzehnte Sonne des Juli aus Nebeln emporstieg,
> Wurde mein Berchtesgaden tückisch betriegt und geplündert.
> Gleich einer heidnischen Horde warf sich der Feind in den Tempel,
> Raubte den kostbaren Schmuck, entraffte die frommen Geräte,
> Schleppte die Meßbücher fort und — leider — die wertvollen Kelche,
> Samt den mit Edelgestein umkrusteten Knöchlein der Heil'gen.
> Dreimal weh den Verruchten, die an des Münsters Altären
> Häcksel, Hafer und Heu ihren mistenden Rossen geboten!
> Solcher Frevel ward noch erhöht durch greuliche Sünde:
> Denn die verdammten Halunken so nicht wissen, wer Gott ist —
> Schleuderten nicht nur schändlich fort die göttliche Zehrung
> Nein, sie stahlen — o pfui! — uns auch die Monstranz noch, die goldne.
> Zwiefach wurde der göttliche Kult gestört und geschädigt:
> Nicht nur die Priester mußten entfliehn, auch die Schwestern, die frommen,
> Da sie mit Recht die Schändung heiligster Güter besorgten.
> All diesen Greuel verschuldete Herzog Heinrich der Schwarze.
> Nennt sich: katholischer Christ! Und ist eine Geißel der Kirche!
> Fürst von Bayern, du, hab acht, dein wartet die Hölle!

Als der Mondschein über die Wipfel des Bergwaldes hinglänzte und am Feuer die schmorenden Gänse dufteten, trug Herr Jettenrösch mit einer Stimme, die von Ergriffenheit bebte, seine lateinische Dichtung vor. Und als der begeisterte Sänger schloß und in der Stille des Bergwaldes erwartungsvoll umherblickte, erhob sich reichlicher Beifall. Es applaudierten auch jene, die gar nicht Latein verstanden.

Der junge Sigwart zu Hundswieben preßte das Gesicht in die Hände und bewegte schluchzend die Schultern.

„Liebster?" fragte der geschmeichelte Dichter. „Weinst du über das Unglück unsres Landes?"

„Nein!“ Hundswieben hob das grinsende Gesicht mit dem Pflasterknoten auf der Nase. „Unser unglückliches Land wird sich in Bälde wieder erholen. Ich weine über deine schlechten Verse, die in Ewigkeit nicht mehr besser werden.“

Herr Jettenrösch ärgerte sich. Alle andern lachten. Die heitere Stimmung mehrte sich noch, während man die am Spieße knusperig ausgefallenen Gänse verzehrte und gegen die Kühle der Bergnacht mit stark gewürztem Glühwein ankämpfte, der nicht nur den Magen wärmte, auch das Blut in allen Adern befeuerte. Gewagte Scherzworte flatterten auf; neben den erlöschenden Feuern begannen allerlei Zärtlichkeiten heimlich zu spielen, und die Töchter der Hofbeamten ließen sich von den Domizellaren in allamodischen Gebräuchen unterrichten. Sogar die jungen Nönnlein beteiligten sich lebhaft an Gesprächen, wie sie sonst im Schwesternhause niemals geführt wurden. Und sie bekamen glühende Wangen, als die frummen Fräulein Rusaley, Aglaja und Gerilind ein süßes, sehnsuchtsvolles Liedchen mit feinem Dreiklang hinauszwitscherten in die stille, schöne Nacht.

Das Mondlicht tauchte hinter den Watzmann hinunter, das sanft rauschende Dach der Bäume wurde finster, kleine Leuchtkäferchen flogen um, und während es den Anschein hatte, als wäre das Lager der Flüchtigen schon tief in Schlummer gesunken, huschte mit leisem Kichern das ewig Menschliche durch den friedvollen Bergwald — — —

— Um diese dunkle Stunde erwachte zu Berchtesgaden eine Schläferin und fuhr aus den Kissen auf, geweckt durch einen heiser gellenden Schrei der eignen Kehle.

Ihre verstörten Augen irrten in der Finsternis, von der sie umgeben war, und fanden die matte Helle des kleinen, vergitterten Fensters. Mit wirbelnden Sinnen und unter tobenden Herzschlägen begann sie dieses Entsetzliche zu verstehen: die Feinde hatten sie gefangen, hatten ihr das blutige Eisen aus der Faust gewunden und hatten sie zu ewiger Strafe verdammt; und nun lag sie in diesem finsteren Kerker, zu gerechter Buße für die unmenschliche Tat, die sie begangen hatte im Grausen der Schlacht. Begangen? Wer? Ihre eigne Faust, ihr Herz, ihr Wille? Nein! Nein! Nur dieses schreckliche, von einem bösen Geist geführte Eisen hatte das Grauenvolle verbrochen. Dieses Eisen, das ein lebendiges Ding mit eignem Willen war und immer stach und schlug und mordete! Dieses Eisen, das ein widerstrebendes, von allen Schrecken der Erde gepeinigtes Menschenkind hinter sich her riß und die an den Schwertgriff gebannte Faust mißbrauchte, um eine geliebte Stirn zu spalten.

Zitternd an allen Gliedern, brennend an Leib und Seele, saß die Erwachte in den Kissen, immer gemartert von der Angst, daß sie diesen heiseren Todesschrei des Erschlagenen noch einmal hören müßte.

Die Finsternis eines Kerkers? Nein! Das war die schwere Nacht, die sich über das Schlachtfeld beugte. Mit dunklem Mantel umwickelte sie die vielen noch Lebenden, die sich in Schmerz und Wunden krümmten, und bedeckte schwarz die vielen Toten, die sich nimmer regten. Wie verkohlte Pfähle lagen sie da. Nur ein einziger glich noch einem Menschen, war klar zu sehen, deutlich zu erkennen. Wie in schöner Sonne lag er inmitten dieser grauenvollen Finsternis, hatte einen roten Blutstrom auf der weißen Stirne, war tot und hatte dennoch offene, lebende Augen. Und als die Suchende kam, diese verzweifelt und ruhelos Irrende, da richtete sich der Tote wie durch ein Wunder auf, war anzusehen wie die Lichtgestalt eines Heiligen, streifte mit langsamer Hand das Blut von seiner Stirne fort,

lächelte ein bißchen und sagte leis: „Ich bin nicht, was du mich gescholten hast. Warum erschlugst du mich?"

Sie wollte schreien und streckte die Arme. Da zerfloß das leuchtende Bild in der Finsternis. Und die tastenden Hände der völlig Erwachten fühlten die kühle Mauer, fühlten das Tischlein mit Teller und Glas, die Vorhänge des Bettes und die linden Kissen, die heiß waren von der Glut ihres zitternden Leibes. Und da fiel in ihre Seele ein neuer Sturm, der sich mischte aus Schmerz und Sehnsucht, aus Glück und Freude. Jetzt wußte sie: dieses Fürchterliche war nur ein Traum gewesen, ein böser Traum, der sich weitergesponnen hatte vor ihren offenen Augen. Und da wußte sie auch wieder, wem diese kleine Stube gehörte — wußte, in wessen Bett sie lag. Erschrocken und selig preßte sie unter zerbissenem Schluchzen das Gesicht in die Kissen, die naß wurden von ihren Tränen. Und während ein lautloses Schluchzen ihren Körper schüttelte, glitt alles, was seit den Gewitterstunden auf dem Untersberg nur ein unbewußtes Erleben gewesen, in jagenden Bildern an ihr vorüber.

Diese grauenvolle Nacht! Sie ist wie ein Zorngericht des Himmels, der die sündhafte Erde verdammt. Dieses ohrbetäubende Rauschen des Regens, der den lohenden Brand des Waldverhaues ertränkt und in der Finsternis auf die Menschen lospeitscht! Dieses Feuerschwimmen der Blitze, das ruhelose Gebrüll des Donners! Zwischen Sturzbächen und springenden Felsbrocken kämpfen sich die Sechsundzwanzig Schritt um Schritt durch die steile Wand, bei jedem Atemzug bedroht von einer unsichtbaren Faust des Todes. Mühsam und keuchend klettern sie. Kein Blitz mehr. Nur manchmal noch ein mattes Aufleuchten. Und immer ferner rollt der Riesenkarren des Donners. Unter dicken Nebelfluten will der Morgen grauen. Die Sechsundzwanzig hocken hinter Steinblöcken, die zum Sturz gerichtet sind, und harren im Gewoge des Nebels auf das Sturmzeichen vom Fuchsenstein. Der Tag wird hell, und sausender Westwind fährt in die Nebelschwaden. Manchmal taucht eine Bergrippe, ein Stück des Tales aus dem wirbelnden Grau heraus. Da dröhnt der erste Schuß der „Landshuterin". Schuß um Schuß, alle mit dem Echo zusammenrinnend zu einem ununterbrochenen Tongebrüll. Jetzt ein dumpfes Gerassel. Ein Turm ist gefallen, ist ein Schutthaufen über zerdrückten Leichen. Verwehte Menschenstimmen, wie das Kreischen lustiger Kinder. Spielen sie Krieg, diese Kleinen? Man hört ein Gemecker wie von winzigen Trompeten. Durch einen Riß des Nebels sieht man drunten im Tal das Aschenfeld des niedergebrannten Waldverhaues. In dieser Asche kriecht eine lange, bunte Raupe mit glänzenden Haarbüscheln — die Kolonne der Stürmenden mit Langspießen und Mauerleitern. Wirres Geschrei, und jetzt ein feines Klingen, als würde ein Sack Münzen ausgeleert. „Achtung!" schreit Malimmes. „Die sind bei der Mauer schon handgemein." Auf dem Fuchsenstein drei schmetternde Trompetenstöße. „Los! Fürwärts!"

Ein Geklirr der Schienen und Platten. Eiserne Schultern stemmen sich gegen die fällig gestellten Felsblöcke. Sechsundzwanzig Stimmen schreien die Sturmlosung. Die Blöcke fangen zu rollen an, springen und poltern, verschwinden krachend im Nebel. Schreck und Verwirrung rennen dem Häuflein der Sechsundzwanzig als Kampfgenossen voraus. Der Widerstand der Besatzung, von einer dunklen Gefahr im Rücken gefaßt, wird schwächer und zerflattert. Wie ein Schwarm von Flöhen hüpfen die Bayrischen über die zerbröselte Mauer. Und fünfundzwanzig, die aus dem Wald herausbrechen, schlagen mit blitzenden Schwertern los. Nur einer, ein schlanker Bub, bringt keinen Streich zuwege, ist wie ein Blinder, wie ein

halb Ohnmächtiger. Malimmes, der immer lacht und schreit, muß mit dem sausenden Bidenhänder die Hiebe der Gadnischen von dem Buben abwehren und kreischt ihm zu: „Denk an den Jakob!“ Und da schrillt die Stimme des Buben: „Jakob, Jakob, Jakob, Jakob!“ Jeder Schrei dieses Namens wird ein zorniger Streich mit dem Eisen. Klirrendes Gemenge. Spritzendes Blut. Braune Gesichter werden bleich. Menschen stürzen und seufzen, winden sich stöhnend unter eisernen Tritten. „Los, los, fürwärts,“ brüllt Malimmes, „hinter meinem Herren her, oder mein Herr ist hin!“

Mit dreschenden Hieben hat Runotter eine Gasse durch das kämpfende Gewühl gebrochen. Er schlägt und schlägt. Seine Augen suchen. Jetzt ein Schrei wie in tierischer Freude. Er hat den Gegner gefunden, den er suchte. Prasselnd fallen des Runotters Hiebe auf diesen Keuchenden nieder, der sich verzweifelt wehrt. Die Stahlhaube des gadnischen Hofmanns geht in Scherben, ein rotes Bächlein fährt ihm über Nase und Bart. Da saust der lange Bidenhänder zwischen die beiden hinein, Malimmes stößt den Bruder seitwärts, faßt den Taumelnden am Bein, reißt ihn zu Boden — „Narr! Bleib liegen!“ — und über den Blutenden geht das wüste Gedräng der Kämpfer hinüber. Auf allen vieren fängt Marimpfel zu kriechen an, gewinnt den Waldsaum, reißt einen von den angepflöckten Gäulen los und klettert mühsam in den Sattel des scheuenden Tieres.

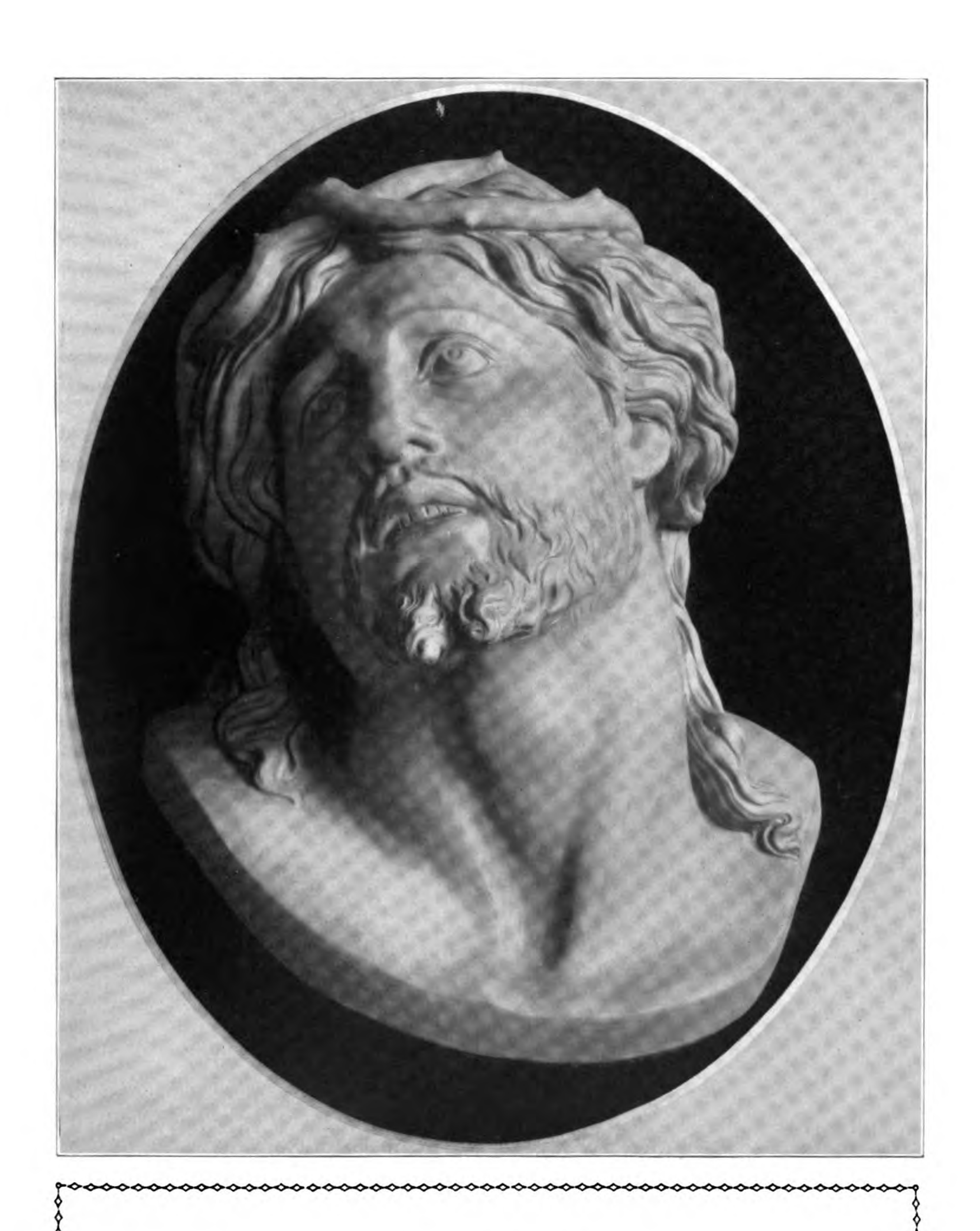
Ein letzter, wilder Kampf um Hof und Torhalle der Feste. Wieder sucht Runotter. Und findet. Jetzt fährt ihm auch kein Bidenhänder vor die dreschende Klinge hin. Unter dem lallenden Todesschrei „Herr Jesus!“ bricht der gadnische Vogt wie eine klirrende Eisensäule unter den Streichen des Bauern zusammen. Ein wirres, jubelndes Geschrei. Das Tor ist genommen. Die Brücke fällt. Durch die Torhalle drängen Herzog Heinrichs Harnascher. Der alte Hauptmann des Hallturms, Herr Armansperger, wird vom Gaul gerissen und gefangen. Mit drängendem Gewirre — halb noch Kampf, doch halb schon eine schauerliche Posse — beginnt die Flucht der Überwundenen, umschleiert von wehenden Nebelfetzen, umwirbelt vom Qualm der brennenden Gebäude. Die Sieger sind verwandelt in gierige Sackmacher. Hundert Stimmen schreien: „Die Gäul! Die Gäul!“ Rennende Troßknechte. Ein Gewühl von Rossen, die man vom Aschenfeld hereinbringt durch die mit Leichen und Verwundeten gepflasterte Torhalle. Hinter den Flüchtenden geht ein grausames Jagen und Hetzen her. Und der schlanke Bub, ohne Eisenhut, mit blutbespritzter Kettenhaube, den Kürriß und die Schienen von Schmutz und Asche umkrustet, rennt und schreit, findet den Falben, zerrt sich in den Sattel, taumelt auf dem Gaule, den er hetzt und mit schmeichelnden Lauten kost — und hinter dem Buben schreien zwei Erschrockene in Sorge: „Jul! Jul! Jul!“ —

Vor der Seele des gequälten Menschenkindes, das in dunkler Nacht unter ersticktem Schluchzen das Gesicht in die Kissen wühlt, erlöschen die Bilder. Alles Geschehene wird ein Wirres und Unbegreifliches, ein Schauder und Grauen, wird eine müde Dumpfheit ohne Sinn und Willen, wird zur Marter einer hilflosen und verstörten Sehnsucht.

Um das kleine, vergitterte Altanenfenster dämmert das Erwachen des Tages.

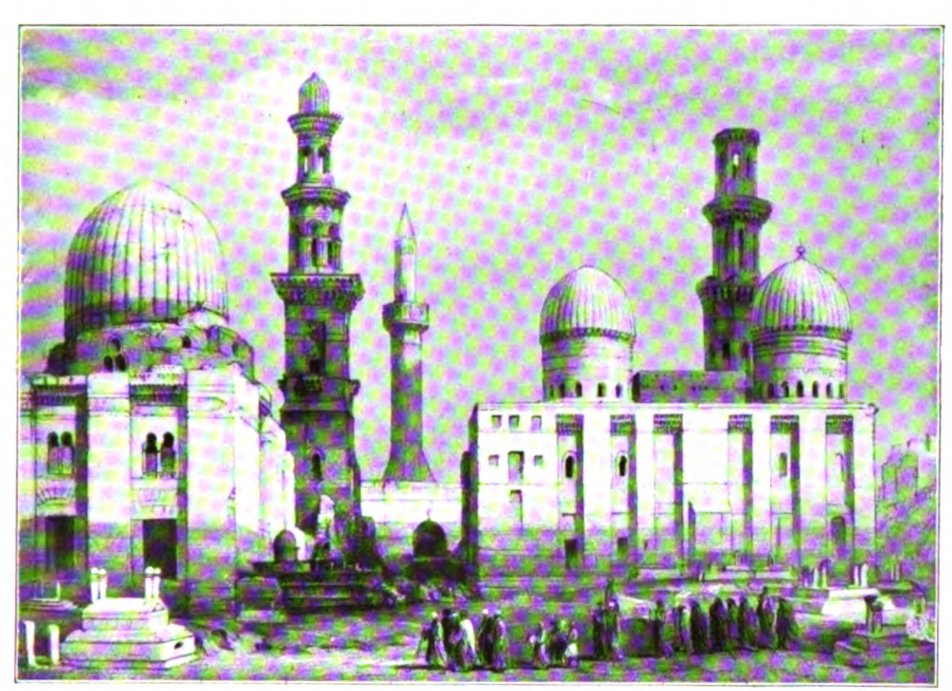
Und irgendwo ist ein leises, ruheloses und wunderliches Tönen. Das klingt, wie wenn ein Schnitter seine Sense dengelt — und klingt, als wär's der hastige Schlag eines stählernen Herzens gegen eine Brust von Eisen.

(Fortsetzung folgt.)



Christuskopf

Modelliert von Emil Mayer (Stuttgart)



Photos von A. Matzdorff, Berlin

Mameluckengräber bei Kairo an den Hängen des Mokkatamgebirges

Gräber und Sagen

Von

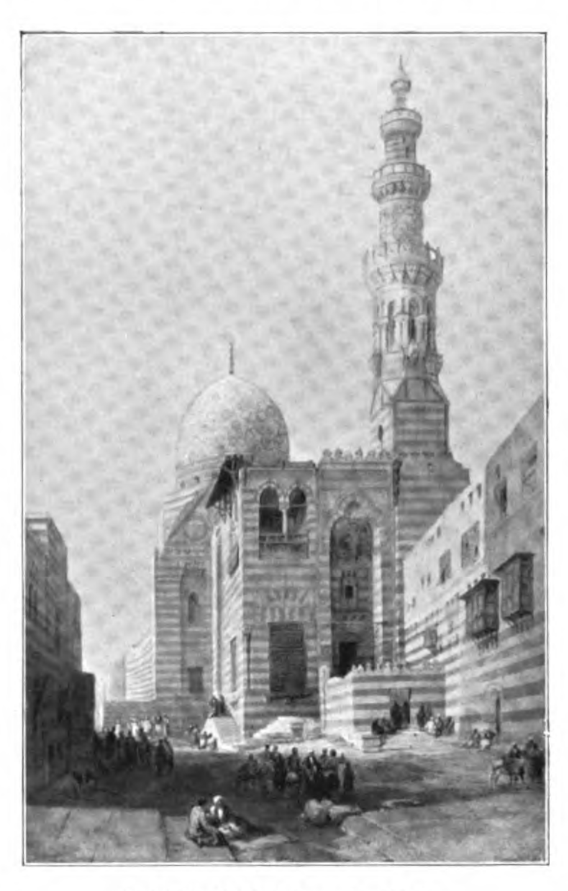
Adalbert Meinhardt

Hassan en Nasir, Sohn des En Nasir, ward von seinen Mameluchen entthront und des Landes verwiesen. Ihm war einstmals geweissagt worden, daß er in Armut sterben müsse. Dem Sultan bangte sehr vor der Armut. Um nun die Erfüllung des drohenden Wahrspruchs unmöglich zu machen, belud er, da er von seinem Staate weichen mußte, eine Eselin, eine weiße, mit Säcken voll Goldes, häufte auf ihr starkes Rückgrat noch goldene Schüsseln und Silberlampen und alles, was er an Kostbarkeiten, an Schmuck und Edelsteinen und Perlen in allen Sälen seines Palastes, im Selamlik sowohl wie im Harem, zu Eigen besaß. Der Herrschaft entsagen, das dünkte ihn wenig. Er würde sie sich schon wieder erobern, sobald die günstige Stunde geschlagen. Was kann man denn nicht erreichen und zwingen, so man nur Mut hat! Und — so man Geld hat! Also ging der verbannte Sultan nächtens von dannen, seine Eselin am Halfter führend, in ihrem Besitze seines eignen Wertes sicher. Es kreuzte aber den Weg, den er eingeschlagen hatte, das schmale Wasser eines Kanals, den um mehr denn tausend Jahre vor Hassans Zeiten die alten Pharaonen Ägyptens, das Land zu tränken, gegraben hatten. Da er zum Rande kam, sah der Sultan: es war keine Brücke weit und breit. Also schürzte er behend seine Kleider, faßte des Tieres Halfter noch fester und leitete langsam, Schritt um Schritt, es den Abhang hinab und in das Wasser. Das ging ihm über seine Knie, ging der Eselin bis an den Leib. Sie schauderte vor der Kälte und Feuchte. Er klopfte ihr zur Beruhigung

den Hals. Sie aber, die weiße, warf ihren Kopf auf und schrie ihren Eselsschrei durch das Dunkel. Gellend klang der. Der Sultan packte fester den Zügel. Sie riß daran, sie schrie nicht wieder, riß an dem Zügel, schlug mit den Hufen nach ihm, ihrem Herrn, bäumte den Kopf hoch und sprang von ihm fort. Er aber ihr nach. Den Halfter meinte er noch zu halten. Doch hielt er ihn nicht mehr. Ihr Haar, ihr weißes, fühlte er zwischen seinen Fingern. Er fühlte es nicht mehr. Die Eselin war fort. Er griff nach ihr, er schrie nach ihr. Er tauchte ins Wasser, er suchte, er suchte! Fort war sie, fort mitsamt all seinen Schätzen. Und da er müde des Suchens geworden und da beim leisen Grauen des Morgens der Sultan erkannte, daß wohl irgendein Dschinn, ein böser Geist, ihm Gold und Habe genommen hatte, da stieg er jenseits das andre Ufer schwer seufzend hinauf und war zu allem sonstigen Übel nunmehr auch bettelarm geworden. Er fand dann aber bald einen Dienst als Gärtner bei einem reichen und gütigen Herrn. Der kannte ihn nicht, sah nur, daß bei seiner Arbeit der Gärtner fleißiger war als andre Diener und ehrlich und still. So gab der gütige Herr ihm viel Arbeit und viel Vertrauen. Und da drei Jahre ins Land gegangen und durch geheime Botschaft und Zeichen Sultan Hassan erfahren hatte, nun sei die Zeit da, nun müsse er wieder die Herrschaft ergreifen und da er von seinem Herrn Abschied erbat, da schenkte ihm der, zum Lohn treuer Dienste, einen ganzen Beutel voll Gold. Er war also freilich arm gewesen, doch blieb er es nicht. Hoffenden Mutes machte er sich auf den Weg in die Hauptstadt. Heiß war es sehr. Als er an das Ufer eines Kanals kam, den, ganz neu erbaut, ein schmales Brücklein überspannte, brannte sein Haupt ihm; er kniete zum Ufer, tauchte die Hände in das Wasser, kühlte Stirn und Augen und tauchte abermals beide Hände ein in die Feuchte und wollte sich waschen. Es war ihm — seltsam! —, als klebe zwischen seinen Fingern etwas, etwas Steifes, hart und borstig. Wie Haar, wie eines Esels Haar! Und er fühlte, nein, wußte plötzlich — das war das Weißhaar der Eselin, seiner verlorenen, schätzebeladenen. Und er hob beide Hände und hielt ihren Halfter. Und zog und zog ... da ist sie aus dem Wasser gestiegen, die weiße Eselin, und iahte, daß es durch die Nacht und die Stille wie Schlachtruf tönte. Von ihrer Last an Beuteln und an Prunkgefäßen fehlte nicht ein Stück, war nicht ein Stück abgerutscht oder verschoben. So zog denn der Sultan, reich, wie er gegangen, nur reicher noch um den einen durch seine Arbeit verdienten Beutel, ein

Zitadellenmoschee Mohammed Ali in Kairo

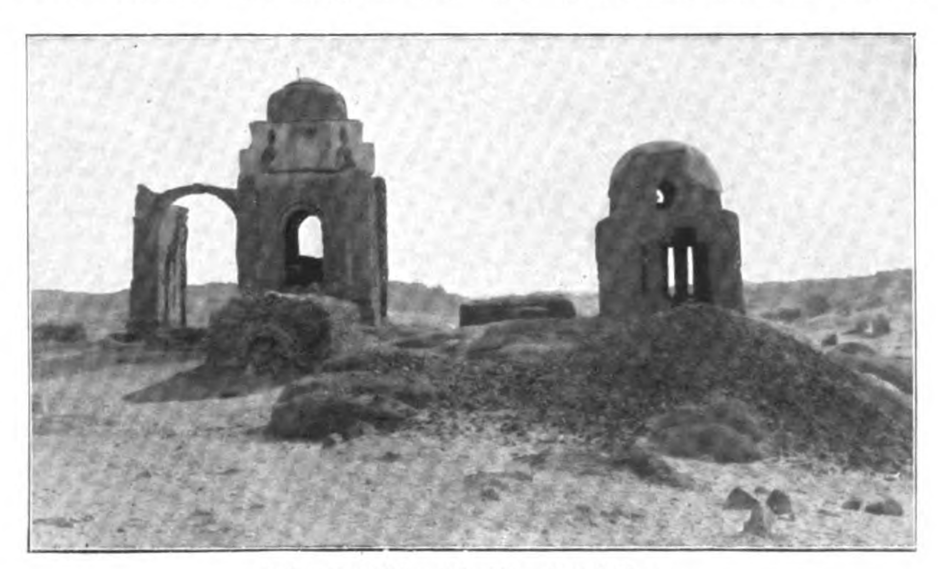
in seine Hauptstadt, die schöne, in Kairo. Durch Boten ließ er alle Mameluken, all jene, die ihn befeindet hatten, zum Gebet laden in seine Moschee, deren Bau er noch vor seinem Sturze begonnen. Sie kamen alle. Wer sie berufen, zu welchem Zwecke, sie wußten es nicht. Sie kamen, legten ihre Schwerter und Waffen, wie es Sitte ist, am Eingange ab und knieten nieder, die Angesichter nach Osten gewendet, nach Mekka zu. Der Vorbeter las die Gebete. — Da ist Sultan Hassan, als alle so knieten, eingetreten, lautlos, durch eine geheime Tür, im Rücken der Betenden. Lautlos schritt er, sein Schwert in Händen, an sie heran. Sie wußten von nichts. Und also hat er den andächtig Knienden, Waffenlosen, er mit seinen wenigen Getreuen, Kopf um Kopf ihre Häupter heruntergeschlagen.



Kaït-Bai-Moschee in Kairo

Am Boden die Blutspuren sieht man noch heute.

Als wir vor dem Grabmal standen, dem schmucklosen, das in dieser reichsten, kostbar kunstprächtigsten Moschee von Kairo der Stifter sich selber errichtet hat, da erzählte man uns das Märlein von dem Kalifen, der vor der Armut so gebangt und sie doch hat leiden müssen. Es ist etwas wundersam Eindrucksvolles um die Pracht dieser Bauten, um die Schlichtheit dieser statuenlosen Gräber, die oft nicht anders sind als ein Steinblock. Aus



Alte kalifische Gräber bei Assuan

dem Kontrast mag sich der Volksgeist wohl Sagen ersinnen. Die Moschee Sultan Hassans ist, von außen gesehen, vor allen den vier- bis fünfhundert Moscheen der Stadt ausgezeichnet durch ein weit vorragendes Stalaktitengesims, das den ganzen Bau rings umkränzt und in eine Reihe gezackter Zinnen noch emporragt hoch oben in der blauen Luft, über den gewaltigen Mauern, ein Wunder zierlicher Leichtigkeit. Dazu das Minarett mit seinen drei sich verjüngenden Galerien, das höchste der Stadt.



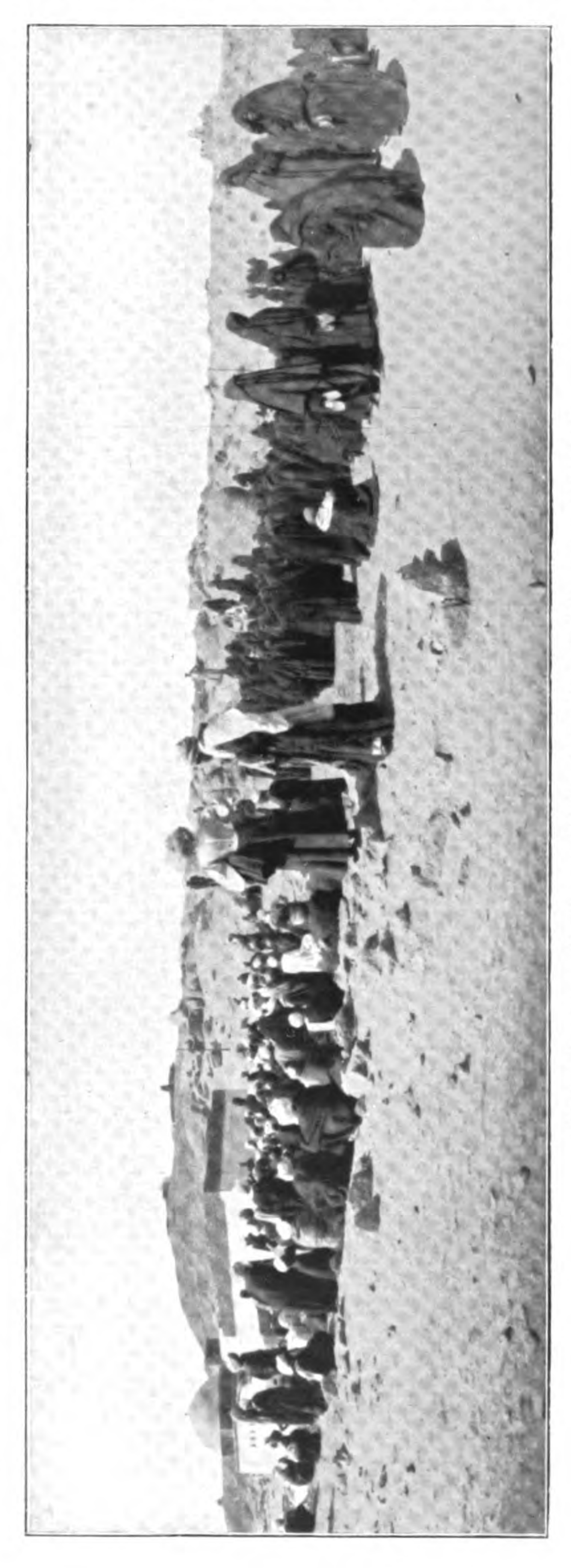
Araberin aus Ägypten

Gegenüber diesem edeln Bauwerk aus dem vierzehnten Jahrhundert blickt, neu und schneeweiß, von der Höhe der Zitadelle die Alabastermoschee uns entgegen. Mit ihren schlanken, nadelfeinen Minaretten krönt sie die Stadt, als das Wahrzeichen Mohammed Alis. Dieser Herrscher Ägyptens aus dem neunzehnten Jahrhundert ist einer der Menschen, die selber in ihrem Lebenslauf das Märchen zur Wahrheit machten. Der arme Sohn eines Straßenwächters in Mazedonien war er und Besieger von Napoleon. Vor gerade hundert Jahren hat er, ähnlich wie Sultan Hassan, die Mameluckenbeis niedergezwungen und ihre Anhänger, an Zahl beinahe fünfhundert, hinterlistig bei einem Fest hier auf dieser Zitadelle ermorden lassen. Als er achtzigjährig starb, haben seine Nachkommen, denen er die Erblichkeit ihrer Herrschaft errungen, den glitzernd weißen Bau vollendet und ihm sein Grabmal drinnen errichtet. Neu, kahl und stimmungslos ist das alles.

Wenn man aber um den Bau von außen herumgeht, so kommt man auf einen sehr schmalen Steingang, so weiß wie die Moschee, und auf eine kleine balkonartige Terrasse. Von hier aus überblickt man die Stadt. Unter uns die Hassanmoschee mit ihrem Stalaktitengesimse, der hohen Kuppel, dem Minarett. Daneben, quer gestreift, schwarz und weiß, die Gamia Rifaije, die noch im Bau ist. Und weiter Moscheen und Minarette, und wieder Moscheen und Minarette, das ganze weitgelagerte Kairo, strahlend in der mittäglichen Sonne, unendlich groß, auch unendlich reich. Und jenseits der Nil. Und über dem Nil eine grüne, sehr stark grüne Ebene, aus der sich plötzlich scharf und hart zwei steinerne Dreiecke erheben. Klein erscheinen sie aus dieser Ferne, fast nichtssagend klein, die schmucklosen, mathematisch kalten, nüchternen Formen. Aber es ergreift, sie zu sehen. Der Gedanke ist alles. Unsre Augen wissen selbst nicht, wieviel sie denken, indem sie schauen. Es

erhebt, erſchüttert förmlich, wenn wir auf dieſer Höhe, von dem Grabmal Mohammed Alis aus, am Wüſtenrand dort gegenüber die Grabmale ſeiner Vorgänger erkennen, ſchmucklos, dreieckig und kahl, wie ſie ſind. Die Pyramiden des Cheops und Chefren, ſie dünken uns in ihrer fünftauſendjährigen Ruhe ſo unſagbar viel heiliger, ſchöner als alles, was die Menſchen von heute bauen oder erfinden können.

Doch laſſen nicht alle Kalifengedächtnisſtätten uns kalt wie dieſe. Statt des Glitzerpomps des ſchlechten Alabaſters zeigen die Grabmoſcheen des Barkuks zum Beiſpiel und des Kaït Bais aus dem fünfzehnten Jahrhundert würdevollen Ernſt und doch Anmut in ihren ruhig harmoniſch edeln Abmeſſungen. Und ihre Umgebung erhöht dieſen Eindruck. Dort oben vergißt man die lärmende Stadt. Unruhe und Prunk moderner Fürſten ſind in der gelben Wüſtenlandſchaft zunichte geworden. Zwiſchen den großen Moſcheenbauten mit ihren Höfen, Schulen, Klöſtern ragen einzeln kleinere weiße Grabkapellen, würfelförmig ſchlichte „Turben", überdacht von halbrunden Kuppeln. Und zwiſchen dieſen, faſt verweht vom gelben Sande, der alles einhüllt, der alles zudeckt, am Boden die ſarggroßen Steinplatten zahlloſer Gräber. Zu Häupten und zu Füßen ſtehen, hier wie ſtets auf mohammedaniſchen Begräbnisſtätten, zwei flache Tafeln mit Namen und Inſchrift — ſollten vielmehr daſtehen. Die meiſten warf der Wüſtenwind nieder. In allem blendenden Sonnenſchein liegt dieſes weite Totenfeld in ſchweigend herzbeklemmender Stille. Nur einzeln wandern weiße Arabergeſtalten durch den Sand oder ſtehen und hocken da als Bilder gegen die klare Luft.

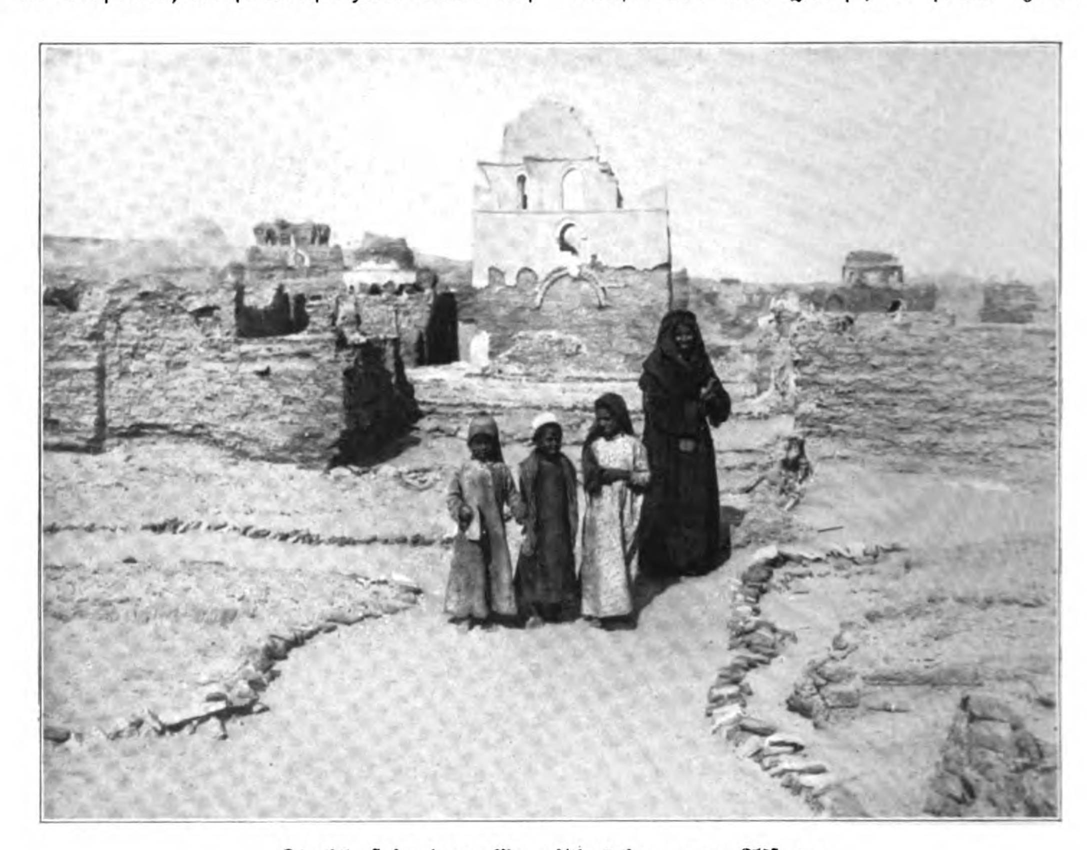


Beerdigung auf einem Kirchhof in der Wüſte von Sakkarah

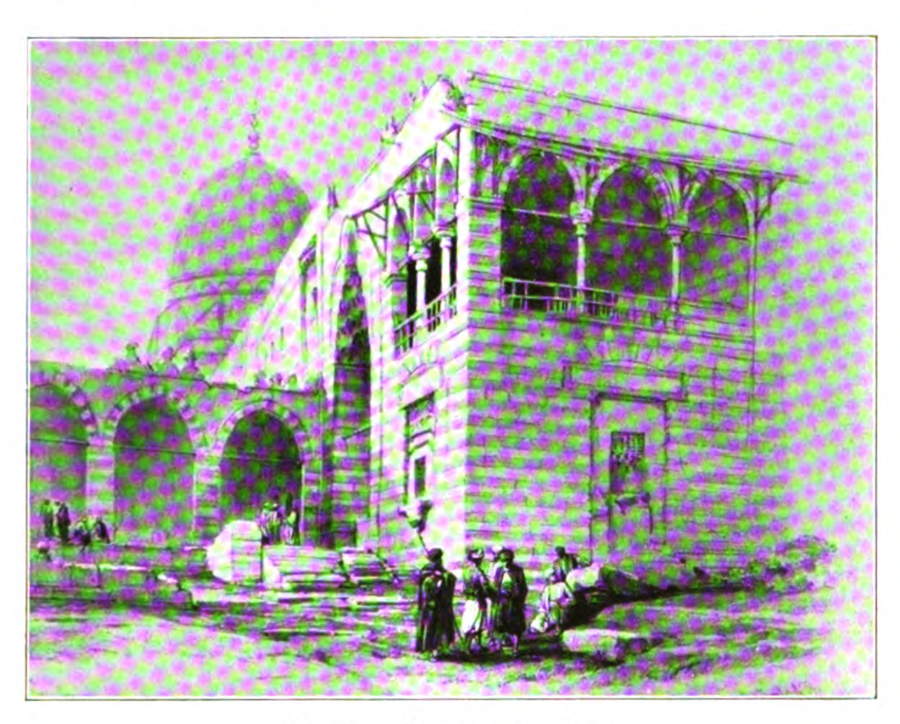
Und unter der blauen Himmelsglocke stäubt schwarz und drohend ein Vogelflug dicht über unsre Häupter dahin — Geier sind es, die hungrig sich auf die Plätze und Straßen von Kairo zum Fraß all des Unrats niedersenken. Man hört ihr Kreischen. Es ist wie ein Aufschrei aus der atemberaubenden, endlosen Öde.

Aber drinnen in den Moscheen, wo aller Reiz der Arabesken in edelm Stein, in Mosaiken, in farbenfrohem Stuck auf goldenem Grunde Wand und Decken freudig belebt, da tritt uns das Märchen, tritt uns die Sage, den Todesernst mildernd, wieder zur Seite. Es sind neben dem Grabmal des Kaït Bai mit seinen prachtvollen Schnitzereien viereckige Tafeln von schwarzem Stein liebevoll zur Schau gestellt. Die unregelmäßigen Spuren im Stein, Fußstapfen sind es, ehrwürdig und heilig. Der Prophet ist über diese schwärzlichen Granit- oder Schlackenstücke dahingeschritten, hat seine Fußspur dem Fels eingegraben. Mohammeds Gestalt scheint dem frommen Moslem deutlich, erscheint ihm greifbar, wenn er den Stein sieht, den Kaït Bai einst vor viel hundert Jahren in Mekka vom Felsgrund absprengen ließ und als höchste Errungenschaft von seiner Pilgerschaft heimgebracht hat, daß sie nun hier an seinem Grabe ihn selber durch ihre Nähe weihe.

Und in Sultan Barkuks Moschee wies uns der Führer mit gleicher Andacht am Mausoleum des Herrschers selber zwei Stellen am Stein, die halb zerstört und ausgehöhlt waren. Es kommen die Frommen heute noch, des Kalifen Sarkophag an diesen Stellen mit Milch einzureiben. Denn das Steinmehl, das man durch solches Reiben von der einen Stelle erhält, auf kranke Augen aufgelegt, heilt ihre Krankheit. Und das von dem zweiten Fleck, etwas weiterhin, mehr zu Füßen des guten Kalifen, das heilt unweigerlich Rheumatismus. Ein andres Mittel gegen diesen ist freilich auch Sand aus der Wüste, in brennender Mittagsglut ausgegraben, und so oft er beginnt zu erkalten, wie ein



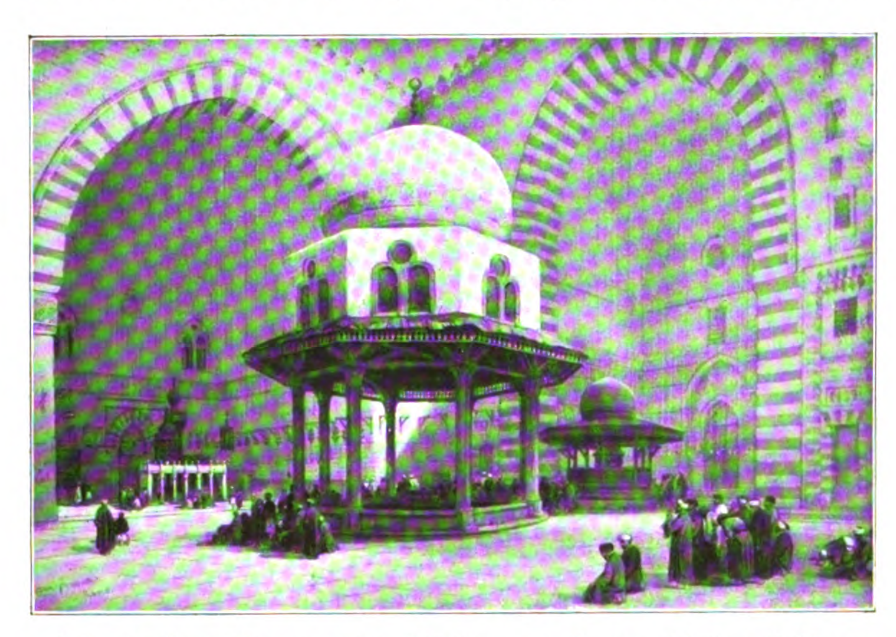
Kirchhof in den Granitbrüchen von Assuan



Moschee Barkuks in Kairo

Verband auf die schmerzende Stelle in voller Glut rasch wieder erneut. Wer nun an die eine Heilmethode, wer an die andre lieber glauben will, dem steht es frei, sie an sich zu erproben.

Barkuk und Kaït Bai, sie alle, die hier oben schlummern in stolzen Moscheen, im Sonnenschein, sie haben, wie Sultan Hassan vor ihnen, ein hartes Leben verbracht in Kämpfen mit denen, die ihre Stütze sein sollten, mit ihren Soldaten, Beschützern und Feinden, den Mame-



Hof mit dem Brunnen der Waschungen in der Sultan-Hassan-Moschee in Kairo

lucken. Auf den Höhen, an den Hängen des Mokkatamgebirges sind die stolzen Moscheen der Sieger mit dem weiten, weiten, wunderbaren Ausblick über Stadt und Nil und Wüste. Drunten aber, näher der Stadt und dem Nil gleichlaufend, den man nicht sehen kann, da schlafen Und Turben mit Kuppeln. Und Schweigen und Schweigen.

Es wehte ein Sandwind, der Schamsin oder Chamasin, Backen und Augen schmerzhaft prickelnd, zwischen den Zähnen häßlich knirschend, an dem Tage, als wir durch die menschenleeren, unheimlichen



Straße in Bulack (Kairo)

jene, die Besiegten. Man tritt aus den Straßen durch eines der gewaltigen alten Tore. Aber die Straßen scheinen hier nicht aufzuhören. Nur die Häuser wurden viel kleiner, haben eine niedrige Haustür, ein oder zwei Fenster mit grünen Läden. Die Tür bleibt verschlossen, die Läden sind zu, kein Mensch auf der Straße. Zwischen den Häusern Gräber, Gräber, mit aufrechten, mit gestürzten Tafeln. Straßen dieser endlosen Totenstadt fuhren. Die kleinen Häuser zur Rechten und Linken, sie werden ein- oder zweimal im Jahre nur bewohnt, wenn zu den großen Festen die Angehörigen der hier Bestatteten Tag und Nacht bei den Gräbern andächtig verbringen. Sonst stehen sie immer so vereinsamt und blind da wie heute. Die Hauptmoschee des ganzen Bezirks dürfen Ungläubige nicht betreten.

Nur durch ein Fenster des Hosch el Bascha, des Totenhofs, in den man uns führte, ward uns gestattet, die Kuppel von weitem zu betrachten, unter der ein Heiliger schläft: Imam Schafei, einer der Sektengründer des Islams. Die Grabmoschee aus dem neunzehnten Jahrhundert, die wir besuchten, die war nicht heilig. Ein häßlicher Zwerg, ein Kind mit einem Greisengesicht, schloß uns auf, band uns um die Füße die gelben Babuschen. Drinnen klangen laute Stimmen: eine ganze Cookgesellschaft mit ihrem englisch plärrenden Führer. Sie paßte hierher. Das Gebäude war stillos, schreiende Farben, ein bunter Teppich, die Grabmonumente farbig bemalt, mit Empirekränzen und aufgehängten Draperien, dem Zeitgeschmack folgend. Nur in einer Seitenkapelle, da standen Gräber, die waren ganz weiß, von Gips, ohne Farben, ohne Zierat. Sie waren noch dichter aneinander gedrängt. Es waren viele, sehr, sehr viele. Alle namenlos, alle schmucklos. Das sind die Gräber der Vorsteher, Bais, jener letzten, jener vierhundertachtzig Mameluken, die Mohammed Ali vor hundert Jahren, am 1. März 1811, zum Fest einlud auf die Zitadelle ...

Die Gräber und die Grabmäler schweigen. Aber ihr Schweigen erzählt Geschichten, die nicht verstummen, die sich uns in die Brust eingraben, tiefer als in Marmor und Bronze.

Venezianische Abendlieder

Von Kurt Geucke

Venedig, du blonde! Schon goldet die Luft
Und glühet dein Haupt mit Rosenduft!
Eine goldene Barke
Sinkt purpurn ins Meer,
Um Brücken ziehn Träume
Und Seufzer her.

Es schimmern Paläste, es wandelt die Flut —
Ihr Feuer Rubinen und Seide und — Blut!
Und unter die Myrte
Die Nachtigall flieht
Und flötet, wie ewig,
Umdunkelt ihr Lied! ...

Nun ist die Stunde der Lauten erwacht,
Bald neigt sich der Abend dem Seufzen der Nacht.
Schon heimlich die Brücken,
Die Gassen verhallt,
Fern singt ein Fischer:
„Ich komme nun bald!"

Er breitet das Segel, das heimwärts zieht —
Von Türmen verschwebend das Abendlied.
Da faßt es ihn sehnend
Mit stummer Gewalt,
Und es singet der Fischer:
„Ich komme bald!"



Frans Hals der Ältere: Bild eines jungen Lautenspielers aus der Galerie des Earl of Howe in Gopsal, Zehnchörige Laute und die typische Anschlagart „Durchstreichen mit dem Daumen"

(Zu dem nebenstehenden Artikel: „Von der Entwicklung unsrer Hausmusikinstrumente")



Hans Memling: Flügel eines Altarbildes im Antwerpener Museum
Instrumente von links nach rechts: Psalterium, Trumbscheit, Laute, Busaun (Posaune) und Schalmay

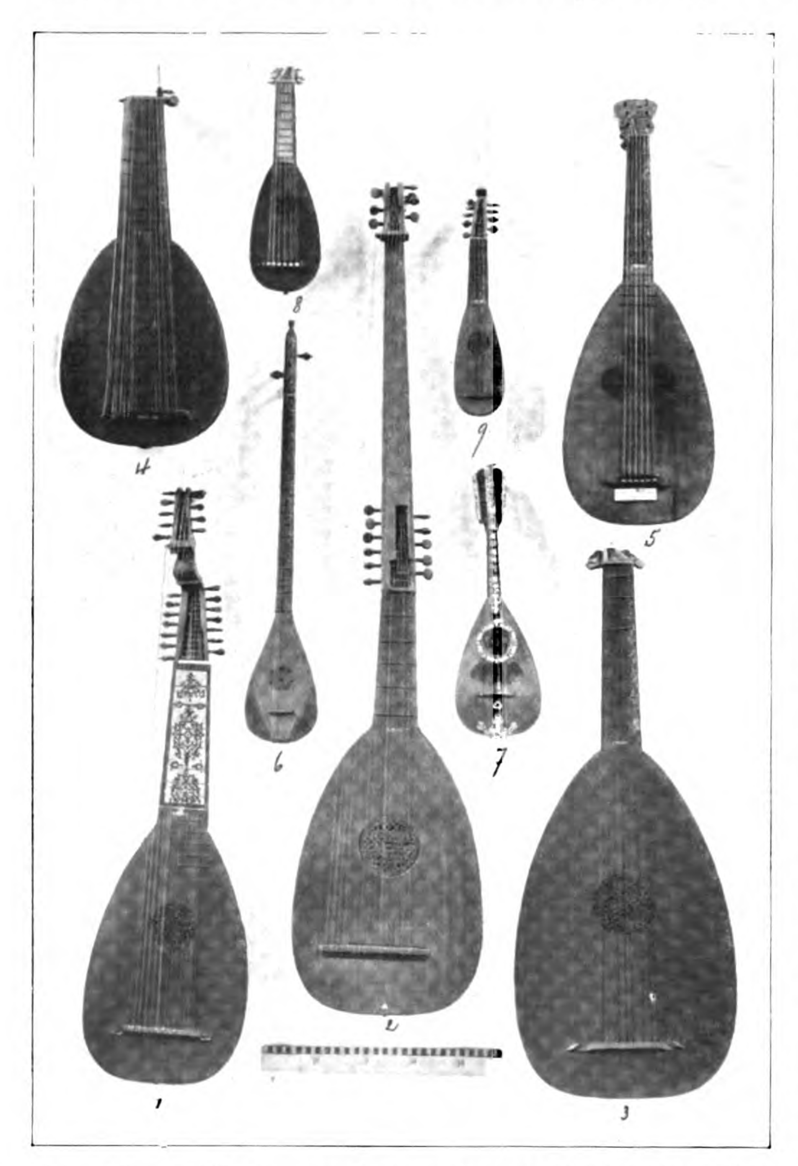
Von der Entwicklung unsrer Hausmusikinstrumente

Von

Hermann Ruth-Sommer (Stettin)

Die abendländische Musik des Mittelalters wurde in der frühesten Epoche durchaus von den strengen Gesetzen des gregorianischen Kirchengesangs geleitet, und jegliche Art von Musikübung außerhalb kirchlicher Zwecke war als Laienkunst von den zünftigen Musikern (Cantori a libro) betrachtet. Die Entwicklung der Instrumentalmusik beruht zum wesentlichen auf der Übertragung des gregorianischen Vokalsatzes auf die einzelnen Instrumente, und erst viel später — lange nach der Blüte des Minnesangs und dem Einzug eines neuen sinnenfreudigeren Geistes in die kleineren Formen des Liedes und des Tanzes — viel später finden wir das Zusammenwirken verschiedener Instrumente: das Orchester.

Der ungeheure Apparat des heutigen „modernen" Orchesters überbietet seltsamerweise die Anzahl verschiedener Instrumente im mittelalterlichen Orchester keineswegs; die vielfache Besetzung einzelner Instrumente täuscht manchen Hörer darüber hinweg, daß jede einzelne Klanggruppe der Streicher, der Holzbläser und des „Blechs" zumeist auf den Grundsatz der Vierstimmigkeit zurück-



1—5 die verschiedenen Lautenarten, Erzlaute, Theorbe, 6 Mandura, 7—9 die kleinere Form der Mandura, „Mandurchen" genannt

großen Geigen hatten fünf oder sechs, die kleineren drei und vier Saiten. Die Violine von heute ist eine Abart der frühesten Viole, übrigens einem deutschen Erfinder, dem Gaspard Duiffobruggar in Bologna, zugeschrieben. Urformen unsres Klaviers sind das Clavichordium, Virginal Clavicimbalum, Claviciterium; für die heutige Harfe wirkten vielerlei Instrumente: Lyra, Rotta und Psalterium, die Hauptwirkung aber für die musikalischen Darbietungen im Mittelalter lag im Bereich der Laute. Sie ist nicht nur dem Alter nach, sondern sicher auch infolge der ganz besonderen Klangschönheit lange Zeit hindurch die Königin der Instrumente gewesen und erlebt heute einen mehr und mehr wachsenden Einfluß auf die Sänger des alten deutschen Volksliedes. Weitaus am meisten in der Malerei dargestellt, gewinnt sie durch geradezu klassische Belege im späteren Verlauf der Geschichte der Instrumentalmusik die vorherrschende Stellung im Orchester und kommt als erste in modern anmutender Massenbesetzung — Diskant, Baßlaute, Quinterne und so weiter — zur Verwendung. Lautenchöre bis zu zwanzigfacher Besetzung sind an manchen Höfen üblich gewesen, und noch im Orchester Joh. Seb. Bachs hatte die Laute „Sitz und Stimme". — Viel bedeutender als in der zünftigen Musikpflege war ihr Wirken im Volk, und Dilettanten wurden Cantori a liuto genannt, auch wenn sie

führt. Diese drei Instrumentengattungen hatten im Mittelalter unendlich viel mehr Spielarten, und schon bei der ersten Art, bei den Streichern, brachte eine Reihe von Saiteninstrumenten des Mittelalters Klangwirkungen, die heute durch ein Nachahmen des Anschlags, zum Beispiel „pizzicato", ersetzt — nicht gleichwertig ersetzt — werden.

Die Geigen des Mittelalters waren steglos, es gab die Viole, große Geigen, Baßgeigen, die kleinste Abart „pollisch Geygen", welsch Geygen genannt; die

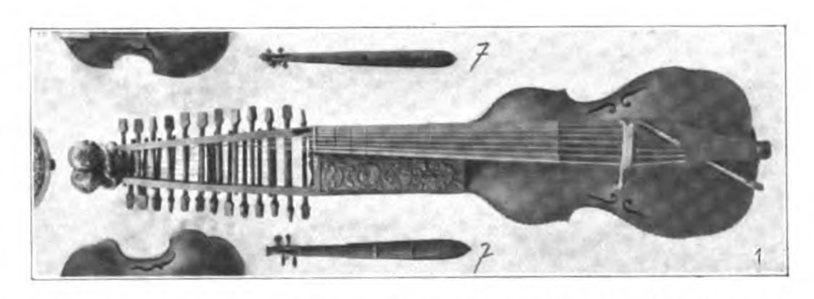
ihre „Mären“ zur Drehorgelbauernleier, zur Rotta oder zum Sambint vortrugen.

Die heutige Gitarre* hat neben der Laute schon durch die einfache Besaitung nicht bestehen können, und die Verdoppelung der Lautenchöre muß auch durch den kürbisförmigen runden Klangkörper der Laute und durch das vergitterte Schalloch ungleich wertvollere musikalische Wirkungen ausgeübt haben, als es die Gitarre mit ihrem flachen Körper und offenen Schalloch vermochte.

Wenn die einfache Besaitung der Gitarre auf die Laute übertragen wurde, so geschah es aus Gründen praktischer Art, um die leichter erreichbare Reinheit der Stimmung zu gewährleisten; auch der langhaltende, weiche, getragene Akkord der Laute ist heute noch der grundsätzliche Unterschied vom kräftigeren, metallischen und kurzen Gitarrenakkord.

Auf der Laute kann man singen, auf der Gitarre nicht.





1 Viola d'amore (man beachte die unteren mitschwingenden Saiten), 2 die Gitarre Nik. Lenaus, 3—5 die deutsche Zither (früheste und neuere Bauarten), 6 die Gitarre Kaiser Maximilians I., 7 die welsch Geygen (pollisch Geygen oder Tanzmeistergeige), Violon de poche, weil man sie in die Tasche stecken konnte

Die zweite Gattung unsres Orchesters — das „Holz“ — ist im Mittelalter durch Schalmay, Bombhart, Schwegel, Zwerchpfeiff (Flöte), das Blech ist durch eine Unzahl Hörner (Krumhorn, Gemsenhorn, Zinken) durch die Busaun (Posaune), Feldtrumet, Clareta (Trompete) vertreten. Ebenfalls einer ganz besonderen Beliebtheit erfreute sich das Fagott, im Mittelalter Dulcian genannt, und ein kleiner Vers vergleicht das Lautenspiel („Modiren“, Musizieren) der Geliebten mit den Lieblingsinstrumenten des Liebhabers:

* Anmerkung: Die heutige Gitarre wurde schon Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts als „Guitarra latina“ ausdrücklich von der Laute, der „Guitarra morisca“, unterschieden.

So ihrer Rede süße Zier,
ihr Liedlein zu der lautten
zieh ich dem schönst Modiren für
zu Dulcian und Flauten.

Ganz prachtvoll und dem verwegensten modernsten Orchester — Richard des Zweiten Elektraorchester — durchaus nicht nachstehend ist die Reihe der „dörlichen" (törichten!) Instrumente, die bei Virdung (Musica getutscht, 1511, Königliche Bibliothek in Berlin) beschrieben sind. Wir finden außer den gebräuchlichen Schlagzeugen, wie Ampos und Hammer, Zymben, Glocken, Paucken, Trumeln noch die folgenden mehr oder minder reizvollen Geräusche: Kuschellen (Kuhglocken), Britschen auff dem Hafen (bei R. Strauß und Mahler: Ruten!) Wachtelbeinlein, Pfeiffen, von Strohelmen (Strohhalmen) gemacht, das hültzig (hölzerne) Gelächter (wohl der Urahne des Xylophons).

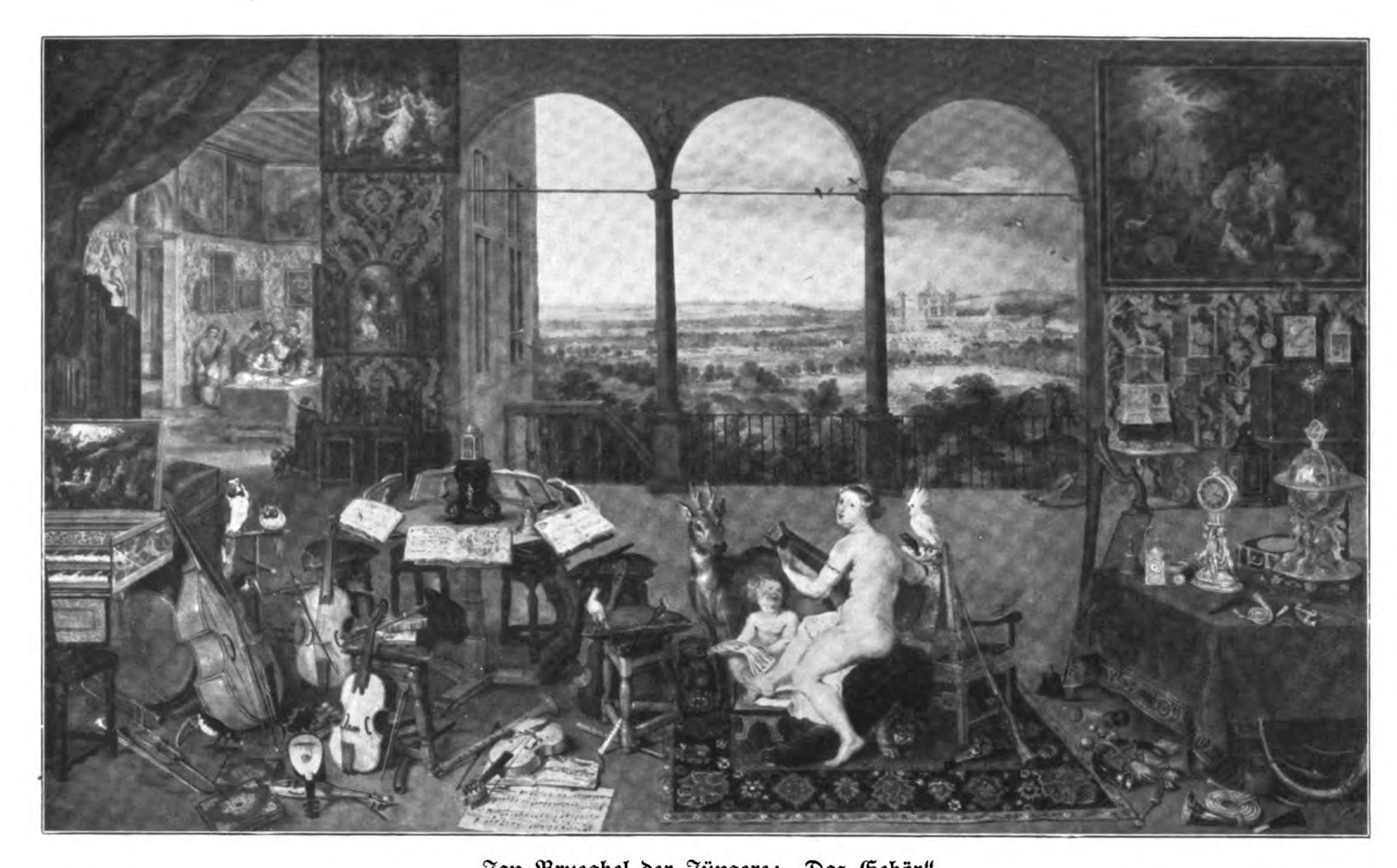
Frühe orientalische Einflüsse sind bei den „Becken", dem „Schellenbaum" und bei dem „Glockenspiel" zu erkennen, das wohl als Urform des Stahlklaviers „Celesta" gelten darf. Diese drei Schlaginstrumente gaben einst der eigentümlichen Zusammensetzung des neueren Infanteriemusikkorps die unterscheidende Benennung Janitscharenmusik.

Wie man bei zahlreichen modernen Kompositionen zuweilen Ben Akibas Weisheitssatz hinsichtlich der Melodie mit Recht anwendet, so gilt in weit größerem Maße bei der Instrumentenkunde der Satz: „Es ist schon alles einmal dagewesen."

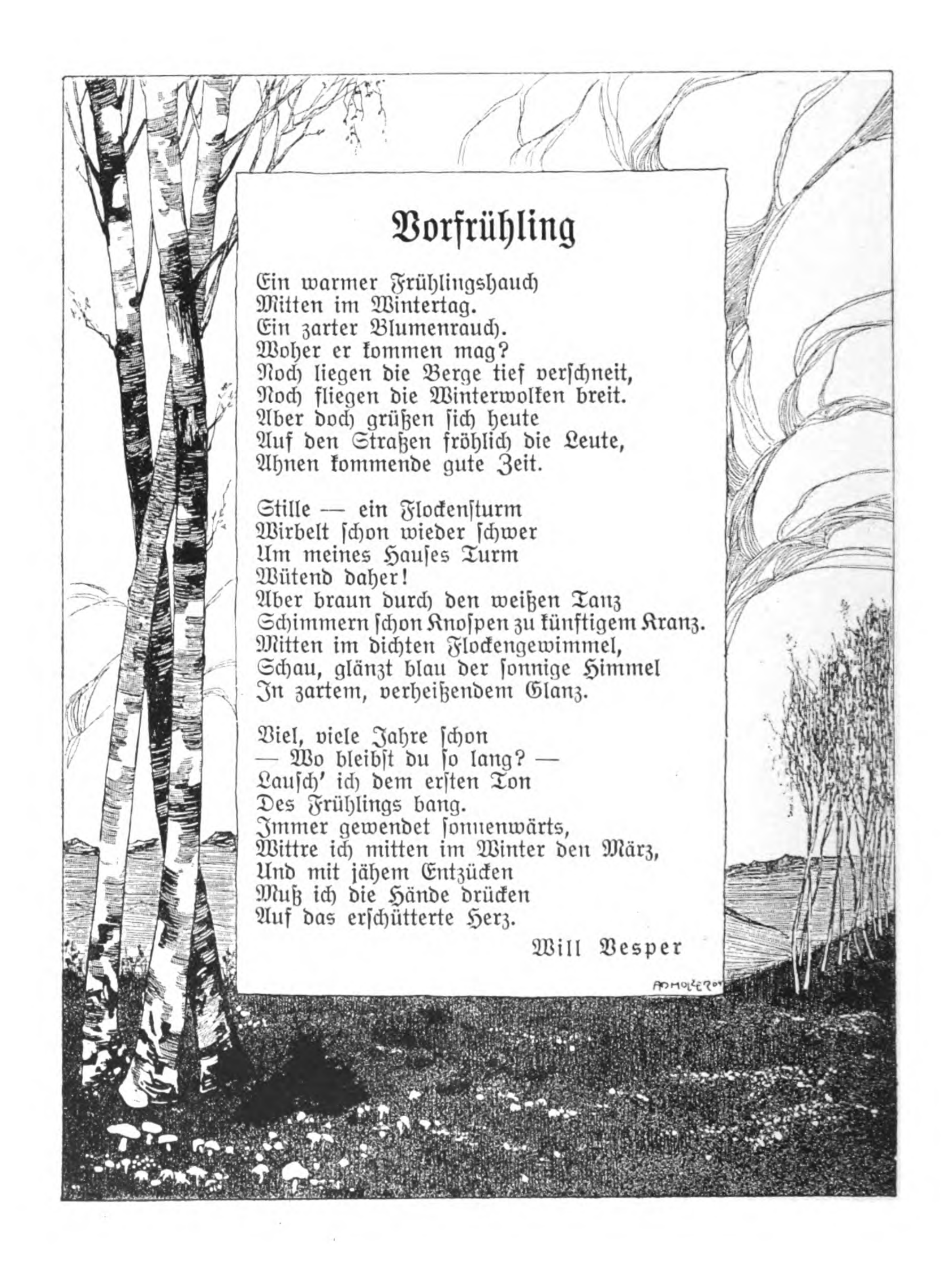
Eine Kunst aber gibt es noch, die unsrer musikalischen Phantasie die längst verwehten orchestralen Versuche der Alten übermittelt: die Malerei, und in den ewig schönen Bildern Peruginos, Memlings und Lukas Cranachs, Frans Hals' des Älteren und vieler andrer Großmeister der Farbe tönt noch heute die früheste Instrumentalmusik für den, „der Augen hat, zu hören".



Hans Memling: Musizierender Engel



Jan Brueghel der Jüngere: „Das Gehör"
Das Gemälde zeigt fast sämtliche Musikinstrumente der Zeit. Ferner enthält es die einzige Wiedergabe des Tragbandes der Laute in der niederländischen Malerei und die Schreibweise der „Tabulatur"



Vorfrühling

Ein warmer Frühlingshauch
Mitten im Wintertag.
Ein zarter Blumenrauch.
Woher er kommen mag?
Noch liegen die Berge tief verschneit,
Noch fliegen die Winterwolken breit.
Aber doch grüßen sich heute
Auf den Straßen fröhlich die Leute,
Ahnen kommende gute Zeit.

Stille — ein Flockensturm
Wirbelt schon wieder schwer
Um meines Hauses Turm
Wütend daher!
Aber braun durch den weißen Tanz
Schimmern schon Knospen zu künftigem Kranz.
Mitten im dichten Flockengewimmel,
Schau, glänzt blau der sonnige Himmel
In zartem, verheißendem Glanz.

Viel, viele Jahre schon
— Wo bleibst du so lang? —
Lausch' ich dem ersten Ton
Des Frühlings bang.
Immer gewendet sonnenwärts,
Wittre ich mitten im Winter den März,
Und mit jähem Entzücken
Muß ich die Hände drücken
Auf das erschütterte Herz.

Will Vesper

Das chinesische Theater

Von

Dr. Rudolf Schade

(Mit neun farbigen Abbildungen von Schauspielertypen nach chinesischen Originalaquarellen)

Auf der Schaubühne der Welt hat sich ein einzigartiges Drama abgespielt, dessen Akteure das schwarzhaarige Volk der Mitte. Das Volk, das auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten, in merkwürdiger Weise sich hervorgetan hat.

Das chinesische Bühnenstück ist aus der Liederpoesie erwachsen, jenen innigen, wundervollen Volksklängen, wie sie China sein eigen nennt aus einer Zeit, die sagenhaftes Dunkel umspinnt. Der Zusammenhang zwischen Lyrik und Musik war bei dem musikalischen Volke ein uralter. Im gesungenen Liede, von Laute und Flöte begleitet, haben wir den Keim des Dramas zu suchen. Bis heute klingt das Lied im chinesischen Drama fort.

Die Chinesen sind ein vorwiegend praktisches Volk, auch der Musik haben sie von jeher eine praktische Bedeutung beigemessen als der Besänftigerin der Leidenschaften, die die Seele in Harmonie zu setzen vermag. Ein praktisches industrielles Volk wird auch ein realistisches Drama zeitigen. Ein Volk, dessen Religion lediglich ein Moralsystem ist, wird auch ein vom religiösen Kult unberührtes Theater haben.



Der maskierte „Held“ des Schauspiels

Die chinesische Bühne soll praktischen Idealen der Volkserziehung dienen. Auf diesen Gedanken gründet sie sich. Die einzige Bühne der Welt, deren ästhetische Ideen im — Strafgesetzbuch eine Erläuterung finden. Der Zweck theatralischer Aufführung wird von den Rechtslehrern dahin zusammengefaßt, daß die Bilder des Lebens, die sie dem Zuschauer bietet, geeignet sein sollen, zur Tugend anzuleiten. In der

Idee berührt sich hier die Bühne mit der Religion, der Pflegerin des Moralprinzips, wenn auch ein religiöser Kult nirgends auf sie übergreift, wie der Ursprung des griechischen Dramas auf den religiösen Dionysoskult zurückzuführen ist und es immer ein wesentlicher Bestandteil dieses Kultus blieb.

Diese chinesische Bühne soll — ihrer Bestimmung gemäß — jenen Forderungen dienen. Tatsächlich aber wird das Prinzip häufig durchbrochen. Es gibt gewisse Zweige des Dramas, die sehr laxe Bühnendarstellungen bringen. Ich denke an die flatterhaften Göttinnen im „Anachoret Tschang“, an die nach französischem Geschmack sich bewegenden Kurtisanen und eine sehr kräftige Szene im „Liebespfand“.



Krieger in altertümlicher Tracht mit Keulenlanze

Die Bühne der Chinesen verfügt über keinen umständlichen Apparat. Sie trägt den Charakter der Dekorationslosigkeit der Shakespearebühne. Es gibt eine „Tür der Schatten“, durch welche die Schatten der alten Helden auf- und abtreten. Der Chinese liebt das Theater. Öffentliche Theater gibt es allenthalben. Schaubuden werden auf Plätzen errichtet. Oft genügen nur einige Bambusstöcke, Planken und Baumwollenzeug, um die Stätte des Zaubers herzustellen. In die Häuser der Reichen halten Schauspieler ihren Einzug, denen ein Teil der Gemächer gern überlassen wird. Die chinesische Bühne deutet nicht einmal, wie die altenglische, durch einen Zettel die Szene an — „Wald“, und „Freies Feld“ —; auch finden keine Verwandlungen statt: der Ortswechsel wird durch die auftretenden Personen, oft in recht primitiver Weise, bekanntgegeben. Auf der Suche nach ihren flüchtigen Kindern sieht man



Szene aus einem chinesischen Stück: Beamte in Hoftracht treffen sich vor dem Kaufmannsladen „Zum weißen Tiger“

Tschao-schi und Tschang-i ein paarmal über die Szene eilen, bis Tschang-i bedeutet: „Jetzt sind wir angekommen an den stillen Ufern des Gelben Flusses, von wo man eine unzählige Menge von Schiffen erspäht." Doch gibt es auch Stücke von sechzehn Akten, und der berühmte „Pipaki", auf den wir noch zu sprechen kommen, nimmt sich in zweiundvierzig Bildern gar merkwürdig nach unsern Begriffen aus.

Für die äußere Dürftigkeit der Szene hat das Volk der Mitte einen doppelten Ersatz. Stehen nicht Mittel zur Verfügung, den Zauber einer Mondnacht, wie er in einem Blumengarten webt, oder aber eine winterliche Landschaft dekorativ darstellen zu können, so hat um so mehr das dichterische Wort die Aufgabe, eine lebendige Anschauung in uns wachzurufen. Und so finden wir, namentlich in den lyrischen Partien der Schauspiele, Schilderungen von einer Schönheit und Plastik, geeignet, uns mitten in das Milieu zu versetzen. Und dann der Glanz der Kostüme, dem Auge prächtige und farbenwechselnde Bilder zaubernd. Wohl kein Theater der Erde hat so wundervolle Kostüme aufzuweisen. Die heimische Seidenindustrie feiert ihre Triumphe in den schillernden Gewändern mit den kunstvollsten Stickereien. Das Bühnenkostüm ist, den dramatischen Stoffen entsprechend, vornehmlich das altchinesische, bei den Frauen der modernen Tracht ähnlich, bei den Männern wesentlich von der heutigen Mode abweichend. Auf Treue des Kostüms wird ganz besonderes Gewicht gelegt.

Fahnenträgerin; in der Fahne das Regimentsabzeichen „Mu"

Die soziale Stellung der Schauspieler im Reiche der Mitte ist keine benei-

Die „komische Alte"

denswerte. Gewiß gibt es auch Sterne der Schauspielkunst, deren Glanz in ihrem Namen fortlebt.

Vier Hauptzweige des chinesischen Bühnenstücks schälen sich mit einiger Schärfe heraus. Das historische Drama trägt den Charakter des Intrigendramas. Nicht das Schicksal, das seine läuternde Macht ausübt, nicht Heldengröße, nicht tragische Konflikte. Der Hof ist der Schauplatz dieses Dramas. Minister-ränke, Hofschranzen, Konkubinen, die zu



Gefolgsmann mit Standarte



Junger Mandarin

Rache ans Herz zu legen. Ein chinesisches Hamletdrama — „Die Waise aus dem Hause Tschao“ — wurde in Europa zuerst bekannt. Voltaire machte daraus ein Trauerspiel „L'Orphelin de la Chine“.

Das bürgerliche Drama nimmt insofern eine bemerkenswerte Stellung ein, als China einen spezifischen Typus des Kriminaldramas entwickelt hat. Diese Kriminaldramen sind kulturhistorisch von Interesse, bieten sie doch intime Einblicke ins Familienleben und die Rechtsanschauungen des großen östlichen Volkes. Ich denke besonders an das Drama „Der Greis, dem ein Sohn geboren wird“. Der Kriminalfall ist häufig recht spannend behandelt. Der tragische Ausgang ist im staatlichen Rechtsbewußtsein begründet. Seltsam mutet es an, wie auch Götter und Tiere der Anklage verfallen, Gottheiten der Unterwelt, Hunde und Affen.

Kann man auch nicht sagen, daß die Chinesen ein phantasiereiches Volk sind, so ist bei ihnen doch ein recht hübsches Zauberdrama herangereift. Ein ernstes, unsrer Feenoper verwandt, und eine Zauberposse. Fehlt auch ihrer Bühne das Dekorationswerk der Feenpracht, so treiben doch allerhand Göttinnen, Feen, Dämonen und Zauberer ihr phantastisches Wesen. Göttinnen der Pflaumen- und Pfirsichbäume, der Goldblumen und Seerosen. Zarte, verführerische Gestalten. Die Göttin der Zimtbäume verliebt sich in einen jungen Gelehrten.

In der Figur der Königin des Abendlandes ist der Duft und Zauber ver-

Einfluß und Ansehen gelangen wollen. Die Religion der Chinesen ist auf Pietät begründet, und so ist ein beliebtes dramatisches Motiv kindliche Rache für Unrecht, das die Eltern erlitten. Der Geist des Vaters erscheint, um dem Sohn

einigt, mit dem wir das Morgenland umspinnen. Merkwürdig, wie das Geheimnis der Ferne dieselben Vorstellungen zeitigt ... Die Zauberposse ist das philosophische Drama der Chinesen. Sie birgt den tiefsten Ideengehalt. Satiren auf die mystische Psychologie, die Seelenwanderung, das Bonzentum in seiner Beschränktheit und Wohlgenährtheit, die Ausschweifungen des Mönchtums. Das Anekdotenhafte überwiegt.

Das Lustspiel der chinesischen Bühne ist teils Intrigen-, teils Charakterlustspiel. Das Charakterbild hat Karikaturtendenz. Das Intrigenspiel, oft von feiner Pikanterie, im Milieu der Kurtisanenkreise, trägt gallisches Kolorit. Das chinesische Lustspielrepertoire hat seinen „Geizigen“, den „Sklaven seines Schatzes“, wie er genannt wird, seinen „Verschwender“. Wir haben das von Bazin übersetzte Lustspiel „Die Intrigen einer Soubrette“ mit höchst anmutigen lyrischen Gesangseinlagen. Lieder im Zauber der Mondnacht. Residenztheaterstücke, wie „Die Decke des Ehebettes“, „Ein Ehemann, der seiner Frau den Hof macht“. Stücke kapriziöser und effektvoller Natur, die einer Bearbeitung für unsre moderne Bühne fähig wären.

Immer mehr sucht das chinesische Drama in lyrischen Schilderungen und Partien seinen Schwerpunkt, oft allerdings von echt orientalischem Farbenreiz.

„Ihre Augenbraunen gleichen in edlem Schwunge dem Bogen des Neumondes und erstrecken sich anmutsvoll bis zu den Dunstwolken, die ihre Schläfen beschatten. Sie erblickt Tschang-kong, und ihre Wangen färben sich rot; sie öffnet die Lippen, die in dunkler Glut mit der Kirsche wetteifern, und zeigt Zähne, weiß wie der Reis, glänzend wie der



Maskierter Militärmandarin

Tau. Immer ferner verhallt das harmonische Geräusch der Edelsteine an ihrem Gürtel; man hört nur noch ein Gezwitscher, ähnlich dem der Vögel…“ In einer duftigen Szene, die dem modernen Bühnenstücke „Pipaki“ auch den Namen „Die Geschichte der Laute“ verliehen, singt der Geliebte zur Laute, um seinen Kummer zu vergessen. Nieuschi, die ihn überrascht, bittet, ihm zuhören zu dürfen. Wehmütige Lieder will er ihr singen. Sie begehrt das Lied: „Wenn der Sturm in den Fichten rauscht“. Er will ihr gewähren, aber von Heimweh ergriffen, löst sich nun seine Stimmung in den Liedern: „Wenn ich denke, daß ich heimwärts kehre“ und „Vom verlassenen Storch“. — Die Franzosen des Orients besitzen, wie sie äußerlich für die minuziöse Pracht der Kostümausstattung ihrer Bühne ein großes Interesse haben, einen feinen, natürlichen Sinn auch für dichterische Ziselierarbeit in dem Empfindungsgewebe ihrer handelnden Personen — liebenswürdige Züge wie sie auf ihrem ganz einzig dastehenden Kunstgewerbe teils beruhen, teils als seelisches Analogon daraus Verständnis gewinnen.

Inmitten des Pompes, der ihre Bühnenfiguren umkleidet — und nicht zuletzt darum —, haftet diesen etwas Typisches, Altväterisches, Puppen- und Marionettenhaftes an, das sie nicht loszuwerden vermögen. Während anderseits doch ihr Drama dem westeuropäischen verwandter als das indische erscheint, vermöge der sehr vielen rein menschlichen Situationen und des realistischen Gepräges ihrer Bühnenkunst. Für Wucht und Probleme der Tragödie und des sozialen Schauspiels haben sie noch keinen Ausdruck gefunden.



Amazone



Im Wiener Kaffeehaus

Nach einem Gemälde von Joh. Nep. Geller

Das Auge des Propheten

Eine Londoner Schwindelgeschichte von

Siegfried Raetzer (Weimar)

Herr Douglas E. Barbican stand in der offenen Tür seines Geschäfts in New Bond Street, London W. Eigentlich war dies kaum schicklich, besonders für den Inhaber eines allerersten Juwelengeschäfts in der größten Stadt Europas, ja der Welt. Aber daraus machte er sich heute recht wenig. Seine Kundschaft sah ihn ja nicht dastehen; seine Kundschaft, zu welcher er die höchsten Kreise zählte, kam niemals vor elf, und jetzt war es erst zehn Uhr morgens.

Heute war aber auch ein zu schöner Tag. Wie gern hätte er in der Rotten Row den gewohnten Morgenritt gemacht! Das war seine Reklame, der seine über ein Jahrhundert alte Firma namens „Archibald Travers & Co., established 1803“ ihr Weiterblühen und Gedeihen verdankte. Wenigstens schrieb deren alleiniger Inhaber, Mr. Barbican, seinen Erfolg lediglich den Reitbekanntschaften zu, die er morgens im Hydepark in unaufdringlicher und taktvoller Weise pflegte.

Sein Laden selbst war klein, und in seinem mit schwarzem Samt ausgekleideten unostentativen Schaufenster lagen sorgsam gebettet und ohne Preisangabe stets nur wenige, aber durch ihre Größe oder ihr Feuer oder ihre Seltenheit besonders bemerkenswerte Juwelen und Perlen, zum Teil gefaßt, zum Teil ungefaßt.

Wenn nun auch Herr Barbican bedauerte, daß er bei dem herrlichen Wetter an sein Geschäft gefesselt war, so erfreute er sich doch der besten Laune der Welt. Seine Gattin war beim Frühstück besonders liebenswürdig gewesen, die Eier waren frisch, die Kinder artig und die Rosen, seine Lieblinge in dem großen Garten des vornehmen Vorortes Surbiton am oberen Themselauf, versprachen ausnehmend schön zu blühen. Was den Menschen aber die reinste Freude bereitet, ist bekanntlich die Schadenfreude. Und als wenn sich heute alles vereinigt hätte, um ihm einen festlichen Tag zu bereiten, hatte er in der Morgenzeitung auf der Herfahrt gelesen, wie wissenschaftlich gebildete Einbrecher bei seinen Hauptkonkurrenten im oberen Teil der Straße das Gewölbe ausgeräumt und eine Rekordbeute an losen Edelsteinen, goldenen Uhren und handelsfähigen Wertpapieren im Gesamtwerte von zirka zwanzigtausend Pfund Sterling gemacht hatten. Es waren keine Stümper gewesen, sondern sie hatten mit einer Vorsicht, Sachkenntnis und Erfindungsgabe „gearbeitet“, welche die Polizei in Erstaunen setzten.

Herr Barbican rieb sich vergnügt die Hände. Ihm konnte das nicht passieren. Die Wände seines eignen Gewölbes waren überall zwei Fuß dick und auf allen Seiten einschließlich der Decke durch im Mauerwerk verborgene, dicht aneinanderliegende Stahlträger undurchbrechbar gemacht.

Das ganze Gewölbe nebst Schrank wurde innerhalb drei Minuten unter Wasser gesetzt, sobald jemand eindrang, der den unscheinbaren Nagel, der seitwärts vor dem Eingang in der Wand steckte, nicht herausgezogen hatte. Herr Barbican war auf diese seine Idee besonders stolz und empfand es schmerzlich, daß

er sich ihrer bei niemand, wer es auch sei, zu rühmen wagte. Wer garantierte ihm denn, daß der mit Orden bedeckte Herr, der ihm beim Jahresdiner seines Klubs gegenübersaß, nicht ein Einbrecher war, der sich als Mitglied hatte aufnehmen lassen, nur um ihn auszuhorchen? Heutzutage werden die schwierigsten Sachen gemacht! Man kann nicht vorsichtig genug sein. Jeden, aber auch jeden, außer seinen nächsten Verwandten, mußte man für einen Gauner halten, bis das Gegenteil unumstößlich feststand.

Herr Barbican verfolgte seit Jahren, weniger aus Interesse als aus reiner Notwehr, täglich alle Polizeiberichte und Gerichtsverhandlungen, die mit Einbrüchen und Schwindeleien zusammenhingen, um stets auf der Höhe zu bleiben. Denn die Herren Gauner sind überaus erfinderisch, und in London ist natürlich die Elite dieser Brüderschaft vertreten.

Also, wie gesagt, Herr Barbican freute sich, daß ihm nichts passieren konnte, und betrachtete wohlwollend die Vorübergehenden, die eleganten Damen, welche zu Fuß oder in ihrem Wagen vorbeistrebten, und die „Nuts", womit der junge Galan bezeichnet wird, dessen Lebensaufgabe darin besteht, stets peinlichst nach der allerneuesten Mode gekleidet zu sein und zu den von der Gesellschaft anerkannten Tagesstunden Piccadilly und deren Seitenstraßen, wozu Bond Street gehört, unsicher zu machen.

Gegen diese Modejünger fiel ein älterer breitschultriger Herr beträchtlich auf, welcher troß der sommerlichen Wärme in einen faltenreichen, etwas verkrumpelten gelben Regenmantel gekleidet war und — horribile dictu — einen ungerollten bäuerisch dicken baumwollenen Regenschirm in der Hand trug. Das von einem graumelierten unordentlichen Vollbart umrahmte Gesicht wurde halb verdeckt von einem schwarzen Schlapphut mit breiter Krempe von Anno dazumal. Seine Augen waren verborgen hinter einer goldenen Brille, deren Gläser bläulich opalisierten. Eine dicke silberne Uhrkette, an welcher die Freimaurersymbole hingen, baumelte ihm auf der Weste. Seine Beinkleider entbehrten der Bügelfalte, die in jenem eleganten Stadtteil nun einmal ganz besonders de rigueur ist. Sonst besaßen sie Falten genug, wie eine Ziehharmonika.

Dieser in der eleganten Umgebung so seltsam wirkende Mensch entging natürlich Herrn Barbican nicht. Er kam auf der andern Straßenseite herangeschlendert und betrachtete aufmerksam die Läden. Bevor er auf die Höhe des Herrn Barbican kam, warf er einen gelegentlichen Blick herüber und strebte, einer plötzlichen Eingebung folgend, über die Straße, die Augen unverwandt auf Barbicans Schaufenster gerichtet.

Herr Barbican zog sich daraufhin sofort in das Innere seines Ladens zurück und schloß die Tür. Es war ihm unangenehm, wenn solche Leute vor seinem Fenster standen. Sie vertrieben ihm seine Kunden.

Hoffentlich geht der alte Scotchman bald weg, dachte er. Zum Glück sind jetzt meine besseren Kunden noch nicht unterwegs. Die Nuts kaufen ja doch nicht bei mir, denn bei mir heißt's Barzahlung.

Nachdem etwa fünf Minuten verstrichen waren, tat sich die Tür auf, und zu seinem nicht geringen Befremden trat der „Scotchman" ein. Daß es tatsächlich ein solcher war, ging bald genug aus der Klangfarbe seines Organs, aus seiner lauten, langsamen Sprechweise und aus dem scharfen „r" hervor.

„Good morrning, my frriend," sagte er.

„Good morning, Sir; what can i do for you?"

Barbican erwartete bestimmt, daß der merkwürdige Fremde das Adreßbuch würde einsehen oder telephonieren wollen. Wo der Schotte einen Penny sparen kann, kennt er keine Scheu.

Wer beschreibt aber das Erstaunen Barbicans, als der Fremde nach dem Preise

der großen Perle fragte, welche in der Mitte des Fensters in stolzer Einsamkeit auf einem kleinen schwarzen Sockel lag!

Blitzschnell schossen dem Juwelier die Gedanken durch den Kopf: entweder ist dieser Kerl ein Gauner, der mit der Perle Reißaus nehmen will und draußen ein paar Verbündete hat, oder er ist einer von jenen exzentrischen Millionären, die allein es sich gestatten können, so schlampig herumzulaufen und dennoch hoch angesehen bleiben.

Auf jeden Fall wurde Barbican sehr höflich, konnte sich indes nicht enthalten, zu bemerken, daß die Perle recht teuer sei.

„Nun, das habe ich mir schon gedacht. Bitte, zeigen Sie mir doch mal die Perle und nennen Sie mir den Preis," erwiderte der Schotte mit einem Anflug von Ungeduld.

Barbican warf blitzschnell einen Blick über den ganzen Laden. Alles war verschlossen, alles in Ordnung. Er schloß die Glastür, die das Schaufenster von dem Laden trennte, mit einem Schlüssel auf, nahm die Perle seitwärts gewendet samt dem Sockel heraus und schloß die Glastür wieder ab, worauf er den Schlüssel in seine Tasche gleiten ließ. Während dieser Bewegungen ließ er die Hände des Fremden nicht aus den Augen, und es entging ihm nicht, daß der Regenschirm anscheinend in Ungeduld leise und taktmäßig auf den Fußboden gestoßen wurde.

Aha, dachte Barbican, er will aus dem Ton schließen, ob der Boden über dem Gewölbe dick ist. Nein, mein Freund, da durch kommst du nicht!

Der Juwelier stellte sich nun so, daß er zwischen die Ladentür und den Fremden kam, ohne dadurch das Tageslicht zu behindern, welches den wunderbaren Glanz des herrlichen Gebildes voll zur Entfaltung brachte.

„Bitte, nicht berühren," bat der Juwelier mit großer Höflichkeit im Ton. „Diese Perle ist so delikat. Ich werde Sie Ihnen von allen Seiten zeigen."

„Hm, hm," machte der Fremde. „Also was kostet sie?"

„Ja sehen Sie, der Wert dieser Perle liegt nicht nur in ihrem absolut vollkommen schönen Glanz, in ihrer Haselnußgröße und in ihrer wunderbar ebenmäßigen Form, sondern auch in ihrer Geschichte. Der Emir von Balutschistan ..."

Der Fremde sah ungeduldig auf eine stählerne Taschenuhr von Riesengröße.

„Schnell, schnell, mein Freund, bitte, sagen Sie den Preis," drängte er beinahe flehend. „Ich werde um elf Uhr von meiner Frau im Hotel erwartet. Sie ist ... so ... nervös! Ich kann ja wiederkommen und mir die Geschichte anhören, wenn ... ja, wenn mir überhaupt der Preis konveniert."

Na, Gott sei Dank, dachte Barbican, nun werde ich ihn los. „Der Preis ist dreitausend Pfund Sterling und nicht einen Penny weniger."

„Hm, hm. Das ist viel Geld! Das muß ich mir allerdings noch überlegen. Guten Morgen, mein Freund."

Damit ging er eilig ab.

Wieder flog instinktiv ein Blick Barbicans über den ganzen Laden. Es war alles in Ordnung.

Um halb vier Uhr nachmittags erklang bei Barbican der Fernsprecher: „Savoyhotel hier. Mister Mac Tavish möchte Sie sprechen."

„Mac Tavish? Wer kann das wohl sein?" überlegte Barbican.

„Good afterrnoon, my frriend," hörte Barbican. Nanu, dachte er, der schäbige Kerl wohnt im ersten Hotel von London? Das ist ziemlich verdächtig! Immerhin antwortete er höflich genug:

„Good afternoon, Sir. Well?"

„Ich wollte nur fragen, ob ich Sie in einer Viertelstunde persönlich vorfinde. Sie wissen, ich habe mir heute morgen bei Ihnen die Perle besehen."

„Ja, bitte, ich bin bis sechs Uhr anwesend."

„Thank you. Good bye."

Barbican war zuerst erstaunt, daß der „olle Schotte" tatsächlich auf die Perle zurückkam. Dann lächelte er. Die Schotten muß man kennen. Sind die geriebensten Kerle in der Welt. Savoy Hotel, indeed! Das alte Mätzchen! Klingelt von irgendwoher an und läßt seinen Spießgesellen durch den Fernsprecher das Savoy Hotel markieren! Wenn ich jetzt das Hotel anrufen würde, so würde man mir selbstredend sagen, es wohnt ein Mr. Mac Tavish da, er sei aber leider gerade ausgegangen. So dumm ist mein Freund nicht. Er gibt sich den Namen eines Hotelgastes und lauert, bis der ausgegangen ist, damit keine unliebsamen Zufälle eintreten. Na und schließlich, selbst wenn mein Freund wirklich dort wohnt: obwohl er als Schotte die hohen Zimmerpreise scheut, wird er sie dennoch riskieren, wenn er mich um die Perle betrügen will, weil ich denken soll, er ist ein vornehmer Mann.

In einer Viertelstunde hielt vor dem Geschäft von Archibald Travers & Co., established 1803, eines jener vorsintflutlichen Gefährte, die der geborene Londoner, der „Cockney", mit dem schönen Namen „Growler" bezeichnet, was etwa „Rumpler" bedeutet. Ihre Daseinsberechtigung haben sie nur noch auf den Bahnhöfen. In eleganten Stadtteilen und für Benutzung ohne Gepäck sind sie indessen verpönt.

Barbican stöhnte daher auf, als er das Fuhrwerk vor seinem Laden halten und den alten Scotchman aussteigen sah — ausgerechnet vor der Teezeit, wo sich die eleganteste Welt in Bond Street aufzuhalten pflegt.

Mac Tavish hatte der Eleganz der Straße allerdings Rechnung zu tragen versucht, indem er in einem wahren Ungeheuer von Zylinder erschien.

Zweifellos hatte den schon sein Großvater zur Hochzeit aufgehabt.

Daß der Auftritt allgemeine Heiterkeit erweckte, daß eine Reihe Kinder sich ansammelte und sein Erscheinen, als er mit viel Unbeholfenheit aus dem Wagen kletterte, laut und respektlos kritisierte, schien den alten Herrn nicht zu kümmern. Er sprach noch einige Worte in den Wagen, dessen Tür offen blieb. Und Barbican sah zu seinem Entsetzen, daß dort drin eine Matrone saß, deren Kleidung in einer Burleske eines Vorstadttheaters Lachstürme entfesselt haben würde. Zum Glück, wie Barbican anfangs glaubte, kam sie nicht mit in den Laden.

„Good afternon, my frriend," sagte Mac Tavish und gab Barbican, ehe er sich dessen versah, die Hand, ein in besseren Geschäften immerhin nicht üblicher Vorgang, selbst wenn man den Ladenbesitzer schon einmal gesprochen hat.

Offenbar bezweckte diese vertrauliche Begrüßung, den Juwelenhändler günstig zu stimmen und ihn zu einer Preisermäßigung zu bewegen. Denn Mac Tavish eröffnete die Verhandlung mit den Worten:

„Ja, meine Frau meint, der Preis von dreitausend Pfund ist viel zu hoch. Sie ist . . . ehem . . . leicht gereizt und . . . ehem . . . ich muß mich schon danach richten. Sie meint, zweitausend wären auch genug. Nun?"

„Dreitausend Pfund kostet die Perle und nicht einen Penny weniger. Wenn Ihnen das zu hoch ist, so bedaure ich sehr," erwiderte Barbican in der stillen Hoffnung, die unbequemen Leute damit los zu werden.

Das war aber weit gefehlt.

Mit großer Umständlichkeit setzte Mac Tavish dem unseligen Händler auseinander, daß die Preise für solche Sachen nach seiner Meinung nur Phantasiepreise seien.

„Das tut mir leid, meine Preise sind fest. Wenn Ihnen der Preis zu hoch ist, so empfehle ich Ihnen das Geschäft von Armindale Brothers am Ende der Straße," sagte Barbican.

Barbican war entzückt über diesen Einfall. Er gönnte seinen Hauptkonkurrenten diesen Auftritt, den er leider jetzt selbst ausstehen mußte.

Seine Freude über den glänzenden Einfall war indessen kurzlebig.

„Da war ich schon," erwiderte Mac Tavish arglos. „Aber die haben mich hierher geschickt, weil sie einen Einbruch gehabt haben und deshalb vorläufig keine Auswahl mehr bei ihnen ist."

Barbican wurde weiß vor Wut über die Frechheit dieser Gesellen, ohne auf den Gedanken zu kommen, wie ungerecht er selbst war.

„Ja, dann tut es mir leid. Sie müßten sich also dann schon in ein andres Geschäft bemühen."

Mac Tavish ließ sich indessen nicht aus der Fassung bringen. Er bat um eine Minute Geduld und trat durch die Ladentür wieder an den Wagen. Dort sah ihn Barbican eifrig mit seiner grotesken Ehehälfte parlamentieren.

Barbican rang verzweifelt die Hände, als er unter dem Publikum Lord Arthur und Lady Pembroke entdeckte, die der Verhandlung am Wagen ein belustigtes Interesse entgegenbrachten.

Binnen kurzem war Mac Tavish wieder im Laden.

„Meine Frau meint, der Preis sei wirklich viel zu hoch, viel zu hoch. Gott, was soll ich machen?" sagte er seufzend und sich gleichsam entschuldigend. „Sie meint, Sie sollten doch in Erwägung ziehen, wenn die Perle daliegt und Sie verkaufen sie vielleicht erst in sechs oder mehr Monaten, was die für enorme Zinsen fräße!"

Hierauf begann er dem Armen mit großer Umständlichkeit vorzurechnen, wieviel die Zinsen von dem angenommenen Preis von zweitausend Pfund, zu drei Prozent gerechnet, auf sechs Monate ausmachten.

Barbican war verzweifelt und überlegte, ob er nicht hundert Pfund ablassen sollte, nur um den Kerl los zu werden.

Da kam ihm ein rettender Gedanke. „Sagen Sie mal, ehe wir überhaupt weiterverhandeln — Sie werden mir das als Kaufmann nicht verargen — ich muß der Ordnung wegen wissen, ob ich ... ob Sie ... ehem, ob Sie denn in der Lage ... in der Lage sind ..."

„Oho, mein Freund," lachte Mac Tavish, „ob ich die Perle bezahlen kann? Das meinen Sie doch?" Und versetzte dem Händler einen vertraulichen Schlag auf die Schulter, daß er einknickte. „Bitte, erkundigen Sie sich doch bei der Scottish National Bank, Limited, in der Lombard Street, wieviel dort der Angus Mac Tavish gut hat! Hahaha, das ist vorzüglich! Hahahaha!"

Offenbar schien dem edlen Schotten gar nicht der Gedanke zu kommen, daß man nicht unversucht sein könne, von seinem schäbigen Äußeren auf einen schwachen finanziellen Standpunkt zu schließen.

„Nun, wir werden ja sehen — eintretendenfalls ... Aber um die Sache endlich zu erledigen, will ich eine Ermäßigung von hundert Pfund gewähren. Mehr kann ich durchaus nicht tun."

„Also zweitausendneunhundert Pfund? Ja, da glaube ich kaum, daß meine Frau ... Immerhin kann ich sie wenigstens mal fragen."

Wieder trat Mac Tavish auf die Straße und parlamentierte lange und eingehend.

Die Zahl der belustigten Zuschauer hatte sich inzwischen vergrößert. Augenscheinlich hatten die draußen eine Fortsetzung der Komödie erwartet.

„Meine Frau meint, zweitausendneunhundert Pfund ist viel zu viel. Mehr als zweitausendeinhundert darf ich keinesfalls anlegen."

„Es ist ganz unmöglich."

„Na, dann überlegen Sie sich das noch einmal. Ich hoffe, meine Frau wird auch ein Einsehen haben. Vielleicht kann ich doch noch etwas zulegen. Wir kommen morgen wieder vorbei."

Damit schüttelte er Barbicans Hand herzlich und stieg zu seiner Ehehälfte in den Wagen, der, nachdem man das Pferd aufgeweckt hatte, gemächlich von dannen zuckelte.

„Herr des Himmels," ächzte Barbican. „Morgen will er wiederkommen! Er bringt mich unter die Erde! Zweitausendvierhundert Pfund kostet mich die Perle selbst. Wenn er morgen kommt, soll er sie haben. Er ruiniert mir ja mein Geschäft in Grund und Boden! Nein, er soll sie für zweitausendfünfhundert bekommen, wenn es absolut sein muß. Aber erkundigen will ich mich immerhin bei der Bank. Man weiß ja heutzutage nie... Die ganze Sache mag eine abgekartete Komödie sein, deren Ende ich jetzt nicht übersehen kann."

Eine Erkundigung bei der Bank ergab allerdings, daß Angus Mac Tavish aus Glasgow nicht nur dreitausend Pfund, sondern das Fünffache gut hatte. Barbican hatte sich persönlich auf die Bank begeben. Erst auf der Rückfahrt fiel ihm ein, daß dies doch auch ein Trick sein konnte. Ein Geschäftsmann, bei dem es um Tausende von Pfunden geht, kann eben nicht vorsichtig genug sein. Zweifellos war ein gewisser Angus Mac Tavish gut für fünfzehntausend Pfund. Aber wer sagte denn, daß dieser mit seinem lästigen Alten identisch war?

„Indessen," setzte er nach einigem Nachdenken hinzu, „man kann schließlich auch darin etwas zu weit gehen. Es gibt immerhin auch ehrliche Leute. Warum soll der Alte nun durchaus ein Gauner sein? Bloß weil ich ihn vorher noch nie gesehen habe?"

So grübelte Barbican, schloß aber seine Betrachtungen doch zu guter Letzt mit der Maxime: „Na, Vorsicht schadet jedenfalls niemals."

Dann vertiefte er sich in die Polizeiberichte des Abendblattes.

*

Am nächsten Nachmittage erschien Mac Tavish von neuem. Dieses Mal unangemeldet und zu Fuß und ohne die Begleitung seiner Lebensgefährtin.

Nach vertraulicher Begrüßung eröffnete Mac Tavish dem Juwelenhändler:

„Meine Frau meint, die Perle sei keinesfalls über zweitausendzweihundert wert."

„Das ist ganz ausgeschlossen, ich bitte Sie."

„Ja, das habe ich ihr auch gesagt. Da hat sie gemeint, zweitausenddreihundert könnte man äußerst anlegen."

„Nein, Herr Mac Tavish, ich habe Ihnen schon deutlich genug gesagt, daß ich mich darauf unter keinen Umständen einlassen kann. Ich..."

„Ja, und da habe ich ihr denn erwidert, Sie würden sie uns doch für zweitausendvierhundert lassen."

„Hören Sie mal, Herr Mac Tavish, meine Geduld hat wirklich auch ein Ende! Ich erkläre Ihnen hiermit endgültig, verstehen Sie, endgültig, zweitausendfünfhundert Pfund! Wenn Sie das nicht zahlen wollen, dann verliere ich nicht ein einziges Wort mehr und muß Sie dringend ersuchen, die Verhandlung ein für allemal abzubrechen! Verstehen Sie mich?" schrie Barbican hochrot vor Wut über diese unverfrorene Hartnäckigkeit.

„Nun, nun, wer wird sich denn gleich aufregen! Also wenn Sie wirklich im Ernst auf zweitausendfünfhundert Pfund bestehen, dann nehme ich die Perle zu diesem sehr teuren Preise. Bitte, geben Sie mir eine Feder."

„So!" sagte Mac Tavish, als er einen Scheck über zweitausendfünfhundert Pfund Sterling auf die Scottish National Bank, Limited, ausgestellt hatte. „Nun ist ja Gott sei Dank endlich alles in Ordnung. Bitte, geben Sie mir ein recht nettes Schächtelchen zu der Perle zu."

Der Schotte sagte es schmeichelnd. Das war echt. Der Mann, der soeben zwei-

tausendfünfhundert Pfund für einen Luxus bezahlte, hoffte ein Schächtelchen im Wert von vielleicht einem Schilling zu „schinden".

Herr Barbican ließ indes durch diese vermeintliche Finte seine Aufmerksamkeil nicht ablenken.

„Vorsicht ist Vorsicht. Gesetzt nun mal, Mac Tavish ist doch ein Gauner, dann hat er heute morgen sein ganzes Geld von der Bank zurückgezogen, nimmt die Perle mit — und ich sitze mit dem wertlosen Stück Papier da," sagte sich Barbican.

„Ja, wissen Sie, ich muß Sie wirklich um Entschuldigung bitten," fuhr er laut zu Mac Tavish fort. „Aber Sie werden es mir nicht verdenken können bei einem solchen Objekt. Ich bin Kaufmann und muß als solcher meine Grundsätze haben, gleichgültig, ob Sie es sind, Herr Mac Tavish, oder der Herzog von Sussex."

Mac Tavish erwiderte etwas gereizt: „Ja, Gott, hm, Sie müssen ja nette Erfahrungen gemacht haben. Oder sehe ich etwa aus wie ein..."

„Aber nein, verehrter Herr! Ich bitte Sie. Verstehen Sie doch!"

„Na, da möchte ich doch auch sehr bitten!"

„Also kommen Sie morgen mittag, dann können Sie die Perle haben. Ich muß doch erst sehen, ob ich das Geld richtig von Ihrer Bank erhalte."

„So! Und Sie haben unterdessen meinen Scheck! Wer garantiert mir denn, daß Sie... daß ich... Nehmen Sie an, Sie haben mein Geld, dessen Empfang ich Ihnen ja allerdings durch den Scheck beweisen kann. Aber — nehmen Sie an —, wenn Sie mein Geld eingesteckt haben, bringen Sie die Perle um die Ecke und behaupten, Sie haben sie mir ausgehändigt. Wer garantiert mir denn überhaupt, daß die Perle echt ist? He? Ich verstehe nichts von Perlen, das wissen Sie genau. Und selbst wenn sie tatsächlich echt ist... Wer garantiert mir denn, daß Sie mir nicht morgen eine Nachbildung überreichen, ein Faksimile? He? Oder aber, wenn auch eine echte, so doch eine ähnliche, aber minderwertige Perle? He? Und wenn diese nur etwas geringer ist, habe ich die Differenz verloren."

Mac Tavish hatte mit steigender Erregung gesprochen und streckte schon die Hand nach seinem Scheck aus.

„Nee, Herr Mac Tavish, eine in Glanz und Größe ähnliche Perle findet man sobald nicht. Es wird schon die eine oder andre geben, aber keinesfalls in London. Das weiß ich positiv. Alle größeren Perlen und Steine sind dem Handel bekannt. Und daß ich Ihnen etwa ein Faksimile überreiche, glauben Sie wohl selbst nicht. Denken Sie doch an den hundertjährigen Ruf meiner Firma. Im übrigen können Sie ja die Perle überall untersuchen lassen."

Barbican gereute sein übertriebener Argwohn. Man kann tatsächlich zu weit gehen. Begütigend legte er Mac Tavish die Hand auf die Schulter.

„Nichts für ungut. Sie sind ein ehrlicher Mann, davon bin ich fest überzeugt. Aber ich bin es auch. Ich weiß einen Ausweg. Wir fahren zusammen zu Ihrer Bank. Ich kassiere dort den Scheck und übereiche Ihnen vor den Augen des Kassierers die Perle."

„Ja, das läßt sich hören. Kommen Sie."

In der Bank vollzog sich der Tausch, wie verabredet, zur beiderseitigen Zufriedenheit, und man trennte sich mit Händeschütteln.

Ganz so unrecht hatte er nicht, dachte Barbican. Lieber weniger verdient, als daß das Ding daliegt und Zinsen frißt.

*

Die ersten Schneeflocken tanzten in der Luft und fielen leise auf die Straße, wo sie in dem klebrigen Londoner Schmutz spurlos verschwanden, der von den

Rädern der vielen Equipagen, Omnibusse und andern Gefährte, von den Hufen der flinken Pferde und von den Sohlen der eiligen Fußgänger hin und her geknetet wurde.

Man war sehr geschäftig. Weihnachten stand in drei Wochen bevor, und es herrschte bereits jene Bienentätigkeit, die mit zur Festesfreude gehört.

Auf den Mahagonitisch der Firma Archibald Travers & Co., established 1803, in New Bond Street, London W, flog ein Brief, den der eilige Postbote in geschicktem Wurf durch die Spalte der Ladentür geschnellt hatte.

Der Brief trug den Poststempel „Edinburgh" und lautete also:

„Mein lieber Herr Travers!

Nun das liebe Weihnachtsfest herannaht, wollen meine Frau und ich uns wieder einmal nach der Themsestadt aufmachen, um einige Einkäufe zu erledigen, wie meine Frau meint. Ich wäre aber gar nicht verwundert, wenn sie, sobald sie mich einmal aus meinem trauten Heim aufgescheucht hat, plötzlich erklärte, wir müßten Weihnachten an der Riviera oder in Sizilien oder Gott weiß wo verleben. Na, jedenfalls kommen wir nach London, und ich habe da etwas mit Ihnen zu besprechen. Können Sie es einrichten, am Freitag nachmittag um fünf in Ihrem Geschäft zu sein?

Ich werde dann bei Ihnen vorsprechen. Viele Grüße von meiner Frau, und glauben Sie mir, daß ich bin, mein lieber Herr,

Ihr aufrichtiger

Angus Ezekiel Mac Tavish."

„Allmächtiger Himmel, steh' mir bei!" stöhnte Barbican. „Das alte Ungeheuer! Wegen hundert Pfund Verdienst scheucht er mir für tausend Pfund Kunden weg. Und außerdem ausgerechnet am Freitag nachmittag muß er kommen, wo die meisten Einkäufer unterwegs sind."

Barbican sah auf seinen Notizkalender und wurde bleich. „Ach Gott, ach Gott, was mache ich nur? Um fünf Uhr hat sich die Herzogin von Gloucester angesagt wegen ihrer Tiara! Was soll die denken! Nein, das geht auf keinen Fall!"

Barbicans Besorgnis war indes unbegründet. Denn ganz wider Erwarten öffnete sich am Freitag morgen um halb elf die Ladentür, und herein trat, freundlich lächelnd, Angus Mac Tavish, angetan mit einem geradezu unglaublich groß und schreiend karierten altmodischen Wetter- und Reisemantel, der vielleicht bei einem Schneesturm im schottischen Hochgebirge den Neid der Besitzlosen erwecken würde, aber keinesfalls in Bond Street, London. — Wie einem langjährigen Bekannten klopfte er Barbican auf die Schulter und schüttelte ihm einmal über das andre kräftig die Hand. Es fiel Barbican recht schwer, diese Freundlichkeit einigermaßen zu erwidern; er fragte ihn daher ziemlich kühl nach seinem Begehr.

„Ja, sehen Sie mal, Sie wissen, ich habe mir damals die Perle gekauft, weil sie mir so gefiel, obgleich mir der hohe Preis sehr ins Herz schnitt. Es war sehr viel Geld, namentlich wenn ich bedenke, daß ich die Perle für mich alten eitlen Kerl verwenden wollte aus Hoffart und Prahlsucht vor meinen Freunden. Unser Reverend donnert aber immer gegen die Eitelkeit, und so konnte ich es einfach nicht übers Herz bringen, mir davon eine Busennadel machen zu lassen, wie ich es beim Kauf vorhatte.

Mit einmal nun meint meine Frau vor etwa sechs Wochen, was denn eigentlich aus der Perle geworden sei. Ja, was konnte ich ihr da anders sagen, als daß die Perle noch in ihrem Kästchen läge, wo ich mich öfters an ihrem Anblick erfreute! Also, zeig sie mir doch auch mal wieder, sagte sie.

Seitdem hat sie vierzehn Tage lang die Perle täglich sehen müssen. Dann hat sie sie gleich bei sich behalten. Und was glauben Sie, was sie vor drei Wochen

sagt? Angus Mac Tavish, meinte sie, Mann, zu was hast du die Perle? Weißt du nicht, daß es unrecht ist, Schätze zu sammeln, da sie die Motten und der Rost fressen und die Diebe nachgraben und stehlen? Da liegt sie im Kasten und wird schwarz und wertlos, wenn sie nicht getragen wird. Und nun will ich dir etwas sagen, Mann, Angus Mac Tavish, siehe zu, daß du genau dieselbe Perle bekommst, wenigstens in der gleichen Größe und Farbe, dann lasse ich mir ein Paar Ohrringe davon machen. Du hast dann noch mehr davon als ich, denn du kannst sie sehen, wenn ich sie trage, ich aber nicht. Und gelacht hat sie sogar über ihren gottlosen Witz!

Also, was will ich da machen. Wenn meine Frau sich etwas in den Kopf setzt... Ach, Herr Travers, Sie haben ja keine blasse Ahnung, was das heißt," seufzte Mac Tavish.

„Ja, Herr Travers, erst habe ich natürlich mit allen Mitteln und Mittelchen versucht, sie von der Idee abzubringen, habe ihr sogar eine Reise nach Italien versprochen. Das ist herrlich, hat sie mit ihrer eigenartigen Logik gesagt. Wie werden sich die englischen Damen an der Riviera ärgern, wenn sie mich abends zum Diner mit den seltenen Ohrringen sehen! Dann wurde sie wieder äußerst unangenehm, und seitdem setzt sie mir jeglichen Tag zu. Ich komme noch um den Verstand. Und ich weiß genau, sie wird nicht eher ruhen, bis ich ihr den Willen getan habe."

„Das tut mir sehr leid," beteuerte Herr Barbican. „Sie müssen wissen, daß ich in meinem Geschäft nur ganz ausgewählte seltene Sachen habe. Schon der Umstand allein, daß ich die Perle überhaupt zum Verkauf hatte, ist ein Beweis für ihre große Seltenheit. Der Emir von Balutschistan, dem sie früher gehörte, pflegte sie „Das Auge des Propheten" zu nennen und er..."

„Ja, was nutzt das alles? Es wird doch noch eine solche Perle geben in der Welt, du lieber Gott. So selten war sie denn doch nicht, sonst hätten Sie mich damals noch ganz anders gerupft. Schaffen Sie mir eine, schaffen Sie mir eine! Ich habe keine ruhige Minute mehr, bis ich sie habe. Sie kennen meine Frau nicht..."

„Mein lieber Herr Mac Tavish, ich bin Geschäftsmann. Ich will mich gern bemühen. Ich glaube aber nicht, wie ich Ihnen schon damals sagte, daß hier in London noch ein solches Exemplar existiert oder wenigstens käuflich zu haben ist. Ich sagte Ihnen das schon im Frühjahr, wenn ich nicht irre. Ich werde nun versuchen, hier in London, oder wenn das erfolglos ist, durch meine Agenten in Paris und Petersburg — von Petersburg kam Ihre Perle übrigens auch — eine zweite Perle, möglichst in der gleichen Größe und Farbe aufzutreiben.

Aber das kann ich Ihnen schon jetzt sagen, damit Sie es wissen, ehe ich Schritte tue: wenn ich nach einer solchen Perle suche, dann ist das ganz etwas andres, als wenn mir eine angeboten wird! Dann muß ich natürlich erheblich, sogar ganz erheblich viel mehr zahlen. Die Perle ist, wie gesagt, eine Seltenheit, daher muß ich sie suchen. An der Ihrigen habe ich fast nichts verdient. Aber Sie können mir nicht verdenken, daß ich im vorliegenden Falle, sofern ich überhaupt ein Gegenstück finde, einen angemessenen Nutzen draufschlagen muß. Sie tun daher gut, ich sage Ihnen das schon jetzt offen und ehrlich, wenn Sie sich auf fünftausend Pfund Sterling gefaßt machen."

„Heiliger Andreas," seufzte Mac Tavish. Er starrte einige Sekunden betrübt vor sich hin. Aber dann raffte er sich auf.

„Ich bin nicht mehr jung und habe keine Kinder und keine näheren Verwandten. Was soll ich schließlich mit meinem Geld; Frieden im Haus geht mir über alles. Wenn es denn absolut sein muß, so will ich fünftausend Pfund in Gottes Namen anlegen. Jedenfalls gehen Sie keinesfalls über fünftausend ohne

meine vorherige ausdrückliche Ermächtigung. Verstehen Sie! Über fünftausend will ich auf keinen Fall anlegen, es sei denn hundert Pfund oder so! Es hat doch alles seine Grenzen, auch die Weiberlaunen," schloß er hochrot.

„Im übrigen, Sie wissen wohl," fuhr er beruhigter fort und lächelte wieder, „gut bin ich Ihnen doch wohl für fünftausend Pfund? Die Scottish National Bank in Lombard Street ..."

„Aber bitte, bitte, Herr Mac Tavish ... Übrigens, haben Sie die Perle vielleicht hier?"

„Natürlich. Sie müssen sie doch messen und sich ihre Beschreibung notieren. Hier ist sie."

Barbican machte sich umfangreiche Notizen. „So, danke, hier haben Sie die Perle zurück," sagte er schließlich.

„Besten Dank. Und nun, wann glauben Sie, daß Sie die neue Perle finden werden? Längstens zu Weihnachten möchte ich sie natürlich haben, um sie meiner Frau bescheren zu können."

„Aber wo denken Sie hin? Da müßte schon ein Wunder passieren. Es können Monate vergehen. Meine Agenten schnüffeln durch alle Juwelier- und Trödelläden, alle Pfandleihen, alle mehr oder weniger anrüchigen Boudoirs, alle Hehlerkaschemmen hier in Middlesex Street und an der „Barrière" in Paris ... kurz, vor Ostern wird's wohl nichts werden."

„Ach, du lieber Himmel," stöhnte Mac Tavish, „womit beschwichtige ich bloß so lange meine Frau? Sie muß alles sofort haben und wird mich jeden Tag zur Verzweiflung bringen! Na, dann schreiben Sie wenigstens sofort ... oder besser, telegraphieren Sie bitte sofort, am nämlichen Tage, wo Sie die Perle gekauft haben. Ich flehe Sie an ..." rief Mac Tavish in komischer Verzweiflung.

Ein älterer, vornehm aussehender Herr betrat den Laden.

„Ja so, meine Adresse. Übermorgen fahren wir nach Italien und bleiben bestimmt bis Ostern da. Wo wir aber jeweils sein werden, das weiß nächst Gott nur meine Frau. Aber ich will Ihnen etwas sagen: drahten und schreiben Sie bitte an Angus Ezekiel Mac Tavish, Esquire, Hotel de Russie, Rom. Ich werde dort Weisung geben, daß man alles sofort an mich weiterbefördert, falls wir uns nicht dort befinden. Aber nun will ich Sie nicht weiter aufhalten," setzte er mit einem Blick auf den neuen Kunden hinzu. „Auf Wiedersehen, mein Freund!"

„Auf Wiedersehen! Glückliche Reise und gutes Wetter."

*

Am Mittwoch vor Ostern herrschte in der Villa des Herrn Douglas E. Barbican zu Surbiton am oberen Themselauf reges Treiben. Fröhliches Kinderlachen ertönte. Die Koffer waren gepackt, zum Teil mit kostbaren neuen Toiletten der Frau Barbican. Man wollte eine Woche in Paris verleben, stand nun reisefertig und wartete auf den Motorwagen, der jeden Augenblick um die Ecke kommen mußte.

Statt dessen erschien der Briefträger, überreichte Herrn Barbican einen Brief, wünschte in Erwartung eines Trinkgeldes recht vergnügte Feiertage und zog um einen Schilling reicher ab.

Herr Barbican steckte den Brief in die Tasche. Als aber der Chauffeur immer noch auf sich warten ließ, holte er ihn wieder hervor. Der Brief trug den Poststempel Port Said und lautete:

„Mein verehrter Barbican!

Ihre Meldung von dem glücklichen Ankauf der Perle zu fünftausend Pfund habe ich vor drei Wochen in Rom dankend erhalten. Andre wichtigere Geschäfte haben mich bisher verhindert, auf Ihr Schreiben zurückzukommen.

Es war nicht recht von Ihnen, daß Sie versuchten, mich zu betrügen; denn Sie haben für die Perle nur viertausendsechshundert Pfund bezahlt. Mir aber wollten Sie in Ihrem Brief vorreden, Sie hätten fünftausend Pfund bezahlen müssen! Ist das vielleicht nicht Betrug? Pfui! Aber alles rächt sich auf Erden. Ich konnte mir schon denken, daß Sie den Versuch machen würden, den guten alten Mac Tavish aus der Provinz zu leimen. Und so habe ich denn Ihrem Agenten, der leider strengste Anweisung hatte, nicht mehr als viertausendsechshundert anzulegen, durch meinen Agenten Ihre eigne Perle zurückverkauft. Mein Gewinn von zweitausendeinhundert Pfund ist nicht einmal viel bei den heutigen Zeiten. Aber ich bin Geschäftsmann und muß auch kleinere Verdienste mitnehmen.

Und noch eins! Seien Sie doch in Zukunft vorsichtig! Sie haben ja ein Gemüt wie ein Kind. Damit werden Sie es nie weit bringen. Erzählen Sie ja die Geschichte von der Perle niemand, man würde sich über Sie lustig machen.

Das Klima in Italien hat uns außerordentlich gut getan. Wir sind um viele Jahre verjüngt, und Sie würden uns nicht wiedererkennen. Wir befinden uns auf der Reise zu dem auch Ihnen bekannten Emir von Balutschistan. Dürfen wir von Ihnen grüßen?

Mit vielen Empfehlungen von meiner Frau und mir selbst

Ihr ergebener

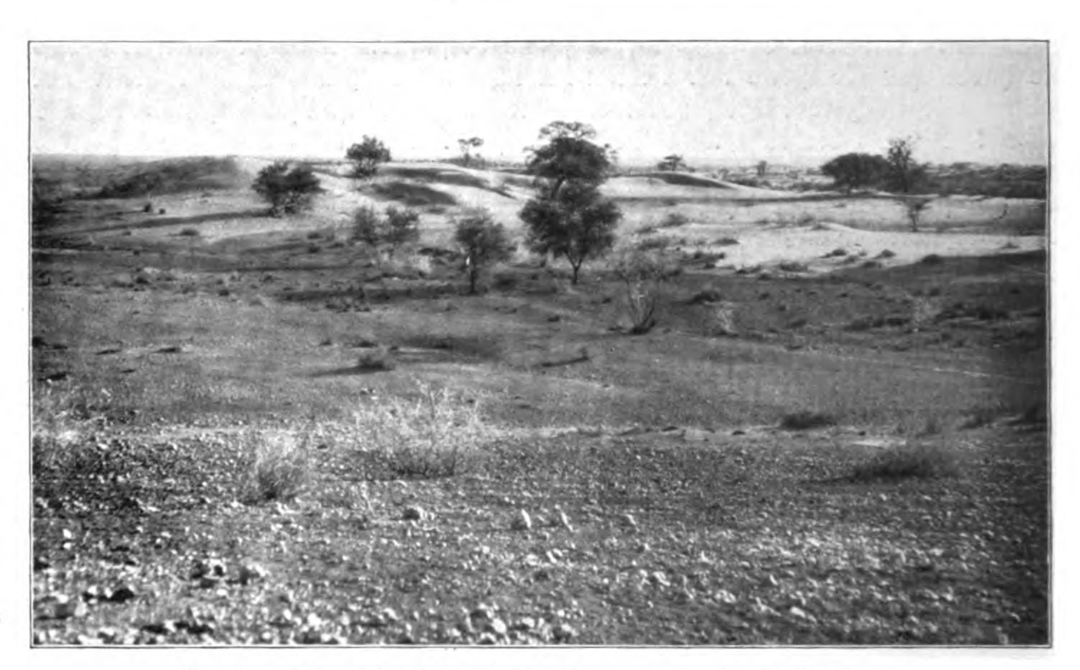
(alias) Angus Ezekiel Mac Tavish.

P. S. Mein Guthaben bei der Bank habe ich zurückgezogen. Man kann nicht vorsichtig genug sein, nicht wahr? Und die Bank kam mir in der letzten Zeit doch nicht mehr sicher vor."

*

Als der Chauffeur endlich kam, wurde er sofort entlassen, desgleichen der Diener und der Gärtner. Die Osterreise wurde ganz aufgegeben, und niemals hat die Familie Barbican solche Tage erlebt wie an jenen Ostern.





Charakteristische Landschaft aus den neuen Kaiserbesitzungen

Der Kaiser als Farmer

(Seine neuen Besitzungen Dickdorn und Kosis in Deutsch-Südwestafrika)

Von

R. S. Griffenfeld

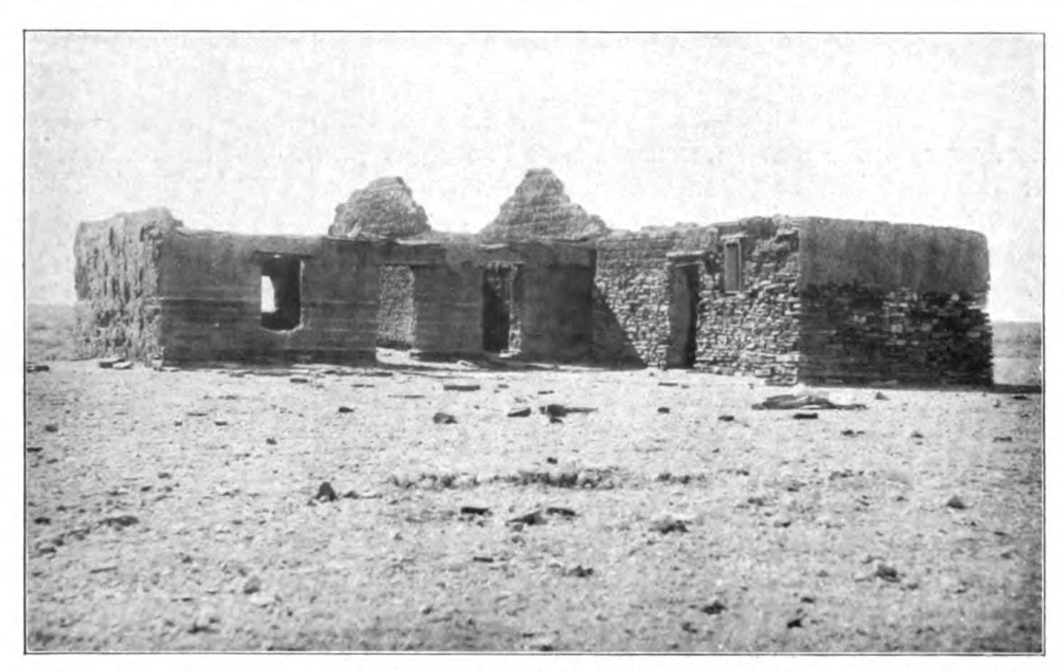
Während das Reich in den übrigen afrikanischen Schutzgebieten nur noch die Kosten für die Haltung der Schutztruppen trägt, erhalten sich zwei deutsche Schutzgebiete, Samoa und Togo, schon seit mehreren Jahren aus eigenen Mitteln.

Diese Tatsache ist nicht allgemein bekannt. Sie läßt die deutschafrikanischen Verhältnisse in günstigem Licht erscheinen und ist gewiß geeignet, lebhafteres Interesse für die deutsche Kolonialsache in weiteren Kreisen zu erwecken.

Mit welchem persönlichen Interesse der Kaiser alle Vorgänge in den deutschen Kolonien verfolgt, ist ja bekannt, weniger bekannt dürfte dagegen sein, daß er seit dem Frühjahr 1912 Farmbesitzer in Deutsch-Südwestafrika geworden ist.

Im Februar 1911 sprach der Kaiser im Deutschen Landwirtschaftsrate über Kulturen und Viehhaltung auf seinem Gute Kadinen und führte aus, daß die deutsche Landwirtschaft ihre Viehhaltung vergrößern müsse und auch vergrößern könne, wobei er hauptsächlich an unsre Kolonien in Afrika dachte. Soweit es sich um Schlachtvieh handelt, machen die Züchter in den afrikanischen Schutzgebieten heute sehr gute Geschäfte, da noch nicht so viel gezüchtet werden kann, wie verlangt wird. Mit der Zeit dürfte das anders werden, und um hier wirksam einsetzen zu können, beginnt man Viehrassen einzuführen, die einem doppelten Zwecke genügen können, nämlich Schafe und Angoraziegen.

Auf den kaiserlichen Farmen, die unter diesen Bedingungen an Herrn von Könen verpachtet sind, sieht es heute noch typisch wildafrikanisch aus. West-



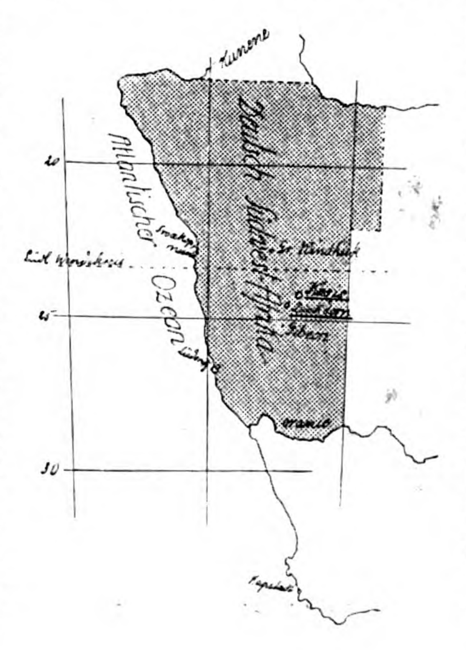
Die alte niedergebrannte Burenfarm Kosis, die vom Kaiser ausgebaut wird

afrikanisch möchte man sagen, was auf jene Abwechslung zwischen Ödland und üppigem Steppencharakter hinweist, den wir auf unsern Illustrationen, die wir dem Geheimen Oberregierungsrat Gerstmeyer, Berlin, verdanken, sehen. Inmitten der Besitzungen wartet noch immer die abgebrannte Farm des früheren Eigentümers des Wiederaufbaus.

Die beiden kaiserlichen Farmen Dickdorn und Kosis liegen mitten im Namalande zwischen dem Fischflusse und Leberflusse und haben 96 000 Mark gekostet, etwa 4 Mark pro Hektar. Dickdorn umfaßt 15 556 Hektar, Kosis dagegen nur 9964 Hektar. Die Entstehungsgeschichte dieser Farmen ist recht amüsant. Ihr Vorbesitzer nämlich, der Bure Krabbenhoeft, war aus irgendeinem nichtigen Anlaß von Hendrik Witboi zu Unrecht gefangengenommen und gezüchtigt worden. Krabbenhoeft wandte sich darauf an die englischen Gerichte, deren Urteil dahin lautete, daß er als Genugtuung eine so große Strecke Landes erhalten sollte, als er in vier Tagen zu umreiten vermöchte. Krabbenhoeft ließ daraufhin von seinen Knechten Reservepferde voraussenden, die er eines nach dem andern bestieg, um einen möglichst großen Landkreis umreiten zu können.

Die Gegend hat das Klima einer Hochlandsteppe, mittlere Temperatur wie etwa Mittel- und Süditalien, doch ist die Durchschnittstemperatur der wärmsten Monate, Oktober bis März, geringer. Von einem Herrn, der jene Gegenden genau kennt, liegen folgende Mitteilungen vor: „Es gibt wenige Farmen in Südwest, wo so begehrtes gemischtes Feld vorkommt wie auf denen des Kaisers, die beide eine Reihe von durch Fische belebte „Tümpel“ haben.

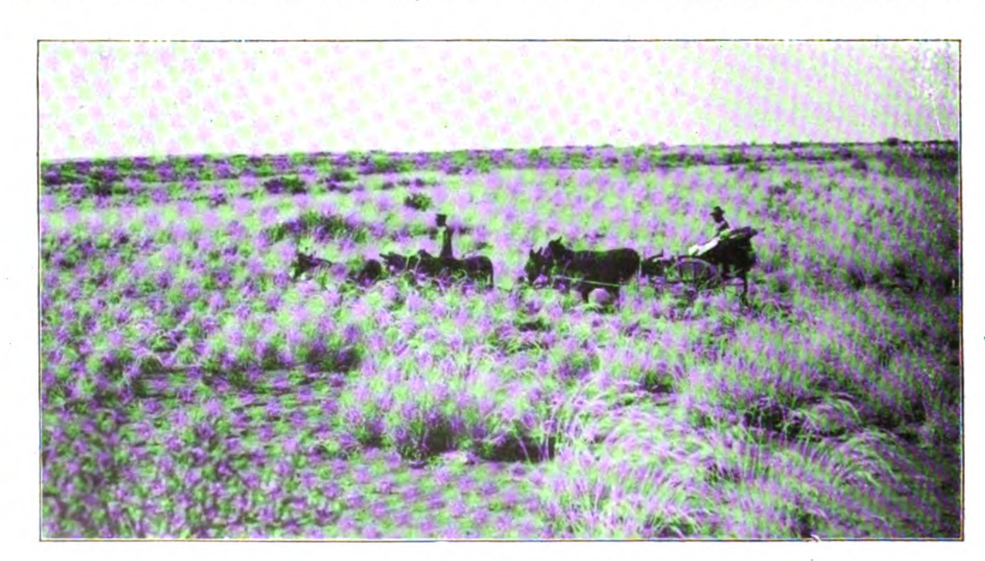
Die Fische schmecken freilich etwas schlam-





Wassertümpel mit verhältnismäßig üppiger Vegetation in Dickdorn

mig, doch bilden sie in dem Einerlei der sonstigen Speisekarte eine angenehme Abwechslung. Dem Laufe des Leberflusses folgt auf Dickdorn zu in einer Breite von etwa 10 Kilometer die große „Dorroebene“, welche im Osten durch die Fischflußberge begrenzt wird. Zahlreiche kleine rötliche Kuppen sind dem „Massive“ vorgelagert, das steil gen Osten zum Fischflusse abfällt. Im Westen steigen wieder Berge an, deren viele Kuppen ein formen- und farbenreiches Bild bieten. Auf Kosis verengt sich die Ebene und hört an der Wasserseite, die etwa in der Mitte der Farm liegt, auf. Im unteren Teile erheben sich ebenfalls viele kleine Kuppen aus der von wundervollen Gräsern und Büschen bestandenen Ebene. Westlich von Kosis und nördlich des westlichen Teiles von Dickdorn liegt hart an der nach Kub führenden Pad, an den Berg gelehnt, die einstige Werft des bekannten „Orlog-Kapitäns“ der Witbois, Samuel Isaak Geitsabis. Jetzt ist eine Polizeistation errichtet worden, kaum 800 Meter von der durch drei nebeneinander liegende Bergkuppen gebildeten Nordostecke der kaiserlichen Farm Dickdorn entfernt. An den Flußläufen entlang zieht sich üppiges Busch-



Landschaft aus Kosis

werk. Für die Wollschafzucht ist in jener Gegend Interesse vorhanden. Viele Farmer werden allerdings durch Leutemangel von dieser mühsamen und kostspieligen Zucht abgehalten, andre ziehen aber aus Bequemlichkeitsgründen die wenig Arbeit verursachende und zurzeit noch einträgliche Zucht von Fleischschafen vor. Um sich die Bedeutung der Wollerzeugung in den Kolonien klarzumachen, bedenke man, daß sich der jährliche Bedarf an Wolle im Deutschen Reiche auf 400 Millionen Mark beziffert. Im Vergleich damit bedeuten natürlich die südwestafrikanischen Wollen nicht viel. Aber da die Kapkolonie 1910 125 Millionen Pfund Wolle über ihre Grenzen schickte und vor zehn Jahren kaum erst ein Drittel dieser Menge, so brauchen unsre Kolonisten in Deutsch-Südwestafrika den Mut noch lange nicht sinken zu lassen."

Der Kaiser hat durch den Ankauf von Dickdorn und Kosis die Aufmerksamkeit vieler „Deutsch-West" zugewandt.

Und es hat sich längst herumgesprochen, daß er im Namaland einen guten Kauf machte.

Es war ein sonnenreicher Tag ...

Von

Josef Wiß-Stäheli, Zürich

Es war ein sonnenreicher Tag,
Die Welt vom Himmel blau umzirkt;
Und irgendwo verborgen lag
Das Glück, das all die Wunder wirkt.

„Reich mir die Hand, wir ziehen aus,
Das Glück zu suchen im Versteck;
Wir laden es zu Gast nach Haus,
Und zögert's, fassen wir es keck!"

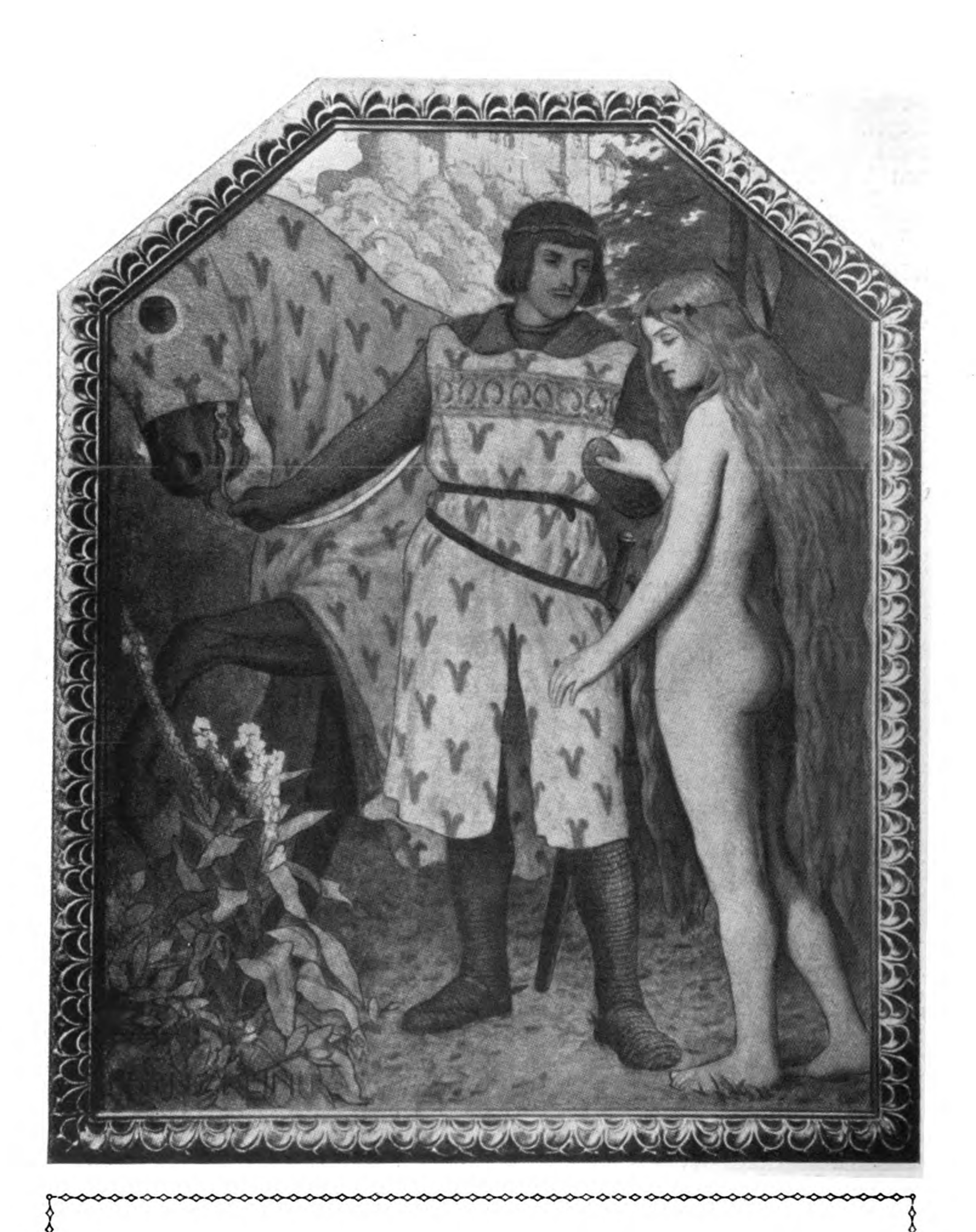
So zogen wir Tal aus, Tal ein
Und schritten über manchen Steg;
Wir ruhten oft am Wiesenrain
Und pflückten Blumen uns am Weg.

Wir sagten uns auch mancherlei
Und lachten fröhlich hell dazu;
Du triebest Spiel und Schelmerei,
Du kleines Schelmenmädchen du!

So wanderten wir immerfort,
Schon sank hernieder leis die Nacht;
Doch nicht gefunden war der Ort,
Wo still das Glück verborgen wacht.

Da schauten wir uns fragend an:
Wo wohl das Glück zu finden ist?
Doch auf die Antwort ich nicht sann,
Ich hab' nur deinen Mund geküßt.

Du ließest es so hold geschehn;
Und nie vergeß ich deinen Blick.
Dann sagtest du im Weitergehn:
„Wir suchen nicht mehr nach dem Glück."



Franz Hein: Märchen

(Zu dem nachfolgenden Artikel: „Das Märchen und einer seiner Maler")

Das Märchen und einer seiner Maler

Von

Dr. Ludwig Weber, Dresden

Vielleicht die edelste, jedenfalls die lieblichste aller Blüten, die die Poesie der Völker getrieben hat, ist das Märchen. In dem schillernden Gewande eines besonderen sprachlichen Ausdrucks gehen seine Gedanken einher, und seine Gefühle treten dem Leser wie aus einem rosigen Nebel entgegen, der ihn von einer andern Welt, einem fernen und real nicht erreichbaren Lande, trennt. Ein ganz besonderer Zauber liegt über dieser Gattung literarischer Erzeugnisse,



Franz Hein: Die Vision des Mönches

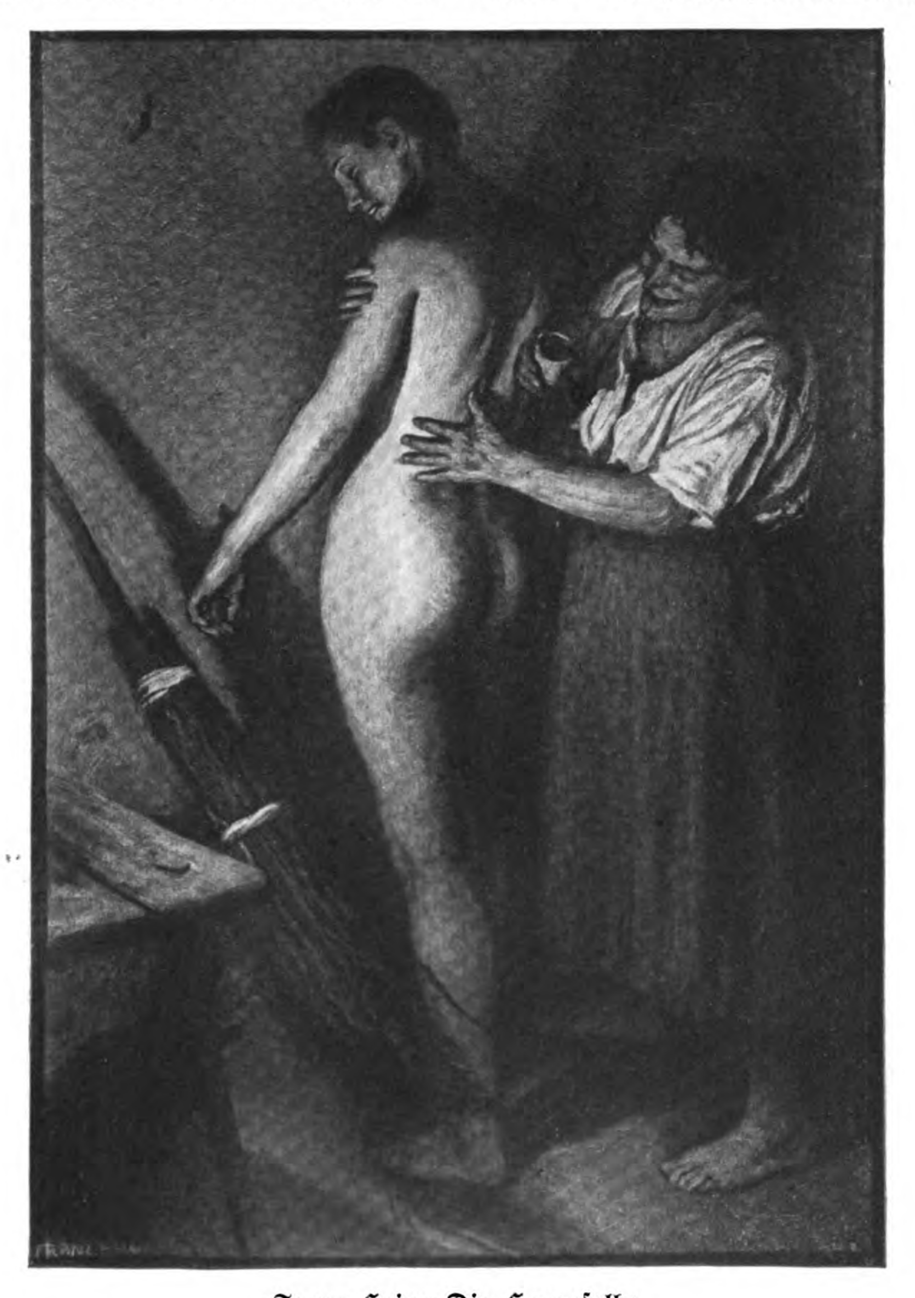
die für die Jugend gedacht ist und dem Alter so viel zu denken gibt. Weltfremd treten uns ihre Menschen gegenüber, und doch, wenn wir sie näher betrachten, sind hin vergrößert, aber immer wieder, wenn wir sie näher ansehen, erkennen wir Züge, die den unsern gleichen. Mögen es Klugheit, Mut oder Hochherzigkeit,



Franz Hein: „Königskerze“

es unsre nächsten Verwandten, und oft genug sogar wir selbst. Unsre Tugenden wie unsre Laster sehen wir in dem Märchen verkörpert; verallgemeinert zwar und nach den Höhen wie nach den Tiefen der menschlichen Eigenschaften mögen es Einfalt, Verzagtheit, List oder Bosheit sein, sie sind wie unser Schatten, und wir vermögen uns so wenig von ihnen zu trennen wie sie von uns. Obwohl ganz und gar unreal an sich und dem wirklichen Leben fernstehend,

ist das Märchen schließlich doch die menschlichste oder jedenfalls die Kunst, die mit dem Dasein, mit dem inneren Leben eines jeden von uns auf das für sich in Anspruch nimmt, dann wirken seine Geschichten geheimnisvoll und doch treffend wie die Antworten eines Orakels. Die sittlich stärkende Kraft des



Franz Hein: Die Hexensalbe

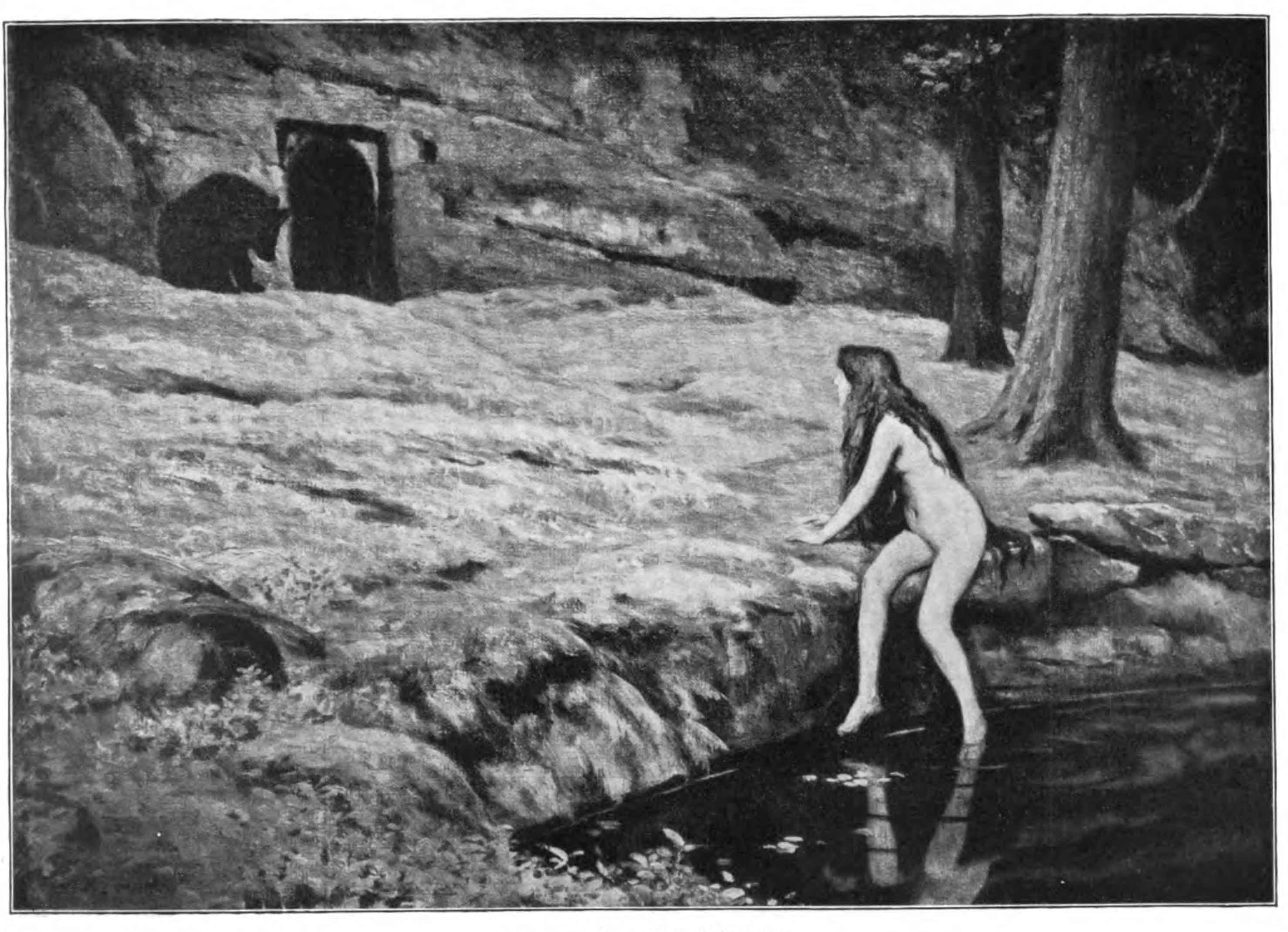
engste verwachsen ist. Gerade weil es sich auf der neutralen Linie einer absoluten Verallgemeinerung hält, gerade deshalb passen seine Gedanken in die Empfindungswelt eines jeden, und wenn es erst die Zweideutigkeit des Gedankens Märchens ist aus diesen Gründen eine notwendige Folge seines Wesens und seiner Wirkung auf das menschliche Gemüt, und die Brüder Grimm konnten mit Fug und Recht von den Märchen sagen: „Sie nähren unmittelbar wie die

Milch, mild und lieblich, oder wie der Honig, süß und sättigend ohne irdische Schwere," denn das bittere irdische Element ist dem Märchen genommen. Durch seine Herkunft aus jener transzendenten Welt, die mit unsrer greifbaren nichts mehr zu tun hat, ist es über jede stoffliche Schwere hinausgehoben.



Franz Hein: Waldbild

Ein eigenartiger, bis in seine letzten Eigenheiten überhaupt nicht zu erklärender Reiz liegt über dieser Art von Poesie, und er ist es, der seine magische Kraft immer wieder über das Empfindungsleben der Menschen ausgießt, der immer wieder jeden gemütvollen Menschen in den Bann jener verträumten, sinnigen und gemütstiefen Welt zieht, in der das Märchen zu Hause ist. Es gibt nur wenig Dichter, die nicht Märchen geschrieben oder sich in irgendeiner Form des Tones oder der Stimmung des Märchens bedient hätten, und die Maler sind in nicht geringerem Maße den Märchen hold, sofern sie nur bis zu einem gewissen Grade poetisch veranlagt sind. Daß gerade die Künstlernaturen in erster Linie die Freunde des Märchens



Franz Hein: Der Nixensee



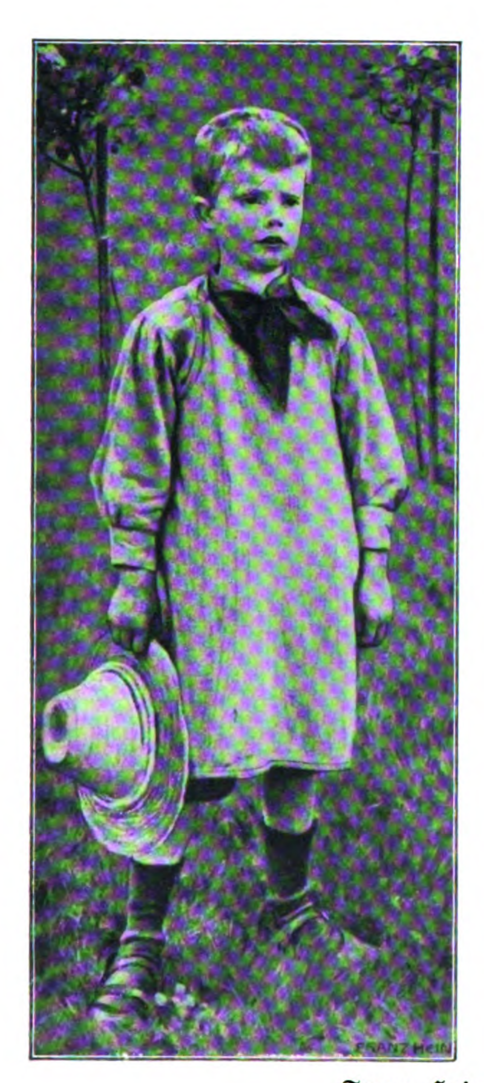
Franz Hein: Eva

eine Szene aus irgendeinem Märchen und gestaltet sie zu einer gezeichneten oder gemalten Szene um. Hein malt das Märchen als Begriff. Er malt die böse Hexe, die schöne Nixe, den stolzen Ritter, der der Nymphe des Waldes, der bedrängten Jungfrau, der verzauberten Prinzessin begegnet und sie auf irgendeine Weise von irgendeinem Bann befreit. Er malt eine Blume, der das Märchen einen besonderen Zauber andichtet, er malt eine besondere Szenerie in der Natur, die in ihrem romantischen Wesen einen märchenhaften Einschlag hat, oder dem als Dichter in die Natur sehenden Maler gestattet, einen märchenhaften Zug oder einen märchenhaften Vorgang in diese Szenerie hineinzudichten. Hein liest

sind, braucht nicht weiter bewiesen zu werden; die künstlerische Produktion selbst liefert den Beleg dafür. Von Schwind bis Böcklin ließe sich eine ganz stattliche Reihe aufzählen. Ein einzelner unter unsern zeitgenössischen Malern, Franz Hein, soll hier betrachtet werden. Sein Schaffen deckt sich im allgemeinen mit dem der deutschen Märchenmaler, wenn es auch im besonderen seine strenger persönlichen Züge aufweist. Denn Franz Hein ist, obwohl auch er schon Märchenbücher und Märchen im Sinne Moritz von Schwinds illustriert hat, doch weniger der Maler dieses oder jenes Märchens, sondern der Maler des Märchens, des deutschen Märchens als solchem. Er nimmt im allgemeinen nicht nicht Märchen, um sich für seine Gemälde zu inspirieren. Er hat sie in seiner frühen Jugend gelesen, und das Wesen des Märchens ist nun ein Teil seines eignen Wesens geworden. Das Bild „Königskerze“, die Darstellungen „Märchen“, „Nixensee“, „Die Hexensalbe“ und viele andre hier nicht abgebildeten sind auf diese Weise entstanden. „Nixensee“ und „Königskerze“ sind dabei besonders charakteristisch für das Schaffen und das Empfinden des Künstlers. Die ernsten, schweren Felsmassen mit dem dunkeln Tore, neben dem ein Bär die Wache hält, der dunkle See im schwarzen Schatten eines Hochwaldes und die einsame Nixe des Bildes „Nixensee“, die vielleicht eine verwunschene

Prinzessin oder sonst ein armes, verlorenes Menschenkind ist, sie geben den Inhalt von oder für eine ganze Reihe von Märchen und zeigen deutlich genug, wie reich Professor Heins Phantasie auf diesem besonderen Gebiete ist. Als Techniker ist Hein ein großer Ökonomiker. Er hat das Geheimnis der Beschränkung begriffen; er gibt nie mehr, als gerade nötig ist.

Der „Nixensee" ist eine gewiß große Stimmung; jede scharfe Linie würde hier stören. Das Unheimliche des halbnächtigen Waldesdunkels findet deshalb einen vollkommenen Ausdruck in der weichen Ungewißheit, in der die gesamte Lineatur dieses Bildes liegt. In der „Vision" gibt Hein auch äußerlich schon den vollen Unterschied zwischen dem, was real und dem, was transzendent ist. Wer sich das „Waldbild" mit den hohen Stangen etwas näher betrachtet, wird finden, daß auch hier das Märchen oder die Stimmung des Märchens wohnt. Der Wald in der ganzen Treue seines Wesens ist überall voll von dem Zauber des Märchens, und dieser Zauber ist es, den Hein in diesem realistisch getreuen „Waldbild" in vorzüglicher Treue gegeben hat.





Franz Hein: Meine Söhne

Meteore am Zirkushimmel

Von

Signor Saltarino



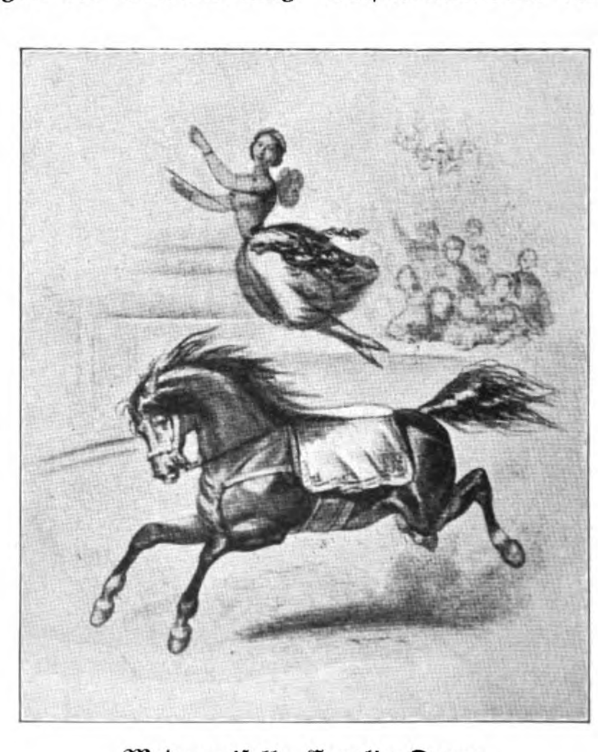
Mad. Angelique Chiarini

Den Meteoren gleich, die strahlend am Firmament entlang ziehen, um nach kurzem Aufleuchten, das unser Auge blendet, wieder in die kalte Vergessenheit zu versinken, erscheinen auch jene Sterne am Zirkushimmel, die, beifallumrauscht, die Bahnen der Generation vor uns kreuzten, von denen uns aber kein Woher und Wohin geworden, trotzdem in ihrer Glanzepoche ihre Namen in aller Mund, von denen wir nur wissen, daß sie — gewesen!

Die Vaganten des vorigen Jahrhunderts führten eben keine Familienchronik, und der Historiograph des Zirkus ist nur zu oft auf die mündliche Tradition angewiesen, wenn er den Lebensgang eines jener Sterne erforschen will, der in seinen Ruhmestagen die Bewunderung der Könige und Völker fand. Dies ist besonders bei den strahlenden Frauengestalten der Manege der Fall, die, gar oft auf still einsamer Landstraße geboren, nach oft kurzer, glänzender Künstlerlaufbahn auf ragendem Schloß ihre Karriere dann zu Ende führten oder in stillem Bürgerhaus.

Oder auch am Feldrain starben . . .

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war Käthchen Renz der vergötterte Liebling der Berliner, eine Nichte des alten Renz und dessen „Star". In Kopenhagen ließ sie sich aus der Wohnung des Onkels von dem französischen Clown Jean Godefroy entführen, per Strickleiter, wie es sich in einem Lebensroman schickt. Der Direktor tobte, das Publikum lachte, und die temperamentvolle Reiterin flüchtete mit dem kleinen, agilen Franzosen nach Rußland, aus welchem Lande das Paar nicht mehr herausgekommen ist. Godefroy leitete zuletzt eine kleine Gesellschaft, und seine Frau wurde eine rechte und echte dicke Zirkusmutter, die in den neunziger Jahren in hohem Alter gestorben ist.



Mademoiselle Coralie Ducos

Eine Tochter von Ernst Renz, Amanda, war eine hochtalentierte Schulreiterin, die einen ehemaligen

österreichischen Kavallerieoffizier, J. W. Hager aus Brünn, heiratete, eine Kapazität auf dem Gebiete der hohen Schule. Auch die schönen Töchter des Paares, Helga und Klothilde Hager, widmeten sich dem Beruf der Familie, doch wurden sie demselben bald durch Heirat entzogen. Helga vermählte sich in erster Ehe mit dem Herrenreiter Freysleben und nach dessen Todessturz im Jahre 1904 mit dem Prinzen Hugo Hohenlohe-Öhringen, der den Namen eines Grafen Hermersberg annahm; Klothilde heiratete erst den ostpreußischen Freiherrn von Saucken-Tarputschen und später einen Grafen Monroy. Oceana Renz, die Tochter der berühmten Drahtseilkünstlerin „Miß Oceana" (eine Schwiegertochter des alten Renz), wurde erst eine Freifrau von Lepel, dann eine Baronin Allweyer.

Die Geschichte des modernen Zirkus ist noch nicht alt — kaum hundertfünfzig Jahre zurück kann sie verfolgt werden. Als erster weiblicher Zirkusstern erscheint Angelique Chiarini, einer uralten Gauklerfamilie entstammend, die während der ersten französischen Revolution bei Astley und Franconi in Paris ritt. Über den Lebensgang der Reiterin ist nichts bekannt geworden. Große Verehrung beim Pariser Publikum genoß auch Philippine Rödiger, 1780 in Nancy geboren, die eine der schönsten Frauen ihrer Zeit gewesen sein soll. Sie heiratete in jungen Jahren den reichen Kunstreiterprinzipal Jean Jacques Tourniaire aus Grenoble und nach dem Tode desselben (14. Januar 1829) den Kanzleirat Maync in Königsberg.



Madame Henri Franconi

Dort ist sie am 3. April 1852 gestorben.

Der Zirkus Franconi in Paris war an die hundert Jahre jene Stätte, wo sich Schönheit, Talent und Kühnheit auf dem equestrischen Felde fanden. Alle Nobilitäten des Zirkus haben bei Franconi geritten, und viele von ihnen haben Triumphe über Triumphe gefeiert. Da waren die Schulreiterinnen Clara Rasch aus Berlin, die Spanierin Madame Tampé, die Französinnen Karoline Loyo, Coralie Ducos, eine Panneaureiterin allerersten Ranges, Klothilde Loyal, und die Frauen der Direktoren: Madame Lorenzo Franconi (Marie Cousy, geboren am 1. Januar 1784 in Paris, gestorben daselbst am 20. März 1816), Madame Henri Franconi (Emilie Lequien aus



Mad. Virginie Kénébel



Mad. Pauline de Regals

Rouen, gestorben am 2. März 1832) und zuletzt Virginie Kénébel, die Gattin von Victor Franconi.

„La belle Kénébel", lange Jahre der vielbesungene und vielumworbene Liebling der Pariser, war eine etwas fadblonde, aber außerordentlich zierliche Zirkusschönheit, eine graziöse Tänzerin zu Pferde, die, aus der rheinischen Bankistenfamilie Knebel stammend, vom Direktor Baptiste Loisset „entdeckt" wurde.

Besagte Landrinette, die Freiligrath besang, war Minna Hinné, die Tochter eines früheren kleinen Zirkusdirektors, der mit seiner Familie bei Baptiste Loisset engagiert war.

Der Bruder der Landrinette, Carl Magnus Hinné, gründete im Jahre 1847 eine eigne glänzende Gesellschaft, mit der er ganz Europa bereiste. Seine Sterne waren die kühne Tempospringerin Adele Léonard, Coralie Ducos, die gefeierte Schulreiterin Madame Dumos und Mathilde Monnet mit den Feueraugen und dem Rabenhaar — Mathilde Monnet, die mit oft kostbaren Brillanten überschüttet wurde und in ihren alten Tagen auf den Pariser Boulevards Blumen zu verkaufen genötigt war...

Alle überragte aber Ellen Kremzov, 1835 in Wien als Tochter eines biederen Schneidermeisters geboren, eine Reiterin von außergewöhnlichem Liebreiz und bestrickender Anmut, die eine förmliche Kremzovmanie entfesselte. Sie kam mit neun Jahren zu Alexander Guerra in die Lehre, der die Kleine zu einer Schulreiterin von untadelhafter Distinktion heranbildete. Kaum zwanzig Jahre alt, heiratete Ellen Kremzov den österreichischen Baron von Brenner und sagte der Zirkuskarriere Valet.

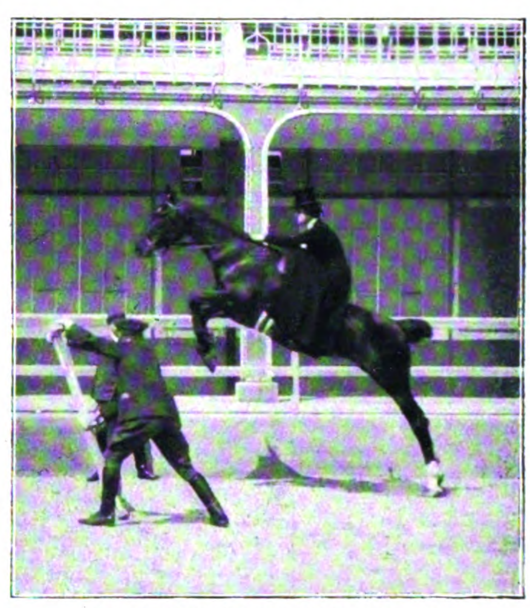
Wer hat nicht von den Loissets gehört, die jahrzehntelang als die vornehmsten Vertreter der glanzvollen altfranzösischen Zirkuswelt galten? Der Stammvater Baptiste wurde am 9. August 1793 in Straßburg als Sohn eines französischen Offiziers geboren. Der junge Baptiste kam zu dem Kunstreiterprinzipal Jacques Tourniaire in die Lehre, nahm Engagement in den Gesellschaften Franconi und de Bach, gründete dann eine eigne glänzende Truppe, mit der er ganz Europa bereiste, und starb als Ehrenstallmeister des Königs der



Mad. Eve de Clerc

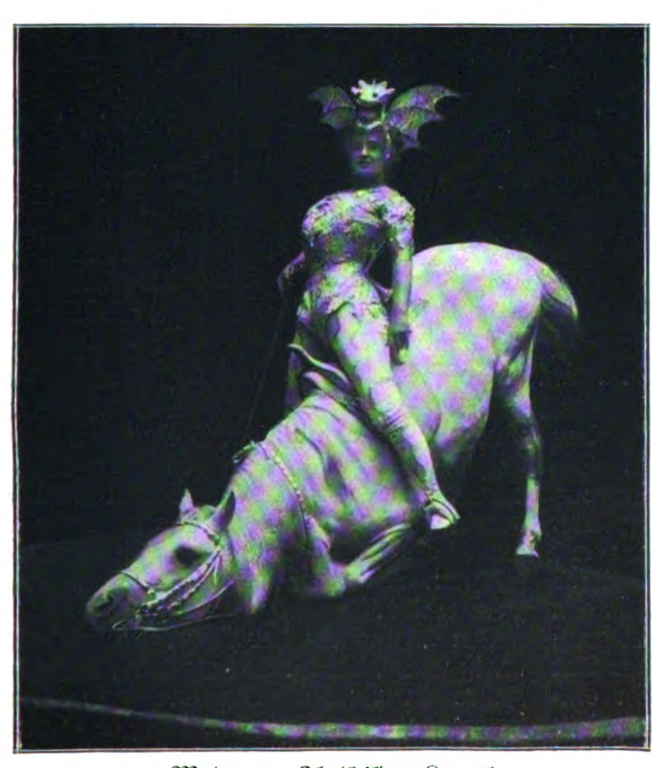
Niederlande am 4. Juni 1863 in Paris. Seine Tochter Louise, eine gefeierte und geniale Schulreiterin und Tempospringerin, wurde die Frau des Grafen Rossi, Sohn der Henriette Sonntag. Eine zweite Schwester, Camilla, heiratete den Gastwirt und Konditor Roux in Brüssel. Deren älteste Tochter war die vielgefeierte Emilie Loisset, 1857 in Brüssel geboren. Ihre Ausbildung erhielt sie bei ihrem Onkel François und kam 1879 zum Zirkus Renz, wo sie mit Elise Pezold, der bedeutendsten Schulreiterin ihrer Zeit, in Konkurrenz trat. Sie entzückte alle Welt durch die Anmut und Eleganz ihrer Reitkunst. Emilie Loisset starb am 17. April 1882 im Pariser Cirque d'Eté unter den Hufen ihres Rapphengstes „J'y pense“ während einer einsamen, stillen Morgenprobe im Beisein weniger Kollegen.

Klothilde, geboren 1858 in Brüssel, wurde am 17. August 1876 auf Helgoland durch den Gouverneur Sir Maxse dem Prinzen Heinrich XX. Reuß, geboren am 17. Juni 1852 als Sohn des Prinzen Heinrich II. von Reuß und der Fürstin Klothilde Charlotte Sophie, geborene Gräfin Castell, angetraut.



Fräulein Dora Schumann

Die Zirkuswelt hat wenig Namen aufzuweisen, die einen so allgemeingültigen Klang haben wie der Name Cuzent, und doch hat es mir unsägliche Mühe gemacht, einiges biographische Material über diese Familie zu erlangen. Paul Cuzent trat, zwanzig Jahre alt, 1834 zuerst im Cirque Franconi auf, zugleich mit seiner sechzehnjährigen Schwester Armantine und der vierzehnjährigen Antoinette. Der Vater war ein kleiner französischer Provinzschauspieler, der unter dem Namen Jolibois reiste. Ein junger Kunstreiter namens Léjars verliebte sich in Antoinette, wartete, bis diese das fünfzehnte Lebensjahr erreicht, und heiratete sie alsdann. Gatte von Armantine wurde der französische Kunstreiterprinzipal Colombet, der 1842 in Frankfurt an der Oder starb; später heiratete sie den deutschen Kunstreiter Karl Berg aus Düsseldorf. Die beiden Schwestern waren auffallende Schönheiten und furiose Reiterinnen, die bei Franconi eine für die damalige Zeit hohe Gage, tausend Franken per Monat, erhielten.



Madame Klothilde Loyal

Die durch ihre Lebensschicksale interessanteste Kunstreiterin ist wohl Adah Isaacs Menken,

die eigentlich Adios Dolores Fuertos hieß und in Neuorleans von Artisteneltern geboren wurde. Sie zog schon in jungen Jahren durch ihre verblüffende Schönheit die Augen der Direktoren auf sich; ihre Kühnheit und Wildheit machten sie zu einer „Spezialität", und sie zog siegreich von Reitbahn zu Reitbahn, von Norden bis Süden. Ihre Ehe mit dem reichen Kaufmann Menken wurde bald getrennt, doch behielt sie diesen Namen als Nom de guerre bei, selbst durch ihre andern Ehen durch. Und sie heiratete ziemlich oft. Ihr zweiter Mann war der Preisboxer Heenan, der „Phoenician Boy". Nach ihrer Scheidung von diesem ehelichte sie den Spiritisten Davenport und endlich noch den Schauspieler Wilkes Booth, den Mörder des Präsidenten Abraham Lincoln. Dem vierten Mann zuliebe verließ sie den Zirkus und wurde Schauspielerin. Sie ließ sich ein Sensationsstück „Mazeppa" schreiben, in dem sie die Titelrolle spielte. Im letzten Akt wurde die Menken auf ein anscheinend scheu gemachtes Pferd gebunden, das die Reiterin in mächtigen Sätzen einen Serpentinenfelsen hinauftrug — eine Leistung, zu welcher in der Tat große Kühnheit gehörte, denn ein einziger Fehltritt des Tieres bedeutete den Absturz und den Tod. Stück und Darstellerin machten Furore, und ihr Weg durch Amerika glich einem Triumphzug. Den gleichen Erfolg fand sie in England, und als sie nach Paris kam, geriet Seine-Babel außer Rand und Band. Auch Mitglieder der Familie Rothschild waren unter ihren Anbetern, und in dem Werk „La France juive" wird behauptet, die Menken sei eine Emissärin der Rothschilds gewesen, eine jener gefährlichen weiblichen Agitatoren, die durch Unterjochung und durch Betäubung der Sprößlinge der sehr alten Adelsgeschlechter dazu beitragen mußten, Paris und Frankreich zu judaisieren ... Der alte Alexandre Dumas ließ sich sogar in allen möglichen Stellungen mit der Reiterin photographieren. Als Adah Isaacs Menken starb, brachte der Leichenzug sogar Hunderttausende Pariser auf die Beine. Hinter dem Sarge wurde ihre Rappstute „Gipsy" geführt. Auf dem Père Lachaise liegt dieser farbenbunte, lebensfrohe Schmetterling begraben. Auf ihre Anordnung wurde das Grab durch einen hölzernen Pfosten bezeichnet, auf dem nur die Worte standen: „Du weißt!"


Mad. Emilie Loisset

Ein Phänomen der Manege war jene „Miß Ella", die im Anfang der fünfziger Jahre in Berlin auftauchte und dem staunenden Publikum das Höchste zeigte, was gymnastische Kunst auf dem Pferde bieten kann. Der Adoptivvater von Ella

Zoyara war ein amerikanischer Kunstreiter namens Spencer Stokis, der die „Nummer“ mit einer für damalige Zeit unerhörten Reklame in Szene setzte. Sie wurde erst auf der Krollschen Bühne gezeigt, dann bei Wollschläger und zuletzt bei Renz. Besonders glänzte Miß Ella in den sogenannten Temposprüngen über die sternförmig von der Mitte der Manege ausgehenden Bänder und in Pirouetten, der einmaligen Kreiseldrehung des Körpers um seine Achse. Die besten Tempospringerinnen ihrer Zeit, Käthchen Renz und Irma Monfroid, sprangen 15 bis 20 Ballons (mit Seidenpapier überklebte Reifen) — Miß Ella sprang deren 40 bis 60 hintereinander mit bewundernswerter Elastizität; Pierre Monfroid und François Loisset zeigten kühne Saltomortale nach rückwärts — Miß Ella führte diese von Stand zu Stand nach vorwärts aus, eine weitaus schwierigere Produktion; der Flaggenspringer Mac Collum setzte über zwei je zehn Fuß breite Flaggen — Miß Ella nahm deren gleich fünf, so daß ihr nur die kleinste Spanne Zeit blieb, um sich aus den Knien wieder zum Sprung emporzuschnellen. Ihre Muskeln und Gelenke besaßen eine Spannkraft, die das Interesse der Kunstreiter und Mediziner erregte. Sie ist von den Epigonen nur von jener schönen Brasilianerin Dolinda de la Plata erreicht worden, die 1887 bei Hagenbeck auftauchte, über 30 Ballons sprang und die Pirouetten doppelt drehte. Die Reiterin brannte in Bremen ihrem Pflegevater Henry Cottrelly und der alten, bösartigen Duenna, die sie auf Schritt und Tritt begleitete, mit dem schwarzen Elefantendresseur Ephraim Thompson nach Petersburg durch und ging zehn Jahre später, an Leib und Seele gebrochen, nach Südamerika zurück.

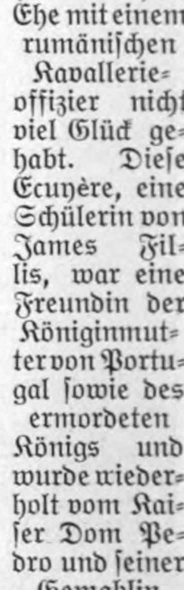


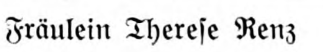
Mademoiselle Jenny

Auch Miß Ella bekam auf ihrem Siegeszug durch Europa natürlich Dutzende von Heiratsanträgen — Aristokraten und Kunstreiter warben um ihre Hand. Sie wurden alle refüsiert, mußten zurückgewiesen werden, denn — „Miß“ Ella war gar keine „Sie“, war ein „Er“, war der siebzehnjährige Olmar Kingsley aus St. Louis, der im Alter von sechs Jahren zu Stokis in die Lehre gekommen und von diesem zu einem furiosen Reiter ausgebildet worden war. Daß er als Mädchen annonciert wurde, war der „Bluff“ des Amerikaners, der dadurch höhere Gagen erzielte. Olmar Kingsley heiratete später Miß Sally Stickney, Tochter des großen amerikanischen Clowns und Springers Bob Stickney, wurde Kompagnon des Direktors Wilson und bereiste lange Jahre die Länder um den Stillen Ozean. Er starb 1879 in Indien an den Schwarzen Pocken.

Hell in die Prätendentenjahre Napoleons III. leuchtete eine Queen of beauty im Cirque Franconi, Mademoiselle Moise (Moses). Sie war schön wie die berüchtigte Lola Montez in ihrer besten Zeit, kühn bis zur Tollheit, graziös wie

die gefeierte Rigolboche und dabei kalt berechnend wie ein jüdischer Bankier. Woher Mademoiselle Moise stammte, ist nie bekannt geworden, wahrscheinlich hat irgendein vagierender Kunstreiter das schöne Judenmädchen irgendwo im Osten aufgelesen und zur Reiterin ausgebildet. Sie hatte in Paris ungemein viel Bewunderer, aber sie blieb keusch wie Susanna. Man sandte ihr Bonbons, Blumen und Schmuck — Mademoiselle Moise warf die Blumen auf den Kehricht und schenkte die Bonbons den Garderobefrauen — verkaufte die kostbaren Brillanten wieder an ihre Anbeter. Man sagte ihr nach, daß der alte Juwelier in der Passage des Palais Royal, an dessen Laden sie stets ihre Bewunderer vorbeiführte, nur ihr Agent gewesen und sie in Wahrheit die Besitzerin des Geschäfts war. Es sei vorgekommen, daß die geschäftskundige Kunstreiterin einen Schmuck ein dutzendmal zum Geschenk erhalten habe ... Auch ihre Tochter Rebecca wurde eine furiose Panneaureiterin, die aber in noch jugendlichstem Alter aus der Manege verschwand. Alfons XII. von Spanien hatte ihr in Paris ein Palais gebaut.





Fräulein Therese Renz

Unter den modernen Schulreiterinnen nimmt Frau Therese Renz-Stark eine überragende Stellung ein. Tochter des deutschen Kunstreiters Louis Stark und der in den vierziger Jahren vielgenannten Parforcereiterin Lina Wollschläger, errang sie ihre ersten Lorbeeren als die graziöseste Trabreiterin, die der Zirkus je gesehen. Erst später, nach ihrer Verheiratung mit dem Schulreiter und Dresseur Robert Renz, widmete sie sich der Haute-école, in der es die Künstlerin zur wahren Meisterschaft gebracht hat. Sie teilte seinerzeit ihren Ruhm mit der verstorbenen „Miß Constanze“ (Barbara Sidonie Grabe), der exzellenten Parforce- und Schulreiterin, die später Gattin des Direktors Paul Busch wurde.

„Mademoiselle Jenny“, Tochter eines Postrats im Posenschen, hat in ihrer Ehe mit einem rumänischen Kavallerieoffizier nicht viel Glück gehabt. Diese Ecuyère, eine Schülerin von James Fillis, war eine Freundin der Königinmutter von Portugal sowie des ermordeten Königs und wurde wiederholt vom Kaiser Dom Pedro und seiner Gemahlin empfangen. „La dame de marbre“ war der Clou des Cirque d'Eté 1889 in Paris.

Von jüngerem weiblichem Nachwuchs in der hohen Schule seien noch die kühne französische Springpferdreiterin Pauline de Regals und die jugendlich schöne Dora Schumann genannt, das einzige Kind des genialen Meisterdresseurs Albert Schumann. Gegenüber gewissen fremden Elementen, die sich im Dreß der Ladyreiterin heute auf dem geharkten Sande breitmachen, verkörpert die junge Dame das pur sang der deutschen Manege, nachdem auch Käthchen Carré abgetreten ist.



Sonntagsspaziergang. Nach einem Gemälde von Franz Martin Lünstroth

Wie Herr von Klemzow seine Verbindung mit dem Jenseits unterbrach

Von

Paul von Szczepanski

Als Herr von Klemzow aus der Provinz als Regierungsrat in das Kultusministerium berufen wurde, stand es bei ihm fest, daß er eine Wohnung im äußeren Berliner Westen mit allem Komfort der Neuzeit, Zentralheizung, Lift, elektrischer Beleuchtung, Warmwasser und Staubreiniger nehmen würde. Eine Wohnung von drei Zimmern nur, denn er war Junggeselle. Aber die sollte eine Musterwohnung werden, ein Heim, in dem er sich behaglich fühlen konnte.

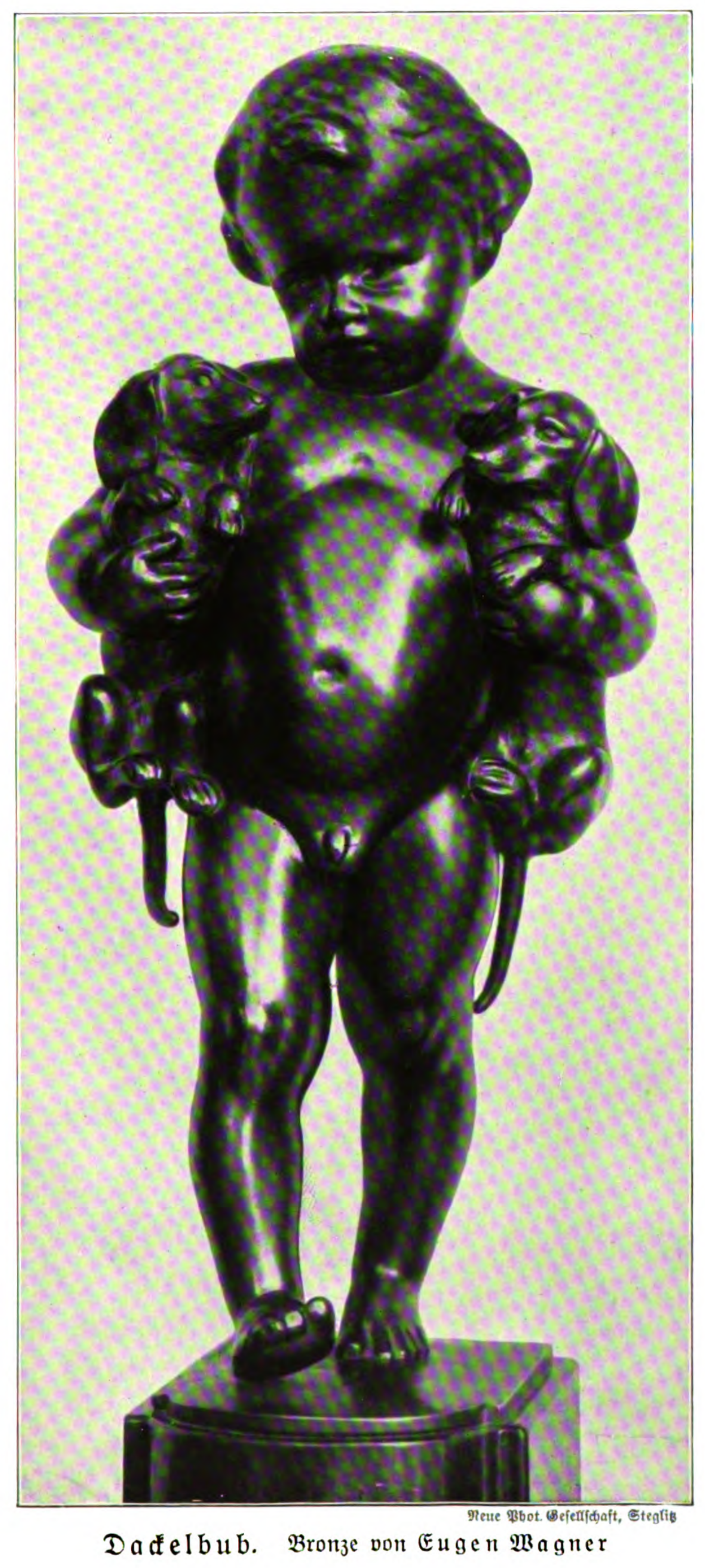
Und dann mietete er in Berlin SW, in einer Gegend, die durchaus nicht zu den vornehmen Stadtvierteln gehört, in einem Hause, das weder Zentralheizung, noch Warmwasser, noch Lift, noch Staubreiniger hatte, eine Wohnung, die allerdings die ihm notwendigen drei großen Zimmer aufwies, aber so verwohnt war, daß sie eigentlich erst von Grund auf hätte hergerichtet werden müssen. Aber auch darauf verzichtete Herr von Klemzow, weil er es mit dem Umzug eilig hatte, und weil er sich mit Recht sagte, daß die in den leeren Räumen lebhaft ins Auge fallenden Schäden hinter seinen geschnitzten Schränken und großen Bildern und unter seinen orientalischen Teppichen spurlos verschwinden würden.

Dieser Entschluß kam sehr plötzlich und ihm selbst ganz unerwartet. Er war auf der vergeblichen Suche nach einer seinem Ideal entsprechenden Dreizimmerwohnung im Westen müde geworden, hatte mit zwei weniger anspruchsvollen Freunden, die sich in dem weniger vornehmen Stadtviertel sehr wohl fühlten, zusammen gespeist und war von ihnen wegen der Wichtigkeit, die er der Wohnungsfrage beilegte, ein wenig gehänselt worden. Auch wußten sie von dem Komfort der Neuzeit einige minder angenehme Seiten zu berichten. Die Erfahrung, daß er sehr teuer bezahlt werden müßte, hatte der Regierungsrat bereits selbst gemacht, und sie hatte ihn schon merklich abgekühlt. Denn trotzdem er nicht nötig hatte zu sparen, gab er ungern Geld aus. Aber die beiden Freunde erzählten auch von Zentralheizungen, die an kalten Wintertagen plötzlich versagen, von Warmwasserversorgung, die selten funktioniert, von den weiten Entfernungen nach dem äußeren Westen und von der dort herrschenden Teuerung aller Lebensbedürfnisse.

So kam es, daß Herr von Klemzow auf dem Wege in sein Hotel die Häuser des minder vornehmen Stadtviertels auf mietfreie Wohnungen musterte, und als er in den Erkerfenstern einer ersten Etage die roten Plakate mit den schwarzen Riesenlettern „Zu vermieten" entdeckte, sich die Wohnung ansah. Die beiden geräumigen Vorderzimmer gefielen ihm. Den Ausschlag aber gab das nach hinten hinaus gelegene Schlafzimmer. Das hatte Morgensonne — Morgensonne, die gerade auf die Stelle fallen mußte, die der Regierungsrat sofort als die geeignetste für die Aufstellung seines fast quadratischen Bettes erkannt hatte.

*

Als der Regierungsrat den Mietkontrakt unterschrieben hatte und mit dem Gefühl lebhafter Befriedigung darüber, daß er hier für die Hälfte des Preises wohnte,



Neue Phot. Gesellschaft, Steglitz

Dackelbub. Bronze von Eugen Wagner

den er im Westen hätte zahlen müssen, das Haus verließ, stutzte er plötzlich und bereute beinahe, so voreilig abgeschlossen zu haben. Denn er entdeckte, was seine auf das Erkerfenster mit den knallroten Affichen gerichteten Augen beim Eintritt übersehen hatten, in dem Parterre des Hauses ein Sargmagazin. Er war nicht abergläubisch, aber ein Mann mit einem außerordentlich feinen Nervensystem. Und er hatte, trotzdem er auf der Straße stand, die Tür zum Sargmagazin geschlossen war und auch die geöffnete höchstens den Geruch von gefirnißtem Tannen- und poliertem Eichenholz hätte herausströmen lassen können, plötzlich Leichengeruch in der Nase. Eine merkwürdige, aber auch bei minder feinen Nerven nicht seltene Gedankenverbindung, die sich selbst etwas gar nicht Vorhandenes vortäuschte. Aber Täuschung oder Wirklichkeit — für den Regierungsrat war der Leichengeruch vorhanden. Aber der Mietkontrakt war unterschrieben.

Zwei Tage später hielt der Möbelwagen vor dem Hause, und Herr von Klemzow stand in seiner Wohnung und dirigierte jedes von keuchenden Männern heraufgetragene Stück an den ihm zugedachten Platz. Und je mehr sich die drei Zimmer füllten, um so befriedigter fühlte sich der Regierungsrat, denn es zeigte sich, daß er die Größe der Räume wieder einmal mit einem Blick richtig taxiert hatte und daß an seiner ersten Disposition auch nicht um ein Haar geändert zu werden brauchte. Und daß es sehr wohnlich und anständig, beinahe luxuriös bei ihm aussehen werde, wenn erst die Bilder gehängt, die Teppiche gelegt, die Bücher aufgestellt waren und all die hübschen Kleinigkeiten, die zu nichts notwendig, aber ihm freundliche Erinnerungen waren, und die der Packer eben aus den Kisten packte, einen passenden Platz gefunden hatten.

Es faßte ihn ein Eifer, fertig zu werden. Aber als Träger und Packer abgelohnt und gegangen waren, sah er sich hilflos einem Chaos gegenüber. Er konnte wohl angeben, wo ein Bild am besten hängen müsse, aber einen Nagel in die Wand zu schlagen war ihm nicht gegeben. Er wußte das aus Erfahrung: entweder schlug er den Nagel krumm oder sich auf die Finger. An seinen Möbeln mußte auch dies und das geleimt werden, und wenn er sich selbst hätte bücken müssen, um die auf einen großen Haufen zusammengepackten Bücher in die Schränke einzuräumen, so konnte er auf eine dreitägige Migräne rechnen. Den Tapezier hatte er sich zum Aufmachen der Gardinen für den nächsten Tag bestellt, einen geschickten Tischler benötigte er sofort.

Er bemühte sich zu der Portiersfrau hinunter und fragte sie, ob sie ihm nicht einen in der Nähe empfehlen könne. Er möge nur in das Sargmagazin gehen, der Tischler mache alle Arbeiten im Hause und könne wahrscheinlich auch sofort kommen. Der Sargtischler? Herr von Klemzow hatte plötzlich wieder Leichengeruch in der Nase. Aber er genierte sich, dieses Zeugnis seines verfeinerten Nervensystems offen einzugestehen, und begab sich in das Magazin. Im Schaufenster stand ein großer Paradesarg aus Eichenholz, der Eingangstür gegenüber hing ein Sterbekleid aus weißem Tarlatan, mit blaßrotem Seidenband ausgenäht. Zweifellos für ein kleines Mädchen bestimmt. Es fiel dem Regierungsrat noch mehr auf die Nerven als der Paradesarg und die dahinter in dem langen Verkaufsraum neben- und übereinandergestellten billigeren „letzten Ruhebetten". Aber er drückte auf die über dem ballkleidartigen Leichenhemd angebrachte elektrische Klingel, die nach der im Keller befindlichen Werkstatt führte und den Meister herbeirief.

Eine Falltür im Fußboden öffnete sich wie ein Gruftdeckel, und der Kopf eines kräftigen, von frischem Leben strotzenden Mannes wurde sichtbar. Trotzdem fühlte sich Herr von Klemzow, als der Sargtischler mit einem Arm die Falltür offenhielt und mit halbem Leibe aus dem Treppenschacht emporgetaucht war, lebhaft an mittelalterliche Bilder von der Auferstehung der Toten erinnert.

Er brachte seine Bitte vor, ob der Meister ihm vielleicht einen Gehilfen heraufschicken könne.

„Das machen wir selbst,“ erwiderte Meister Pinkert freundlich. „In fünf Minuten bin ich bei Ihnen, Herr Regierungsrat.“

„Ganz gruselig bei Ihnen, Meister,“ sagte er mit einem halben Lachen. „Sie werden doch meinen nicht schon auf Vorrat haben?“

„Daran gewöhnt man sich, Herr Regierungsrat,“ erwiderte Meister Pinkert. „Ob ich einen Sarg mache oder eine Bettstelle, ich kann keinen Unterschied mehr darin finden.“

Das leuchtete Herrn von Klemzow nicht ganz ein. Aber als der Meister oben bei ihm an die Arbeit ging, hatte er die Särge bald vergessen. Der Mann war nicht nur freundlich, sondern auch geschickt und gutwillig, und brachte in drei Stunden mehr fertig als ein säumiger Handwerker in drei Tagen. Und dann berechnete er für seine Arbeit weniger, als der Regierungsrat erwartet hatte.

Als Herr von Klemzow am Abend seine Wohnung verließ, um noch eine Nacht im Hotel zu schlafen, fiel sein Auge auf das hellerleuchtete Schaufenster des Sargmagazins. Aber kein Leichengeruch kribbelte ihm mehr in der Nase. Meister Pinkert hat recht, dachte der Regierungsrat. Man gewöhnt sich nicht nur daran, man gewöhnt sich merkwürdig schnell daran.

*

Der Sargtischler brachte sich am nächsten Tage dem Regierungsrat wieder in Erinnerung, und zwar in angenehmster Weise, indem er ihm, wie er ihm tags zuvor versprochen hatte, eine Aufwartefrau zuführte, von der Herr von Klemzow bei den kurzen Engagementsverhandlungen schnell die Überzeugung gewann, daß sie ihn aller Dienstbotensorge überheben würde. Mit Dienern und Wirtschafterinnen hatte er seine Erfahrungen gemacht. Er verlangte in Zukunft von seinem Junggesellenheim nicht mehr, als eine Häuslichkeit bieten kann, die nicht unter die Oberleitung einer Hausfrau gestellt ist. Die alte rüstige Frau mit weißem Scheitel, die ihm der Sargtischler zuführte, hatte in guten Häusern gedient, zeigte ihm, als sie an die Arbeit ging, daß sie mit allen Anforderungen eines herrschaftlichen Haushalts Bescheid wußte, und beruhigte ihn durch ihre freundliche, aber wortkarge Art darüber, daß sie ihm niemals durch überflüssige Reden lästig fallen würde.

Da auch der Tapezier seine Schuldigkeit getan hatte, konnte Herr von Klemzow sich am Abend dieses Tages mit dem angenehmen Gefühl in sein Schlafzimmer zurückziehen, in zweimal vierundzwanzig Stunden eine sehr respektable und wohlgelungene Arbeit geleistet und schneller mit ihr fertig geworden zu sein, als er für möglich gehalten hatte. Und er freute sich darauf, wieder in seinem eignen Bett zu schlafen und sich am nächsten Morgen von der Sonne wecken zu lassen, auf die er mit ziemlicher Sicherheit rechnen konnte, denn es war beständiges Herbstwetter, und einen Wetterwechsel fühlte er voraus im kleinen Zeh des linken Fußes. Gicht, wie er seinen Freunden gegenüber behauptete. In Wahrheit war der untrügliche Barometer ein harmloses, aber unausrottbares Hühnerauge.

Der Regierungsrat entkleidete sich, streckte sich auf der dreifachen Matratze, zog mit allem Behagen eines müde gearbeiteten Mannes die durchgesteppte Daunendecke über sich und pustete das Licht aus. Wachte er noch, lag er schon im Halbschlummer, träumte er bereits — er hatte plötzlich die Empfindung, daß ihm eine warme Welle von Resedaduft zugeweht wurde. Nicht stark genug, um ihn zu einem großen Erstaunen und ganz klaren Gedanken aufzurütteln.

„Wenn es Leichengeruch wäre,“ murmelte er, „ich könnte mir die Täuschung erklären. Aber Reseda? Woher kommt hierher Reseda?“ ...

Damit schlief er wirklich ein. Und wie man Träume vergißt, so hatte er auch am nächsten Morgen den Resedaduft vergessen.

Erst als ihm am nächsten Abend das gleiche Parfüm zugefächelt wurde, fiel ihm wieder ein, daß er sich schon einmal darüber verwundert hatte. Und diesmal verwunderte er sich nicht nur darüber, sondern die plötzliche Duftwelle erinnerte ihn auch an etwas, das ihm in diesem oder in einem früheren Leben bereits einmal begegnet war — er konnte nur nicht daraufkommen, wann und wo. Aber die Eindrücke waren doch so lebhaft, daß sie am nächsten Morgen wieder lebendig wurden und ihn veranlaßten, nachzuforschen, woher dieser ihm als ganz intensiv erinnerliche Duft wohl gekommen sein möchte. Aber so genau er auch das Bett untersuchte, die Wände beroch, das Schubfach des Nachttisches durchmusterte, er fand nichts, was ihm das Erlebnis hätte erklärlich machen können. Er wurde doch zweifelhaft, ob er nicht nur geträumt habe.

Aber der dritte Abend schloß diese Möglichkeit aus. Denn trotzdem der Regierungsrat müde war, als er sein Schlafzimmer aufsuchte, wurde er doch wieder ganz wach, während er sich entkleidete. Die Neugierde hatte ihn gepackt, ob die merkwürdige Erscheinung sich zum drittenmal wiederholen würde.

Und als er das Licht gelöscht und den Kopf bequem auf das Kissen gelegt hatte, nicht an Schlafen denkend, sondern gespannt wie ein Schießhund, der auf Witterung wartet, strich wieder die laue, mit Resedaduft geschwängerte Luft über ihn hin. Und da wußte er plötzlich, woran ihn das erinnerte.

An Mariechen Furtwängler, an das niedliche Mariechen, das „Mädchen mit dem Taschentuch", wie seine Freunde und auch er selbst sie genannt hatten, bis er ein lebhafteres Interesse für sie empfand und ihr in seinen Gedanken wenigstens zärtlichere Namen beilegte. Das niedliche Mariechen hatte die Gewohnheit gehabt, ein schönes Spitzentaschentuch immer zusammengeknüllt in der Hand zu tragen — sie erklärte es damit, daß sie nichts mehr liebe als Resedaduft, mit dem das Tuch getränkt war. Ein boshafter Freund aber behauptete, Mariechen habe feuchte Hände und trage deshalb immer das Taschentuch darin.

Es war derselbe Freund, der den Regierungsrat, der damals noch ein junger Assessor gewesen war, darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Mariechens Mutter, die verwitwete Geheimrätin Furtwängler, wahrscheinlich weit über ihre Verhältnisse lebe, und daß das niedliche Mariechen, deren glänzende Augen und hübsche Farben Gesundheit täuschten, aller Wahrscheinlichkeit nach den Keim der Schwindsucht in sich trage, an der ihr Vater gestorben war.

Eine unvernünftige Liebesheirat zu schließen, hatte niemals in Herrn von Klemzows Absichten gelegen. Die doppelte Warnung genügte, um ihn zu einem Rückzug zu veranlassen, den ihm seine Versetzung aus Berlin in die Provinz sehr erleichterte. Er machte den Damen zu einer Zeit, in der er annehmen konnte, sie nicht zu Hause zu treffen, einen förmlichen Abschiedsbesuch, und sie hörten nichts mehr von ihm. Aber die Erinnerung an das niedliche Mariechen hatte Herr von Klemzow in den ersten Jahren nach dieser einzigen Liebesepisode seines Lebens so pietätvoll gepflegt, daß er selbst über die Tiefe seines Gemüts manchmal erstaunte und auch andre darüber staunen machte.

Immer, wenn eine mit noch unversorgten Töchtern gesegnete Mutter sich dazu hinreißen ließ, dem stattlichen Mann, dessen Karriere sich immer aussichtsreicher gestaltete, ein mütterliches Interesse zu bezeigen, packte ihn die Erinnerung an das niedliche Mariechen, und er dämpfte alle auf ihn gesetzten Hoffnungen durch den Hinweis auf die unglückliche Liebe seines Lebens. Für einen Mann in guten Jahren, mit Vermögen und Stellung, ist das die einzige Möglichkeit, Junggeselle zu bleiben, ohne sich seine gesellschaftliche Position und die Achtung der Mütter zu verscherzen. Mit den Töchtern ist das Spiel erheblich leichter.

Je seltener Herr von Klemzow im Lauf der Jahre seine persönliche Freiheit und sein behagliches Junggesellenleben bedroht gefühlt hatte, um so seltener war ihm die Erinnerung an das niedliche Mariechen schutzengelartig aufgetaucht. Es waren Jahre vergangen — auch Mütter werden müd —, seitdem er überhaupt nicht mehr genötigt worden war, an seine unglückliche Liebe zu denken. Und nun stand sie plötzlich wieder vor ihm, — hervorgerufen durch einen geheimnisvollen Resedaduft, dessen Ursprung er nicht ergründen konnte. Er hörte ihre Stimme, während sie ihm mit dem Spitzentüchelchen zuwehte: „Riecht das nicht gut, Herr von Klemzow?" Und dann steckte sie ihr Näschen in das Tuch: „Prachtvoll, dieser Resedaduft."

Die Erinnerung hatte nichts Peinigendes mehr für den Regierungsrat, trotzdem er sich sagte, daß er den beiden Damen in dem offiziellen Verkehrskreise, in dem er, durch seine Stellung genötigt, Besuche machen mußte, wahrscheinlich begegnen würde. Zehn Jahre waren vergangen, seitdem er das niedliche Mariechen ein einziges Mal geküßt hatte, — wenn man von einem Kuß überhaupt reden konnte. Sie hatte sich an ihn gelehnt, — sie an ihn, — und er hatte irgend etwas mit seinen Lippen gestreift, er hätte unmöglich noch sagen können, ob es ihr Haar, ihre Augen, ein Ohrzipfel oder ihr Mund gewesen war. Ganz verstohlen und ganz flüchtig, wie sich so etwas abspielt in einem nur durch eine rotverschleierte Lampe erhellten Boudoir, während der Salon daneben voller Menschen ist. Danach, bei Siechen, hatte ihn rechtzeitig der Freund gewarnt, und er hatte das Boudoir gemieden, so oft das niedliche Mariechen ihm Zufallsgelegenheiten gab, sie allein darin zu finden. Und dann war seine Versetzung gekommen.

Das niedliche Mariechen war jetzt Mitte der Dreißig, er Mitte der Vierzig. Er ein überzeugter Junggeselle, den nichts mehr anfechten konnte, sie, falls sie ledig geblieben war, ein altes Mädchen, das resigniert hatte. Und es war eigentlich immer sehr nett bei der alten Geheimrätin Furtwängler gewesen, die eine lebenslustige Frau war, einen guten Tisch und angenehme Gäste liebte, und der man nachsagte, daß sie immer noch einflußreiche Beziehungen nicht nur hatte, sondern auch mit Klugheit für sich und ihre Freunde zu nützen verstand.

Der Regierungsrat kam zu der Überzeugung, daß es viel klüger sei, den Verkehr in ihrem Hause wieder anzuknüpfen, als den beiden Damen aus dem Wege zu gehen. Und als er den Entschluß gefaßt hatte, ihnen schon am nächsten Tage seinen Besuch zu machen, war er über Erinnerungen und Nachdenken müde genug geworden, um einzuschlafen.

*

Er hatte gut gegessen, bummelte im Sonnenschein die Linden hinunter und durch den Tiergarten und bog in die Bendlerstraße ein. Da hatten die Damen vor zehn Jahren gewohnt, und alleinstehende Damen haben selten Veranlassung, ihre Wohnung zu wechseln, — der Gedanke, daß die Geheimrätin inzwischen umgezogen sein könne, war dem Regierungsrat gar nicht in den Sinn gekommen. Erst als er eine erhebliche Anzahl neuer Häuser in der alten Straße fand, wurde ihm diese Möglichkeit klar. Aber das Furtwänglersche Haus stand noch, und er stieg die ihm vertraute Treppe empor, glaubte auch, sich in der Etage geirrt zu haben, als er einen fremden Namen fand, und kletterte noch eine Treppe aufwärts, bis ihm klar wurde, daß die Geheimrätin ihr Quartier gewechselt haben müsse. Im Fortgehen fragte er den Portier.

„Frau Geheimrätin Furtwängler? — Die wohnt ja schon lange nicht mehr hier. Vor drei Jahren zog sie aus. Wohin doch gleich? Richtig, ja, — es kamen ja noch so viel Leute, die Geld von ihr wollten, — jetzt erinnere ich mich, — nach der Mittenwalderstraße 34."

„Wohin?“ fragte der Regierungsrat, als ob er nicht recht verstanden hätte.

„Nach der Mittenwalderstraße 34,“ wiederholte der Portier.

„Nein,“ sagte Herr von Klemzow, der über dieser Überraschung selbst den Hinweis auf den finanziellen Zusammenbruch der Geheimrätin beinahe überhört hatte. „Das ist nicht möglich, da wohne ich ja.“

Der Portier zuckte die Achseln.

„Dann ist die Frau Geheimrätin vielleicht wieder ausgezogen. Dahingezogen ist sie von hier aus, — ich habe ihr Leute genug nachgeschickt.“

Solcher Bestimmtheit gegenüber schwanden Herrn von Klemzows Zweifel. Warum sollte die Geheimrätin auch nicht Mittenwalderstraße 34 wohnen? Das Haus war groß, von allen Bewohnern kannte der Regierungsrat nur den Sargtischler Pinkert und die Portiersfrau, deren Namen er nicht einmal wußte. Er war nicht so neugierig gewesen, sich auf der Tafel im Hausflur die Namen der Mitbewohner anzusehen. Wenn er auf eine solche Überraschung gefaßt gewesen wäre, würde er das sicher nicht versäumt und in dem Hause sicher nicht gemietet haben. Der Sargtischler war schon schlimm genug, aber an den gewöhnte man sich. Die finanziell zusammengebrochene Geheimrätin und das niedliche Mariechen als Nachbarn, wahrscheinlich in der Etage über seiner eigenen Wohnung, — denn noch höher zu steigen, wäre der Geheimrätin kaum möglich gewesen, — das war furchtbar, das war ein Schicksalsschlag. Er hatte sich das ganz hübsch gedacht, alle vierzehn Tage vielleicht zum Five o'clock bei den Damen einzufallen, mit der Mutter Kluges zu sprechen und dem niedlichen Mariechen elegisch zu kommen, was einem einsamen Junggesellen immer als ein Beweis von viel Gemüt gedeutet wird. Aber in einem Hause? — Schrecklich! Denn die Geheimrätin konnte rücksichtslos werden und liebte es, ihre Sorgen auf andre abzuladen, und das niedliche Mariechen wurde auch am besten in einiger Entfernung gehalten, — wie hätte sie sich sonst in jener Schicksalsstunde so an ihn anlehnen können, daß er direkt gezwungen war, ihr Haar oder ihre Augen oder vielleicht sogar ihren Mund mit seinen Lippen zu streifen!

Der Regierungsrat nahm ein Automobil und fuhr nach Hause, — er wollte Gewißheit haben. Mit einem Druck auf dem Magen, der sich in unangenehmen Situationen leicht bei ihm einstellte, stand er im Korridor des von ihm bewohnten Hauses vor der schwarzen Tafel, auf der die Mieter verzeichnet waren. Die Tafel wies nur eine Lücke auf, — da fehlte noch sein eigner Name. Und unter den zwanzig Namen suchte er den Namen Furtwängler vergebens. Da atmete er erleichtert auf.

Aber die Angabe des Portiers in der Bendlerstraße war so bestimmt gewesen, daß er ihr weiter nachzuforschen beschloß. Der Sargtischler wohnte schon länger als drei Jahre im Hause, — er mußte ihm sagen können, ob Furtwänglers hier gewohnt hatten und wo sie geblieben waren. Vielleicht in der Nachbarschaft, — auch das wäre nicht angenehm gewesen.

Der Regierungsrat begab sich in das Sargmagazin und befragte Meister Pinkert.

„Die Frau Geheimrätin? — Gewiß, gewiß, Herr Regierungsrat. Sie wohnte ja in Ihrer Wohnung.“

„Und jetzt?“ fragte Herr von Klemzow.

„Sind die Damen Verwandte von Ihnen, Herr Regierungsrat?“ fragte Meister Pinkert vorsichtig.

„Nein, nein, — nur Bekannte, bei denen ich vor zehn Jahren verkehrt habe,“ erwiderte Herr von Klemzow in einem Ton, der deutlich erkennen ließ, daß er Nachrichten jeder Art mit Fassung zu ertragen wissen werde.

„Die Frau Geheimrat starb im Frühjahr,“ sagte Meister Pinkert. „Das

Fräulein Tochter vor sechs Wochen. Es war wohl ein Glück, — es haperte mit dem Nervus rerum, wie man zu sagen pflegt, Herr Regierungsrat. Und das Fräulein Tochter war schon lungenkrank, als die Damen hier einzogen. Sie hustete schrecklich, — meine Frau wachte immer davon auf. Ich habe zuletzt nichts mehr davon gehört, — man gewöhnt sich daran. Das Bett stand da, wo Ihr Bett steht, Herr Regierungsrat. Wir schlafen gerade darunter."

„Also doch," sagte der Regierungsrat mit ernster Teilnahme. „Ein mir befreundeter Arzt befürchtete schon vor zehn Jahren, bei Fräulein Furtwängler werde die gleiche Krankheit zum Ausbruch kommen, an der ihr Vater gestorben ist."

Dann ging er, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, mit einem Gefühl der Erleichterung in seine Wohnung hinauf, hielt kurze Nachmittagsruhe und traf sich danach mit Freunden, mit denen er sich für den Abend verabredet hatte.

*

Daß er durch eine merkwürdige Kette von Zufälligkeiten sehr lebhaft an das niedliche Mariechen erinnert worden war, um als Abschluß zu erfahren, daß sie Jahre in derselben Wohnung gelebt hatte, in der er sich jetzt sehr behaglich fühlte, und daß sie dort gestorben war, wo er hoffte, sich täglich zu ungestörtem Schlummer niederzulegen, fiel ihm erst flüchtig auf dem Nachhausewege ein. Aber um mehr als Zufall darin zu sehen, dazu lebte er zu sehr in einer Welt der Wirklichkeiten. Und das Wirkliche war, daß das niedliche Mariechen gestorben war, — an der Schwindsucht, wie sein Freund prophezeit hatte, — und daß die Geheimrätin offenbar wirklich stark über ihre Verhältnisse gelebt hatte, wie ihm von demselben Menschenkenner angedeutet worden war. Er gedachte seiner in Dankbarkeit, wie wir im gesetzten Alter derjenigen gedenken, die uns vor jugendlichen Torheiten bewahrt haben. Und er entkleidete sich, streckte sich auf der dreifachen Matratze, zog die durchgesteppte Daunendecke über sich und löschte das Licht.

Und als er den Kopf auf das Kissen legte, wehte wieder, stärker noch als die drei vorangegangenen Nächte, der Resedaduft über ihn hin.

An der Schwindsucht ist sie gestorben, dachte der Regierungsrat. Wer kann wissen, ob hier ordentlich desinfiziert worden ist? — Und gerade die Schwindsuchtsbazillen sollen von einer ganz außergewöhnlichen Zählebigkeit sein. Es ist unbequem, — ich dachte nun mit allem in Ordnung zu sein, — aber was bleibt mir übrig? — Ich werde morgen mein Bett für einige Tage in ein Vorderzimmer stellen und hier neu tapezieren und den Fußboden streichen lassen, — Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

Da brach der laue Resedaduft jäh ab, und ein kalter Luftzug flutete über ihn hin, — es war, als ob ihm jemand in Empörung heftig den Rücken gekehrt habe.

Empfindlich ist sie immer noch, — gerade wie damals, dachte der Regierungsrat. Auch wenn mich der gute Doktor nicht gewarnt hätte, — eine glückliche Ehe wäre das nicht geworden.

Und er drehte sich auf die rechte Seite, wie er zu tun pflegte, wenn er unter der Daunendecke warm geworden war und den Schlaf kommen fühlte.



Vom königlichen Kaufmann

Von

E. Grüttel, Hamburg

Der Hamburger Kaufmann ist ein Arbeiter. In diesem Ruf steht er überall, und er hört es gern. Seine Stadt machte ihn dazu. Ihrer Eigenart hätte ein Tändeln und Schlendern, ein müßiges Zeithinbringen, wie es Wien oder Paris so reizend kleidet, nie entsprochen. Der Kaufherr in Hamburg langweilt sich nicht, weil er dazu keine Zeit hat. Sein Tag ist ausgefüllt mit beruflichen Anknüpfungen, Erwägungen und Taten, und weil dieser Drang zur Arbeit für ihn keine neuzeitliche Erfindung bedeutet, die er, dem fortschrittlichen Zwange folgend, wie ein modernes Kleid erst kürzlich überstreifte, sondern ein ernsthaftes Wollen, das ihm schon durch Generationen hindurch eigen war, so baute der Hamburger Kaufmann mit zweckbewußtem, zähem Fleiß an der Ausgestaltung seines Gemeinwesens, schuf im Laufe der Jahrhunderte die bischöfliche Hammaburg zu dem ersten Seehandelsplatz des europäischen Festlandes und zum Sitze der größten Reederei der Welt um und machte aus der großen Stadt in den letzten Jahrzehnten sehr rasch die Großstadt, die Millionenstadt.

Man kann in Hamburg von einer ganz bestimmten Kultur der Arbeit reden, heute, wo bei der Bezeichnung „Kaufmann“ auch im Binnenlande niemand mehr in krämerhafter Verständnislosigkeit an den Handlungsbeflissenen hinter der Tonbank denkt, wo Tausende von Fäden des Inlandes und überseeischer Gebiete sich in der Elbestadt zum kunstvoll gewirkten Handelsnetz knüpfen und auf jeder Schiffsflagge im Hafen die Worte Fleiß und Geist in unsichtbaren Buchstaben geschrieben stehen. Kaufmännischer Fleiß, der unermüdlich schafft und sich auch durch Mißerfolge und Enttäuschungen nicht beirren läßt, und kaufmännischer Hanseatengeist, der geradeaus seinen Weg sucht und auch schlicht und weitblickend sein Ziel erstrebt — diese beiden Faktoren bilden die Grundlage der hamburgischen Arbeits-



Phot. Koppmann & Co.

Neue Kontorhäuser an der Jakobikirche (Architekt Höger)

kultur, der durch das Kolonialinstitut die wissenschaftliche Note eingefügt wurde. Und durch sie steht der Hamburger Kaufmann heute gesichert und erfolgreich auf dem weiten Arbeitsfeld, das er die Welt nennt.

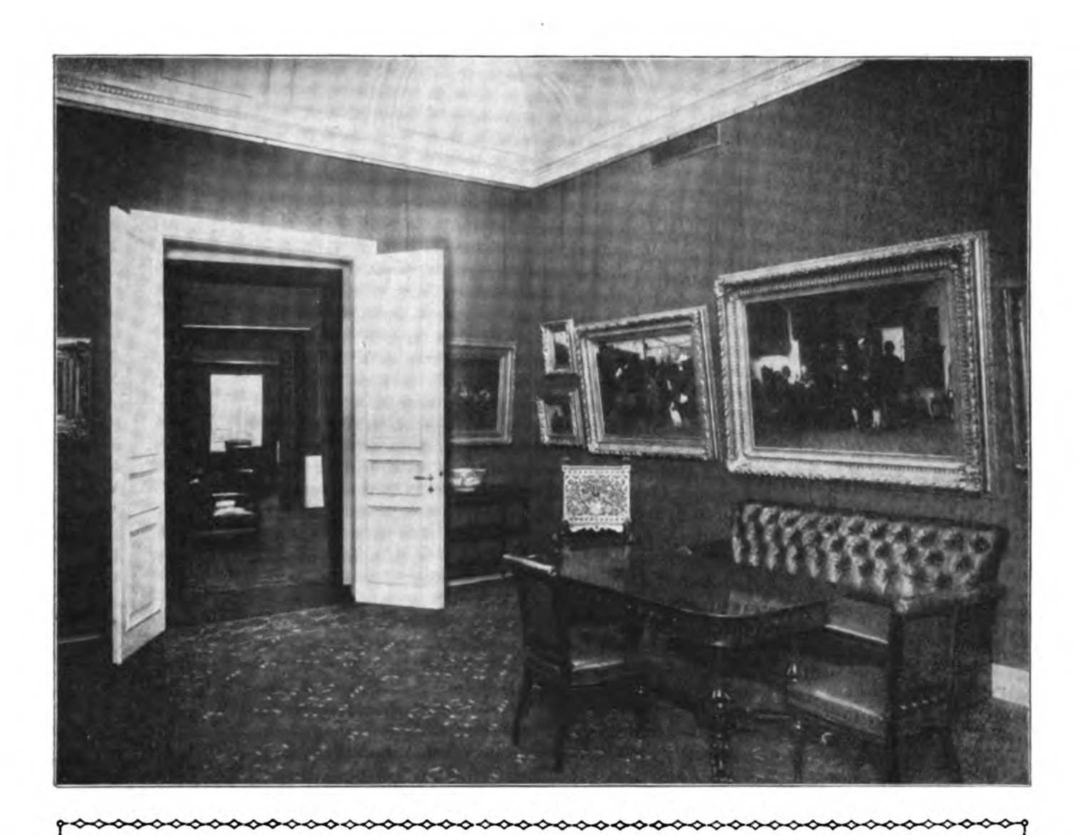
Die geographische Lage seiner Stadt wies ihn schon früh auf seine Erwerbsmöglichkeiten hin: Handel, Schiffahrt und Industrie. Denn weil er an der Mündung eines großen Flusses wohnt, geht sein Handel naturgemäß nach überseeischen Ländern und im Umschlagsverkehr wiederum weit ins deutsche Land hinein. Zum Fernhandel aber braucht er eine verzweigte Schiffahrt, und die Fahrzeuge dazu baut er auf eignen Werften.



Phot. Koppmann & Co.

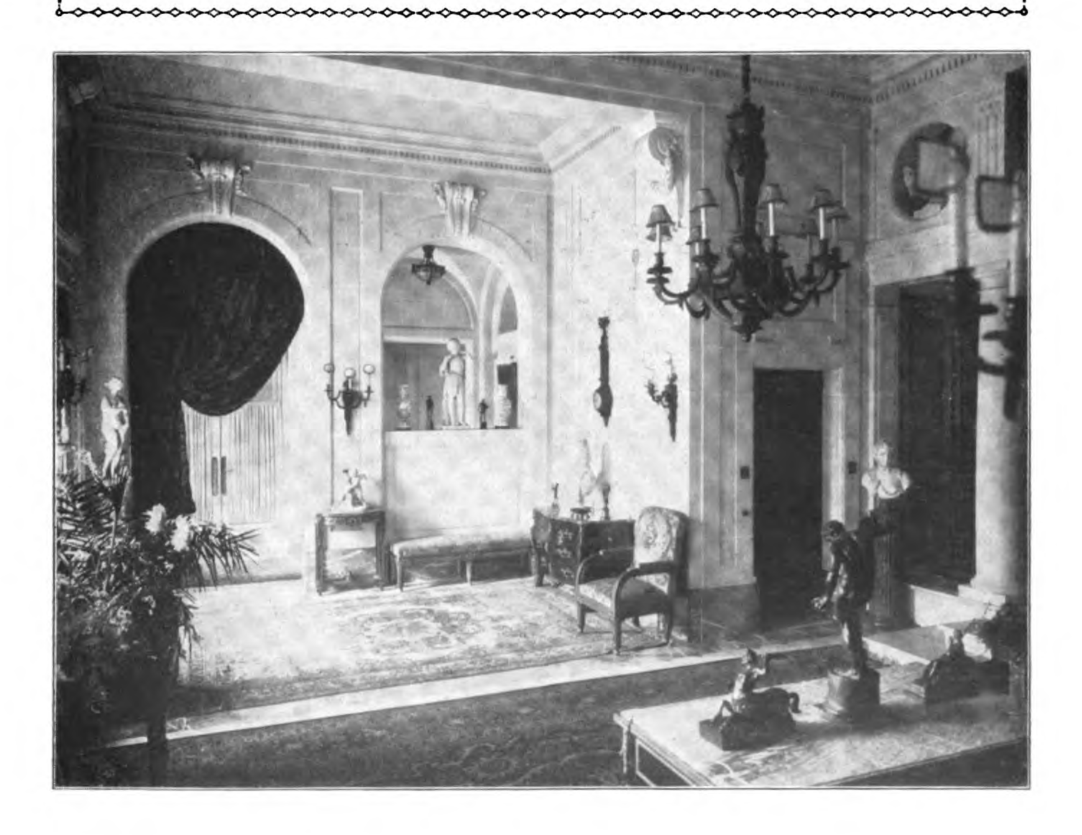
Diele in einem alten Kaufmannshaus

Sein Tag beginnt früh. Pünktlich betritt er seine Bureauräume, in denen oft Hunderte von Angestellten tätig sind. Die meisten großen Kaufleute halten an der in Hamburg beliebten ungeteilten Bureauzeit auch heute fest. Das Früh-



Konferenzzimmer (oben) und Salon (unten) vornehmer Patrizierhäuser

Phot. Schaul, Hamburg



stück erledigen sie am Stammtisch, meistens sehr konservativ jahraus, jahrein in dem gleichen Weinlokal und meistens auch sehr hastig, in zehn bis zwanzig Minuten. Denn die Börse ruft, und es heißt, daß der Hamburger lieber ein Auto zum Börsenportal bezahlt als die während der Börsensperre zwischen 1³/₄ und 2¹/₄ Uhr üblichen dreißig Pfennig an Strafgeld. Dort in der Börse, beim großen Rendezvous der Kaufleute, wo täglich mit Hunderten von Millionen gehandelt wird, schwirrt und summt es von mehr als 10000 Stimmen.

Im Gewoge der Filzhüte taucht überall der spiegelnde Zylinder über dem feierlichen Cutaway auf, die althergebrachte Börsenuniform, von der sich der königliche Kaufmann auch im heißesten Sommer immer noch nicht zu trennen vermag. Sie ist ihm ebenso unentbehrlich geworden wie das Kursgeschrei der Fondsbörse, der Anblick der vielen bekannten Gesichter, die täglich genau um dieselbe Zeit an seinem Stand vorübergleiten und — der Börsenwitz. Inmitten dieser alltäglichen Erscheinungen wickelt der Kaufmann seine weittragenden Geschäfte ab, und keine Bewegung in seinen Mienen verrät dem Unbeteiligten, ob er „richtig gelegen hatte". Das Schälchen Mokka nach der Börse ist die einzige Erholung, die sich der Vielbeschäftigte während der Arbeitszeit gestattet. Es wird dabei gelegentlich eine Partie Billard, Domino oder Schach in den großen Kaffeehäusern gespielt. Aber eigentliches Ausruhen der Nerven bedeutet den wenigen, die sich dazu die Zeit nehmen, auch das nicht.

Die Gedanken sind schon wieder viel zu lebhaft mit der nächsten Konferenz beschäftigt, gewisse Wertpapiere stiegen, andre sind gefallen; man ist also nicht immer ganz bei der Sache, setzt den „shop-talk" vom Stammtisch, zum mindesten innerlich, fort und atmet erst im „Laden", dem behaglich getäfelten Privatkontor des Millionärs, beim grünen Schein der elektrischen Lampe wieder befriedigt auf.

Der Tag ist der Arbeit gewidmet, unerbittlich. Zunächst der Arbeit für die eigne Firma. Und dann auch für andre. Vor allem für den Stadt-Staat, dessen auf weitestgehender ehrenamtlicher Mitwirkung seiner Bürger beruhende Verfassung an deren Tätigkeit für öffentliche Zwecke die größten Anforderungen stellt.

Dieser Tätigkeit müssen natürlich vielfach die Abendstunden, das heißt die Stunden nach dem Mittagessen, das in vornehmen Hamburger Kreisen kaum vor sieben Uhr eingenommen zu werden pflegt, geopfert werden. Auch die üblichen, mehr oder minder offiziellen Herrendiners entziehen den Hausherrn, besonders in der Wintersaison, seiner Familie häufig, allzuhäufig. Nur wenige ganz freie Abende können ihr völlig gewidmet sein. Diese verbringt er dann in Ruhe und eleganter Behaglichkeit am liebsten in seinem Heim, das er sich entweder am Alster- oder Elbufer in oder vor der Stadt, in den idyllischen Hamburger Walddörfern oder in dem friedlichen Sachsenwald erbaut hat, und durch dessen Einrichtung er seinem Geschmack und seiner Kunstliebe beredten Ausdruck verleiht.

Hamburg hat jahrelang keine Zeit für Kunst gehabt. Aber die Arbeit, die rastlose, von Erfolg gekrönte, öffnete ihr schließlich doch die Tore. Reiche Kaufherren stifteten namhafte Summen für Kunst- und Musikhallen. Kunstvereine schlossen sich zusammen, gute Theater wurden eingerichtet; der Staat gründete eine mustergültige Kunstgewerbeschule. Bildhauer, Maler, Dichter ließen sich in Hamburg nieder. Zuerst hatten sie es schwer, sich durchzusetzen. Denn, kaum an Künstlerisches überhaupt gewöhnt, sollte der Kaufmann sogleich die neueste Strömung anerkennen. Er lehnte ab, und die Künstler murrten. Als dann aber doch schließlich zögernd ein Sammler nach dem andern hervortrat, der wußte, was gut war, und der nicht bloß in Ausstellungen verständnisvoll lobte, sondern auch kaufte, als alte giebelige Stadtteile morsch wurden und neue Kontorhäuser, ja ganze Straßen entworfen werden mußten und daneben die künstlerische Architektur des neuzeitlichen Wohnhauses Bedürfnis wurde, da fanden auch Kunst und Kunstgewerbe in Hamburg allmählich ein dankbares Feld für individuelle Betätigung, und immer seltener wird es hoffentlich in Zukunft nötig sein, daß sich der Hamburger wie für das Bismarckdenkmal und die Fresken im Rathause seine Künstler von auswärts ver-



Phot. Schaul, Hamburg

Die große Stunde im Hamburger Kaufmannsleben: Die Effektenbörse



Im Speicher

schreibt. Am sichtbarsten aber tritt die Aufwärtsentwicklung des Hamburger Kunstgeschmacks in den Privathäusern der großen Kaufherren hervor. Dort tragen sie zusammen, was schön ist, was abseits liegt von der nervösen Arbeit gehetzter Berufstage. Sie haben mit ihrer Familie stille, festliche Freude daran und lassen nur bisweilen für ihre Freunde aufleuchten, was sie besitzen. Des Hamburgers Kunstliebe ist heute in Theorie und Praxis sicherlich größer als ihr Ruf. Der königliche Kaufmann macht nur keinen Lärm davon, weil er kein Talent zum Protzentum hat, genau so, wie ihm auch die Gabe für rauschende, prunkende Feste fehlt.

Der Fremde mag das, enttäuscht über die verhältnismäßig wenig prahlerische Außenseite des Hamburger Lebens, als Mangel empfinden. Wo bleiben die Millionen in dieser Großstadt? Wenn man sie bei Abend, bei Nacht nicht zeigt, was hat man dann davon? Und oft genug sucht er nach Ankunft seines überseeischen Dampfers im Hamburger Hafen sofort den Anschluß-Expreß in das nächtlich strahlende Berlin.

In diesem Sinne freilich ist Hamburg keine Weltstadt und hat, glaube ich, auch niemals den Ehrgeiz besessen, es zu sein. Es hat seine Vergnügungszentren genau so wie jede andre Großstadt, aber es hat für den Fremden keine eigentliche sogenannte Gesellschaftssaison großen Stiles, in der immer irgend etwas „los" sein muß.

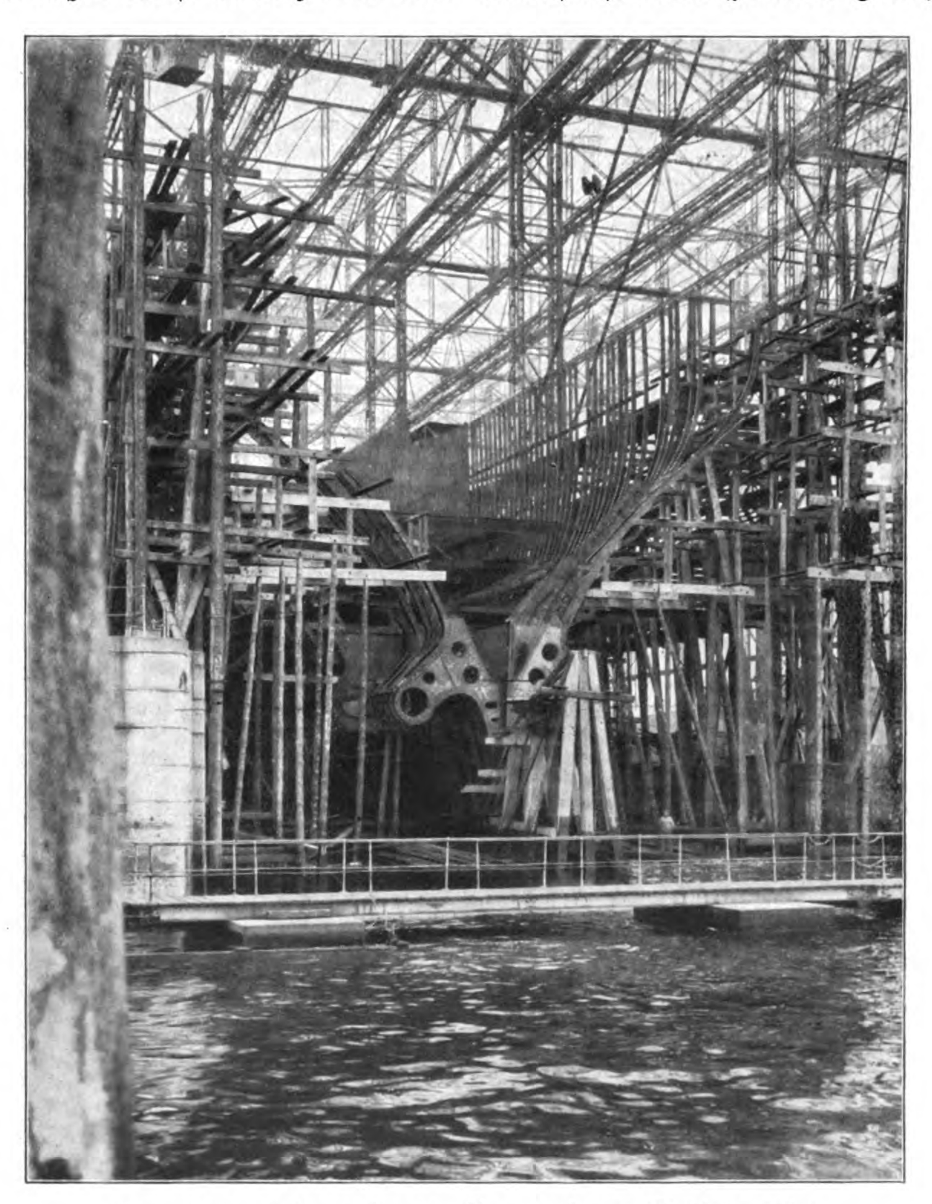
Entweder fehlt dem Hamburger Kaufmann dazu die Zeit oder er findet überhaupt keinen Gefallen daran. Jedenfalls hat er seinen ganzen Verkehr auf eine intimere Art von Geselligkeit zugeschnitten. Zunächst gibt er sehr elegante Diners und Bälle im



Am Fleet: Direkte Warenverladung aus den Speichern in die Transportkähne

eignen Hause, und wenn er mit seiner Geselligkeit die Grenze seines Heims überschreitet, so tut er es wohl größtenteils nur aus Mangel an Raum.

Und außerdem ist er trotz oder vielleicht gerade infolge des unaufhörlich flutenden internationalen Menschenstroms durch Hamburg sehr zurückhaltend in der Wahl seines Verkehrs, so daß ihm allergrößte Festlichkeiten regelmäßig als zu „mixed" erscheinen und schon deshalb wenig Gegenliebe vor seiner Kritik finden. Durch die lange Tagesarbeit, durch die häufigen beruflichen Pflichtreisen hat er sich überhaupt zu einem Menschen entwickelt, der gern in Ruhe das genießt, was ihm sein Heim an Schönheit und Heiterkeit gewährt.

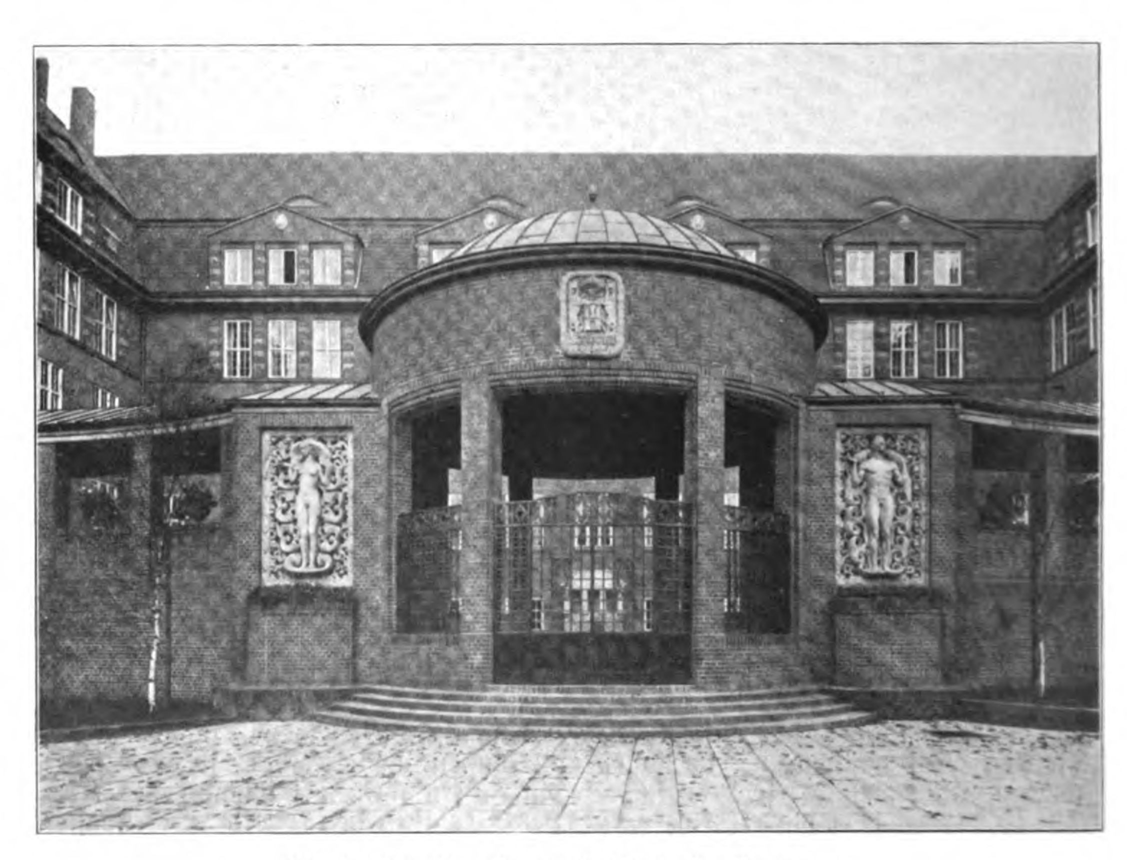


Ein „Hapag"-Dampfer im Bau auf den Vulkanwerken

Und um diesen Genuß voll auskosten zu können, befleißigte er sich von jeher einer vernünftigen Stählung des Körpers: er liebt den Sport. Das Wasser seiner Stadt ist ihm der schönste Tummelplatz für Segel- und Ruderboote, an der Kieler Woche nimmt er als Gast auf dem Promenadendeck eines Ham-

burger Luxusdampfers teil; er läßt in Horn das Deutsche Derby laufen, besitzt selbst rassige Pferde und Vierzigpferdekraftwagen und richtete in Fuhlsbüttel einen eignen Flugplatz mit Luftschiffhalle und Fliegerschuppen ein.

Ja, sogar das Reisen wird ihm gewissermaßen zum Sport. Es berührt ihn kaum, heute Abschied zu nehmen von Freunden, die nach China, Südafrika oder Argentinien fahren, und er begrüßt ohne sonderliche Verwunderung unvermutet auf dem Jungfernstieg einen Bekannten, der eben aus Kamerun zurückgekehrt ist. Morgen, wer weiß, entführt irgendein schwimmendes Hotel ihn vielleicht selbst für etliche Wochen der Heimat zu einem „Ausflug" nach dem Nordkap, nach Neuyork und San Franzisko. Mit dem Begriff „übersee" ist er groß geworden, und die Nähe der Nordsee mag schuld daran sein, daß er häufig im Ausland besser Bescheid weiß als in deutschen Städten und Landschaften. Doch auch bei allen sportlichen Veranstaltungen beobachtete er von jeher in Haltung und Eleganz jene große Zurückhaltung, die überhaupt seinem ganzen, echt norddeutschen Charakter das typische Gepräge verleiht. Er will unter gar keinen Umständen auffallen und zeigt sich schwer zugänglich gegenüber allen, die er nicht kennt. Und ist doch, sobald er jemand wirklich gut kennt und von ihm erkannt wurde, der gastfreieste, hilfreichste und weitblickendste Mensch, den man sich denken kann. Liebenswürdig freilich, das, was der Engländer charming nennt, ist er nicht immer. Ein wenig von der sprichwörtlichen Hamburger Steifheit haftet ihm oftmals auch im nahen und freundschaftlichen Verkehr an. Vielleicht ist es jener Anflug einer feierlichen Würde, die wir im Wesen jedes großen niederdeutschen Kaufmanns spüren müssen, um ihn „königlich" zu nennen.



Portal der Kunstgewerbeschule in Hamburg
(Architekt Prof. Fritz Schumacher)

Kosmischer Staub

Naturwissenschaftliche Plauderei von

Wilhelm Bölsche

In der antiken Literatur gab es wunderliche Gedanken über den Mond. Bald wurde angenommen, er sei eine absolut spiegelnde Fläche. In der sollte sich dann die Erde abspiegeln, und pfiffige Köpfe vermeinten davon geradezu für die Geographie zu profitieren, indem sie die Lage der irdischen Länder und Meere in den Mondflecken studierten. Als man sich gelegentlich in der Geographie stritt, ob das Kaspische Meer ein geschlossenes Becken oder bloß eine offene Bucht sei, sollte ein Mondfleck, den man für sein Spiegelbild hielt, entscheiden, und zwar für den Charakter als Bucht. Viel amüsanter war aber noch die folgende Idee. Die Mondscheibe sei in der Tat ursprünglich blitzeblank. Aber ihre Flecken seien nichts andres als eigentlich Schmutzfinger, und die diese schmutzigen Finger dort abgeprägt, sei unsre Erde. Unablässig qualmten von dieser Erde Rauch und Staub aller Art in die Höhe, und diese angenehmen Abgaben sammelten sich zuletzt am blanken Monde, solchermaßen ihn beschmutzend und verfleckend. In unsrer Zeit der qualmenden Fabrikschlote und der Autos kommt einen ein stilles Gruseln an bei dem Gedanken: wie lange noch, und der alte Freund der Liebenden müßte vollends bis zur Finsternis zugequalmt und eingerußt sein.

Nun, wir wissen ja heute, daß es damit noch keine Gefahr hat. Die allbekannten Flecken im Mondgesicht sind nichts andres als die unermeßlichen Niederungen des Mondlandes selbst, die vermöge ihrer mineralischen Bodenbeschaffenheit das Licht etwas grauer reflektieren als die durchweg weißeren Mondgebirge — nebenbei bemerkt, auch das noch eine beherzigenswerte Wahrheit für viele Laien, die hartnäckig gerade die dunkeln Flecken für die Berge im Mond halten. Und doch, seltsam genug: so absurd der alte Qualmgedanke klingt, so hat er doch an einer andern, eigentlich noch viel gewichtigeren Stelle der heutigen Astronomie eine wahrhafte Auferstehung feiern sollen. Daß irdischer Qualm, sagen wir einmal fein zerstäubte Rauchstäubchen, unsre Atmosphäre verlassen und die ungeheure Strecke von 51 000 Meilen luftleeren Weltraums bis zum Mond durchqueren sollten, das erscheint wahrlich wie ein schlechter Witz. Modernste Himmelskundige und Erforscher der Weltallsphysik aber erwägen seit einiger Zeit höchst ernsthaft wieder die Frage, ob nicht tatsächlich jeder irgendwie in dieser oder ähnlicher Weise qualmende Weltkörper beständig dabei sei, den gesamten Weltenraum einzuqualmen, und ob nicht solche Qualmstäubchen der dampfenden Himmelsfabriken ebenso beständig auf alle Weltkörper, unsre Erde eingeschlossen, niederregneten. Die antiken Herren redeten grob von Qualm und Schmutz; die heutige große Debatte ist im Wort feiner: sie spricht vom „kosmischen Staub"; aber in der Sache bleibt's wesentlich das gleiche, wenn auch aufs Weltall als dampfende Riesenmaschine vergrößert.

Die alte Qualmtheorie hatte in der Zwischenzeit noch zu einem kleinen Intermezzo geführt. Es war bei dem Streit um die Meteoriten, also Steine, die aus freier Luft gelegentlich auf die Erde herunterfielen. Leute, die solche Steine nicht ableugnen konnten, aber ihre irdische Natur beweisen wollten, erklärten auch sie für eine Art Qualmprodukt, nämlich gleichsam verhärtete Brocken, mit denen von unten aufgestiegener Erdenqualm aus dem oberen Luftkreise ab und zu „versteinert" zurückkehre. Auch hier rektifizierten im Einzelfall indessen die Tatsachen. Die Meteo-

riten erwiesen sich in Wirklichkeit als Gäste aus dem Raum, die von außen in unsern Luftkreis eindrangen und mit irdischer Qualmerei schlechterdings nichts zu tun hatten. Inzwischen wurde man aber auch gewahr, daß dieser Weltraum von da oben uns nicht bloß mit derben Steinen bewarf: man entdeckte auch Anzeichen eines beständigen Niederrieselns sehr feinen meteorischen Staubes. Der alte Nordenskjöld berichtete, seine Spuren im jungfräulichen Schnee der Polaröden gefunden zu haben; die Challengerexpedition wies Stäubchen von Nickeleisen in meteoritenhafter Legierung im Schlamm der Tiefseeabgründe des Ozeans nach, und die Unmenge von Sternschnuppen, die in jeder Nacht über uns leuchtend durch Reibung an unsrer Atmosphäre verpuffen, ohne daß ein Restbestand herabkommt, deuteten durchaus auf staubhaft feine kosmische Materie, die unsre Erde beständig schneidet. Nun herrschte lange allerdings wieder für all dieses Meteoritische, ob Stein, ob Staub, das da zur Erde kam, wesentlich immer die eine Theorie: es sei durchweg Restschutt und Reststaub von fernen himmlischen Katastrophen. Sonnen sollten fern einmal zusammengerannt sein, Planeten durch eine Art himmlischen Säuberungsprozesses vor Äonen schon zermalmt worden oder ausgedörrte Monde zu Pulver und Grus wieder zerfallen sein. Und wir haben ja bei dem jähen Aufflammen neuer Sterne gelegentlich höchstwahrscheinlich selber solche fernen kosmischen Katastrophen schon mit angesehen, bei denen ziemlich zweifellos auch unfaßbar große Wolken verpulverten Sternenmaterials sich so in den Weltenraum hinein, wirklich katastrophal, zerstreut haben müssen. Zuletzt ist aber der Gedanke auch hier doch nicht einseitig stehengeblieben.

Wenn, wie es den Anschein hat, tatsächlich der ganze Weltraum so in staubhaft feiner Verdünnung „verqualmt" ist, so braucht das doch nicht bloß der Restbestand des Riesenqualms und Riesenstaubes von wahren Weltuntergängen zu sein. Allenthalben schweben in ihm Weltkörper respektabelster Größe, die auch in ganz normalem Zustande recht unheimlich energisch in diesem Sinne „qualmen". Schon bei unsrer relativ kleinen Erde darf man dabei nicht bloß an Schlote oder Autos der menschlichen Technik denken: man muß sich beispielsweise ungeheurer Vulkanausbrüche erinnern, wie jenes des Krakataua an der Sundastraße, der so viel feine Vulkanasche in die oberen Luftschichten der gesamten Erdatmosphäre hineinqualmte, daß jahrelang für uns, die wir von unten so lange durch diese Qualmwolke durchschauen mußten, bis sie sich allmählich wieder verzog, die auffallendsten bunten Dämmerungserscheinungen erzeugt wurden. Die größten irdischen Eruptionen solcher Art sind aber wieder Kinderspiel gegen die entsetzlichen Eruptionen und Explosionen, die beständig in der Riesenfabrik unsrer Sonne vor sich gehen und feinverteilte Stoffe qualmartig hoch auch dort emporjagen. Gleich unsrer Sonne oder noch viel intensiver arbeiten aber Millionen und Millionen andrer Sonnen am ganzen Sternenfirmament. Was die Milchstraße in dieser Hinsicht für eine „Fabrikstadt" sein muß, das entzieht sich jeder Vorstellung.

Jetzt aber hier war wiederum die ältere Frage, wie von solchem regulären Sonnenschlot etwa sein „Qualm" sich in den freien Weltraum hinaus entfernen könnte? Wenn nicht gleich die ganze Fabrik mit „in die Luft flog", so würde durchweg doch auch ihre Wolke sich irgendwie schließlich wieder zu ihr halten müssen. Wenigstens mußte das ungefähr gelten, solange man für diese kosmischen Qualmschlote immer nur an das Gesetz der allgemeinen Anziehung, der Gravitation, auch bis ins kleinste Dunst- und Rauchpartikelchen hinein dachte. Neuerdings aber ist man auch auf höchst interessante Abstoßungsprozesse aufmerksam geworden, die in der Umgebung solcher Sonnenfabrik herrschen und wenigstens für solche sehr kleinen Stäubchen dort bedeutsam werden müssen. Man hat erkannt, daß die Strahlung, daß das Licht selber, das von solcher Sonne ausgeht, einen gewissen Druck ausübt, der abstoßend wirkt. Manchem mag das ja noch ungeheuerlich erscheinen, daß das Licht etwas stoßen, daß es einen Körper wie der Strom ein Schifflein dahinführen könnte. Und doch läßt die neuere Physik darüber keinen Zweifel. Man hat aber nun ausgerechnet, daß Stäubchen, deren Größe tief in den Bruchteilen eines Millimeters liegt, durch

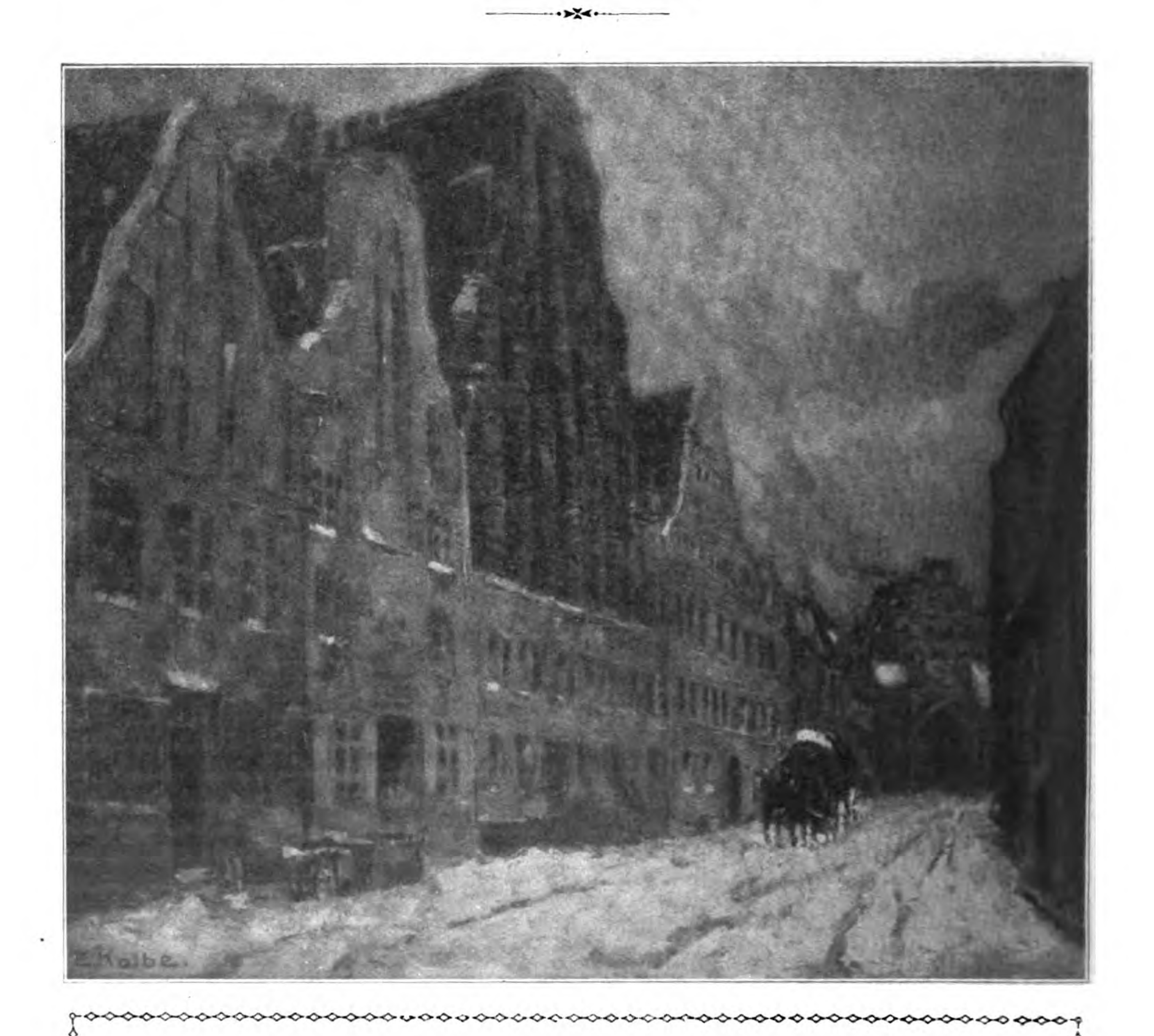
diesen Strahlungsdruck aller Gravitation zum Trotz unaufhaltsam von ihrer Sonne fortgedrängelt werden müssen. Von ihrer kolossalen Sonnenfabrik einmal emporgequalmt bis zu gewisser Höhe, müssen sie dort vom ausstrahlenden Lichtdruck eben dieser Fabrik selber gepackt und in den Raum, in den dieses Licht abfließt, hinausgeweht werden wie die Teilchen einer irdischen Schlotwolke, die ein Wind dahintreibt. Bloß daß dieser Lichtwind nicht ruht noch rastet immer weiter von dem Sonnenschlot fort und seine Qualmstäubchen bis in fernste Fernen verweht. Arrhenius, der diese Rechnungen besonders ausgesponnen hat, ist der Meinung, daß unausgesetzt in dieser Weise feinste Sonnenmaterie, feinster Sonnenstaub, Sonnenqualm vom allseitig abrinnenden Licht durch unser ganzes Planetensystem vertrieben wird. Auf alle Planeten soll er immerzu mit seinem Lichtwind niederregnen — so auch auf unsre Erde. Soweit er in bestimmter Weise elektrisch geladen ist, soll er in den oberen Schichten unsrer Atmosphäre die Nordlichter erzeugen, und je nach bestimmten Perioden, in denen dieser Sonnensegen bald etwas stärker, bald etwas schwächer uns einqualmt, sollen gewisse Steigerungen und Minderungen abhängiger elektromagnetischer Erscheinungen bei uns sich geltend machen. Längst weiß man ja in der Tat, daß solche Erscheinungen einer geheimnisvollen elfjährigen Periode folgen, die ganz genau so auch in dem Auftreten und Abnehmen der Sonnenflecken sich abspielt, also wirklich auf irgendeinen Zusammenhang mit gewissen eruptiven Vorgängen auf der Sonne hinzudeuten scheint. Aber auch zu andern, fremden Sonnen soll solcher Sonnendunst wandern, und umgekehrt soll von ihnen entsprechender zu uns heranwehen. Und so soll zuletzt durch dieses unermeßliche Durcheinanderqualmen und Niederrieseln geballter Staubteilchen von überallher ein beständiger stiller Austausch und Ausgleich der Materie im Raum stattfinden, der gewissermaßen immer wieder die elementare Einheit des gesamten Kosmos garantiert.

Keine Frage, daß eine Menge Erscheinungen im All so verknüpft werden und deutlicher erscheinen, ohne daß irgendwie bekannten Tatsachen Gewalt geschieht. Arrhenius schildert auch in packendem Bilde, wie in gewissen Gegenden des Raums solcher Sonnenqualm sich zu ganzen dunklen Wolken anhäufen möge — kosmischen Dunstwolken, die uns den Anblick dahinter leuchtender Sterne entziehen und den Schein völlig finsteren Himmelsgrundes erwecken können. Auch in die Nebelflecken läßt er seinen Sonnenstaub eindringen, deren äußere Partien, selber lichtleer und eisig kalt, wie sie sind, unter seiner Berührung vermöge elektrischer Prozesse nordlichthaft zu leuchten beginnen und so unserm Auge sichtbar werden — auch das eine recht glückliche Idee, die uns plausibel machen kann, wie ein solches Gebilde aus lose verteiltem Helium und Wasserstoff, wie es der Außenteil eines solchen Gasnebels darstellt, im eisigen Weltraum überhaupt Licht zu entwickeln vermöge.

Es ist ein weiter Weg von der kindlichen alten Idee, daß der aufsteigende Erdenruß den Mond schwärze, bis zu diesen grandiosen Gedankengängen eines modernen Denkers, der mit allem Schwer- und Feingeschütz unsrer Astronomie und Physik arbeitet. Und doch fühlt man gleichsam immer noch den alten Gedankendruck in den Segeln auch des prächtigen neuen Schiffs. Es gibt eben keinen Menschheitsgedanken, der so dumm wäre, daß er nicht zur rechten Stunde auch noch einmal gescheit werden könnte.

Arrhenius hat aber noch an zwei engeren Stellen den uralten Einfall berührt. Einmal ist er der Ansicht, daß nicht nur die Sonne so zu uns herüberqualme, sondern wirklich und wahrhaftig auch unsre Erde selbst sich an dem allgemeinen kosmischen Einqualmen beteilige, dergestalt, daß auch sie wohl beständig gewisse winzige Staubteilchen aus ihrer Atmosphäre verliere, die dann des weiteren auch im Strahlungsdruck des Sonnenlichtes auf die Wanderschaft gingen, um eventuell auch irgendwo noch einmal auf einen andern Weltkörper still niederzuschweben, wie bei uns gelegentlich ein verschlagenes Rußflöckchen fern von seinem Schlot sich auf eine saubere Manschette niederläßt. Elektrische Strahlungen sollen solche Erdenteilchen aus den obersten Atmosphärenschichten

zunächst hinausbugsieren, und dann mag sie die Sonnenstrahlung weiterführen. Arrhenius denkt sich sogar, daß die Sporen niedrigster Lebewesen in noch keimfähigem Zustande bis zu andern Planeten so gelangen könnten. In zweitem Sinne aber streift er jene Theorie, wenn auch er wieder vertritt, es seien die derben Meteorsteine, die zu uns neben dem kosmischen Feinstaube herabfallen, tatsächlich selber nichts andres als auch nur größere Ballungen und Zusammenbackungen solchen Staubes — derbe Versteinerungen gleichsam des allverbreiteten kosmischen Qualms, wie er, vom Strahlungsdruck getrieben, beständig aus all den himmlischen Sternenschloten als eine Normalerscheinung des großen Allhaushaltes abdampft. Sind sie auch ihm nicht mehr Rußbrocken des Erdendunstes, die unsre Atmosphäre erst erzeugt — so wären sie es doch jenes weit geheimnisvolleren und universaleren Dunstes, der zwischen allen Sternen schwebt und webt — — des kosmischen Staubes.



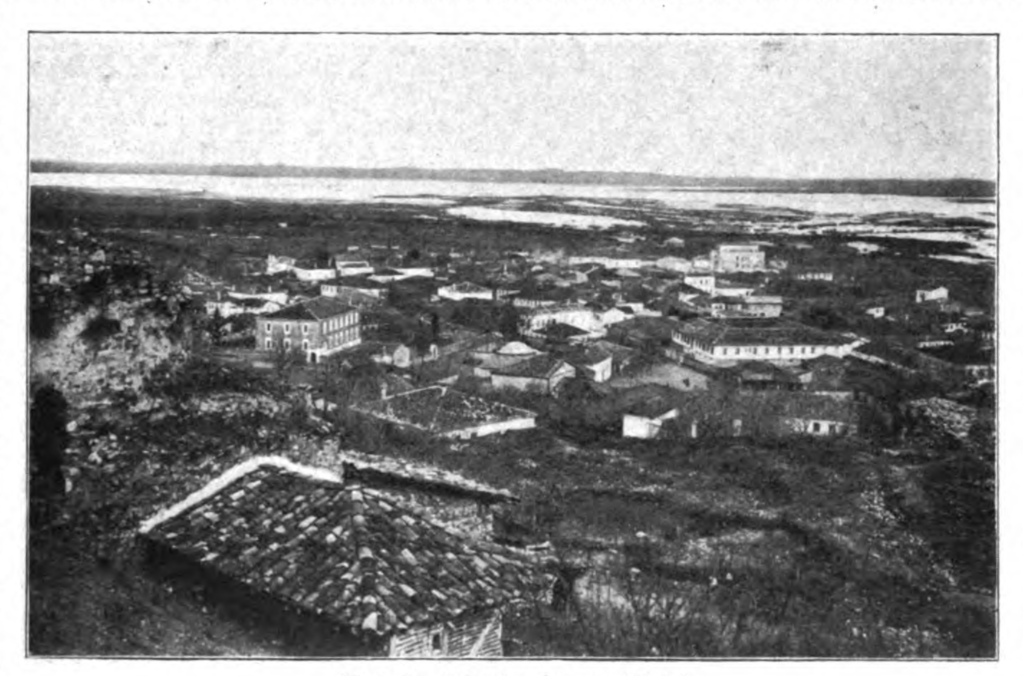
Das alte Stralsund

Nach einem Gemälde von Ernst Kolbe

Die jüngste Residenz Europas

Bilder aus Durazzo in Albanien

(Phot. Aufnahmen vom Leipziger Presse-Bureau, Leipzig-Schleußig)



Totalansicht der Hauptstadt



Palast des künftigen Herrschers, Prinzen zu Wied







Oben: Griechenviertel. Mitte: Hauptstraße. Unten: **Marktplatz mit Moschee**







Oben: Auf dem Marktplatz. Mitte: Oberes Stadttor. Unten: Essad-Paschas Palast

Lups

Von Manfred Kyber

Herr Lups war ein Spatz. Seine Frau hieß Frau Lups. Denn dem Namen nach richten sich die Frauen nach ihren Männern.

Es war Frühling, und Frau Lups saß auf ihren Eiern. Herr Lups hatte Futter herangeschleppt. Jetzt saß er auf dem Nestrand und blinzelte in die Sonne.

Die Menschen sagen immer, daß Spatzen frech und zänkisch sind, dachte Frau Lups, womit sie natürlich nur die Männchen meinen. Ich kann es von meinem Mann eigentlich nicht finden. Ein fertiger ist Ehespatz er zwar noch nicht, aber er macht sich.

Herrn Lups wurde es langweilig.

„Ich möchte mich auch mal auf die Eier setzen."

„Nein," sagte Frau Lups — nicht aus Eigensinn, rein aus pädagogischem Empfinden.

„Piep," sagte Herr Lups empört, „es sind auch meine Eier."

„Nein," sagte Frau Lups — wieder nur aus pädagogischem Empfinden.

Herr Lups schlug erregt mit den Flügeln.

„Ich habe das Recht, auf den Eiern zu sitzen, ich bin der Vater!" schrie er.

„Schlage nicht so mit den Flügeln," sagte Frau Lups, „es ist unschicklich, wenigstens hier im Nest. Außerdem macht es mich nervös. Ihr Männer müßt immer gleich mit den Flügeln schlagen. Nimm dir ein Beispiel an mir. Ich bin stets ruhig. Gewiß sind es deine Eier. Aber es sind mehr meine Eier als deine Eier. Das habe ich gleich gesagt. Denke dran, daß du verheiratet bist."

„Daran denke ich unaufhörlich," sagte Herr Lups. „Aber du hast es vorhin anders gesagt. Das ist unlogisch."

„Stör mich nicht mit deiner Logik," sagte Frau Lups, „wir sind verheiratet und nicht logisch."

„So?" machte Herr Lups und klappte arrogant mit dem Schnabel.

„Findest du das etwa nicht?"

Herr Lups hörte auf zu klappen.

„Ja, ja, meine Liebe," sagte er.

Er macht sich, dachte Frau Lups.

„Ich werde jetzt in den Klub gehen," sagte Herr Lups und putzte sich die Flügel.

„Du könntest dich auch mal auf die Eier setzen," sagte Frau Lups vorwurfsvoll, „ich sitze schon den ganzen Vormittag darauf. Glaubst du, daß es ein Vergnügen ist? Dabei sind es deine Eier."

Herr Lups dachte, die Sonne müsse aufhören zu scheinen. Aber sie schien weiter.

„Mir steht der Schnabel still!" schrie er. „Eben wollte ich auf den Eiern sitzen. Da waren es deine Eier. Jetzt will ich in den Klub gehen. Da sind es meine Eier. Wessen Eier sind es nun endlich?!"

„Schrei nicht so," sagte Frau Lups, „natürlich sind es deine Eier. Ich hab' es dir doch schon vorhin gesagt."

Herrn Lups wurde schwindlig.

„Du irrst dich," sagte er matt.

„Frauen irren sich nie," sagte Frau Lups.

„Ja, ja, meine Liebe," sagte Herr Lups und setzte sich auf die Eier, die nicht seine Eier und doch seine Eier waren.

„Männer sind so wenig rücksichtsvoll," sagte Frau Lups mit sanftem Tadel; „du hast eben auch die weibliche Hand in deinem Leben zu wenig gefühlt."

„O doch!" sagte Herr Lups und blickte auf die Krällchen seiner Gemahlin.

Frau Lups horchte aufmerksam an den Eiern.

„Eins piepst sogar schon im Ei," sagte sie glücklich.

„Dann wird es ein Weibchen," sagte Herr Lups.

Frau Lups sah ihren Gatten scharf an.

„Gewiß," sagte sie, „es wird ein Weibchen. Die Intelligenz regt sich am frühesten."

Herr Lups ärgerte sich sehr und brütete.

„Aber das erste, das herauskommt, wird ein Männchen!" sagte er patzig.

Frau Lups blieb ganz ruhig.

„Das, was zuerst piepst, kommt auch zuerst heraus," sagte sie, „es wird also ein Weibchen. Im übrigen laß mich jetzt auf die Eier. Es wird kritisch. Das verstehen Frauen besser. Außerdem sind es meine Eier."

„Ja, ja, meine Liebe," sagte Herr Lups.

Nach kurzer Zeit kam das erste aus dem Ei. Es war ein Männchen.

Herr Lups plusterte sich und zwitscherte schadenfroh.

„Siehst du," sagte Frau Lups, „ich habe es dir gleich gesagt. Es wird ein Männchen. Aber ihr müßt eben alles besser wissen."

Herr Lups sperrte den Schnabel so weit auf wie noch nie. Eine Steigerung war anatomisch undenkbar.

Aber er kriegte keinen Ton heraus.

Da klappte er den Schnabel zu.

Endgültig.

Jetzt ist er ganz entwickelt, es wird eine glückliche Ehe, dachte Frau Lups und half den andern Kleinen behutsam aus der Schale. „Nun mußt du in den Klub gehen, liebes Männchen," flötete sie, „du mußt dich etwas zerstreuen. Ich bat dich schon so lange darum. Auf dem Rückweg bringst du Futter mit."

„Ja, ja, meine Liebe," sagte Herr Lups.

*

Herr Lups hielt eine Rede im Klub.

„Wir sind Männer! Taten müssen wir sehen, Taten!" schrie er und gestikulierte mit den Flügeln.

*

Frau Lups wärmte ihre Kleinen im Nest.

„Seinen Namen werdet ihr tragen, alle werdet ihr Lups heißen," piepste sie zärtlich.

Denn dem Namen nach richten sich die Frauen nach ihren Männern.

Aphorismen

Die Liebe gleicht dem Wein, wird tausendfach vergossen,
Von vielen schnöd entweiht, von wen'gen nur — genossen.

*

Die Liebe ist ein Lustgarten, die Leidenschaft ein Labyrinth; man kann in beiden — „irren".

*

Wenn die Sonne der Leidenschaft brennt, gibt's oft am Himmel der Liebe — Wolken.

*

Auch im Becher des Glücks wird meist auf Schaum geschenkt.

*

Oft gründet sich unsre ganze Lebensklugheit — auf eine törichte Liebe.

*

Starke Herzen brechen selbst unter Bergeslasten von Unglück nicht zusammen, sie — versteinern.

*

Auf der Oase der Liebe gibt es — am meisten Kamele.

*

Es sind nicht gerade die saubersten Menschen, die sich stets reinwaschen.

*

Manche Menschen halten sich für einen Ödipus, weil ihnen das Leben Rätsel aufgibt.

*

Unser Schicksal ist meist — auch unsre Weltanschauung.

Bruger.

Man findet nicht viel Treue, die so dauerhaft ist wie die der Egoisten, denen man nutzt.

*

Was als Wahrheitsliebe gilt, das ist meistens nicht viel andres als — die Kunst, zu lügen.

*

Gewisse Idealisten sind wie Gold ohne Legierung: praktisch nicht verwertbar.

*

Man sollte besonders in der Wahl seiner Feinde vorsichtig sein; manche hätten vielleicht mehr Talent, unsre Freunde zu sein, als unsre Freunde haben.

Moritz Goldschmidt

Kultur der Gegenwart





Literatur

Des Nobelpreisträgers **Rabindranath Tagores** Hauptwerk, die „Sangesopfer“ (Gitanjali), sind in einer sich leicht lesenden Übersetzung Marie Luise Gotheins aus der von dem indischen Dichter selbst veranstalteten englischen Ausgabe erschienen (Leipzig, Kurt Wolff) und gestatten uns ein Urteil über den Preisgekrönten, zugleich eins über die krönenden Schweden. Ohne alle Umschweife: wäre dieses Buch mit Gedichten in Prosa vor der Preiserteilung erschienen, es wäre unbeachtet geblieben, und der ihm zugesprochene Preis wird es nicht vor der schnell hereinbrechenden Vergessenheit bewahren. Mag sein, daß der eigentlich belebende Atem der Poesie, die rhythmische Form, die in der Übersetzung aus einer Übersetzung nicht mehr zu spüren ist, den Sangesopfern Rabindranaths in ihrer Heimat mit Recht Liebe und Verehrung errungen hat. So wie sie jetzt vor uns liegen, wirken sie einschläfernd und hinterlassen nichts. Goethe lobte solche Übersetzungen in schlichte Prosa, weil sich darin der Ewigkeitswert, der Gedankengehalt, am reinsten offenbare. In Rabindranaths Verherrlichungen der Gottheit empfinden wir zwar einen frommen, aber keinen einzigartigen Künstler, und denken wir zum Beispiel an unsern Angelus Silesius und seinen „Cherubinschen Wandersmann“, so verschwindet diese indische Dichterei in nichts.

*

Ich möchte auf einen neuen dichterischen Erzähler hinweisen, der in dem großen Tagesgedränge bisher noch nicht recht durchgedrungen ist: **Wilhelm Schussen**, den Verfasser des Schelmenromans „Vinzenz Faulhaber“ und der Heimatgeschichte „Meine Steinauer“. Von diesen beiden liebenswürdigen Erzählungswerken sind übrigens schon zweite und dritte Auflagen erschienen (in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart). In demselben Verlage gibt Schussen jetzt einen neuen Roman: „Medard Rombold“, heraus, eine nach Gehalt und Darstellung, übrigens auch in der Sprache, ungewöhnlich gute Dichterleistung. Schussen erinnert ein wenig an Eichendorff; der Lyriker, der er im Nebenamte ist, läßt ihn seine ergreifende Erzählung gern mit Liedern durchwirken, ohne daß er dadurch den Boden der Lebensechtheit unter den Füßen verliert. — Wer den feinen Lyriker Schussen kennen lernen will, und das lohnt gar sehr, der sei an seinen Gedichtband „Heimwärts“ (im gleichen Verlag) gewiesen, worin so gut wie nichts Schwaches steht. Mir ist um diesen neuen Schwaben nicht bange, er wird sich seinen Platz erobern, wie ich das noch an jedem wahren Dichter erlebt habe.

*

Frieda Port, die feine Dichterin, hat über **Hermann Lingg** ein ausgezeichnetes Buch geschrieben: „Hermann Lingg, eine Lebensgeschichte“ (München, C. H. Beck). Meines Wissens das einzige zusammenfassende Buch über den großen echten Dichter, dem, seltsam zu sagen, sein der Masse nach größtes Werk, die ungeheure Völkerwanderung, am hinderlichsten im Wege gestanden hat: man hat die Völkerwanderung nicht gelesen und hat leider darüber auch die vielen herrlichen lyrischen Schöpfungen Linggs übersehen. Frieda Ports überaus liebevolle und feinsinnige Lebensgeschichte (nicht Biographie!) gibt uns ein Bild des trefflichen Menschen und echten Dichters, das rein als Lebensgeschichte, fast möchte ich sagen als Roman, seinen dauernden Wert behaupten wird. Die Darstellerin dieses Lebensbildes hat auch das richtige Maß getroffen, das den meisten Lebensgeschichteschreibern so schwerfällt. Bücher über Dichter sollten niemals so dick sein, daß man in den Raum fast alle ihre Hauptwerke hineindrucken könnte.

*

Ich kann mir nicht helfen, das Buch von **Heinrich Spiero**: „Detlev von Liliencron, sein Leben und seine Werke“ (Berlin, Schuster & Loeffler) überzeugt mich nicht eines andern. Ich halte mehr als 500 Großoktavseiten über Liliencron für überreichlich, denn ich sage mir auch in diesem Falle: auf 500 Seiten kann



Kultur der Gegenwart



man alles Beste von Liliencron selbst abdrucken. Das hindert mich allerdings nicht, auszusprechen, daß Spiero mit eindringender Kenntnis und warmer Liebe geschrieben und daß ihm ein Bild Liliencrons gelungen ist, das Geltung behaupten wird. Die Beigaben der Bilder und Handschriften sind sehr reizvoll, und das ganze Buch wird den Besitzern von Liliencrons gesammelten Werken eine wertvolle Ergänzung sein. Die bescheidene Rolle, die ich vor mehr als dreißig Jahren in Liliencrons Leben gespielt habe, wird von Spiero richtig dargestellt (namentlich auf Seite 141), und für spätere Geschichtschreiber möchte ich ergänzend bemerken, daß ich dazumal nur sehr widerwillig an die Prüfung der mir von Hermann Heiberg auf losen, meist handschriftlichen Blättern vorgelegten Gedichte Liliencrons gegangen bin, was man einem überlasteten Zeitschriftleiter, der ich damals war, nicht verargen kann. Nachdem ich aber das erste Gedicht Liliencrons — es war das jetzt allbekannte „Bei Kolin" — gelesen hatte, war ich allerdings erobert und las die paar Dutzend andern mit heller Begeisterung. Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl einmal bekennen, daß, wenn mir zuweilen vorgeworfen wird, ich hätte für die Lyrik — nämlich für die sich so nennende Wortmacherei — kein Verständnis, ich mich in meinen Bart hinein damit zu trösten suche: Na, ich war's doch, der, wie Spiero mit geschichtlicher Wahrhaftigkeit ausspricht, das erste öffentliche Wort über den fast vierzigjährigen Liliencron geschrieben habe, und zwar mit den Eingangsworten: „Ich rede mir ein, einen Dichter entdeckt zu haben." Solches geschah im Dezember 1882; aber das ist ja schon so lange her, daß es kaum noch wahr sein kann.

Über Artur Schnitzlers romanartige Novelle „Frau Beate und ihr Sohn" (S. Fischer, Berlin) habe ich in den letzten Monaten allerlei Überschwengliches und Verstiegenes gelesen. Ich schätze Schnitzler als Erzähler nach Verdienst, kann mich aber in meinem wohlerwogenen Urteil nicht irremachen lassen: in dieser Erzählung ist viel feine Darstellungs- und Sprachkunst an einen wertlosen, ja widerwärtigen Stoff gewandt worden. Artur Schnitzler kann sehr vieles, und er weiß, daß ihm bis zu einem gewissen Grade das meiste gelingt, was er anpackt. Diese Sicherheit verleitet ihn nach meinem Empfinden zu dem gefährlichsten aller Kunstfehler: sich nicht mehr gewissenhaft und mehr als einmal vor der Ausführung die entscheidende Frage vorzulegen, ob dieser Stoff behandelt zu werden verdient.

*

Auf Richard Meyers Sammelband „Deutsche Parodien" (Deutsches Lied im Spottlied von Gottsched bis auf unsre Zeit — Verlag von G. Müller und E. Rentsch in München) hatte ich mich schon lange gefreut und bedaure um so mehr, von einer Enttäuschung sprechen zu müssen. Fast ein Drittel des Buches gehört überhaupt nicht hinein, denn das sind keine Parodien, sondern literarische Streitgedichte der verschiedensten Art, ohne einen Schimmer von Parodie. Goethes und Schillers Xenien zum Beispiel sind doch im ganzen Leben keine Parodien, ebensowenig wie Gleims Gedicht gegen die Xenien: „Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon", oder wie Schlegels alberne Verse gegen Goethes und Schillers Briefwechsel. Die ganze Abteilung „Goethe im Urteil der Epigonen", ferner der ganze Abschnitt „Die Romantiker gegen Schiller" sind Satire, Epigramm oder wie man das Ding sonst nennen will, aber auf keinen Fall Parodie. Noch merkwürdiger ist bei einem Manne wie Meyer, dessen Belesenheit überall gerühmt wird, das Fehlen solcher Stücke, zu deren Kenntnis gar keine besondere Belesenheit, sondern nur eine gründliche literarische Bildung gehört. Meyer beklagt sich in der Einleitung, daß ihm nur ein deutscher Verlag hilfsbereit den Abdruck neuerer Parodien gestattet habe. Ist denn einem so inmitten des literarischen Betriebes stehenden Schriftsteller unbekannt, daß man gesetzlich zu wissenschaftlichen Sammelwerken wie dem seinigen gar nicht der Erlaubnis eines Verlegers bedarf, um ein einzelnes Gedicht oder selbst ein paar, zumal von längst verstorbenen Verfassern, abzudrucken, wenn dadurch der wissenschaftliche Zweck einer solchen Sammlung gefördert wird?

 Kultur der Gegenwart 

Aus dem berühmten Äolsharfenkalender, an dem Heinrich Seidel einst mitgearbeitet hat, ist nichts entlehnt, obgleich darin einige der köstlichsten Proben deutscher Parodiekunst stehen; und von Rudolf Presber und Moszkowski als Meistern der literarischen Parodie scheint Richard Meyer auch nichts zu wissen. Und dann: wie konnte ihm das allbekannte Parodiesonett von Johann Heinrich Voß gegen die Sonettenwut der Romantiker entgehen, oder das allerliebste Spottliedlein von Claudius gegen die „Belesenen und empfindsamen Personen“:

> Meine Mutter hat Gänse,
> Fünf blaue,
> Sechs graue,
> Sind das nicht Gänse?

oder sein andres, mit der Überschrift „Fritze“, gegen die Wertherische und Siegwartische Empfindelei:

> Nun mag ich auch nicht länger leben
> Verhaßt ist mir das Tageslicht;
> Denn sie hat Franze Kuchen gegeben,
> Mir aber nicht.

Ich wünsche dem Meyerschen Buch eine recht baldige zweite Auflage, damit er das nicht Hineingehörende aus dem reichen Schatze der ihm bisher unbekannt gebliebenen deutschen Parodieliteratur ersetze.

*

In der Form ganz kurzer Anzeigen möchte ich fortan von Zeit zu Zeit eine etwas größere Zahl von lesenswerten Übersetzungen hier aufführen, für die es sonst an Raum gebricht oder die durch diesen Raummangel ins Hintertreffen geraten würden. — Ibsens „Peer Gynt“ ist von Dietrich Eckart frei übertragen worden, und diese Übertragung liest sich besser als irgendeine mir bekannte Übersetzung des tiefsinnigen Werkes (Verlag Herold in Steglitz).

Shakespeares Sonette liegen jetzt in einer neuen Übersetzung vor, der vollendetsten, die wir haben: von Ludwig Fulda, mit einer wertvollen Einleitung von Alois Brandl (Stuttgart, Cotta). Auf sehr lange hinaus wird diese künstlerisch und wissenschaftlich hervorragende Ausgabe der Sonette das Hauptwerk bleiben.

Von Paul Claudels „Verkündigung“ gibt es jetzt eine sehr lesbare dichterische Verdeutschung im Hellerauer Verlage (Hellerau bei Dresden); sie sei denen empfohlen, die keine Gelegenheit haben, einer Aufführung dieses geistlichen Spieles selbst beizuwohnen.

Eduard Engel



Bildende Kunst

Kunst und Gericht

Es vergeht jetzt selten eine Woche, in der nicht Photographien von Kunstwerken mit der Darstellung eines nackten Körpers beschlagnahmt werden. Viele, die davon lesen und hören, mögen glauben, daß die Zuchtlosigkeit spekulierender angeblicher Kunstverleger eben bis zur Unerträglichkeit gewachsen sei, und daß überall die Behörden zur Abwehr gezwungen seien, wenn, was wir doch alle wollen, das deutsche Leben vor Schund und Schmutz bewahrt bleiben solle. Und sie werden es dann als bedauerliche Mißgriffe nehmen, wenn hier und da ein Staatsanwalt oder ein Polizeimann das Werk eines Künstlers oder gar eines der großen Meister als „objektiv unzüchtig“ verfolgt. Vielleicht halten sie sogar die Proteste dagegen für Nörgeleien berufsmäßig Unzufriedener, da schließlich nicht zu glauben sei, daß überall Beamte in denselben Irrtum verfallen.

Diese Angelegenheit ist von so großer Bedeutung für unser Kunstleben, daß sie auch an dieser Stelle einmal erörtert werden muß, von der der Streit des Tages sonst fern bleibt. Es soll auch nicht gestritten, sondern nur ganz ruhig dargelegt werden.

Die oben skizzierte Meinung der gläubigen Bürger ist in allen Punkten falsch. Die Verfolgungen gehen, wo sie auch stattfinden mögen, alle von derselben Stelle aus, von der Berliner Polizei und der Staatsanwaltschaft des Berliner Landgerichtes. Sie betreffen gar nicht absichtliche Unzüchtigkeiten, die ja im geheimen hergestellt und verbreitet werden — leider



Kultur der Gegenwart



gerade auch in Deutschland als Exportartikel. Es handelt sich manchmal um zweifelhafte Bilder, aber immer mehr häufen sich die Fälle, in denen durchaus unantastbare Künstler durch den Vorwurf der Unzüchtigkeit schwer gekränkt werden. Und die Absicht dieser Verfolgungszentrale, zunächst die Ausstellung, dann aber natürlich auch die Herstellung aller Reproduktionen nackter Kunstwerke zu verhindern, ist ganz klar.

Ich habe schon gesagt, daß ich an dieser Stelle nicht streiten will, obwohl ich sonst in dieser Sache oft scharf gestritten habe. So will ich auch nicht mein persönliches Urteil gegen das der Ankläger stellen, sondern versuchen, andre Zeugnisse heranzuziehen.

Der vornehmste Zeuge, den ich aufrufe, ist Kaiser Wilhelm II., dessen strenge Anschauungen bekannt sind. Er erwirbt die Statue eines Bogenschützen von E. M. Geyger und stellt sie im Park von Sanssouci öffentlich auf. Ein Bild dieser Figur wird verfolgt. Er erwirbt für sein Schloß eine weibliche Figur von Heinemann. Die Abbildung ist in diesen Tagen beschlagnahmt worden, und die Anklage muß folgen. Wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, ist dasselbe zum dritten Male mit einer Statue von Cauer geschehen. Aber ob zwei- oder drei- oder nur einmal, das macht keinen Unterschied. Der Kaiser soll Werke gekauft und öffentlich ausgestellt haben, die geeignet sind, das Schamgefühl zu verletzen!

Andre Bilder und Karten stellen berühmte Werke dar, die mit Stolz in den Museen von Berlin, Dresden, Leipzig bewahrt werden. Die Museumsverwaltungen selbst haben sie herstellen lassen und in den Handel gebracht. Da alle Museen öffentlich sind und von Menschen, auch von jungen Menschen, aller Kreise besucht werden und werden sollen, sogar von Schulkindern, die ihre Lehrer hinführen, so kann jeder die Abbildungen haben und sehen. Das hat nie jemand anstößig gefunden. Plötzlich eines Tages, da sie selbstverständlich auch in privaten Geschäften zur Schau gestellt werden, kommt der Berliner Staatsanwalt über sie. Sie werden beanstandet, der Vorrat wird beschlagnahmt — auch in Dresden, auch in Leipzig. Die untadeligen Museumsdirektoren sind plötzlich mindestens doch mitschuldig, Bilder verbreitet zu haben, die objektiv unzüchtig wirken.

Aber neben diesen einzelnen Zeugen tritt nun eine ganze Schar. Es handelt sich ja in allen diesen Fällen um Bilder, die in allen deutschen Landen verbreitet sind. Hunderte, vielleicht Tausende von Staatsanwälten und Polizeibeamten haben sie gesehen. Ich denke nicht, daß diese Männer in dem Rufe der Nachsicht oder der Ängstlichkeit oder des mangelnden Eifers stehen, oder daß sie sozusagen künstlerisch demoralisiert sind. Aber keiner von ihnen allen hat Anstoß genommen, keiner geglaubt, daß die Jugend vor solchem Anblick geschützt werden muß.

Diese Zeugen kann man auch für die Abbildungen moderner Werke heranziehen, über die Streit entstehen könnte. Es ist ja freilich überhaup eine merkwürdige Vorstellung, daß unsre Künstler Nacktheiten mit Nebenabsichten schaffen, unsre — zumeist doch offiziellen — Ausstellungen sie zeigen, angesehene Verleger sie verbreiten. Aber selbst wenn diese Idee weniger merkwürdig wäre — warum sollten auch hier alle Aufsichtsorgane aller Städte versagen außer dem einen Berliner Polizeirat und dem einen Berliner Staatsanwalt?!

Wer alle diese Affären verfolgt, der kommt aus dem Staunen nicht heraus. Zunächst könnte jeder Kunstkenner aus dem Gebiete der Kunst viel schlimmere Dinge nachweisen als die verfolgten. In demselben Schaufenster, aus dem eine harmlose Nacktheit fäsiert ist, stehen Postkarten mit absichtlich schwülen Bildern, mit küssenden, umarmenden Paaren, mit deutlichen Hinweisen auf Körperlichkeit, die nur scheinbar verhüllt ist. Im Nachbarfenster stellt ein Korsetthändler drei, vier vollständige Wachsfiguren von Frauen auf, die nur mit Dessous angetan sind. Alles das wirkt viel stärker als eine künstlerisch gesehene nackte Gestalt. Soll man davon sprechen, daß heute fast überall Freibäder sind, in die gerade die Kinder aus dem Volke mitgenommen werden?! Tieftraurigerweise wissen bei den Wohnungsverhältnissen der Großstadt solche Kinder oft mehr als

ein Staatsanwalt. Sie kann wirklich eine reine Darstellung des gesunden und schönen Körpers nur erheben.

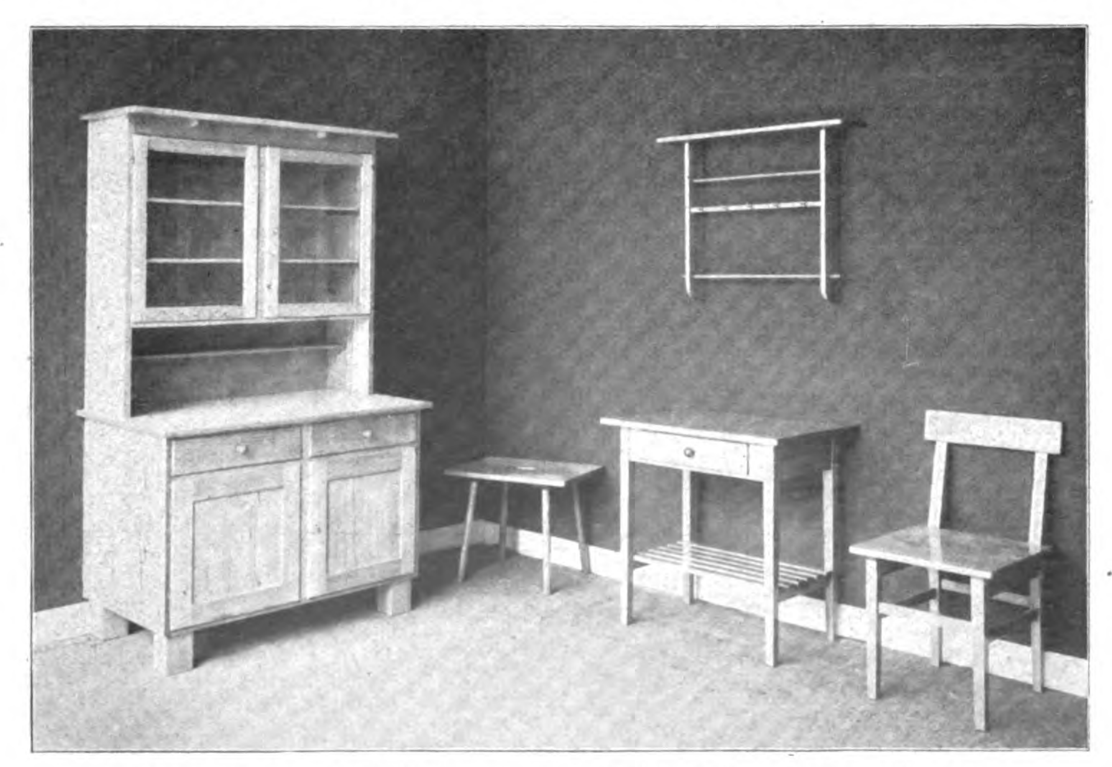
Man sieht, es handelt sich wirklich um keine Partei- oder Meinungssache. Es kann jemand sehr streng über Zucht denken, er kann seine und andre Kinder sehr sorgfältig bewahrt sehen wollen von allem, was ihre Sinne frühzeitig reizt. Er wird doch unter alle Dinge, die er haßt und beseitigt sehen will, zu allerletzt die Bilder setzen, die man jetzt in Berlin mit solchem Eifer verfolgt.

Fritz Stahl



Heinrich Tessenow

Vor kaum fünf Jahren wurde Heinrich Tessenow zum erstenmal als ein Erbauer von Häusern und als ein Hersteller von Möbeln genannt. Heute wissen wir, daß dieser Mann für die deutsche Baukunst und noch mehr für alles das, was man törichterweise Kunstgewerbe heißt, von programmatischer Bedeutung ist. Das erste, was wir von Tessenow zu sehen bekamen, war ein Buch über Ideen und Gesetze des Kleinhauses. Es war dies eins jener Bücher, die durch ihre schweigsame Zivilisation und ihre fast lautlose Bescheidenheit gefangennehmen; die Zeichnungen, die es enthielt, waren gar nicht fachmännisch, sie waren wie Bekenntnisse und Liebkosungen. Man dachte: ein hoffnungsvoller Graphiker und ein ethischer Träumer. Später sah man dann einige Häuschen, die Tessenow in Hellerau, der Dresdener Gartenstadt, gebaut hatte; man fand bestätigt, was das Buch verheißen hatte. Man dachte immer noch mehr an Graphik als an Architektur; diese Häuschen wirkten fast zu dünn, zu sehr getastet, zu wenig profan. Dennoch, wenn man auch den erfahrenen Praktiker vermißte, so wandte man sich doch immer wieder zu diesen bescheidenen Arbeiterhäuschen; es lockten die Proportionen. Man empfand die Häuser als eine

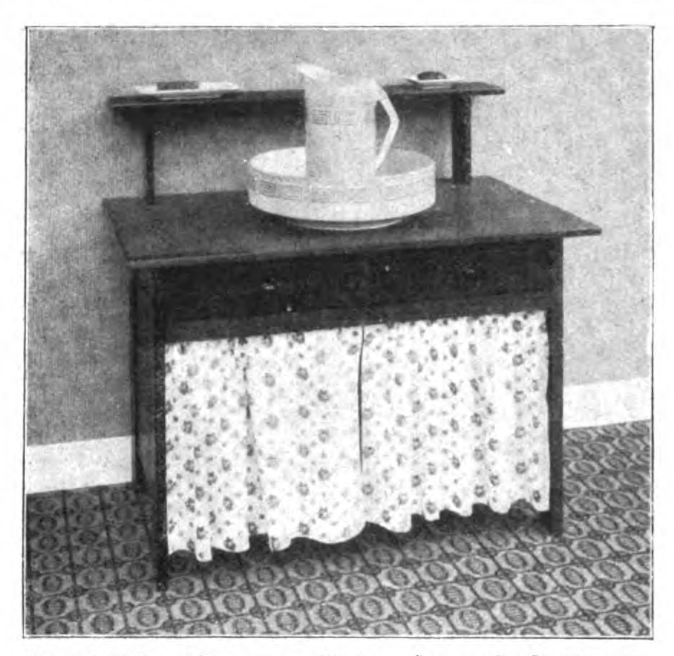


Küchenmöbel, nach Entwürfen von Heinrich Tessenow ausgeführt von Rüping & Fritz, Koburg



Kultur der Gegenwart





Waschtisch. Nach dem Entwurf von H. Tessenow

das Ornament als hinzugefügter Zierat nicht vorhanden; er kennt nur das Sichtbarmachen der architektonischen Kräfte. Wenn Olbrich witzig spielte, so organisiert Tessenow das Geistige, das kühl und sieghaft den Urgrund aller geschichtlich bleibenden Leistungen bildet. Das Hellerauer Festhaus hatte endgültig uns wissen gemacht, daß Heinrich Tessenow in weit höherem Maße als die alltäglichen Missionare der Zweckmäßigkeit, der Hygiene und der technischen Vernunft dazu befähigt ist, das Wesentliche aller Architektur, die Musik der Mauern und den Reigen der Pfeiler, uns wieder zu gewinnen. Daß es wirklich so um diesen Architekten, der einst ein Zimmermann war, bestellt ist, bestätigen die Möbel, die Tessenow in

Überwindung der Materie durch die Zahl. Man begann zu ahnen, daß hier etwas Außergewöhnliches seiner Entwicklung harrte. Dann baute Tessenow die Tempelstadt für Dalcroze. Das Festhaus für die Tänze des Rhythmus, diese kristallene Architektur, eine völlige Verneinung des Stofflichen, ein weltliches Heiligtum, brachte den Erweis, daß der geometrische Intellekt Tessenows zum künstlerischen Instinkt und daß die Zahl Fleisch geworden war. Man dachte damals, im Anblick dieser graziösen und gelenkigen Architektur, an Olbrich, der auch ein zärtlicher Zeichner und ein Wäger der feinsten Gewichte gewesen war; sofort spürte man aber, was diesen Artisten von Tessenow trennt. Bei Olbrich blieb das Gebaute ein individuelles Spiel; bei Tessenow wurde die Zahl zu einem Absoluten. Olbrich war Kultur, Tessenow ist Anschauer der Welt, Wissen von dieser Erde und Sehnsucht nach ihrer Entklärung. Für Tessenow ist

sparsamer, aber sehr bewußter Produktivität geschaffen hat. Diese Stücke scheinen unbedeutender Natur zu sein; es ist nichts an ihnen, was irgendwie auffiele. Es sei denn eines: die ungewöhnliche Rein-



Kommode. Nach dem Entwurf von H. Tessenow



lichkeit der Form. Man fühlt, daß es an diesen Stücken nichts mehr zu bessern geben kann; sie sind vollkommen oder, wie Tessenow selber sagt: erledigt. Man spürt, daß der Geist, der durch Verhältnisse und Gewichtsteile regiert, den Stoff besiegte, als diese Möbel entstanden.

Solch eine Kommode und nicht minder solch ein Küchenschrank bereiten uns das gleiche Vergnügen, wie das logische Gedankenreihen von geschliffenster Präzision tun würden. Diese Möbel Tessenows sind durchaus nicht individuell, aber sie sind — man kann es kaum anders sagen — absolut. Und was besonders beachtet sein will: solche Vollkommenheit erschließt sich nicht etwa nur der ästhetischen Prüfung; sie gibt sich wie eine natürliche Wirkung dem Benutzer. Der Naivste muß diesen Möbeln gegenüber ein Besiegter sein; sie sind genau das, was er braucht, sie stören ihn durch nichts, sie warten seiner als diskrete Diener. Wenn man poetisch gestimmt ist, so könnte man sagen, daß diese Möbel etwas Jungfräuliches und Maienhaftes zu vergeben haben; sie bringen eine kühle Luftigkeit in den Raum, in dem sie stehen. Alles Dumpfe und Verwirrte, die bunte Charakterlosigkeit des Basarmöbels, ist vergessen; es gibt da aber auch keinen Atemzug von der anspruchsvollen. Gespreiztheit eines sogenannten Künstlertums, das jedem Stuhl den Namen eines Meisters anheften möchte. Tessenows Möbel haben jene Anonymität, die zu den entscheidenden Eigenschaften aller klassischen Architektur gehört. Die Pyramiden weisen uns solche Namenlosigkeit, aber auch die persischen Fayencen oder die Trinkschalen der Griechen. Tessenow strebt, so fordert sein Programm, wie er es kürzlich in einem fanatischen Vortrag (in einer Aszetenpredigt) entwickelte, nach dem Typus, nach der Form der Formen, nach dem Selbstverständlichen, was zugleich das Seltene ist. Während Tessenow an jenem Abend seine bekennenden, alle oberflächliche Genügsamkeit geißelnden und um eine höhere moralische Wahrheit ringenden Gedanken zu einem System moderner Produktionsökonomie aufbaute, sah er aus wie van Gogh auf den Selbstbildnissen.

*

Tessenow ist ein Mecklenburger; er wuchs in einem Lande, dessen Architektur der Backsteingotik und dem Klassizismus aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zugehört. Die gotischen Dome zu Wismar und Rostock haben in Tessenow den mystischen Trieb zur Überwindung der Materie entzündet. Die kühlen, ausbalancierten Nutzbauten, wie sie in Doberan und Heiligendamm zu treffen sind, Bauten im Geiste Schinkels, vielleicht gar die Vorläufer und Anreger dieses nordischen Hellenen, erzogen Tessenow zu der bürgerlichen Nüchternheit, die all seinen Arbeiten das Standfeste und Gesunde gibt. Es ist Seewind in allem, was Tessenow schafft. Ein kühles Feuer brennt in diesem männlichen Propheten; die Wiener Kunstgewerbeschule, an der er jetzt als Professor wirkt, konnte niemand bekommen, der geeigneter wäre, den jungen Schülern ein fördernder Lehrer zu sein.

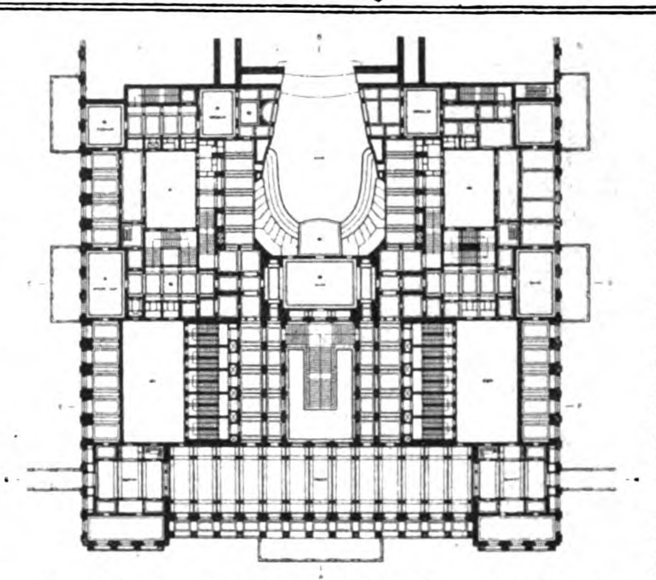
Robert Breuer

Architektur

Der Opernhausentwurf von Ludwig Hoffmann in Berlin

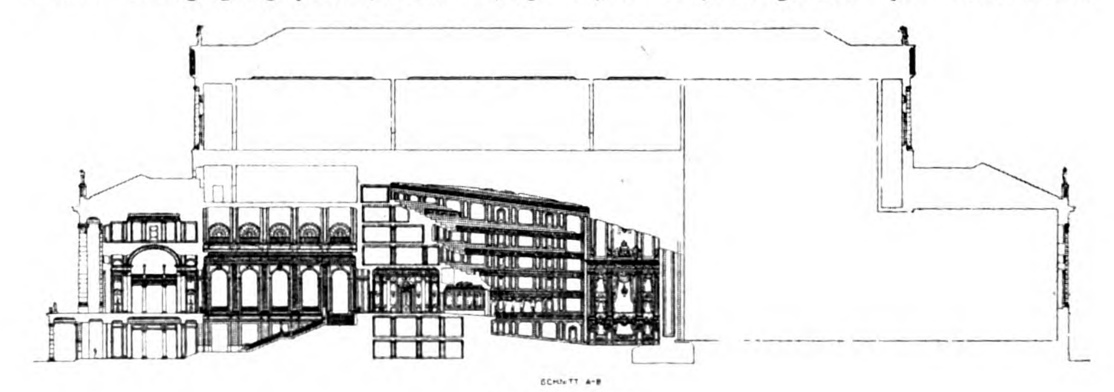
Früher, als von irgend jemand erwartet werden konnte, ist die Opernhausangelegenheit in Berlin, die jahrelang Staub aufgewirbelt hatte, einer Lösung entgegengeführt worden. Ludwig Hoffmann hat binnen wenigen Monaten ein komplettes, in allen Teilen wohldurchdachtes Projekt ausgearbeitet, das vor kurzem den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses vorgelegt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Eine solche Arbeit wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht weit ausgedehnte Unterlagen und eine Unsumme von Vorarbeiten zur Verfügung gestanden hätten. In den Vorarbeiten der beiden früher veranstalteten Wettbewerbe war bereits das Können fast aller berufenen Theaterarchitekten niedergelegt, und auch

die Vorarbeiten fußten zum Teil wiederum auf einer ziemlich präzisierten Programmskizze des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten. Es war also, bildlich ausgedrückt, schon eine gesättigte Lösung präpariert, die nahe am Kristallisationspunkt angelangt war, so daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um die Kristallisation herbeizuführen. Diesen Anstoß hat nun die klug ordnende, mit dem Geschick des gereiften Meisters vollzogene Arbeit Ludwig Hoffmanns gegeben.



Vom Neubau des Königlichen Opernhauses in Berlin: Grundriß des ersten Ranges

Die gesamte Raumdisposition ist auf der Grundlage der Programmskizze der Regierung getroffen. Das Opernhaus soll 2500 Zuschauer aufnehmen. Bei einer solchen Besucherzahl ist die Frage der Zugänge zu den Plätzen eines der wichtigsten Probleme. Die Zugänge zu den oberen Rängen sind in Hoffmanns Entwurf so angeordnet, daß jeder Besucher von der Haupteingangshalle aus seinen Platz auf den sich sogleich dem Auge darbietenden Treppen erreichen kann. Der Zugang zum Parkett erfolgt geradeaus, vermittelst zweier freilich nicht sehr geräumigen Gänge, die neben der Mitteltreppe angeordnet sind. Das Hauptgeschoß des Theaters liegt in der Höhe des ersten Ranges, 7 Meter über dem Straßenniveau. Zu diesem Hauptgeschoß führt die erwähnte große Prunktreppe empor, die sich auf zwei Drittel ihrer Länge in zwei Seitenläufe gabelt, so den Gemächern des königlichen Hofes Platz machend, die in der Richtung dieser Haupttreppe zwischen der großen Halle und dem Theaterraum organisch eingefügt sind. In der Höhe des ersten Ranges liegt auch das Foyer, und hier liegt vor allem eine mächtige offene Säulenhalle, mit der sich der gewaltige Bau nach dem Königsplatz erschließt. Die Theaterbesucher werden in den Zwischenakten in dieser Halle einen genußreichen Spaziergang machen können. Auch nach dem Foyer mußte nach allen Teilen des Theaterraumes eine leicht zu findende Verbindung auf Treppen, die ohne Schwierigkeiten zu überwinden



Durchschnitt



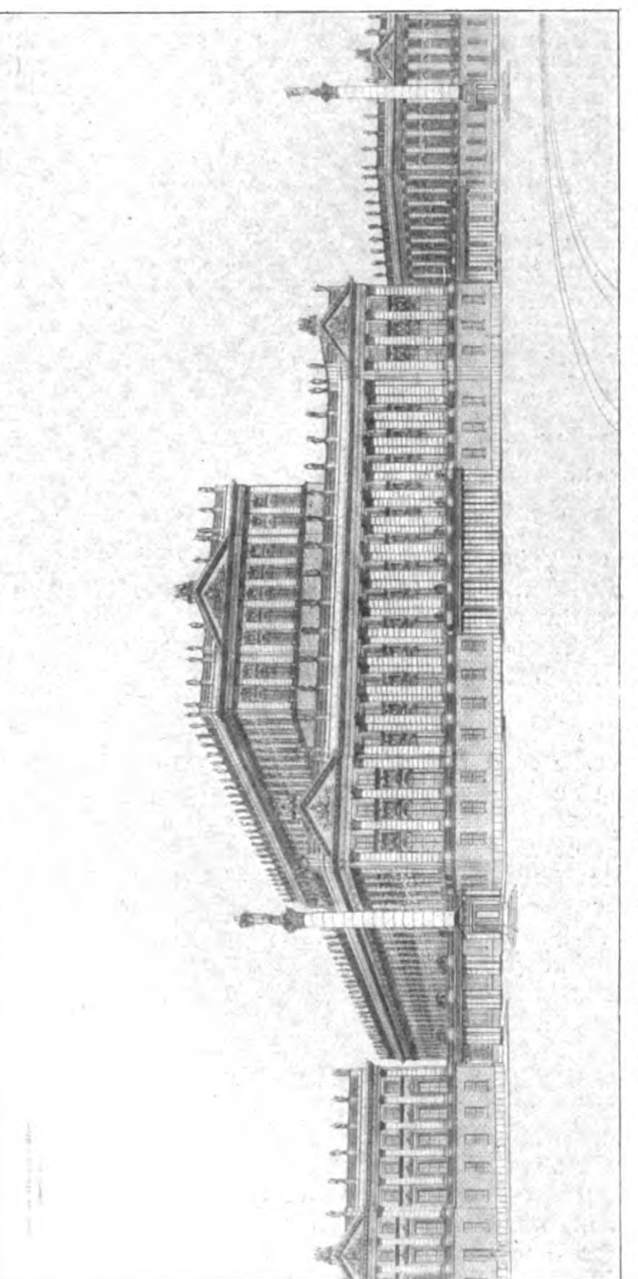
Kultur der Gegenwart



sind, geschaffen werden. Im übrigen stellt das Opernhaus an die Bewegungsfähigkeit der Besucher nicht geringe Anforderungen. Stellt man sich zu Fuß ankommende Besucher vor, so würden diese, von der Stadt herkommend, zunächst einen ermüdenden Weg über den weiten Königsplatz zurückzulegen haben, um dann im Gebäude selbst von dessen Schwelle bis zum Parkett noch einen Weg von 75 Meter zurücklegen zu müssen.

Man nimmt aber wohl besser an, daß das gesamte Theaterpublikum durch Beförderungsmittel herangebracht werden wird. Die elektrische Hoch- und Untergrundbahn wird bis unter das Haus geführt werden, und man wird vom Untergrundbahnhof vermittelst kleiner Treppenaufgänge direkt in den überdeckten Lichthöfen landen, von denen aus man die große Vorhalle unmittelbar betritt. Der Riesenverkehr der Großstädte steigert unsre öffentlichen Gebäude zu Mammutkonstruktionen. Wie man auf dem neuen Leipziger Zentralbahnhof fünf Minuten braucht, um vom Billettschalter zum Zug zu gelangen, so wird man sich für den Besuch des neuen Opernhauses mehr Zeit nehmen müssen, als wir es bei den bisherigen Theatern gewöhnt sind.

Sieht man sich den Grundriß an, so springt sofort in die Augen, daß der eigentliche Zuschauerraum, in welchem die 2500 Zuschauer Platz finden, nur einen verschwindend kleinen Bruchteil, etwa ein Zwanzigstel, des Gesamtgrundrisses einnimmt. Alles andre ist Beiwerk. Zum Teil höfisches Beiwerk, denn es galt hier neben dem Theaterzweck auch der höfischen Repräsentation eine prunkvolle Stätte zu bereiten.



Vom Neubau des Königlichen Opernhauses in Berlin: Gesamtansicht

In diesem höfischen Charakter des Bauwerks beruhte eine der Hauptschwierigkeiten seiner Gestaltung. Einmal ist uns Heutigen der architektonische

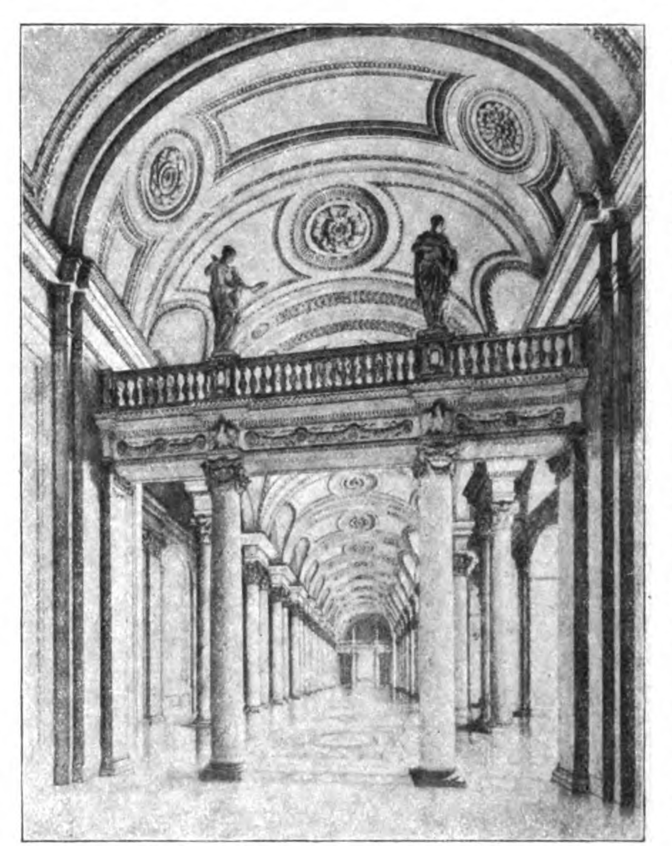


Kultur der Gegenwart



Apparat, über den die Baumeister des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts für ihre höfischen Aufgaben verfügten, nicht mehr recht geläufig. Damals gab die repräsentative Architektur den Ton an, wie ihn heute die bürgerliche Architektur angibt.

Aus der heute üblichen Innendekoration ist die königliche Note so gut wie ganz verschwunden. In der Außenarchitektur spielt zwar gerade neuerdings „die Kunst um 1800" wieder eine nicht geringe Rolle, indessen kann man dieses Aufleben einer früheren Ausdrucksweise wohl als die letzten Wellenschläge einer Bewegung auffassen, deren motorische Kräfte heute nicht mehr aktiv sind. Jedenfalls hat sich in den Wettbewerben um das Opernhaus gezeigt, wie wenig uns die Architekturlösungen mit dem üblichen Säulenapparat in höherem Sinne befriedigen konnten. Freilich, das muß gleich hinzugefügt werden, haben andre Ausdrucksweisen, namentlich die vielfach versuchte neudeutsche Monumentalarchitektur, noch geringere Befriedigung verschaffen können.



Foyer

Im großen und ganzen ergab sich, daß eine Aufgabe wie die vorliegende immer noch am schicklichsten mit dem alten höfischen Architekturapparat gelöst wird, zumal hier Einflüsse besonderer Art, die gar nicht auszuschalten sind, sehr stark mitsprechen. Von dieser Ansicht ist auch Ludwig Hoffmann bei seiner Architektur ausgegangen, die ganz in Säulen und Pilaster aufgelöst ist, ja eine ausgesprochene Häufung dieser Grundelemente der aristokratischen Architektur aufweist.

Wieweit hier Anpassungen an die Auffassung des Kaisers vorliegen, läßt sich natürlich ohne weiteres nicht sagen. Die ungewöhnliche Anzahl von Figuren auf dem Haupthause sowohl als auch auf dem herausgezogenen Bühnenhause ist allgemein aufgefallen. Man kann aber von einem erfahrenen Meister wie Ludwig Hoffmann annehmen, daß er in der Ausführung das Richtige treffen und etwaige jetzt vorliegende Unebenheiten noch ausgleichen wird.

Nach dem Erläuterungsbericht ist in der architektonischen Gestaltung eine liebenswürdige und festliche Wirkung erstrebt. Die architektonischen Einheiten sind deshalb in mäßiger Größe verwendet (Säulenhöhe 13 Meter, Achsenweite 4,65 bis 5 Meter), um nicht ins Kolossale zu gelangen, das den Eindruck des Heiteren und Festlichen vernichten würde. Außerdem, so sagt Hoffmann, übertragen sich allzu gigantische Maße sofort auch aufs Innere und entfernen die graziöse Wirkung aus den Innenräumen.

Kultur der Gegenwart



Gerade in einem Theater aber hängt die Gestaltung des Hauptraumes, nämlich des Zuschauerraumes, aufs engste zusammen mit der Bühnenöffnung, und diese wiederum ist abhängig von der Körpergröße des Schauspielers, der auf der Bühne spielt.

Aus dieser Tatsache ergibt sich der nach Hoffmann bei den antiken Theatern zu beobachtende kleine Maßstab der Theaterarchitektur. Ob nun der verhältnismäßig kleine Maßstab (ein Vergleichsblatt des Entwurfs zeigt, daß immerhin der Maßstab denjenigen des alten Opernhauses, der Nationalgalerie, des Zeughauses und der alten königlichen Bibliothek sehr beträchtlich übersteigt) sowie die vielen Pilaster und der reiche figürliche Schmuck der Attiken allein schon genügen, um die erwünschte Liebenswürdigkeit und Festlichkeit zu erreichen, mag dahingestellt bleiben. Auf den ersten Anblick wirken die allzu geraden Linien, die am ganzen Bau durch keine einzige Kurve des Umrisses unterbrochen werden, etwas starr. Dabei sind der Architektur hier und da nicht unbedeutende Opfer gebracht, so zum Beispiel durch Hervorziehung des Bühnenhausüberbaues bis nahe an die Front am Königsplatz.

Der Entwurf Ludwig Hoffmanns ist nach Bekanntwerden von der Architektenschaft vielfach kritisiert worden.

Von allen Detailfragen abgesehen, muß man es ihm aber dennoch als großes Verdienst anrechnen, diese seit einer Reihe von Jahren spielende Angelegenheit mit kräftiger Hand überhaupt zu einem Ergebnis geführt zu haben. Im Frühjahr soll nun schon mit dem Bau des neuen Opernhauses begonnen werden.

Als Bauzeit sind nur fünf Jahre angesetzt, eine unglaublich kurze Zeit, in der es nur mit einer Art Parforcebetrieb möglich sein wird, ein Architekturwerk hinzustellen, das schon rein seinem Umfange nach zu den größten und bedeutendsten Bauaufgaben der modernen Zeit zählen wird.

Treppenhaus

Hermann Muthesius



Naturwissenschaft

Fragen der praktischen Rassenhygiene werden zurzeit mit besonderem Eifer von der amerikanischen Wissenschaft behandelt. Es liegen wieder neue Untersuchungen über das auch für unser Volk so außerordentlich wichtige Problem der erblichen Rassenschädigung durch Alkoholismus vor.

Schon vor längerer Zeit berichteten

wir hier über Versuche an niederen Organismen (Rädertieren), die darzutun schienen, daß die schädlichen Effekte des Alkohols nach mehreren Generationen wieder verschwinden können; hier waren bei der exzeptionellen Vermehrungsgeschwindigkeit der Tierchen die Untersuchungsbedingungen besonders günstig, da man in kurzer Zeit eine sehr große Generationsfolge überblicken konnte. Das Experiment am höheren Tier oder gar die Beobachtungen am Menschen lassen naturgemäß diese Übersichtlichkeit vermissen, was die zeitliche Ausdehnung der Alkoholschädigung anlangt. Trotzdem sind Forschungen in dieser Richtung von allerhöchster Wichtigkeit, und neue Untersuchungen des Amerikaners Stockard (The Effect of Intoxicating the Male Parent, American Naturalist, 47) sind mit großem Interesse zu begrüßen. Stockard beobachtete Alkoholwirkungen bei Säugetieren (Meerschweinchen).

Um die Zerstörungen, die der Alkohol an Verdauungstrakt und -drüsen anrichtet, tunlichst auszuschalten, wurde Alkoholdampfinhalation angewendet. Der Effekt war ein völlig „natürlicher", das heißt, die Tierchen wurden schnell völlig berauscht. Sie ertrugen diese Art der Behandlung verhältnismäßig gut und zeigten, äußerlich betrachtet, wenig Abnahme ihrer Vitalität.

Schon von vornherein ergeben sich nun große Schwierigkeiten, wenn wir das Tierexperiment und die Erfahrungen am Menschen in Parallele zu bringen versuchen. Als Maximaldosis gab Stockard sechsmal wöchentlich pro Tag eine zur völligen Berauschung ausreichende Alkoholmenge. Selbst wenn dieses Verfahren drei Jahre lang fortgesetzt war — drei Jahre Meerschweinchenleben dürften einem ziemlich langen Menschenleben entsprechen —, waren keine wesentlichen Schädigungen der tierischen Körpergewebe, und, was noch wichtiger ist, der Keimdrüsen, festzustellen. Niemand wird jedoch die pathologischen Wirkungen des Alkohols auf die menschlichen Gewebe leugnen wollen; obenan steht ja die allbekannte typische Alkoholschädigung unsrer größten Körperdrüse, der Leber (Lebercirrhose), auch Magen, Nieren, Blutgefäßwände sind ja nur allzuoft in Mitleidenschaft gezogen. Fraglos festzustehen scheint beim Menschen auch eine enge Beziehung zwischen Alkoholaufnahme und Keimdrüsen, vor allem den männlichen; im Hodengewebe und in der Spermaflüssigkeit kann man kurz nach der Intoxikation einen hohen Alkoholprozentsatz nachweisen, der sich zu demjenigen des Blutes wie 2 : 3 verhält. Die Keimdrüsen und ihre Produkte scheinen schwer geschädigt. So schienen zum Beispiel Bertholets Untersuchungen darzutun, daß von 75 jungverstorbenen Alkoholikern 37, das ist etwa 50 Prozent, atrophisches (geschwächtes, in Rückbildung begriffenes) Keimdrüsengewebe und lebensunfähige Samenfäden hatten. Letzteres war ganz zweifellos in 24 Fällen (etwa 33 Prozent) der Fall; hier muß dann völlige Sterilität vorgelegen haben.

Mit Recht macht Stockard darauf aufmerksam, daß derartigen Statistiken keinesfalls gesetzartige Tragweite beigemessen werden kann. Schon die Bezeichnung proles — der Kinderreiche — für den notorisch alkoholisierten vierten Stand besagt genug. Soweit sich bisher überblicken läßt, ist einmal das Untersuchungsmaterial noch nicht entfernt ausreichend; des weiteren ist immer noch an eine auf andrer als alkoholischer Basis beruhende Schädigung der Sexualorgane in den letzten Lebensjahren zu denken. Die rein medizinische Seite unsres Problems müssen wir hier natürlich aus dem Spiel lassen, uns interessiert vor allem der biologische Vergleichsversuch, der ja, wie gesagt, ein negatives Resultat ergab insofern, als der tagtägliche Rausch während dreier Lebensjahre der Meerschweinchen die Keimdrüsen nicht spezifisch geschädigt hat. Vielleicht entsprach allerdings die alkoholische „Leistung" der Tiere noch immer nicht derjenigen des extremen menschlichen Potators; soweit ich sehe, fehlt bei Stockard noch das Kontrollexperiment, bei dem die Tiere durch langsam steigende Alkoholisierung schließlich getötet wurden und so vielleicht eine bessere Imitation des menschlichen Säufertums geschaffen worden wäre.

Anders steht es mit der Alkoholschädi-



Kultur der Gegenwart



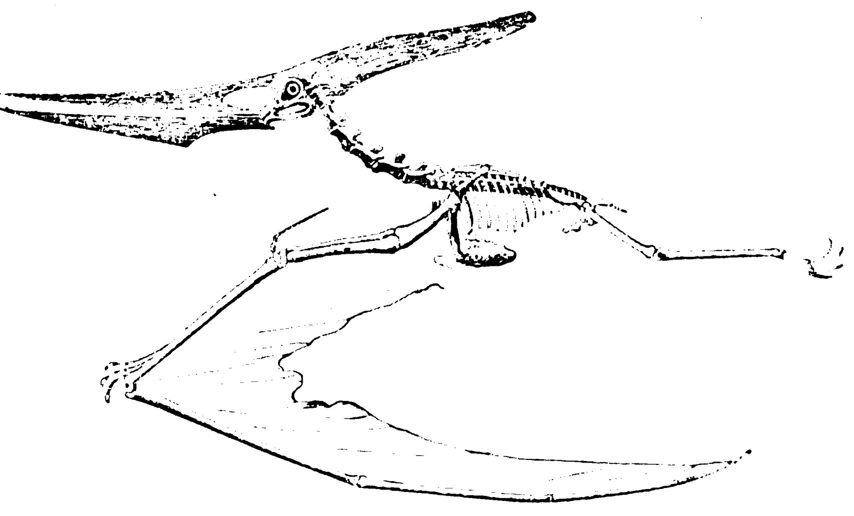
gung des Nachwuchses; hier stimmen beide Beobachtungsreihen recht wohl überein. Das „Säuferkind“ ist ja eine bekannte traurige Figur in unsern Kinderspitälern. Statistiken, wie sie Lippich und Sullivan mitteilen (ersterer will in 97 Fällen nur 12 bis 15 Prozent einigermaßen gesunde Trinkerkinder gefunden haben), mögen etwas zu schwarz malen, aber die Tatsache, daß der Nachwuchs des Potators geringere Chancen als das normal erzeugte Kind hat, steht absolut fest. Auch die alkoholisierten Tiere hatten Nachwuchs von durchaus inferiorer Qualität, sei es, daß beide Eltern oder nur der eine Teil zu „Trinkern“ gemacht worden waren. Bei alkoholisiertem Vater und normaler Mutter starben (oder wurden totgeboren) fast 40 Prozent aller Jungen; die übrigen waren klein, erregbar (excitable, ins Menschliche übertragen: „nervös“) und sehr wenig widerstandsfähig. War die Mutter oder beide Eltern alkoholisiert, so waren die Resultate noch ungünstiger. Besonders ersterer Punkt gibt zu denken. Endlich waren auch die Nachkommen dieser Trinkerkinder, die Enkel der ursprünglich vergifteten Tiere, durchaus minderwertig, wenn man kein frisches Blut zuführte, sondern die Trinkerkinder untereinander paarte. Das Zitat von den Vätersünden erübrigt sich; die Wissenschaft redet eine eindringliche und durchaus nicht mißzuverstehende Sprache.

*

Noch einige Worte zum Problem der **Naturflugzeuge**. Wie oft liest und hört man die Behauptung, daß kommende Jahrhunderte, vielleicht schon Jahrzehnte, die Flugzeuge unsrer Tage als veraltete Erstlingsversuche belächeln würden! Die Frage, ob auch unsre Lehrmeisterin im Flugwesen verfehlte Flugexperimente machte, ob das „Tagebuch der Erde“, das zu studieren die Paläontologie beflissen ist, uns auch Flugorganismen veralteter Konstruktion enthüllt, ist bisher weniger beachtet worden.

Neue Untersuchungen des amerikanischen Paläontologen Eaton vermitteln uns genaue Kenntnisse über ein Flugtier, das wir zwar einerseits als veralteten Organismentyp, anderseits aber als das vielleicht vollkommenste Werkzeug des aviatischen Flugprinzips bezeichnen müssen. Es war das **größte** Flugtier, das bisher aus vergangenen Zeiten oder der gegenwärtigen Epoche bekannt wurde; technisch betrachtet also dasjenige Naturflugzeug, das den schwersten Motor und die meisten Passagiere (das heißt eben den größten Flugtierkörper) befördern konnte. Nach der Konstruktion seiner Flugwerkzeuge zu urteilen, muß es Fluggeschwindigkeiten und Flugausdauern erreicht haben, die unsre heutigen Meisterflieger kaum zu leisten imstande sein dürften. Es handelt sich um den **Flugsaurier** Pteranodon der oberen Kreide, der dem von Scheffel besungenen Pterodaktylus nicht allzu fern stand.

Wie fast alle Flugorganismen war er ein Ruderflieger (kein Gleitflieger wie



Pteranodon, das größte bisher bekannte Flugtier. Nach Eaton-Abel



Kultur der Gegenwart



unsre Aeroplane). Aber er flog nicht nach Vogel- und auch nicht nach Fledermausart. Seine riesigen Schwingen — er klafterte an sieben Meter, übertraf also Kondor, Fregattvogel und Albatros erheblich — waren schmale, spitze, im Umriß möwen- oder schwalbenflügelähnliche Häute, die vorn von einem einzigen knöchernen Spannstab gehalten wurden. Der Spannstab bestand aus den Knochen des Arms, den verschmolzenen Mittelhandknochen und in der Hauptsache dem ganz enorm verlängerten und verstärkten kleinen Finger. Dieses „Kleinfingerflugprinzip" scheint also, so bizarr es klingen mag, das trefflichste aller Zeiten gewesen zu sein. Sonst hatte der riesige Flugsaurier schon viele Finessen des heutigen Vogelkörpers, den starren Rippenkorb, die lufthohlen Knochen, das gekielte Brustbein, ohne daß er dadurch natürlich als direkter Vorfahre der Vögel charakterisiert würde. Wahrscheinlich schwebte er nach Art einer riesigen, wahrhaft unheimlichen Raubmöwe über dem Kreidemeer. Sein mächtiger, aber leichtgebauter Kopf hatte einen zahnlosen Marabuschnabel, mit dem er im Stoßgriff Fische erbeutet haben dürfte. Im Flug mag der starke Schnabel nicht leicht zu tragen gewesen sein; ein mächtiger Helmfortsatz am Hinterhaupt hilft den Kopf auf dem Halsende in Balance halten.

Die Flugsaurier stellen neben den riesigen Meer- und Landsauriern ihrer Epoche die höchste Blüte des Reptilienstammes dar; die kolossalen Pteranodonten fallen bezeichnenderweise schon in die Dekadenzzeit dieses Stammes, in die spätere Kreideepoche. Sie dürften jenen vorläufig noch nicht ganz aufgeklärten Ursachen zum Opfer gefallen sein, die ihren Klassengenossen, den Dinosauriern, den Delphin- oder Fischechsen und andern den Untergang bereiteten; keinesfalls war eine Unvollkommenheit, eine heute „überwundene" Konstruktion der Flugwerkzeuge der Grund ihres Unterganges.

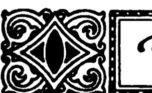
Die Natur hat, bevor sie die großen Flugsaurier schuf, schon jenes Flugprinzip, gewissermaßen erst probeweise, eingeführt, das die heutigen Meisterflieger charakterisiert: das Prinzip des Federfächers. Der berühmte Urvogel Archäopteryx, welcher der der Kreideepoche vorangehenden Jurazeit angehört, mag uns einen Begriff davon geben, wie sich der Vogelflügel aus dem Arm des Reptils entwickelte. Die Archäopteryx kommt jedoch als Freiflugzeug noch kaum in Betracht; sie dürfte bloß Fallschirmflieger, höchstens sehr ungeschickter Flatterflieger gewesen sein, denn ihre Vordergliedmaße war noch ein echter, mit Krallenfingern endender Eidechsenarm, der an der Außenkante jene Reihe spezifisch angeordneter großer Federn trug, die sich bei ihren Nachkommen direkter (oder, wie ganz neuerdings behauptet wird, nur vetterlicher) Deszendenz, den Vögeln, zum echten Flügel entwickeln sollte. Die Archäopteryx ist, wenn wir so wollen, ein veraltetes, ein überholtes Flugzeugmodell, ein erster Vorversuch der Natur in der richtigen Konstruktionsrichtung.

Viel später hat dann die Natur das Prinzip des Flughautfluges wieder aufgenommen, und zwar bei den Fledermäusen; doch wurde nicht wieder der eine einzige knöcherne Vorderspannstab („Kleinfingerflug"), sondern eine mit mehreren verlängerten Fingern gespreizte Flughaut ausgebildet, die, ähnlich wie der schwimmhäutige Entenfuß ins Wasser, in oder auf die Luft greift und einen mehr oder minder plumpen, flatternd hüpfenden Ruderflug ermöglicht. Ob dieses Fledermausprinzip noch weiter vervollkommnungsfähig oder bestimmt ist, dereinst völlig ausgemerzt zu werden, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls reicht es in seiner Effektleistung, was Massenhebung (Größe des Flugtierkörpers), Geschwindigkeit und Flugausdauer anlangt, nicht entfernt an den Federfächerflug der heutigen Flugmeister oder an den Kleinfingerflug der ausgestorbenen riesigen Flugsaurier heran. Eine zeitlich-geradlinig fortschreitende Vervollkommnung des Flugprinzips ist in der Natur nicht deutlich wahrzunehmen; wir haben kaum Ursache, die uralten Flugmaschinen zu belächeln, deren „Motor" aus unbekannten Ursachen versagte.

Dr. **Wilhelm Berndt**



Kultur der Gegenwart



Technik



Transmission ... Pardon, gnädige Frau, Sie brauchen, weil Sie dieses Wort lesen, nicht gleich das Kapitel Technik zu überschlagen. Erstens steht es der modernen Dame sehr wohl an, wenn sie von der Technik, auf der sich unser ganzes Kulturleben aufbaut, den von der Töchterschule mitgebrachten Kenntnissen gelegentlich etwas hinzufügt, und zweitens ist die „Transmission" ein Kapitel der Technik, das die meisten deutschen Hausfrauen und solche, die es werden wollen, ziemlich häufig benutzen.

Ich möchte fast eine Wette eingehen, daß sich in jedem Haushalt, wo „Über Land und Meer" hinkommt, auch eine Transmissionsanlage befindet, und daß es die Hüterin des Hauses ist, der diese Anlage unterstellt ist. Oder besitzen Sie keine Nähmaschine?

Eine Nähmaschine ist nicht nur ein fast unentbehrliches Instrument des Haushaltes, es eignet sich auch sehr gut als Objekt zu einer kleinen Plauderei über technische Dinge, ganz besonders aber über das Kapitel Transmission. Ich will nicht den Versuch unternehmen, mit wohlgesetzten Worten zu erklären, was eine Transmission ist. Das würde ein ziemlich schwieriger Schachtelsatz werden, ähnlich wie die berühmte und berüchtigte Antwort des Reichsgerichts auf die Frage: was ist eine Eisenbahn? Wenn der zierliche Fuß der holden Gattin die Nähmaschine „tritt", so dreht sie damit zunächst ein großes gerilltes Rad, das seitlich am Fußgestell gelagert ist, und oben an der Maschine befindet sich ein kleineres Rad, ebenfalls mit einer Rille, und über beide Räder läuft eine Lederschnur. Diese Schnur überträgt die Kraft des Fußes auf die Maschine, sie überträgt die Bewegung. Der Techniker nennt diese „Transmission" einen Seiltrieb. Die erfahrenen Leserinnen werden wohl schon bemerkt haben, daß bei einer neuen Maschine nach gewisser Zeit die Lederschnur zu rutschen beginnt. Sie dehnt sich, wenn sie neu war, und dann muß sie verkürzt werden. Aber nicht zu stark. Wenn man in temperamentvoller Anwandlung nach dem Prinzip, viel hilft viel, eine zu kurze Schnur über die Räder würgt, dann geht die Maschine viel schwerer, und der Kraftverlust, der nun entsteht, äußert sich in einer raschen Abnutzung der Lager, in denen die Räder laufen, sie werden „klapprig", der Gang der Maschine laut und rasselnd. Bei der Nähmaschine liegt vom technischen Standpunkt aus der Fall besonders ungünstig, weil sich die Räder beinahe senkrecht übereinander befinden. Der Ingenieur sucht das bei großen Transmissionen stets zu vermeiden. Die hängende Lederschnur oder das hängende Seil hat nämlich das Bestreben, durch die eigne Schwere an der unteren Seite des unteren Rades abzugleiten; liegen die Räder nebeneinander, dann sorgt die Schwere des Seiles für eine gewisse Reibung in den Rillen, es findet ein selbsttätiges Anpressen statt.

Bei Übertragung größerer Kräfte reicht ein Seil natürlich nicht aus, dann müssen mehrere genommen werden, und in der Industrie kann man häufig Transmissionen bei großen Maschinen sehen, bei denen zehn und mehr Seile dicht nebeneinander laufen.

Aber statt der Seile kann man auch breite Riemen nehmen, schwerere Nähmaschinen für Handwerksbetriebe, zum Beispiel für Ledernähen und dergleichen, haben häufiger derartige Riementriebe. Wieviel Kopfzerbrechen diese Riemen den Technikern schon gemacht haben, ahnt der Laie gar nicht. Die Herstellung dieser Riemen ist eine ganz besondere Kunst. Wer da glaubt, man brauche nur aus einem beliebigen Leder einen entsprechend breiten Streifen zu schneiden, der irrt gewaltig. Das allerbeste Leder, und zwar nur ganz bestimmte Stücke aus ihm, sind für Riementriebe gerade gut genug. Das Leder muß das Bespritzen mit Öl vertragen, es darf sich nicht einseitig dehnen, weil es sonst von den Scheiben herunterläuft, es darf unter dem Einfluß der Feuchtigkeit nicht quellen und soll sich im Gebrauch nur ganz, ganz wenig dehnen. Außerdem soll es auch geschmeidig sein, damit es sich weich und leicht um die runde

Scheibe legt. Sind die anzutreibenden Räder dicht benachbart, so kann man auch sogenannte „Reibungsräder“ zur Kraftübertragung anwenden. Die Nähmaschine bietet hierfür ein gutes Beispiel. Das kleine Rädchen, das die Spulvorrichtung antreibt und, gewöhnlich mit Gummi überzogen, gegen das rechte Handrad gepreßt wird, wenn man spulen will, ist ein solches „Reibrad“. In der großen Technik draußen hat man früher solche Reibräder häufig verwendet, auch bei Automobilen hat man sie benutzt. Sie bieten manche Vorteile, verzehren aber verhältnismäßig viel Kraft und sind daher in den letzten Jahren mehr und mehr verschwunden.

Eine Eigenschaft haben nun alle derartigen Antriebe, die je nachdem bald als Vorteil, bald als Nachteil anzusehen ist: sie können gleiten. Wenn eine zarte Damenhand gar zu dicke oder feste Stoffe unter die Nähmaschine legt und nun mit dem Fuß energisch antritt, dann dreht sich wohl das untere Rad, aber auf dem oberen Rädchen gleitet die Schnur. Eine Selbsthilfe des Mechanismus. Versucht man mit der Hand das obere Rad gewaltsam zu drehen, so bricht die Nadel oder irgendein andrer Teil. Diese Elastizität, dieses Gleitvermögen ist in diesem Falle ein Vorteil. In andern Fällen kommt es aber darauf an, daß das angetriebene Rad dem treibenden unter allen Umständen stets genau folgt, daß jede kleine Drehung des ersteren von dem andern genau und unbedingt mitgemacht wird. In diesem Falle sind Riemen und Seiltransmissionen unbrauchbar. Da hilft bei naher Nachbarschaft der Räder nur das Zahnrad, oder bei größerer Entfernung nur die Kette. Die erstere Art der Übertragung hat man auch bei vielen Nähmaschinen, wenn auch der Mechanismus in der Regel verdeckt liegt. So ein Zahnrad sieht auf den ersten Blick recht einfach aus, aber ich kann dir versichern, lieber Leser, du würdest staunen, wenn du wüßtest, wieviel Wissenschaft und praktische Erfahrung dazu gehört, um ein wirklich gutes Zahnrad herzustellen.

Von einem guten Zahnrad verlangt man nicht nur, daß es unbedingt sicher arbeitet, daß niemals Zähne ausbrechen, was sehr gutes Material und richtige Berechnung der Stärke voraussetzt; die Zähne sollen auch ganz exakt ineinandergreifen, erstens weil sonst sehr bedeutende Reibung entsteht, und Reibung bedeutet in diesem Falle weiter nichts wie Kraftverlust, dann aber, weil man von einem guten Trieb heute auch Geräuschlosigkeit verlangt, und je besser und genauer die Räder gearbeitet sind, desto lautloser arbeiten sie auf die Dauer. Räder zu bauen, die anfangs gut laufen, ist nicht so schwierig, die Güte eines Zahntriebes zeigt sich erst nach Monaten des täglichen Gebrauchs; das gute Zahnrad ändert seine Zahnform fast gar nicht, das schlechte ändert sie sehr bedeutend und klappert dann. Die Maschinen, die zur Herstellung so genauer Räder notwendig sind, kosten recht viel Geld, und deshalb verzichten die meisten größeren Fabriken in weiser Beschränkung heute darauf, sich die Räder selbst herzustellen, man überläßt das einer hochentwickelten Spezialindustrie, die sich besonders darauf eingerichtet hat. — Stehen die Räder, die sich gegenseitig treiben sollen, in einiger Entfernung, so muß die schon erwähnte Kette als Übertragungsmittel einspringen. In verhältnismäßig einfacher Form kann man sie an jedem Fahrrad beobachten, jeder Radfahrer kennt aber auch ihre Schwächen. Bei der großen Bedeutung, die solche Übertragungsmechanismen für den tadellosen und zuverlässigen Gang vieler wichtigen Maschinen haben, ist in den letzten Jahren an ihrer Verbesserung sehr eifrig gearbeitet worden, und unter Zuhilfenahme des Rüstzeuges der Wissenschaft sind Kettenformen geschaffen worden, die bei hoher Zuverlässigkeit und Sicherheit sehr leise laufen und eine denkbar kleine Abnützung zeigen. Man nennt sie direkt „geräuschlose Zahnketten“. An der Nähmaschine haben sie freilich noch keinen Eingang gefunden, aber wenn die verehrte Leserin vielleicht einmal Gelegenheit hat, einen modernen Automobilmotor im zerlegten Zustand zu betrachten, so kann sie eine derartige Kette sehen, der die Aufgabe zufällt, die Ven-



Kultur der Gegenwart



tilwelle zu drehen, was mit großer Geschwindigkeit und peinlicher Genauigkeit geschehen muß. Würde dieser Antrieb versagen, der Motor stände rettungslos still.

Die Bedeutung der Transmission ist eben sehr groß; man könnte das bekannte Wort umbilden und sagen: Alle Räder stehen still, wenn die Transmission nicht will. Das muß die Dame an der Nähmaschine erfahren, das haben manche Automobilisten, Tausende Ingenieure erkennen müssen, das hat auch manchem braven Flieger schon das Leben gekostet.

Und weil diese Dinge trotz ihrer scheinbaren Kleinigkeit so unerläßlich für einen guten Erfolg sind, ist es wohl zu verstehen, daß hervorragende Köpfe jahraus, jahrein an ihrer Vervollkommnung arbeiten, und der Chronist tut nur seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wenn er nicht nur auf das sensationelle Große, sondern auch auf diese vielleicht langweilige, aber wichtige Kleinarbeit hinweist.

Siegfried Hartmann

Gesundheitspflege

Haben wir das letztemal die Wirkung der modernen Angriffsmittel des Krebses, die Sprühregen der kleinsten Radiumbomben, die unsichtbaren Splitterpfeilchen des rettenden Lichtgottes Apoll, einer genaueren Betrachtung unterzogen, so soll heute einmal ein Blick gewagt werden in das innere Gefüge des Krebsgewebes. Es hat unsäglich vieler bewaffneter Augen bedurft, ehe einigermaßen Licht drang in das Gefüge der bösartigen Geschwülste, so daß man endlich so etwas wie Gesetzmäßigkeiten in das Chaos der Wucherungen der vielgestaltigen Zellen bringen konnte. Der große Fackelträger war hier allen voran Rudolf Virchow, der zuerst ein Prinzip in Händen hielt, nach dem die anscheinend regellosen Strukturen der Geschwülste (Tumoren) in Klassen eingeteilt werden konnten. Nach ihm haben für das Gefüge namentlich des Krebses Waldeyer und Thiersch unsre Erkenntnis mächtig gefördert. Alles stammt von Zellen, auch die krankhaften Erscheinungen inklusive den Entzündungen und Geschwülsten sind Zellangelegenheiten, das war der Zentralgedanke Virchows, und er ist bis heute unerschüttert, wenn auch durch Koch die Ursächlichkeit dieser Dinge gleichsam noch um einen Schützengraben weiter hinaus ins Feld der Ewigkeit geschoben ist. Virchow sah und inspizierte das Bewegte, Koch das Bewegende. Denn die Zelle, die sich im Körper normalerweise plastisch, nach dem Plane der Organidee gruppiert, folgt einem Reiz, gleichsam der Infektion durch die zeugende Befruchtung; die Neubildungen im späteren Leben folgen einem sehr ähnlichen Vorgang, dem einer Reizung und Infektion durch Zellwesen, die vielleicht sogar bei den Geschwülsten von außen her in den Organismus hineingetragen werden. Diese Frage ist noch unerledigt: wir kennen die Ursachen des Krebses nicht, aber wir haben gesehen in früheren Abhandlungen, daß es nicht anders denkbar ist, als daß beim Krebs die Grundstockzellen des Leibes einen Anstoß erfahren, der sie im Sinne einer krankhaften Zeugung affiziert, so daß die Zellen beginnen, sich auf den Marsch zu einer Art parasitischen, aufgepfropften Embryos zu machen, freilich ohne irgendeine typische, figürliche Form dabei zu erreichen, weil ihm kein rhythmischer, ideenfolgender Plan zugrunde liegt, sondern weil Zufall an der Oberfläche dem Fortwuchern in der Tiefe völlig parallel geht. Nun ist es wohl kaum denkbar, daß die so sehr zahlreichen Formen des Krebses sämtlich dieselbe Ursache haben, und darum ist es wohl auch niemals denkbar, daß alle Krebse mit demselben Mittel behandelt und geheilt werden müssen. Es ist hier ähnlich wie bei der Seekrankheit, die, im Effekt gleich, dennoch ein Dutzend bei verschiedenen Leuten verschiedene Ursachen haben kann. Es gibt relativ sehr gutartige Krebse, die Dutzende von Jahren bestehen, ohne den Träger schwer zu gefährden, und trotzdem weist ihr mikroskopisches Bild echte Krebsstruktur auf. Es gibt anderseits Krebse von solcher Bösartigkeit, daß auch die gleich anfänglich gemachten Radikaloperationen keine



Kultur der Gegenwart



Rettung bringen können. Es gibt echte Krebse, die ständig rein örtliche Leiden bleiben und niemals den übrigen Körper attackieren, und es gibt Krebse, die von Anfang an gleich den ganzen Leib übersät haben, also eigentlich von Beginn an nicht örtliche, sondern Allgemeinleiden darstellen. Die ersteren, leider die gutartigen, sind es, bei denen der Mechanismus der Heilkunde, das Messer, das Feuer, die Bestrahlung, die Ätzung ihre leider oft laut gepriesenen Triumphe feiert, während bei jenen extrem bösartigen und weit ausgesäten bislang kein einigermaßen zuverlässiger Weg zur Heilung besteht. Leider kann nicht einmal die mikroskopische Diagnose mit Sicherheit einem Krebsgewebe ansehen, ob die Geschwulst bösartig ist oder nicht. Die Bösartigkeit oder die relative Gutartigkeit ist leider eine allein durch Verlauf des Falles zu beurteilende Angelegenheit, also Sache der klinischen, nicht der anatomischen mikroskopischen Diagnose. Aber stets zeigt das mikroskopische Bild gewisse Regelmäßigkeiten, die den Forscher zwingen, die Allgemeindiagnose Krebs zu stellen. Wie sieht nun solch ein Krebsgewebe unter dem Mikroskop aus?

Wie der gesamte Leib und jedes seiner Organe gleichsam in seinen Weichteilen aufgehängt erscheint in ein vielmaschiges System von Faserzügen, so hängen auch seine pathologischen Produkte in einem Fasernetz von leimhaltigem, fibrigem, fibrösem und elastischem streifigem Filz, in dessen Lücken dort die harmonisch funktionierenden Organzellen, hier beim Krebs die krankhaft wuchernden Zellen eingefügt, eingequetscht, geradezu eingestopft wie in einem regellosen System von wulstartigen Labyrinthen erscheinen. Nur daß sie nicht passiv hineingepreßt werden, sondern sich selbst durch Wucherung zwischen die Faserbalken und Faserlücken hinein entwickeln. Den Menschenkörper stützt und trägt das Knochenskelett, seine Weichteile und Organe sind wiederum getragen von einem mit den Knochen verbundenen Maschennetz von Faserzügen, in dessen Lücken eben die Organe und ihre innersten Zellgruppen hängen wie das goldene Fleisch der Apfelsine in den künstlerisch schönen Faserarkaden ihrer weißen Scheidewände. Man könnte ebensogut von einem Faserskelett wie von einem Knochenskelett des menschlichen Leibes sprechen. Die Kenntnis dieses Faszienskelettes ist die Kenntnis der Organanordnung, die Kenntnis der Gefäß- und Nervenverläufe, die Kenntnis der Eiterstraßen, der Entzündungen, ja der Bahnen des Fortkriechens der Bakterien und der Geschwulstzellen. Leider ist es noch nie beschrieben in der Totalität dieses grandiosen Arkadenbaues, dieses labyrinthischen Gewebsschwammes. Aber es findet sich überall, so auch im Krebs. Denn der Grundstock des Krebses ist eben solch ein mit dem Grundgewebe eng verfilztes Maschennetz von verschmolzenen Fasern. Jeder Krebs enthält solch einen Schwamm von Filzgewebe, und in seinen hohläugigen Lücken befindet sich eben das, was den Krebs ausmacht: ein Zellmaterial völlig andrer Art, ein Zellbrei von unregelmäßigen, sonst im Körper zwar angedeuteten, aber niemals in so phantastischer Vielgestaltigkeit wuchernden kernetragenden Zellsäckchen, die alle von einem bestimmten System der Bausteine des Leibes abstammen, nämlich von den Deckzellen, wie sie jede Haut oder Schleimhaut als einen feinen organischen Trikotüberzug trägt. Das sind die sogenannten Epithelien (Bedeckungszellen), die bald zylindrisch, bald vierwinklig, bald sechseckig, bald plattförmig, bald keilförmig aufgerichtet in jedem mikroskopischen Bilde als Deckschicht der Schleimhäute, der Haut, der Magenhaut, der Darmhaut, des Lippenrotes, des Muttermundes, der Drüsengänge, der Luftrohre und so weiter zu sehen sind. Und zwar — und das bitte ich besonders zu beachten — normalerweise in einer völlig architektonischen, harmonischen Gleichgestaltung: sie stehen gleichsam in Reih und Glied und uniformiert, je nach der Schutztruppenart ihrer einhüllenden und deckenden Bestimmung. Fuß bei Fuß und Haupt an Haupt, Leib gegen Leib sind sie eingesenkt in den Boden ihres Standortes, der eben aus faserigem Stützgewebe besteht. Der Krebs ist die anarchische Revolution 'gegen die Harmonie dieser gegenseitigen Ordnung von Deckzellen gegen das



Kultur der Gegenwart

stützende, faserige Grundgewebe. Es ist, als wenn hier an einer solchen zunächst winzig kleinen Partie ein Fortfall der harmonischen Regulation von Deckzellenwachstum und Stützfasernbeschränkung eingetreten ist, als wenn eine Hemmung durchbrochen ist, die jedes Gewebe zwingt, sich dem Nachbar und dem Ganzen zur Aufrechterhaltung der Ordnung fein säuberlich einzufügen. Hier beim Krebs kommt über die Deckzellen etwas wie ein Wachstumstaumel, ein Produktionsrausch, ein furibunder Entwicklungstrieb, der die Schranken der von dem Grundfasergewebe gezogenen Grenzen durchbricht. Eine Völkerwanderung befruchteter Zellmütter bricht hordengleich in den Boden des Gewebes ein. Dieses wehrt sich und wuchert nun auch seinerseits und sucht mit tausendfältigen Armen die einzelnen Ströme der vordringenden Deckzellen abzudämmen, zu umfassen, einzuschnüren und zu umzingeln. Dazu bedarf es selbst der regellosesten Gegenwucherung, und so kommt es, daß der Krebs mikroskopisch aussieht wie ein Kampf zwischen Deckzellen und festen Faserzellen, die beide von Urbeginn der Lebensentwicklung zwei ganz verschiedenen Ahnen entstammen und schon von den ersten Tagen des Mutterleibes an in einem gewissen Rivalismus stehen. Ihre gegenseitige Unterordnung bildet den Zellstaat, den harmonischen Leib, ihr Kampf bedeutet die Anarchie der Zellen: die Geschwulst!

Und nun das Wunderbarste:

Der Krebs wiederholt unter allen Umständen das Bild eines organischen Gebildes, er ist eine Variation über den Typus einer Drüse ohne Ausführungsgang, er ist ein Versuch der Neuerzeugung eines drüsigen Individuums an jeder Stelle, wo es überhaupt Drüsenzelldeckepithel gibt. Alle übrigen Geschwülste erzeugen Gebilde von eindeutigem Zelltypus (Muskel-, Nerven-, Fett-, Knochen-, Bindegewebszellen), aber hier im Krebs wird ein Organ nachgebildet auf krankhaftem Wege, neu aufgepfropft, hier ist Wucherung und Zeugung eng verknüpft; das ist keine Steigerung von Zellbildungen allein, hier ist Neubildung, Umbildung, Nachäffung, Paraphrasierung von Schöpfungsgedanken — das ist es, was den Krebs so mystisch macht.

In einem nächsten Aufsatz wollen wir uns mit den Gefahren des Krebses, seiner Weiterverbreitung und seiner Attackierbarkeit durch Messer, Feuer oder Medikamente beschäftigen.

Professor Dr. Karl Ludwig Schleich



Frauenrundschau

Die Frau in der Chemie

Es wäre wahrlich nicht erstaunlich, wenn Frauen in ihrem beruflichen Entwicklungsgang hinter den männlichen Kollegen zurückblieben. Denn überall da, wo der Mann freie Bahn findet, werden heute noch der Frau die überflüssigsten und lähmendsten Schwierigkeiten bereitet. Schon von Kindheit an wirkt der Einfluß der nächsten Umgebung auf beide in ganz entgegengesetzter Art. Während man vom Sohn erwartet und fordert, daß die Berufsausbildung von ihm als die wichtigste Frage seines Lebens erfaßt und betrieben werde, stößt die Tochter, die die gleichen Absichten hat, zumeist auf Spott, Hohn und Widerstand jeder Art. Zumindest erging es so der Frau jener Generation, welche heute erwachsen und vollreif im Berufsleben steht.

Vor kurzem hat eine Dame in Berlin, Dr. Paula Blum, die erste Chemieschule für Damen eröffnet, die sie ihrem chemischen Laboratorium für Handel und Industrie angegliedert hat. Wieviel unbeugsame Entschlossenheit dazu nötig war, dieses Unternehmen zu verwirklichen, beweist uns der an schwierigen Etappen überreiche Entwicklungsweg dieser Frau. Nachdem sie mit dem Prädikat „Sehr gut" ihr Doktorexamen bestanden hatte, kam sie mit den besten Empfehlungen ihrer Universitätslehrer nach Berlin und versuchte hier in die Praxis zu kommen. Aber alle ihre Bemühungen, in einer Fabrik oder in einem Laboratorium angestellt zu werden, blieben erfolglos, denn man hatte noch keine Erfahrungen mit weiblichen Chemikerinnen und keinen rechten Mut zu diesem neuen Anfang. Die





Dame beschloß nun, Nahrungsmittelchemie zu studieren, und erwartete, gerade als Frau hier besonders günstige Chancen zu finden. Aber auch hier wurde ihr die Praxis verlegt. Denn sämtliche staatlich konzessionierten Institute wiesen sie ab, weil erst die höchste Instanz, der Minister des Innern, die Anstellung einer Dame genehmigen müsse. Erst als es ihr gelang, Professor Juckenack für ihre Bemühungen zu interessieren, fand sie in dem Untersuchungslaboratorium der Landwirtschaftskammer der Provinz Brandenburg Aufnahme und wurde probeweise für zwei Jahre als Volontärin aufgenommen, wobei man die Angst, die man vor diesem besonderen „Experiment" hatte (welches offenbar als eines der schwierigsten in der Chemie angesehen wurde), nicht verhehlte. Unter anderm fürchteten die Herren, daß die Apparate aus Glas in den Händen einer Dame schwer gefährdet sein würden! ... Auch ließ man sie nicht im unklaren darüber, daß sie, wenn die gesetzliche Lehrzeit vorüber sei, unter allen Umständen das Institut verlassen müsse, da man keine Damen im Untersuchungsamt haben wolle. Auch gedachte man — wahrscheinlich nach dem Grundsatz, daß besonders gefährliche Experimente in entsprechenden Isolierräumen vorgenommen werden müßten — der Dame ein Separatzimmer anzuweisen. Indessen gewöhnte man sich an das gefährliche Element, und die Fürsprache des leitenden Direktors bewirkte sogar, daß die Volontärin nach einigen Monaten Gehalt bekam und daß ihr nach Ablauf der Lehrzeit dennoch freigestellt wurde, zu bleiben. Dem rührigen und unternehmenden Geist der strebsamen Frau genügte das aber nicht. Inzwischen war auch der Bann, der bisher über den Frauen lag, die sich in der Chemie betätigen wollten, gebrochen, und Stellungen für sie wurden ausgeschrieben. Man hatte schon begonnen, die Tätigkeit der Frau in diesem Berufe zu schätzen, und gerade ihre größere manuelle Gewandtheit, ihr offener Sinn für die praktische Seite dieses Berufes, für alles das, was gerade besonders geschickter und dabei aufmerksamer Hantierung bedarf, konnte nicht verfehlen,

Frau Dr. Paula Blum in ihrem Laboratorium



Kultur der Gegenwart

seine Wirkung zu üben. Auch war man dahinter gekommen, daß die Anstellung des studierten Chemikers, der natürlich eine Stellung, die ihm pekuniär die Familiengründung ermöglicht, erstrebt und auf kleinem Posten nicht verharrt, sich bei der immer mehr zunehmenden Spezialisierung in allen Betrieben, besonders in Laboratorien von Fabriken, Sanatorien, Kliniken, Apotheken erübrigt, und daß der sogenannte Laborant oder die Laborantin — die nur einen Kursus der Chemie durchgemacht haben — für diese Stellungen zu allermeist genügen. Für einen Menschen, der ein jahrzehntelanges Studium hinter sich hat, dem ein Vermögen geopfert wurde, sind ja auch Stellungen mit 1200 und 3000 Mark Gehalt kein genügendes Äquivalent. Hingegen gibt sich eine Dame, die sich etwa ein Jahr lang vorbereitet hat, mit einem solchen Gehalt zufrieden, besonders da die Arbeitszeit mäßig und ihre soziale Stellung als Analytikerin eine sehr gute ist. Die außerordentlich geistig anregende Tätigkeit geht Hand in Hand mit einer eigentlich echt weiblichen, sauberen Hantierung, so daß die übermüdende und abstumpfende Wirkung, welche andre Berufe, zum Beispiel der der Stenotypistin, leicht mit sich bringen, hier fehlt. Das Bedürfnis nach weiblichen Chemikerinnen brachte Frau Dr. Blum auf die Idee, eine Chemieschule für Damen zu eröffnen und den dazu begabten Frauen den aussichtsreichen Beruf, nach dem die Nachfrage von Tag zu Tag steigt, zu erschließen. Sie hofft, daß ihre Chemieschule später einmal durch ein Kuratorium von wissenschaftlichen Herren, welche die Prüfung abnehmen, gestützt wird, und daß die tüchtigen Hilfskräfte, welche sie heranbildet, einen freieren Einzug in allen einschlägigen Betrieben finden werden. Außerdem beabsichtigt Frau Dr. Blum noch unentgeltliche Vorträge über die Küchenchemie zu halten, und daß gerade hier ein ungeheuer wichtiges, bisher sträf-



Phot. A. Matzdorff, Berlin

Frau Dr. Paula Blum mit ihren Schülerinnen



Kultur der Gegenwart

lich vernachlässigtes Gebiet für jede Frau, insbesondere für die Hausfrau liegt, werden sogar die Antifeministen nicht bestreiten. Überaus merkwürdig berührt die Fülle von sonderbaren Schwierigkeiten, die diesem Unternehmen bereitet werden. Die Chemieschule von Frau Dr. Blum ist staatlich konzessioniert, darf sich aber auf ihrem Prospekt nicht so nennen, wobei als Begründung die Tatsache angeführt wird, daß die Behörde nicht in jedem Augenblick die Kontrolle ausübe. Die ausgebildeten Chemikerinnen dürfen von der Lehrerin nicht „Chemikerinnen“ genannt werden, die Anstalt darf sich nicht als eine Schule für Chemikerinnen, sondern muß sich als „Chemieschule für Damen“ bezeichnen. Es scheint, daß gerade jene ministeriellen Mächte, welche sich seinerzeit mit soviel Feuereifer für den Nachweis der Virginität bei Feuerbestattungen eingesetzt haben und deren diesbezügliche Verordnungen erst durch den leidenschaftlichen Protest der Frauenwelt fielen — hier die vielen hemmenden Schwierigkeiten bereiten. Nicht einmal die Tatsache eines eventuellen Stellennachweises darf von der Leiterin der Schule in den Prospekten angekündigt werden, da sie sonst sofort als gewerbsmäßige Stellenvermittlerin behandelt würde. In gewissen Betrieben stehen der Anstellung der Frau als Chemikerin natürliche Schwierigkeiten gegenüber, zum Beispiel da, wo es sich um Fabriken handelt, die viele Arbeiter beschäftigen. Hier wird behauptet, daß auch bei Besetzung der Stelle des Chemikers die Autorität des Mannes notwendig sei. Aber gerade in Betrieben, die Arbeiterinnen beschäftigen, wird oft für die Chemiestellung eine Frau verlangt, die gleichzeitig eine Art Oberaufsicht über das Fabrikpersonal führt. Die Nachfrage ist sehr vielseitig. Es werden zum Beispiel Damen gesucht zur Mithilfe bei der wissenschaftlichen Erforschung technischer Probleme auf dem Gebiete der organischen Analyse und Synthese, ferner Spezialistinnen für Metallanalysen, für Nahrungsmitteluntersuchungen, nicht selten mit nebenamtlicher Teilbeschäftigung in der Betriebskontrolle, der Bezugs- und Absatzermittlung. Wenn auch die Anfangsbezüge geringe sind und zumeist mit einem Einkommen von 100 Mark monatlich beginnen, so eröffnet sich doch hier ein Beruf, der immerhin „seine Frau nährt“, leider gerade deshalb, weil sie wieder einmal bescheidener sein muß als der in gleicher Art vorgebildete Mann. Hingegen liegt in diesem Beruf die tröstliche Chance, daß er als eine ausgezeichnete Hilfe in der Ehe betrachtet werden kann, denn die ganze Art der Arbeit ermöglicht es der Frau sehr gut, sie beizubehalten, auch wenn sie sich verheiratet. Das grollend Hoffnungslose, das zum Beispiel durch die Zölibatsforderung über dem Beruf der Lehrerin oder der Staatsangestellten liegt, fehlt hier erfreulicherweise völlig. Und die Chemie als Arbeitsfeld für die Frau wird sicherlich so manche junge Ehe ermöglichen, die ohne diese Mithilfe nicht zustande gekommen wäre. Der Gatte einer Chemikerin wird übrigens die außerordentlich beruhigende Gewißheit haben, daß sie nach rationellen Grundsätzen zu kochen versteht. Frauenberufe, deren Vorbereitung große Opfer an Zeit und Geld erfordert haben und die im Augenblick der Eheschließung aufgegeben werden müssen, sind in nationalökonomischem Sinne ein Unding, denn sie bedeuten eine Versprengung an Energie, Kraft, Zeit und Geld. Um so mehr müssen wir jeden neuen Beruf begrüßen, der der Frau dieses unnatürliche Dilemma erspart, der ihr, wenn sie allein bleibt, eine Existenz garantiert und ihr außerdem noch die Möglichkeit erleichterter Eheschließung bietet.

Grete Meisel-Heß



Sport

Mit leichtem Herzen und mit vollen Händen schüttet Amerika sein Gold aus, wenn es irgendwo heißt, sportliches Tun zu fördern. Es hat ohne langes Federlesen einen Preis von einer Million Dollar ausgeworfen für einen im Anschluß an die Weltausstellung in San Franzisko 1915 ausgehenden Flug um die Welt. Ferne Länder und ferne Meere sollen in hundertzwanzig Tagen



überflogen werden, und was noch vor kurzem nichts weiter als das Objekt sportwissenschaftlicher Phantasie war, ist hier schon in die Form einer regelrechten Konkurrenz gegossen worden. Die Strecke beginnt mit Frisco als Startplatz, führt dann nach Osten auf Neuyork und geht mit einem kühnen Satz auf das Meer zu über den Atlantischen Ozean. Nach diesem „Katzensprung" wird auf den europäischen Kontinent ein Abstecher gemacht, soll in London, in Berlin und Petersburg gerastet und dann über Sibirien der ferne Osten, die Hauptstadt von Japan, aufgesucht werden. Dann nur noch ein kurzer Spritzer, und der Flieger, der wie die Dampfer, soll von Neuyork aus der Kontinent erreicht werden. Nach dem Aufstieg in Neuyork geht es in kurzem Flug nach der Insel Neufundland, von hier aus ist es nur rund 1500 Kilometer bis zur Südspitze von Grönland zum Kap Farewell. Nur genau 1320 Kilometer trennen dieses Kap von Reikjavik auf Island. Dann sind es noch 740 Kilometer bis zu den Faröerinseln nördlich von England, und fast zum Greifen nahe liegt das europäische Festland da. Was dann noch an Hindernissen zu bewältigen ist, hat nichts Menschenunmögliches an sich. Nur die Etappen über dem Meere könnten stutzig machen, wenn sie auch selbst von



Bonnier auf einem Aeroplan in Jerusalem

so weit gekommen, hat bald das Ziel in Frisco vor sich.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß diese Ausschreibung keinem spöttischen Lächeln begegnet, nicht als Großsprecherei aufgefaßt wurde. Gleichgültig, ob ein Flieger den Mut finden wird, sich auf das Weltmeer zu wagen, das Problem als solches ist ganz ernsthaft zu fassen. Vorausgesetzt, daß der Motor und die ganze Flugmaschine auf die Weltumsegelung hin einer dreifach sorgfältigen Durcharbeitung unterzogen werden, ist es Sache eines geschickten „Managements" und einer kühlen Beherztheit, den Plan durchzuführen. Ein Mann der Wissenschaft hat schon früher einmal den Weg vorgezeichnet, den ein Ozeanflieger sich wählen könnte. Nicht auf direktem Wege, deutschen Fliegern — was die Länge angeht — schon zurückgelegt worden sind. Allerdings hatten sie statt der rauschenden Meereswellen festes Land unter sich, und Wasser hat nach einem alten Spruch noch immer keine Balken.

Während die Neue Welt der Luftfahrt neue, unerforschte Wege zu bahnen sucht, haben noch so viele Stätten der alten Kulturwelt ein Flugzeug nicht einmal von Angesicht gesehen. Und es ist nicht verwunderlich, daß ein künstlicher Vogel, der jüngst an den heiligen Stätten von Jerusalem landete, wie ein Himmelswunder angestaunt wurde. Es war der erste Aeroplan, der hier niedergegangen war. Der französische Flieger Bonnier war der Lenker des Eindeckers, und als Fluggast begleitete ihn ein andrer Fran-



Kultur der Gegenwart



zose. Nicht weit von der deutschen Kolonie ging die Maschine nieder, die für den Weg Beirut—Jaffa—Jerusalem zwei Stunden und zehn Minuten gebraucht hatte. 20 000 Menschen wohnten dem Schauspiel bei, als am nächsten Morgen die Flieger wieder in die Höhe stiegen, um ihren Flug nach Port Said und Kairo fortzusetzen. Und wieder ging „ein Rauschen über die Gipfel der Maulbeerbäume", als sich der Aeroplan in die Lüfte erhob. Bald waren Bethlehem und Hebron hinter den Fliegern verschwunden, und noch vor Abend war Kairo erreicht. Bonnier ist einer der beiden Flieger, die den Versuch des Franzosen Deaucourt, nach Kairo zu fliegen, aufgenommen haben. Deaucourts Flug scheiterte, da seine Maschine im Taurus explodierte und in Stücke gerissen wurde. Eine Woche vor Bonnier, am Weihnachtsabend, ist der Rekordflieger Vedrines in Jaffa angekommen und dann nach Port Said und Kairo weitergeflogen. Arno Arndt

*

Im Sportpalast an der Potsdamer Straße hat nun vor kurzem zum siebentenmal der große Radwettkampf, das sogenannte „Sechstagerennen", stattgefunden, das unter Leitung des früheren Weltmeisterfahrers August Lehr 16 Paare am Start sah. Von deutschen Fahrern war dabei wieder so ziemlich alles vertreten, was bei den früheren Sechstagerennen eine Rolle gespielt hatte und auch von den Auslandsvertretern waren die Mehrzahl schon bekannte Erscheinungen. Während der ersten Tage sind auch diesmal eine Reihe neue Rekorde aufgestellt worden, doch sind anderseits bald auch eine Reihe Teilnehmer ausgeschieden, so daß schon am dritten Tage die Spitzengruppe nur noch neun Mannschaften zählte. An diesem Tage besuchte der Kronprinz den Sportpalast und stiftete mehrere Preise für ein Zehnrundenfahren. Gegen Ende des Rennens gingen die Tempi rasch zurück, dennoch wurden auch am fünften Tage noch ein paar neue Weltrekords aufgestellt.



Der Start zum VII. Berliner Sechstagerennen im Sportpalast

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.





YE 06310
277484
Arena
v.30:2
AP
30
A7
V.30:2
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

